This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D
1
A7
v.1
:40-78
[redacted]
[redacted]

Bibliothek
Franz Pettersche
Volks- und Schulbibliothek
No 254.

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Erster Jahrgang,

1810.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Erster Jahrgang,

1810.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
~~LOCKED~~ ~~STACKS~~
SEP 24 1973
D1
A7
v.1 40-78
1810

Inhalts-Anzeige des ersten Jahrgangs

des

Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Nummer 1. Große Thaten und die Historie. — Über die geographische Literatur, ihren gegenwärtigen Umfang, und ihre noch auszufüllenden Lücken. — Die Feldherrn alter und neuer Zeit.

Nr. 2. Über die geographische Literatur ꝛc. (Beschluß.) — Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landesleute zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit. Carl V. — Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Land und zur See, der alten, mittlern und neuern Zeit. a) Zeitraum der alten Geschichte. — Miscellen. Die Jugend der Großen. — Schmähschriften.

Nr. 3. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. (Fortsetzung.) — Über die Flüsse und Gebirge als natürliche Gränzen. — Miscellen. Solimann II.

Nr. 4 und 5. Über den poetischen Gebrauch des historischen Stoffes. — Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol. (Ballade.) — Über die Flüsse und Gebirge ꝛc. (Beschluß.) — Chronologische Übersicht ꝛc. b) Zeitraum des Mittelalters. (Fortsetzung.) — Miscellen. Seltsamkeiten. — Die Michaelisgänse, Bürgen des Sieges.

Nr. 6. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. (Fortsetzung.)

Nr. 7. Die Österreicher in Festungen. — Chronologische Übersicht ꝛc. c) Zeitraum der neueren Geschichte. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 8. Herzog Leopold vor Solothurn. (Ballade.) — Beyträge zur Kriegs-Casuistik.

Nr. 9. Über die Kriegsgefangenschaft. — Die Zeiten Augusts. — Über den Nahmen Napoleon.

Nr. 10 und 11. Schatten der Vorzeit. — Über den Genainge Wasendet, oder die Finanzen des türkischen Reichs. — Tagesneuigkeiten. — Miscellen.

Nr. 12 und 13. Die Zusammenkünfte hoher Häupter. — Beyträge zur Kriegs-Casuistik. (Fortsetzung) — Über den Genainge Wasendet ꝛc. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 14. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. (Fortsetzung.) — Übersicht der preußischen Monarchie, von ihrer Entstehung bis zum Frieden von Tilsit im Jahre 1807. — Jetziger Bestand der preußischen Monarchie. — Chronologische Übersicht ꝛc. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 15 und 16. Die Zusammenkünfte hoher Häupter. (Beschluß.) — Beyträge zur Kriegs-Casuistik. Die Parlementärs. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 17 und 18. Geschichte des Hauses Österreich, von Coxe. — Über den Zustand der Juden in den cultivirtesten Ländern Europens. — Friedrich Schlegels Vorlesungen. — Der österreichische Beobachter.

Nr. 19 und 20. Biographische Züge. Johann von Müller. — Beyträge zur Kriegs-Casuistik. (Fortsetzung.) — Chronologisches Verzeichniß der Land- und Seereisen. (Fortsetzung.)

Nr. 21 und 22. Biographische Züge. Johann von Müller. (Beschluß.) — Literarische Notizen. — Fors Geschichte des Hauses Stuart insonderheit Jacobs II. — D'Ivernois, Effets du blocus continental. — Miscellen. Etwas aus dem Hausreglement des brittischen Königs Heinrichs VIII.

Nr. 23 und 24. Schatten der Vorwelt. Caius Marius. Marbod. Attila. — Erklärung des Hofraths Freyherrn von Hormayr, über einige, gegen ihn gerichtete Ausfälle bayerscher Zeitungen.

Nr. 25 und 26. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. (Fortsetzung.) — Über die Ausführbarkeit einer englischen Expedition gegen Kronstadt und St. Petersburg. — Miscellen.

Nr. 27 und 28. Der Graf von Habsburg. (Ballade von Schiller.) — Zeitgeschichte. Historische Reflexionen über das große Ereigniß des Tages, die Vermählung Napoleons und Louisens. — Chronologisches Verzeichniß der Land- und Seereisen. (Fortsetzung.)

Nr. 29 und 30. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. (Fortsetzung.) — Miscellen. — Beylage zu Nr. 30. Kaunitzens Blick in die Zukunft.

Nr. 31 und 32. Biographische Züge. August Ludwig von Schlözer. — Zeitgeschichte. Finanzpatent vom 26. Febr. 1809 verglichen mit jenem vom 20. August 1806. — Miscellen.

Nr. 33 und 34. Kaiser Ferdinand II. (Legende von Caroline Pichler, gebornen von Greiner.) Biographische Züge. General John Moore. — Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. Der Städte Aufruhr in Castilien. — Miscellen.

Nr. 35. Carl V. — Der Städte Aufruhr in Castilien. (Fortsetzung.) — Was hat die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa verhindert? — Über die mimischen Tänze der Alten. — Miscellen.

Nr. 36 und 37. Zeitgeschichte. Die Zusammenkünfte hoher Häupter und die Wechselheirath zu Wien im July 1515. Beschreibung aller Vermählungs-Feyerlichkeiten im März 1810. — Chronologisches Verzeichniß der Land- und Seereisen. (Fortsetzung.)

Nr. 38 und 39. Biographische Züge. Heinrich Pestalozzi. — Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. Der Städte Aufruhr in Castilien. (Beschluß.) — Chronologische Übersicht ꝛc. (Fortsetzung.)

Nr. 40 und 41. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Maximilians I. Tagebuch über seinen Heerzug gegen Ungarn, nach dem Tode des Königs Mathias Hunniady Corvin 1490. — Tarragona. — Die geheiligten Thiere der neuern Zeit. — Auch ein Beytrag zur Titelsucht. — Livius als Friedensstifter und als Reliquie. — Süllly. — Miscellen.

Nr. 42 und 43. Schatten der Vorwelt. Ludwig XI. und Carl der Kühne. — Wie Carl vor Nancy umkam, und das Haus Burgund beschloß. — Statistische Notizen. — Miscellen.

Nr. 44 und 45. Schatten der Vorwelt. Der Bruder Claus von der Flüe. — Der Ostracismus gegen Thiere. — Literarische Notizen. Über die nach dem letzten Kriege aus Österreich ausgewanderten Schriftsteller. Blicke auf den Ton und die Haltung mehrerer Gelegenheitsschriften und neuesten Werke. — Stimmen des Auslandes über das österreichische Finanzpatent vom 26. Februar 1810. — Miscellen.

Nr. 46 und 47. Anecdoten aus Loudons Leben. — Was hat die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa befördert? — Über die Mittel sich unverbrennbar zu machen. — Miscellen. (Fortsetzung des geschätzten Journals: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat.)

Nr. 48 und 49. Über Montesquieu. (Aus Adam Müllers Elementen der Staatskunst.) — Erzherzog Carl und seine Grenadiers bey Stockach. — Don Carlos und die Prinzessinn Eboli. — Erasmus, Bekämpfer des Gespensterglaubens. — Ludwig XIV. über die deutsche Kaiserwürde. — Mannigfaltigkeiten. — Volksgesang u. Volksgeist.

Nr. 50 und 51. Historische Notizen von der Erziehung. — Die Ahnherrn Marien Louisens, Kaiserinn der Franzosen, Königinn von Italien, Erzherzoginn von Österreich. (Zu diesem Aufsatz gehören 20 genealogische Beylagen. Die erste, dieser Nummer beyliegende Tabelle, stellt die gemeinschaftliche Abkunft der Hauser Habsburg und Lothringen dar.) — Über die Zeit, in Bezug auf die Staatswissenschaft. — Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staat, und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht. — Über das Chaos, und die Art es darzustellen. — Actenstück zur Geschichte der Deportirung der königlich bayrischen Civilbeamten nach Ungarn. — Miscellen.

Nr. 52. Friedrich II. Historische Versuche durch Johannes Müller. (Über-

sicht der Staatsgeschichte Europens im Mittelalter. Die Zeiten der Anarchie.) — Pädagogische Reformatoren des 17ten Jahrhunderts. — Historische Notizen von der Erziehung. (Beschluß.) — Statistische Notizen. — Miscellen.

Nr. 53 und 54. Collins Rudolphiade. — Historische Versuche durch Johannes Müller. (Fortsetzung.) — Die Mnemonik. — Xaver Bettinelli. — Miscellen.

Nr. 55 und 56. Schatten der Vorwelt. Der Böhmenkönig Ottokar. — Aus Collins Rudolphiade. — Literarische Notizen. Über die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. — Miscellen.

Nr. 57 und 58. Aus Collins Rudolphiade. — Jean de Mascarenhas. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 59 und 60. Aus Collins Rudolphiade. — Jean de Mascarenhas. (Beschluß.) — Einige Worte zur Charakteristik der Zeitschriften und der Zeit.

Nr. 61 und 62. Aus Collins Rudolphiade. — Die Normannen. — Biographische Züge. Joseph Graf von Odonel. — Decret Sr. Excellenz des Oberstkämmerers, Rudolph Grafen von Wrbna, an den k. k. Herrn Hof-Statuar, dann Director der Akademie der bildenden Künste, Franz Edler von Zauner, über die Jos. Statue. — Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staate und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht. (Fortsetzung.) — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 63 — 65. Historische Versuche durch Johannes Müller. (Fortsetzung.) — Biographische Züge. Fourcroy. — Attila und die Azimunter. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Statistische Miscellen.

Nr. 66 und 67. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken. — Beytrag zur Geschichte der pohlnischen Constitution vom Jahre 1776. — Über die alten Kirchenschätze in Frankreich. — Wunsch zur Bereicherung der gothischen Sprachkunde aus Spanien. — Miscellen.

Nr. 68 und 69. Historische Versuche durch Johannes Müller. (Fortsetzung.) — Etwas über die Spuren unserer jüngst vernichteten Urwelt. — Biographische Züge. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 70 und 71. Historische Versuche durch Johannes Müller. Gemählde von Europa mit Anfang der neuern Geschichte. (Beschluß.) — Entdeckung amerikanischer Alterthümer. — Die Luftreise. — Die Ehen und Ehescheidungen französischer Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 72 und 73. Aus Collins Rudolphiade. — Schatten der Vorwelt. Johann von Luxemburg, König in Böhmen. — Sonderbare Gebräuche einiger Völker bey der Erbfolge. — Der Handel. — Miscellen.

Nr. 74 und 75. Bredow's historischer Frauenspiegel.

Nr. 76 — 78. Historischer Frauenspiegel. (Fortsetzung.) Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. — Joseph von Hammer. — Chronologische Übersicht ꝛc. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 79 und 80. Kremsmünster, (Legende von Caroline Pichler, geborne von Greiner.) — Über den Einfluß der Bevölkerung auf das Glück der Menschheit. — Literarische Notizen. Franz Kurz. — Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit, durch Johann von Müller. — Miscellen.

Nr. 81 und 82. Über Fox als Schriftsteller. — Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen? Eine Parallele. 1. Erfindungen der Deutschen. 2. Erfindungen der Engländer. — Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen ꝛc. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 83 und 84. Vorschläge zur Erleichterung und Erweiterung der inländischen Schifffahrt und des Handels in dem Erbkaiserthum Österreich. — Über Fox als Schriftsteller. (Beschluß.) — Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit. (Beschluß.)

Nr. 85 — 87. Rückerinnerung an österreichische Helden. Von J. W. Ridler. — Biographische Züge. Christoph Meiners. — Georg Friedrich Brandes. — Der alte und neue Kalender. — Don Carlos. — Miscellen.

Nr. 88 — 90. Aus Collins Rudolphiade. — Philipp II., König von Spanien. — Bonneval. — Biographische Züge. Johann Gottfried Seume. — Miscellen.

Nr. 91. Philipp II., König von Spanien. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 92. Rückerinnerung an österreichische Helden. Von J. W. Ridler. (Fortsetzung.)

Nr. 93 und 94. Züge der Sittengeschichte Frankreichs während der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. — Recht der Blutrache im 15ten Jahrhunderte. — Clement Marot. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 95 und 96. Über das geheime Haus- Hof- und Staats-Archiv in Wien.

Nr. 97 — 99. Über das geheime Haus- Hof- und Staats-Archiv in Wien. (Beschluß.) — Die eiserne Maske.

Nr. 100 und 101. Gustav III. in Italien. — Der Engländer erste Landung in Ireland. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 102 und 103. Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik. Von Joseph Rohrer. — Der Engländer erste Landung in Ireland. (Beschluß.) — Große Geister sind oft Propheten.

Nr. 104 und 105. Über die ersten Fortschritte der Literatur in England, bis zu Anfange des 14ten Jahrhunderts. — Über die Umschaffung der Geographie. — Der Römer Verkehr mit Indien. — Armenanstalten Italiens. — Miscellen.

Nr. 106 und 107. Schatten der Vorwelt. Czar Peter. Bruchstück einer Reise in die Marmaroscher Gespannschaft. Von Joseph Rohrer. — Biographische Züge. Lalande. — Miscellen.

Nr. 108 und 109. Holland. — Biographische Züge. Lalande. (Beschluß.)

Nr. 110 und 111. Die Smitmerisch-Löschnerische Sphragitodek in Wien. — Beyträge zur Geschichte der Reformation in Österreich. — Miscellen.

Nr. 112 und 113. Adelstolz der Alten. — Friedrich und Katt. — Die heiligen Berge. — Miscellen.

Nr. 114 und 115. Friedrich und Katt. (Fortsetzung.) — Über den Tod. — Miscellen.

Nr. 116 und 117. Carls V. Aufenthalt und Reisen. Nach dem Tagebuche seines Cabinets-Secretairs Vandenesse. — Zustand der Wissenschaften im Kloster St. Gallen, im 19ten Jahrhundert. (Probe aus Ildephons von Arx Geschichte des Cantons St. Gallen.) — Friedrich und Katt. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 118 und 119. Carls V. Itinerär, durch seinen Cabinets-Secretär Vandenesse. (Fortsetzung.) — Friedrich und Katt. (Beschluß.) — Die Hunde als Hülfstruppen.

Nr. 120 und 121. Über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. (Aus einer akademischen Rede, von Friedrich Jacobs.) — Bruchstück einer Reise in die Marmoroscher Gespannschaft. Von Joseph Rohrer. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 122 und 123. Carls V. Itinerär. (Fortsetzung.) — Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik. Von J. Rohrer. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 124 — 126. Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik. Von J. Rohrer. (Beschluß.) — Neu-Idria. — Das Kampfspiel des Suero de Quinones. (Ein Beytrag zur Geschichte des Ritterwesens in Spanien.) — Miscellen.

Nr. 127 und 128. Die Belagerung von Syrakus. — Biographische Züge. Franz Jacob Le Fort. — Das Kampfspiel des Suero de Quinones. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 129 und 130. Die Belagerung von Syrakus. (Fortsetzung.) — Carls V. Itinerär. (Fortsetzung.) — Prachtliebe, Erbstück einer Familie, (der Madruzze in Tyrol.) — Miscellen.

Nr. 131. Weßhalb verfielen die bildenden Künste zugleich mit der Einführung des Christenthums? — Salvatori's Reise nach Persien.

Nr. 132 und 133. Carls V. Itinerär. (Fortsetzung.) — Denkmahle der Vorzeit. Vier Briefe Mathias Hunlady Corvins, Königs von Ungarn, an Gotthard von Starhemberg 1480. (Aus dem Original zu Riedeck.) — Die Belagerung von Syrakus. (Fortsetzung.) — Biographische Züge. Mazarin, Mons de la Croix. — Miscellen.

Nr. 134 und 135. Kein Patriotismus ohne Liebe der Muttersprache. — Heereszüge über die Alpen. — Riesenmäßige Unternehmungen einiger alten Völker. — Island. — Miscellen.

Nr. 136 und 137. Carl Gustav, König von Schweden. Von Heinrich von Bülow. — Zum Gedächtniß der verewigten Königinn von Preußen. Von Adam Müller. — Emanuel von Portugall. — Miscellen.

Nr. 138 und 139. Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbfleiß. Von Georgius. — Carl Gustav, König von Schweden. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 140 und 141. Die Riegersburg. Ode von Joseph von Hammer. — Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbsfleiß. (Beschluß.) — Katzianers Tod. (Brief des Christoph von Knillenberg, an Christoph von Madruz, Bischofen von Trient.) — Über den Kriegsgebrauch in den Seekriegen, zwischen den Staaten am mittelländischen Meere, während des Mittelalters. — Miscellen.

Nr. 142 und 143. Die Belagerung von Diu 1538. — Ludwig Morus Sforza. — Miscellen.

Nr. 144. Über die Wohlthätigkeit des Einflußes der österreichischen Regierung auf das Königreich Galizien. (Eine akademische Rede, gehalten den 3. Nov. 1810 im k. k. Bibliothek-Saale zu Lemberg. Von J. Rohrer.) Denkmahle der Vorzeit in Briefen. König Carl der Neunte von Schweden, an König Christian den Vierten von Dänemark 1611. — Christian der Vierte an Carl den Neunten. Zwey Briefe König Jacobs des Zweyten von England an den Staatsrath. — Miscellen.

Nr. 145 — 147. Denkmahle aus der vaterländischen Vorzeit. Instruction Kaiser Maximilian I. an Erzherzog Philipp seinen Sohn, durch den Cardinal d'Amboise. Linz den 21. Nov. 1502. — Ludwig Morus Sforza. (Beschluß.) — Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung. (Von Lichtenstein.) — Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker. (Von Heeren.)

Nr. 148 und 149. Biographische Züge. Lord Wellesley. — Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker. (Beschluß.) — Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 150 und 151. Carls V. Itinerär. (Fortsetzung.) — Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung. (Beschluß.) — Moden vergangner Zeiten. — Bemerkungen über den letzten Absatz in den Miscellen von Nr. 122 und 123 des Archivs, rücksichtlich der Entdeckung der Kuhpocken. (Von J. de Carro.) — Miscellen.

Nr. 152 und 153. Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit. Carl V. 1. Note über die Pensionen, welche der Kaiser nach England bezahlte. 2. Abschied der Erzherzoginn Margarethe, verwitweten Herzoginn von Savoyen, Statthalterinn der Niederlande, von Ihrem Neffen, Kaiser Carl. dd. Mecheln, 30. Nov. 1530. 3. Grabschriften zweyer großen Minister Carls zu Innsbruck. — Erik XIV. König von Schweden. — Einnahme des Fürstenthums Mörs durch die Preußen 1712. — Miscellen.

Nr. 154 und 155. Biographische Züge. Sir Thomas More. — Des Schwedenkönigs Carls XI. Traumgesicht. — Die Kaiserinn Eudoxia. — Miscellen.

Nr. 156 und 157. Die Kaiserinn Eudoxia. (Beschluß.) — Merkwürdiger Aufschluß über die Hinrichtung Carls I. — Der nordamerikanische Dichter Joel Barlow. — Miscellen. — Fortsetzung dieses Archivs im Jahre 1811.

Beylagen.

A) Genealogische Herleitungen Ihrer Majestät der Kaiserinn der Franzosen, Königinn von Italien, kaiserlichen Prinzessinn und Erzherzoginn von Österreich, Maria Ludovica, von den berühmtesten Regenten-Häusern Europa's.

I. II. Gemeinschaftliche Abkunft der Häuser Habsburg und Lothringen. — III — VIII. Von den Merowingern und Carl dem Großen, von den Sächsischen, Salischen und Schwäbischen Kaisern, dann von den alten Königen Castiliens. — IX. Von den alten und neuern Welfen und vom herzoglichen Hause Braunschweig. — X. Von den eingebornen Königen Böhmens der Przemyslischen Dynastie. — XI. XII. Vom Luxemburgischen Kaiserhause und von den Jagellonen. — XIII. Von den Königen von England aus dem Hause der Herzoge von Normandie und Anjou (genannt Plantagenets.) — XIV. XV. Vom alten Hause Burgund und von den Königen von Portugall. — XVI. XVII. Von den alten Westgothischen und eingebornen Königen Spaniens. — XIX. Von den Königen und Herzogen in Pohlen aus Piastischem Stamme. — XX. Von den eingebornen Königen Ungarns Arpadischen Stammes. — XXI. XXII. XXIII. Von den drey verschiedenen Linien des Hauses Hugo Capet's, den ältern Capetingern, den Valois und Bourbons.

B) Öffentliche Staatsacten.

I. 1) Waffenstillstand zwischen ihren Majestäten, dem Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, und dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinischen und Vermittler des Schweizerischen Bundes, am 12. July 1809, im Lager vor Znaym abgeschlossen. — 2) Friedensschluß zwischen JJ. MM. dem Kaiser von Österreich und dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, unterhandelt zu Ungarisch-Altenburg und Wien, geschlossen zu Wien am 14., ratificirt zu Wien und Dotis am 15. und 17., und ausgewechselt am ersten Orte, am 20. Oct. 1809. — 3) Militär-Convention in Ergänzung des 12. Artikels des Wiener Friedens, geschlossen ebenfalls zu Wien, am 26. Oct. 1809. — 4) Das Königreich Illyrien.

II. Vom Frieden zu Preßburg bis zu jenem von Wien. — 5) Waffenstillstand dd. Austerlitz, 6. Dec. 1805. — 6) Friedensschluß zwischen Österreich und Frankreich, dd. Preßburg 26. Dec. 1805. — 7) Übereinkunft wegen Vollzug der Verfügungen des 23. Preßburger Friedensartikels, dd. Wien am 3. Jänner 1806. — 8) Rheinische Bundesacte, dd. Paris 12. July 1806. — 9) Abdications-Urkunde Sr. kaiserl. Maj. Franz II., dd. Wien den 6. August 1806. — 10) Nicht ratificirter Frieden zwischen Rußland und

Frankreich, dd. Paris 20. July 1806. — 11) Friedensschluß zwischen Frankreich und Rußland, dd. Tilsit 7. July (25. Jun.) 1807. — 12) Friedensschluß zwischen Frankreich und Preußen, dd. Tilsit 9. July 1807. — 13) Convention zwischen dem österreichischen und französischen kaiserl. Hofe, dd. Fontainebleau 10. Oct. 1807.

III. 13) Waffenstillstands- und Evacuations-Tractat nach der Schlacht von Marengo, dd. Alessandria 16. Juny 1800. — 14) Supplementär-Convention, dd. Verona 31. July 1800. — 15) Waffenstillstand in Deutschland, Tyrol und Graubünden, dd. Parsdorf, 15. July 1800. — 16) Nicht ratificirte Friedens-Präliminarien zwischen Österreich und Frankreich, dd. Paris 28. July 1800. — 17) Verlängerung des Waffenstillstandes in Deutschland, dd. Hohenlinden 20. Sept. 1800. — 18) Verlängerung des Waffenstillstandes in Italien, dd. Castiglione 29. Sept. 1800. — 19) Waffenstillstandsvertrag nach der Schlacht bey Hohenlinden, dd. Steyer 25. Dec. 1800. — 20) Waffenstillstand für Italien, dd. Treviso 16. Jänner 1801. — 21) Convention zu Luneville über die Räumung der Festungen auf dem rechten Etschufer, dd. 26. Jänner 1801. — 22) Friedens-Tractat zwischen Österreich und der französischen Republik, dd. Luneville 9. Febr. 1801. — 23) Convention zwischen Sr. Maj. dem König von Ungarn und Böhmen und der französischen Republik, mit angehängter Acte, die Accession Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen und deren Acceptation betreffend, dd. Paris 26. Dec. 1802. — 24) Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation im deutschen Entschädigungs-Geschäfte. dd. Regensburg, 25. Februar 1803. — 25) Reichsoberhauptliche Ratification des Indemnisations Werkes, dd. Regensburg 28. Aprill 1803. — 26) Franz II. erklärt sich zum Erbkaiser von Österreich, dd. Wien den 12. August 1804. — 27) Präliminar-Friedensartikel zwischen der französischen Republik und Sr. Brittischen Majestät, unterzeichnet zu London den 9. Vendemaire im 10. Jahre der französischen Republik (1. Oct. 1801.) — 28) Definitiv-Friedens-Tractat zwischen Sr. Maj. dem Könige von Großbrittanien und Irrland auf einer, und der französischen Republik, Sr. Maj. dem Könige von Spanien und beyden Indien, und der batavischen Republik auf der andern Seite. (25. März 1802.)

IV. 29) Waffenstillstand zwischen Sr. Maj. dem Kaiser und König, und der fränkischen Republik, dd. Judenburg den 7. Aprill 1797, — 30) Waffenstillstand für Tyrol und Italien, dd. Verona den 18. Aprill 1797. — 31) Bothschaft des fränkischen Vollziehungs-Directoriums an den Rath der Fünfhundert und an den Rath der Alten, vom 20. Aprill 1797; die mit Österreich zu Leoben abgeschlossenen Friedens-Präliminarien betreffend. — 32) Friedens-Tractat zwischen Österreich und Frankreich, dd. Campo-Formio bey Udine, 17. Oct. 1797. — 33) Geheime Artikel und Additional-Convention zu dem Tractat von Campo-Formio, den 17. October 1797. — 34) Militär-Convention zwischen den Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaisers und der fränkischen Republik, zu Rastadt, 1798 den 1. December.

V. Österreichs Freyzügigkeits-Verträge. 1 und 2. Mit dem Großherzogthum Baden. — 3 und 4. Mit dem Königreiche Bayern. — 5. Mit der schweizerischen Eidgenossenschaft. — 6. Mit der Krone Frankreich. — 7. Mit Chur-Cöln. — 8. Mit Münster. — 9. Mit Osnabrück. — 10 und 11. Mit dem Großherzogthum Würzburg.

IV. Friede zwischen Österreich und der Pforte, geschlossen zu Sistowe am 4. August 1791. Erklärung der vermittelnden Minister. Separat-Vertrag. — Handlungsvertrag oder Sened zwischen Österreich und der hohen Pforte, vom 24. Febr. 1784. — Ferman in Vollziehung dessen an die türkischen Behörden und an den Woiwoden der Wallachey, Michael. (May 1784.)

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 2. und Mittwoch den 4. April 1810.

Das ist der Sieg und Adel des menschlichen Geistes: die welterschütternde Macht der gewaltigen Tyrannen, ihre Schrecken, ihr Joch, ist, mit den Foltern in ihrer Brust und mit den Seufzern der Nationen, vorüber, aber noch lebt und wirkt (oft mehr als Anfangs), und so lange die Welt stehet, wird leben und wirken, was große Seelen, ohne andere Macht, als die Sympathie des Guten, zu Emporhaltung, Führung und Begeisterung der Gemüther in unsterbliche Werke niederlegten. Noch schmeichelt der Naturſinn Herodots, und findet der Xenophontische Honig zum Herzen den Weg. Noch lehrt Polyb, Demosthen's Donner ist nicht verhallt, Marcus Tullius proscribirt den Antonius noch. Es gibt unempfängliche Zeiten, aber was ewig ist, erlebt immer seine Zeit. Unkluge Anwendung bringt Unglück; aber das Bewußtseyn hält schadlos.

Johann von Müller.

(40 und 41.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Maximilian I.

Tagebuch über den Heerzug des römischen Königs Maximilian gegen Ungarn und nahmentlich gegen Stuhlweissenburg; nach dem Tode des Königs Mathias Hunniady Corvin 1490 *).

Erstlich zog im Monath August des gedachten Jahrs der römische König mit einer beträchtlichen Zahl Gewappneter zu Pferd und zu Fuß zu Wien in Österreich ein.

Im nähmlichen Monath gegen dessen Ende, ließ er eine bedeutende Zahl schweren Geschützes auf die außer der Stadt befindlichen Gräben aufführen, und gegen seine Burg richten, um die Leute des verstorbenen Königs von Ungarn selbe zu räumen zu zwingen.

Da sie deshalb die Burg noch nicht verließen, so befahl der König, Laufgräben zu eröffnen, und die Burg wirklich zu beschießen; die Burg wurde dadurch an mehreren Orten beschädiget, und die Leute des Königs Mathias ergaben sich darauf in 5 oder 6 Tagen unter einziger Bedingung der Sicherheit ihres Lebens.

Während dieser Zeit und des Aufenthalts des römischen Königs in besagter Stadt Wien, sammelten sich von allen Seiten her eine große Anzahl Kriegsleute. — Am Anfange Septembers begab er sich von Wien nach Klosterneuburg, eine kleine anderthalb Stunden davon entfernte Stadt, belagerte und beschoß sie so stark, daß die darin befindlichen Anhänger des Königs Mathias sie unter der Bedingung, ihr Leben zu schonen übergaben.

Es ist auch noch eine andere kleine Stadt, Korneuburg, eine halbe deutsche Meile von Klosterneuburg entfernt, welche stark und in Sümpfen zu liegen scheint; der Kaiser begab sich nicht dahin, weil die Zeit, welche er zur Reise nach Ungarn bestimmt hat, herannäherte.

Er kehrte daher nach Wien zurück und ging nach Neustadt, das Schloß daselbst war noch von Mathias Leuten besetzt, und behauptet; da der Kaiser sah, daß es schwer zu nehmen, so ließ er nur eine Besatzung in der Stadt, und kehrte nach Wien zurück, wo er seine Krieger versammelte und sich zur Reise bereitete.

Zu diesem Ende zog der Kaiser am 4. October 1490 mit einer Anzahl auserlesener Reuterey und Fußvolk von Wien ab.

Ungefähr 4 Meilen von Wien hielt der Kaiser auf ungarischem Boden die Musterung seines Heeres, es bestand aus 16 bis 18 Tausend wirklichen Streitern, man führte gar keinen Mundvorrath mit, sondern zehrte von dem, was man vorfand.

Der Kaiser ging mit seinem Heere immer vor, und kam nach einigen Tagen vor Steinamanger, dem Geburtsorte des heiligen Martins, eine kleine Stadt, deren Mauern wie ein Schloß mit Gräben umgeben sind, sie war im Vertheidigungszustande, sie wurde daher belagert; da aber der Kaiser wohl einsah, daß ihn deren Eroberung zu lange beschäftige, und daß er Zeit dabey verliere, so schloß er mit der Besatzung eine Capitulation, kraft welcher sie sich ergeben mußte, wenn sie innerhalb 14 Tagen keine Hülfe vom König von Ungarn erhalten würde.

Der Kaiser ließ den Herrn von Reynchberch mit 400 Mann Cavallerie und 3 bis 4000 Mann Infanterie als Observationscorps zurück, die Stadt ergab sich nach Verlauf der

*) Das Original ist in flamändischer Sprache. Hier, wie überall in seinen Memoirenbüchern und Diarien spricht Maximilian von sich in der dritten Person. M. s. hierüber die merkwürdige Stelle im österr. Plutarch V. Bd. S. 159—180.

14 Tage, und Reyncheberch schloß sich wieder an das Heer des Kaisers an, nachdem er eine kleine Besatzung in der Stadt zurückgelassen hatte.

Am 8. November kam der Kaiser nach Weßprim, wo er sich 5 oder 6 Tage aufhielt, darauf setzte er seinen Weg nach Stuhlweissenburg, der Hauptstadt und Hauptfestung in Ungarn, wo die Könige dieses Reiches erwählt, gekrönt und begraben werden, fort.

Den 19. November kam der Kaiser vor Stuhlweissenburg, und da er seine ganze Macht beysammen hatte, schickte er den Stallmeister Johann Tyskies, die Avantgarde zu führen und die Vorstädte der Stadt zu nehmen, welche gering gerechnet, so groß als die Stadt Rüssel sind.

Weiters, daß der Kaiser hievon benachrichtiget, auf der Stelle aus besagten Vorstädten 5 bis 6 kurze Karthaunen und eben so viele Feldschlangen herauszog und diese sammt dem Geschütz des besagten Meisters Hans Thiscki'es vor eines der Stadtthore und Mauern der gedachten Stadt richten, und unaufhörlich abfeuern ließ, weil auch aus der Stadt stark gefeuert, und, um das ein Mahl aufgeführte Geschütz zu sichern. Als die in der Stadt den ersten Schuß von dieser Seite erhielten, verließen sie die Ringmauern und begaben sich auf die Flucht. Die Böhmen waren die ersten, welche während der Beschießung in die Gräben auf der linken Seite des Thores eindrangen, die Mauern erstiegen, und in der Stadt festen Fuß faßten.

Als die Stadt nun geöffnet wurde, zog er mit seiner ganzen Compagnie ein, und ließ sein Heer auf den nächst der Stadt gelegenen Feldern.

Nach gemachter Eroberung dieser Stadt und nach gehaltenen Einzug verurtheilte der Kaiser, 8 bis 9 Personen, es waren theils Einwohner dieser Stadt, theils dahin geflüchtete Ungarn.

Als dieß alles geschehen war, verließ der Kaiser den nähmlichen Tag noch die Stadt und begab sich zu seinem nahe liegenden Heer.

Weiters, daß am folgenden Tag den 20. November der Kaiser in gedachte Stadt zurückkehrte, und sein Möglichstes anwendete, die Hauptleute und die deutschen Krieger herauszuziehen, und gegen Ofen aufzubrechen, indem er ihnen erlaubte, daß von jeder Compagnie zwey zurückbleiben sollten, um an der Beute gleichen Theil zu erhalten.

Sie sagten dem Kaiser wohl mehr als acht Mahl, und während eben so vielen Tagen, daß sie von gedachter Stadt durchaus nicht abziehen werden, da sie ohnehin genug gethan zu haben glauben, die Stadt mit Sturm genommen zu haben, ehe ihnen nicht ein doppelter Sold gezahlt und jeder von ihnen seinen Antheil an der Beute hätte.

Der Kaiser sah zwar ihre Hartnäckigkeit, hoffte aber doch noch sie zu gewinnen, und schickte deshalb ein oder zwey Tage nach Einnahme der Stadt den Herzog Christoph von Bayern mit 7 bis 8000 Mann von Stuhlweissenburg zwey Meilen gegen Ofen voraus, dort schlug er ein Lager, und verweilte 14 Tage, während dieser Zeit suchte er immer die Lanzknechte zu gewinnen, aber vergebens.

Weiters sendete man Ludwigen Brune, gekrönten Poeten des kaiserlichen Rath nach Ofen zu dem König von Böhmen (Wladislaw) als Herold (indem er das Portefeuille des Kaisers führte) um die Übergabe der Stadt zu bewerkstelligen.

Ferners, daß er auf der Reise vom gedachten König und seinen Leuten sehr übel behandelt wurde, man drohete ihm einen schmählichen Tod, und er war froh rückkehren und sich wieder zum Heere des Herzogs begeben zu können.

Da die Lebensmittel in einem Umkreise von 5 Meilen ganz aufgezehrt und die Lanzknechte noch immer widerspenstig waren, so mußte der Kaiser den Herzog sammt seinem Heere in gedachte Stadt und Vorstädte zurückziehen.

7 oder 8 Tage darauf brach der Kaiser mit seiner ganzen Armee von Stuhlweissenburg auf, wo er nur eine Garnison unter dem Befehle des Reymprecht zurückließ.

Bey seiner Rückkehr verabschiedete er viele sowohl von der Infanterie als Cavallerie, er behandelte die deutschen Fußvölker gut, ja selbst diejenigen welche Ursache waren, daß er nicht gemäß seinem geäußerten Wunsch nach Ofen ziehen konnte.

Ferners daß die Deutschen in einigen Dörfern Feuer legten, womit der Kaiser sehr übel zufrieden war; der Kaiser eilte so sehr, daß er von gedachter Reise in Neustadt die Weinachtsnacht eintraf.

Der Kaiser fand das Schloß der Neustadt bereits den Seinigen übergeben.

Der Kaiser setzte darauf seinen Weg bis nach Nürnberg fort, dort erhielt er die Nachricht, daß der Mangel an Lebensmitteln Reymprecht mit seinen Leuten die Stadt zu verlassen zwang, eine Sache die leicht vorherzusehen war, da schon zur Zeit der Abreise des Kaisers auf 8 Meilen im Umkreise weder Vivres noch Fourage zu haben gewesen.

Tarragona.

Tarragona, im Lateinischen Tarraco, liefert uns ein merkwürdiges Beyspiel solcher Städte, nachdem sie die Welt durch ihren Glanz, ihre Größe und ihre Macht in Erstaunen gesetzt hatten, in einem Augenblicke verschwinden, und bloß einen berühmten Nahmen und ein unfruchtbares Andenken ihres vergangenen Ruhms hinterlassen. Diese Stadt, Eine der größten des römischen Reichs, die Erste in Spanien, der Sitz der Prätoren, der Mittelpunct der Macht der römischen Republik, ist heut zu Tage auf einen Umfang von drey kleinen Viertelstunden, auf eine Bevölkerung von 9 bis 10,000 Seelen herabgesunken, hat sehr gewöhnliche Häuser und befindet sich in einem Zustande, der wenig von jenem der Armuth verschieden ist.

Man ist weder über den Zeitpunct ihrer Gründung, noch über den Nahmen ihres Erbauers einig; die Einen behaupten, sie habe ihr Daseyn dem Herkules, die Andern dem Tarraco, Könige von Ägypten und Äthiopien, zu verdanken, der im Jahre 730 vor Christi Geburt nach Spanien gekommen seyn soll. Mehrere andere Mährchen beweisen bloß, daß sich der Ursprung Tarragonas in das Dunkel der Zeiten verliert. Plinius behauptet, es sey von den Scipionen erbaut, allein Titus Livius, Polybius und andere Geschichtschreiber nehmen mit Recht an, daß es schon vor diesen beyden Generalen vorhanden gewesen sey. Es war schon die

Hauptstadt der Cosetaner, als die Römer nach Spanien kamen; diese sahen bald alle die Vortheile ein, die ihnen die Lage desselben gewähren konnte, und machten es zur ansehnlichsten Stadt auf der Halbinsel.

Die beyden ersten Scipionen, Cnejus und Publius, hielten sich während der Kriege mit den Carthaginiensern hauptsächlich zu Tarragona auf; sie errichteten daselbst einen conventus juridicus oder Obertribunal, um die streitigen Sachen zu entscheiden, und es wurde der Residenzort der Proconsuln, welche die Republik nach Spanien schickte. Scipio, der Afrikaner, welcher den beyden andern Scipionen nachfolgte, hielt sich beständig daselbst auf, wenn er sich nicht an der Spitze seiner Armee befand; in diese Stadt rufte er nach der Einnahme von Carthago die Abgeordneten der Bundesstädte zusammen. In der Folge schlug sich Tarragona, das bisher Pompejus Partey genommen hatte, auf Cäsars Seite, erhielt von ihm die Beynahmen Julia und Victrix, und wurde zu dem Rang einer römischen Colonie erhoben.

Unter den Kaisern behauptete Tarragona seine Größe; Augustus trat daselbst sein achtes und neuntes Consulat an, empfing die Gesandten aus Indien und Scythien, und leitete beynahe zur nähmlichen Zeit die Unternehmung gegen die Cantabrer, welche die Römer noch nicht hatten unterwerfen können.

Im Winter des Jahres 131 beehrte der Kaiser Hadrianus diese Stadt mit seiner Gegenwart.

Unter der Regierung des Gallienus begann das Unglück der Stadt Tarragona.

Die erste Auswanderung der Barbaren des Nordens hatte für sie die traurigsten Folgen; während ihres zwölfjährigen Aufenthalts in Spanien richteten sie dieselbe gänzlich zu Grunde, und sie konnte sich während der Unruhen, die unter der Herrschaft der dreyßig Tyrannen herrschten, bey weitem nicht wieder erhohlen. Als endlich Probus Kaiser geworden war, fing Tarragona sich wieder zu erhohlen an; und ob es schon viel von seiner alten Größe verloren hatte, so hatte doch der Präsident der Provinz fortdauernd seinen Aufenthalt daselbst.

Diese Stadt blieb unter der Herrschaft der Römer bis zum Jahr 466, wo sie in die Gewalt des Königs der Visigothen, Eurichs, fiel. Der Überrest der Provinz, die Einzige, welche die Römer noch in Spanien behaupteten, hatte das nähmliche Schicksal. Tarragona gehorchte seinen neuen Herren bis zum Anfange des achten Jahrhunderts; um diese Zeit, welche für Spanien so traurig war, belagerten die Mauren diese Stadt, welche ihnen einen dreyjährigen Widerstand leistete. Der Sieger, den eine so lange Belagerung wüthend gemacht hatte, zerstörte sie von Grund aus; diejenigen von ihren Einwohnern, welche dem verheerenden Schwerte der Anhänger Mahomeds entfliehen konnten, verließen sie, und diese einst so blühende Stadt bestand in weiter nichts mehr, als in einigen von Mauren bewohnten Häusern. Nach dieser Verheerung vergingen vier Jahrhunderte. Endlich bemächtigten sich die Grafen von Barcelona desjenigen, was man noch Tarragona nannte und beschäftigten sich ernstlich mit seiner Wiederaufbauung; derjenige, der am meisten hierzu beytrug, war sein Erzbischof, der heil. Oldegarius, gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts; diesem Prälaten hat es hauptsächlich sein neues Daseyn zu verdanken.

Diese Stadt, die sich nebst ganz Catalonien gegen den König Philipp IV. empört hatte, wurde von den Truppen dieses Monarchen im Jahre 1640 eingenommen. Im Jahre 1644 wurde sie von den Franzosen belagert, die aber ihre Belagerung aufheben mußten. Da sie sich im spanischen Successionskriege zur Partey des Erzherzogs Carl von Österreich hielt, so öffnete sie im Jahre 1705 den englischen Truppen ihre Thore, und als diese im Jahre 1713 nach dem Utrechter Frieden aus der Stadt abzogen, steckten sie dieselbe in Brand, zündeten den größten Theil der Häuser an und zerstörten zum Theil die Festungswerke. Dieser Zeitpunct war für Tarragona die Epoche seines gänzlichen Verfalles, und es hat sich von dem damahls erlittenen Verluste nie wieder erhohlen können. Es bedurfte der Regierung Carls IV, daß Tarragona noch ein Mahl aus seinen Ruinen empor stieg; die Arbeiten, welche dieser Monarch anbefohlen hat, um daselbst einen geräumigen und stark befestigten Hafen zu erbauen, müssen auf den Handel und die Bevölkerung dieser Stadt einen sehr großen Einfluß haben, und werden sie einst wieder zu dem Range erheben, den sie sonst einnahm. — Tarragona liegt unter einem schönen Himmelsstriche und hat ein gemäßigtes Clima, das indessen doch mehr warm als kalt ist. Es herrschen daselbst oft heftige Stürme. Die Lebensmittel sind gut, die Früchte wohlschmeckend, der Wein vortrefflich, aber schwer. Es fehlte an Quell- selbst an Brunnenwasser, man mußte Cisternenwasser trinken, das gewöhnlich schlecht war, bis der letzte Erzbischof dieser Stadt eine prächtige Wasserleitung anlegen ließ, die der Stadt vortreffliches Wasser liefert. Diese Wasserleitung ist zum Theil auf den Ruinen eines ähnlichen Werks erbauet, daß die Römer errichtet hatten.

Die Stadt Tarragona hat keine andere Annehmlichkeit, als die Schönheit seiner Lage; sonst ist sie sehr traurig, ohne Vergnügungen, ohne Gesellschaft, ohne Schauspiel; ihre Gassen sind enge, klein, krumm, oft bergig; ihre Häuser schlecht gebauet, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, welche ein besseres Ansehen haben. Sie hat weder öffentliche Plätze, noch Fontainen, noch Brunnen, noch Promenaden; diejenigen, auf denen man spatzieren geht, verdienen diesen Nahmen nicht; sie beschränken sich auf einen gebahnten Weg um einen Theil ihrer Ringmauern und auf eine Art sehr kleiner Terrasse, welche das Meer beherrscht; beyde haben keine Bäume, man geht da ganz im Freyen. Seit etwa 15 Jahren hat man eine große Straße angelegt, die nach dem St. Carlosthore führt; sie ist sehr lang, breit, gerade, und hat einige schöne Häuser.

Tarragona ist der Sitz eines der ältesten Erzbisthümer in Spanien, daß schon unter dem Könige Wamba vorhanden war, und im Jahr 1088 von Raimund Berenger, Grafen von Barcelona, wieder hergestellt wurde, nachdem er die Mauren vertrieben hatte. Seine Jurisdiction erstreckte sich sonst sehr weit; sie ist aber durch die Errichtung neuer Hauptstädte verkleinert worden. Heut zu Tage hat dieser Sitz zu Suffraganbischöfen den Bischof der Insel Ivica und die sieben Bischöfe von Catalonien. Seine Diöcese enthält ein Hauptcapitel und 740 Kirchspiele. Der Erzbischof führt den Titel Fürst von Tarragona; er salbte die Könige von Arago-

lien. Die Stadt hat bloß eine einzige Pfarrkirche, welches die Hauptkirche ist; acht Mönchs- und vier Nonnenklöster, und ein Beguinenkloster vom Orden des h. Dominicus. Tarragona hat ein Waisenhaus, eine Mädchenschule und ein Collegium für junge Leute.

Es ist der Hauptort eines Oberamtes, das 190 Örter enthält. Auch hatte es sonst eine Universität, die aber nebst allen Universitäten Cataloniens von Philipp V. aufgehoben worden ist.

Die geheiligten Thiere der neuern Zeit.

Man findet zuweilen auf antiken Bildern und Schnitzwerken der mittlern Jahrhunderte Thier- und Menschengestalten in seltsamer Vermischung bey kirchlichen Functionen vereinigt. Man hat diese bizarren Darstellungen, um sie commentiren zu können, bald allegorisch gedeutet, bald für eine Art Mönchs-Hieroglyphe gehalten, bald für eine Grille des geschmacklosen Künstlers. Vielleicht erhalten sie aber noch einen andern Sinn, wenn man folgende charakteristische Züge des Zeitalters gelesen hat, die ein französischer Schriftsteller vor wenigen Wochen nur von Frankreich allein bekannt gemacht hat *). Gewiß läßt sich dazu noch ein zahlreicher Beytrag aus andern Ländern Europens sammeln.

Griechen, Ägyptier, Römer, Germanier u. s. w. hatten ihre geheiligten Thiere. Die Christen auch. Bey diesen spielte auch der Esel eine vorzügliche Rolle in den kirchlichen Feyerlichkeiten, und zum Theil noch heutiges Tages am Palmsonntage und zur Weihnachtsfeyer.

In der Stadt Aix war noch zu Fenelon's und Bossuet's Zeiten, also nicht in jenen finstern Jahrhunderten, die wir die eisernen nennen, eine Katze das geheiligte Thier **). Der schönste Kater des Landes both sich, getragen in einem prächtigen Reliquien-Behälter, allen Blicken dar. Er war bunt geschmückt, wie ein Kind; man liebkosete ihn, warf ihm Blumen, beugte das Knie vor ihm; genug, die fromme Ehrfurcht, die man ihm erwies, machte ihn gewisser Maßen zum Gott des Tages.

Zu Saint-Jean waren die Katzen ebenfalls im Spiel, aber nicht auf die für sie angenehmste Weise. Man versammelte eine große Zahl derselben auf dem Platze vor der Kathedralkirche, während der Bischof daselbst ein mächtiges Freudenfeuer anzündete. Alle Katzen wurden dann lebendig in die Flammen geworfen. Die Existenz dieses seltsamen Gebrauchs war den Mönchen der Liga noch wohl bekannt, da sie von öffentlicher Kanzel predigten, „daß man den König Heinrich IV. in den Katzenkorb zu Saint-Jean werfen müsse, denn das wäre ein Opfer, dem Himmel zum Wohlgefallen, der Erde zur Freude."

Der Clerus von Brüssel hatte in seiner berüchtigten Procession von Sablon ***) einen Scherz mit den Katzen, der nicht viel menschlicher war. Ein Bär, im Chorhemde, mit Bändern verziert, thronte auf einem Wagen, mit den Pfoten auf den Tasten einer Orgel ruhend. Um die Tollheit vollkommen zu machen, hatte man statt der Orgelpfeifen Katzen, in engen Kasten eingesperrt, worin sie sich nicht bewegen konnten. Ihre Schwänze ragten oberwärts aus dem Kasten, durch besonders dazu gemachte Löcher, und waren mit Schnüren gebunden, die am Orgelregister hingen. Jedes Mahl, wenn der Bär eine seiner schweren Tatzen auf die Tasten fallen ließ, zog er damit die Schwänze der Katzen hoch, die dann ein abscheuliches Gekreische anstimmten. Von Zeit zu Zeit schlug der Bär im Chorhemde seine Orgel, und die Katzen schrien jämmerlich durch den Processionsgesang.

Unter Philipps des Schönen Regierung hatte man noch in Paris die so genannte Fuchsprocession (procession du renard). Ein Thier dieses Nahmens, mit einer Art Chorhemde und Bischofsmütze bekleidet, figurirte mitten unter der Priesterschaft bey dem festlichen Umgange. Man hatte inzwischen dem Geschmack dieses neuen Heiligen Rechnung getragen, und ließ unterwegs Geflügel aller Art an der Straße erscheinen. Der Fuchs vergaß natürlich dabey von Zeit zu Zeit seine frommen Functionen, um einen Huhn, einer Taube nachzusetzen und sie wegzuschnappen. Der König liebte diese Prozession sehr. Er verglich dann immer die Verwüstungen, die dieser geschworne Feind der Hühnerställe anrichtete, mit den Erpressungen der Datarie *).

So lächerlich diese Possenspiele waren, konnten sie doch kaum komischer seyn, als die jährliche Prozession, die in der Kirche zu Rheims gehalten wurde **). Am Aschermittwoch machte der dortige Clerus immer eine feyerliche Station nach Saint-Remi. Die Chorherren, das Kreutz vor sich hergetragen, waren in Reihen gestellt, und jeder derselben schleppte hinter sich an einem langen Bande — einen Häring. Nun war jeder sorgfältig während der ganzen Prozession darauf bedacht, immer auf den Häring, der vor ihm her gezogen ward, zu treten, und hingegen den seinigen vor dem Fußtritte der nachfolgenden Person zu verwahren!!

Ein Schwärmer zu Soissons administrirte einst mit vollem Ernste das Sacrament der Taufe bey — einer Kröte. Sie empfing den Nahmen Johannes ***). Auch die noch an manchen Orten übliche Taufe der Glocken kann hieher gerechnet werden.

Die Einwohner von Corbie (einer Stadt unweit Amiens) machten sichs einmahl zum großen Verdienste, alle ihre Hunde zum fleißigen Besuche des christlichen Gottesdienstes anzuhalten. Noch vor zwanzig Jahren hatte man alle Mühe in verschiedenen französischen Dörfern, Staare abzurichten, das Kyrieleison und Allelujah zu lernen. So abgerichtet, machten diese Vögel in der Kirche den Chor mit.

Das rohe, unwissende Volk mengt überall ohne Wahl das Erhabenste mit dem Niedrigsten. Welche Albernheiten und Unsittlichkeiten erzählte das rohe Griechenland von seinen Göttern, wie Homer und Ovid die Sagen aufnahmen? Die Kamtschadalen sprechen nie von ihrem Gott, ohne sich über ihn herzlich satt zu lachen; und manche unserer Bauern grollen ganz ernstlich mit ihren Heiligen, wenns nicht nach Wunsch geht, oder machen sie zu Schutzpatronen böser Anschläge.

*) Desnos, Er-legislateur, im Februarstück des Esprit des Journaux S. 237.
**) Le Cons. 1757
***) Voyage de Philippe II. à Bruxelles.

*) Sauv. hist. des antiquit. de Paris.
**) Anquetil Hist. de Reims.
***) Gregor. de Toul. Inst. juris univ.

Im Dom zu Magdeburg versammelt sich am Michaelstag unzähliges Volk, um einen hölzernen Hahn von der Orgel herab, unter schallendem Gelächter, drey Mahl krähen zu hören. In Schwyz pflegte, es ist noch nicht lange her, am Sonnabend vor Ostern, eine Puppe in der Kirche, den Welterlöser vorstellend, zum Kirchendach aufzufahren, unter dem Geläute aller Glocken, und Nüsse, Oblaten u. s. w. unter die jauchzende Menge herab zu schütteln.

So herrschte derselbe burleske Witz in den kirchlichen Gemählden, Stickereyen und Schnitzwerken. Man sollte glauben, man habe mit dem Heiligen Gelächter erregen, und sich auf eine religiöse Art belustigen wollen. So sieht man an den Capitälen der großen Pfeiler des Münsters zu Straßburg eine Prozession geschnitzt, worinn ein Schwein den Weihkessel, Esel priesterliches Gewand, Affen mancherley Attribute der Religion u. s. w., in ihren Pfoten tragen.

Auch ein Beytrag zur Titelsucht.

Der Friedensfürst Spaniens, Don Manuel Alvarez de Godoi, war nicht der Erste, welcher diesen auszeichnenden Titel führte; schon Don Orendayn nahm den Nahmen Principe de la paz an, weil er im Jahre 1725 den Frieden zwischen Spanien und dem deutschen Kaiser unterzeichnet hatte.

Überhaupt herrscht in Spanien unter den Großen die Sitte, daß, wenn sie eine neue Benennung annehmen, solche zugleich die Bezeichnung irgend einer vorzüglichen Handlung von ihnen wird. So hieß sich Don Navarro nach dem Seetreffen bey Toulon im Jahre 1744 la Victoria, und ein anderer, der den spanischen Infanten einmahl nach Italien übergeführt hatte, nahm sogar den etwas komischen des Königlichen Transports an.

Der bescheidenste aller dieser Titel ist wohl jener, welchen Farinelli's, des berühmten Sängers, Freund annahm. Don Zeno Somo de Silva, von dunkler Abkunft, Anfangs Buchhalter bey einem Banquier in Cadix, dann durch seine seltenen Talente allmählig Intendant der Armee, endlich an Carvajal's Seite Staatsminister Königs Philipp V., empfing von seinem Monarchen den Charakter eines Marquis. Er nannte sich nun Marquis La Ensenada („An sich nichts"). Diese Demuth war sehr ungeheuchelt. Nie erhob er sich voll Übermuths, und nie war er größer, als in dem Augenblicke, da er durch die Kabale des Herzogs von Huescar gestürzt ward. Man gestattete ihm eine gewisse Zahl seiner Dienerschaft mit ins Exil zu nehmen. „Nein," antwortete er, „als Minister hatte ich ihrer zum Glanze meines Königs vonnöthen, jetzt kann ich mich sehr gut selbst bedienen." Der König bedauerte ihn sehr, und wenn er von ihm sprach, hieß er ihn nur immer den armen La Ensenada.

Livius, ein Friedensstifter.

Was Cicero *) zum Preise der humanistischen Wissenschaften gesagt hat, ist bekannt. Aber Schöneres noch können wir, die später leben, von ihnen rühmen: daß sie auch schon die Fackel des Krieges gelöscht haben. Als Kosmus von Medicis, (so erzählt Roscoe in seinem Leben des Lorenz von Medicis,) während des Krieges, den er mit dem K. Alfons von Neapel hatte, einen Livius auffand, theilte er, weil er auch dem Feinde einen Geistesgenuß nicht mißgönnte, diesen hochgehaltenen Fund sogleich seinem Gegner mit. Alfons, obschon gewarnt von seinem Arzte, der das Buch für vergiftet hielt, durchlas es mit Begierde, machte mit Kosmus Friede, und wurde sein wärmster Freund. Mag größeres Lob den Werken eines Schriftstellers zu Theil werden, als wenn man von ihnen, wie Horaz *) von den Heroen der Vorwelt, sagen kann: „Aspera bella componunt?"

*) Orat. pro Archia poëta, c. 7.

*) Epist. II. 1, 7.

.....

Livius, als Reliquie.

Ein Seitenstück zu Livius, ein Friedensstifter, gibt eine nicht uninteressante Anecdote von diesem großen Geschichtsschreiber, die vielleicht manchem noch unbekannt ist. Erscheint uns Livius dort als Friedensstifter, so finden wir ihn hier als wahre Reliquie, nur mit dem Unterschiede, daß in jenem Artikel von Livius dem Buche, hier aber von Livius dem Körper die Rede ist. Diese Geschichte kann uns zugleich einen Beweis der Verehrung geben, welche die Landsleute des großen Mannes bis auf die spätesten Zeiten gegen ihn hägten, so wie von dem Interesse, welches der Italiäner an allem, was Kunst und Wissenschaft betrifft, nimmt. Sie ist folgende:

Als im Jahre 1413 zu Padua, wo Livius geboren und gestorben ist, neben der jetzt so herrlich dastehenden Kirche der heil. Justina ein kleines Nebengebäude für das daran stoßende Kloster aufgeführt werden sollte, und deswegen das Fundament gegraben wurde, so stießen die Arbeiter auf ein altes Mauerwerk, in welchem sie eine bleyerne, einem Sarge ähnliche Küste verwahrt fanden. Bey der Eröffnung derselben zeigte sichs, daß es auch wirklich der Behälter eines todten Körpers war. Nun wollte schon eine alte Sage, daß in dieser Gegend Livius begraben liege; auch hatte man bey früherem, aber weniger tiefem Nachgraben auf dieser Stelle bereits einen Stein gefunden, welcher das Epitaphium des Livius enthielt. Diese und andere Umstände setzten es den Paduanern außer Zweifel, daß der in dem Sarge eingeschlossene Körper der Körper des Livius sey. In der ganzen Stadt verbreitete sich die lebhafteste Freude über den schönen Fund; Vornehme und Geringe strömten herbey, jeder sah, und jeder suchte sich einen Theil der theuren Überreste zu eigen zu machen. Dieß ging so weit, daß die Mönche des Klosters, wo dieß vorging, für nöthig fanden, die Gebeine zu verbrennen, um eine, nach ihrer Meinung, einem Heiden so wenig gebührende Verehrung zu unterdrücken.

Glücklicher Weise kam das Vorhaben der engherzigen Mönche nicht zur Ausführung; die Obern der Stadt, davon benachrichtigt, kamen ihm zuvor, und die Mönche hatten den Verdruß, die heidnischen Gebeine nicht nur jetzt von dem Volke, sondern später sogar von einem Könige wie eine Reliquie behandelt und verehrt zu sehen. Auf obrigkeitlichen Befehl wurden die Liviusschen Überreste sorgfältig gesammelt, mit allen

möglichen Solennitäten unter Begleitung aller öffentlichen Behörden und dem Zuströmen des ganzen Volks auf das Stadthaus gebracht, und dort aufs feyerlichste beygesetzt. — Ein marmornes Bildniß des verehrten Landsmannes und die schöne Inschrift:

„Ossa T. Livii Patavini, unius omnium mortalium judicio digni, cujus invicto calamo invicti P. R. res gestae conscriberentur."

zeigen noch jetzt den Ort an, wo dieß geschah. — Dieses Ereigniß machte Aufsehen, und die Nachricht davon verbreitete sich schnell überall hin. So kam sie auch vor die Ohren Alfons, desselben Königs, auf den nach der oben angeführten Erzählung die Lectüre des großen Geschichtschreibers einen so außerordentlichen Eindruck gemacht hat, daß er seinem bittersten Feinde, dem Cosmus von Medicis, der ihm diese Lectüre verschafft hatte, aus Dankbarkeit für den bescherten Genuß die Hand zur Versöhnung both und Frieden mit ihm schloß. Kaum hatte Alfons von der neuen Entdeckung gehört, als er sogleich Gesandte abordnete mit dem Auftrage, um den rechten Arm des Livius zu unterhandeln. Der König wünschte nichts so sehr, als Besitzer des Gliedes zu seyn, mit welchem der unübertreffliche Schriftsteller seine Geschichte niedergeschrieben hatte. Die Abgeordneten waren auch wirklich so glücklich, diesen Wunsch ihres Herrn zu erreichen; der Arm des Livius wurde mit schweren Kosten nach Neapel gebracht, dort von dem Könige mit großen Feyerlichkeiten empfangen, und sofort als die köstlichste Reliquie aufbewahrt. — Jener reiste von Cadix nach Rom, um den Livius zu sehen, und kehrte vergnügt wieder zurück, sobald er ihn gesehen hatte. — Hier werden nach beynahe anderthalb Jahrtausenden in den finstersten Zeiten des Aberglaubens seine Gebeine, wie die Gebeine eines Heiligen, als die kostbarste Reliquie verehrt. — Ist das nicht der höchste Triumph des menschlichen Geistes?!

Sully.

Sully, der tapfere Krieger und Feldherr, der kluge Staatsmann, schrieb im vierzehnten Buche seiner Denkwürdigkeiten folgende Stelle, die eine von jenen gesunden und weisen Maximen ist, durch welche seine Arbeiten die schönste Quelle des Unterrichts für Fürsten und Minister ward.

„Der Friede, und nur Friede ist das große, allgemeine Interesse Europens. Die kleinern Fürsten sollen ihr ganzes Streben dahin richten, die größern Mächte darin zu erhalten, und die ansehnlichern Monarchen müssen die kleinern zum Frieden zwingen, indem sie den schwächern und unterdrückten beystehen. Dieß ist der einzige Gebrauch, den sie edler Weise von ihrer Überlegenheit machen können. Ich wundere mich nur, wie unser Welttheil, aus so civilisirten Völkern zusammengesetzt, sich noch nach so rohen, armseligen Grundsätzen beträgt? Wohin zuletzt zielt alle die tiefe Politik, mit der man sich so gern brüstet? — sich unaufhörlich einander zu zerreissen. Immer ist Krieg und Krieg das Ende von allem; man kennt kein anderes Auskunftsmittel, weiß keinen Knoten anders zu lösen, als mit dem Schwert. Das ist immer des kleinsten wie des größten Souveräns letzte Zuflucht, nur mit dem Unterschiede, daß jener kleineres, dieser größeres Geräusch macht; jener in Verbindung mit Andern, dieser, um seine Macht bewundern zu lassen, lieber allein agirt. — — Warum, in Gottes Nahmen, legen wir uns denn immer die Nothwendigkeit auf, Krieg anzufangen, um Frieden zu haben? — Denn Friede ist doch der Endzweck jedes Krieges, und man wählt ihn, weil man kein besseres Mittel weiß, ins Reine zu kommen. — Wir aber drehen die einfache Wahrheit um. Wir scheinen nur Frieden zu machen, um Krieg zu bekommen."

.....

Die Britten charakterisirte Er, der Franzose, also: Es ist keinem Zweifel unterworfen, die Engländer hassen Uns, und mit einem so innigen, so allgemeinen Haß, daß man wahrhaftig glauben möchte, er mache geradezu einen Bestandtheil ihrer natürlichen Disposition aus. Aber dieser Nationalhaß quillt am Ende doch nur aus ihrem Stolz, aus ihrer Präsumption; denn in der Welt gibts schwerlich ein Volk, daß so stolz ist, so alles neben sich verachtend, so berauscht von der Idee seiner eigenen Vortrefflichkeit. — Wenn man ihnen glaubt, gibts sonst nirgends Geist und Einsicht, als bey ihnen; sie bethen nur ihre Meinung an, verachten die Meinung aller andern Nationen, und es kommt ihnen weder in Sinn, andere anzuhören, noch gegen sich selbst mißtrauisch zu werden."

„Durch diesen Charakter schaden sie sich selbst übrigens mehr, als uns; eben dadurch werden sie zum Spiel ihrer Launen. — Umgeben vom Ocean, haben sie gleichsam dessen Unbeständigkeit angenommen; alles ändert bey ihnen, je nachdem sie eben gestimmt sind. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und andern wegen ihrer Veränderlichkeit verrufenen Völkern bestehet bloß darin, daß bey ihnen die Liebe zum Abwechseln keine Folge des Leichtsinns, sondern einer Eitelkeit ist, die sich unter tausend Formen beständig verjüngt. Aus Eigenliebe sind sie Sclaven ihrer bizarren Einfälle. Was sie eben vorher recht vernünftig arrangirt, oder recht fest beschlossen zu haben glauben, zerstören sie kurz nachher wieder, ohne daß sie dafür eine Ursache wissen. Wirklich widersprechen sie sich so sehr, daß man zuweilen in Versuchung kommt, sie nicht für die gleichen Leute zu halten. — Man prüfe nur, was sie Staatsmaximen heißen, und man wird statt dessen nichts als die Gesetze des Stolzes selbst erblicken, von der Arroganz oder Trägheit adoptirt."

.....

Hätte Sully, in unsern Tagen gelebt, er würde gewiß zuerst seine Stimme erhoben haben, die Republik Frankreich in die Formen der Monarchie zurück zu führen, und dem Würdigsten hätte er die Krone gereicht. — Wie Heinrich IV. endete auch Napoleon die Anarchie Frankreichs. Und hatte dies Land, vor dem achtzehnten Jahrhundert, jemahls eine Epoche, wo man an dessen Republikanisirung hätte denken können: so war es in den Tagen Heinrichs IV., da politische und religiöse Factionen und Bürgerkriege alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöseten und nur Armeen regierten.

In der That kam auch manchem der Sinn daran, selbst einem Marschall von Frankreich, dem Charles de Cossé, Grafen von Brissac, den der Herzog von Mayenne im J. 1594 zum Gouverneur von Paris machte, als eben Heinrich im Begriff war, die Hauptstadt zu erobern. Sully erzählt diese Anecdote im sechsten Buch seiner Memoiren, und beglei-

tet sie mit einigen Reflexionen, die gerade in unsern Zeiten neues Interesse empfangen haben.

„Das Lesen der römischen Geschichte" schreibt Sully, „hatte in dem Marschall, der dabey auf Geist und Scharfblick Anspruch machte, ein sonderbares Project erzeugt. Er kam nähmlich auf den Einfall, Frankreich in einen Freystaat zu verwandeln, und Paris sollte die Hauptstadt dieser neuen Republik werden, die er in seiner Fantasie ganz nach dem Model des alten Roms formte."

„Hätte sich Brissac die Mühe gegeben, von seinen erhabenen Speculationen zur Untersuchung ihrer Anwendbarkeit nieder zu steigen, etwas, das bey den wichtigsten Entwürfen doch immer Hauptsache ist: so würde er gesehen haben, daß es gewisse Umstände gibt, wo das vortrefflichste Project durch die eigene Natur der Hindernisse, durch die Verschiedenheit im Genie und Charakter der Völker, durch den besondern Schlag der bisher üblichen Gesetze, und durch die lange Übung und Gewohnheit, die auf alles das Siegel drückt, unmöglich in der Ausführung und chimärisch wird. — Nur langsam durch Zeit und Erfahrung können die Fehler eines in seinen Formen bestimmten Staates heilen, und immer muß die Verbesserung dem Geist der ersten Grundgesetze des Staates entsprechen. Dieß ist so wahr, daß man überzeugt seyn kann, ein Staat ist seiner gänzlichen Umwälzung nahe, wenn er sich auf eine Weise organisiren will, die seinen anfänglichen Constitutionen widerspricht."

„Brissac dachte nicht so weit. Es ging lange, ehe er begriff, woher auch die allgemeine Widersetzlichkeit der Menschen gegen seine schönen Plane kam. Denn er machte alle und die vornehmsten Mitglieder der Ligue damit bekannt. Während er so, ohne den geringsten Beystand von andern, sein Project gar fleißig ins Reine brachte, lief er aber zuletzt Gefahr, der König möchte es, mit Einnahme der Hauptstadt, gewaltig durchkreutzen. Dieß brachte ihn plötzlich genug von seinen rein-römischen Idealen zu dem damahligen Geist und Ton der Franzosen wieder zurück, das heißt, statt sich andern zu opfern, für sich selbst zu sorgen. Ist der Reitz des Eigennutzes aber auch noch von irgend einer Gefahr auf der andern Seite begleitet; so ist wohl beynahe jeder zuletzt auf dem besten Wege, seinen herzlichsten Freund zu verrathen. — Und so that Brissac. — Er ließ den Herzog von Mayenne im Stich, und der römisch-französische Republikaner capitulirte sehr höflich — mit dem König.

Miscellen.

Vasko de Gama war von Johann III. (1524) als Vicekönig nach Indien gesandt, wohin er 25 Jahre früher den Weg gefunden. Seine Flotte lag vor Anker in dem Meerbusen von Cambay. Es war ein heiterer und windstiller September-Abend, als plötzlich alle Schiffe von einer heftigen unregelmäßigen Bewegung ergriffen wurden. Dieß überraschende Ereigniß brachte die lebhafteste Verwirrung hervor. Von allen Schiffen wurden Nothschüsse gethan. Hier eilte man in der Angst zur Pumpe, dort ergriff man das Senkbley, und die Furchtsamsten hielten fest, was sie finden konnten, als das Rettungsbret in dem Schiffbruch, den man erwartete. Vasco de Gama war selber nicht unbesorgt, aber endlich die wahre Ursache der sonderbaren Bewegung ahndend, beruhigte er das Schiffsvolk mit den Worten: „Muth gefaßt, Kinder, die indische Erde bebt — es ist ein günstiges Zeichen, sie fürchtet uns."

.....

Diego de Sylveira traf nicht weit von Aden ein reichbeladenes Schiff von Dschioda. Der Hauptmann kam an Bord des portugiesischen Befehlshabers, und zeigte ihm ein Schreiben, welches ihm ein Portugiese in jener Stadt als Sicherheitspaß gegeben hatte. Sylveira las die Worte: „Ich ersuche diejenigen Hauptleute des Königs von Portugall, welche dieses Schiff antreffen, es wegzunehmen; es gehört einem der nichtswürdigsten Mauren. Der edle Befehlshaber zerriß den treulosen Brief, und ließ das Schiff, dessen Befehlshaber er einen gehörigen Paß gab, ungehindert reisen; er wollte lieber die reiche Ladung verlieren, als die Redlichkeit seiner Landsleute zweifelhaft machen. — Nach dem Seerechte, welches die Portugiesen zur Zeit ihrer Übermacht eingeführt hatten, konnte kein Schiff ohne portugiesische Pässe, und ohne sich der Visitation zu unterwerfen, in den indischen Meeren segeln.

.....

Der Portugiese, Damian de Goes, sagt in seiner Vertheidigung Spaniens, welche seiner Beschreibung dieses Landes (in den Opp. de rebus Hispan Lusitanicis, Aragon. etc. Colon. 1602. 8. S. 39.) angehängt ist, Folgendes gegen die Beschuldigung des Cosmographen Sebastian Münster, daß der Fremdling in Spanien unfreundlich und ungastlich empfangen werde, und seine Speisen sich selbst herbeyhohlen müßte. „Die Sache verhält sich also. Ehedem waren die Wirthe, bey welchen Fremde und Einheimische einkehrten, Diebe und Mörder, wie noch jetzt in Deutschland und Frankreich nicht wenige sind. Daher ward von Ferdinand und Isabella verordnet, es solle bey hoher Strafe kein Wirth dem Gaste etwas anders als Bedienung und Handreichung beym Kochen der Speisen geben. Für die Pferde sollte er nur Roggen, Hafer, Heu und Streu verkaufen, wovon die Preise nach öffentlicher Schätzung an die Thür des Wirthshauses geschrieben waren, so daß der unwissendste Fremdling leicht berechnen konnte, was er für Bedienung und für Pferdefutter zu bezahlen hatte. Außerdem war der Wirth verpflichtet, mit dem Gaste auf den Markt und zu den Victualienhändlern zu gehen, oder einen von seinen Leuten mitzusenden, um Lebensmittel einzuhandeln. Das Eingekaufte wurde im Wirthshause bereitet, alsdann auf den gedeckten Tisch gebracht, und auf diese Art entstand bey der Abreise des Gastes kein Zank, und es ward ihm nichts genommen, nichts abgepreßt. So war's in den Städten; auf den Dörfern aber, wo es keine Verkäufer von Lebensmitteln gab, durfte der Wirth dem Gaste Speisen verkaufen."

.....

Nureddin, Beherrscher von Mussul, Diardgezire, Syrien und Ägypten, der Gründer derjenigen Herrschaft, die Saladin, in seiner Schule gebildet, sich anmaßte, nicht ohne Vorwurf von Undankbarkeit gegen seinen Herrn und Wohlthäter, und durch eigene weitere Eroberungen vermehrte, später dann das Verbrechen jugendlichen Ehrgeitzes, und der Ungerechtigkeit gegen Nureddins freylich schwachen Sohn, den jungen Saleh, als Sultan durch manche treffliche königliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens vergütete — Nureddin behauptete unter seinen Unterthanen sowohl als andern Muselmännern, ja den Christen, gegen die er kämpfte, selbst, immer das Lob eines sehr weisen, gerechten und religiösen Fürsten. Er war der strengste Beobachter des Korans, er trug weder Seide, noch Gold, noch Silber an seinem Leibe. Wie der größte Feldherr seiner Zeit, so war er der größte Religionskundige unter den Muselmännern, nach den Lehrsätzen des Iman Abuhanifa. Wein war in allen seinen Staaten verbothen, alle Wucherer aus denselben verbannt. Er lebte selbst als eine bloße Privatperson von den Einkünften eines Gutes, das er von einer den Feinden abgenommenen Beute nach dem Antheile davon, der ihn traf, sich erkauft hatte. Die Abgaben und Tribute blieben den Bedürfnissen des Staates gewidmet, und er wagte es nicht, sie anzutasten, als in Gegenwart der Gesetzlehrer. Wie edel und echt landesväterlich die Gesinnung dieses Saracenen in diesem Puncte war, beweiset die fürstlich schöne Antwort, die er seiner Gemahlinn gab, als sie sich über ihr geringes Einkommen bey ihm beschwerte: „Ich bin nichts, sagte er, als der Schatzmeister der Muselmänner; ich darf die Summen, die mir für ihr Bedürfniß zu verwalten anvertraut sind, nicht zu meinem und der Meinigen Gebrauch antasten, ohne des Höchsten Zorn

auf mich zu laden. Mein Eigenthum sind noch drey Buden in Hemessa. Dieß ist alles, was ich im Stande bin dir zu geben."

.....

Während der langwierigen Belagerung von Akka (Ptolemais) durch die vereinten Heere und Flotten der Christen (die Pisaner, Genueser und Venetianer, als seekundige erprobte Streiter, drängten hauptsächlich die Stadt von der Seeseite her), indeß Sultan Saladin mit den aufgebothenen Kriegshaufen seiner vielen Scheiks, wachsam und immer thätig, wie er war, keine Gelegenheit versäumte, den Christen so viel als möglich Schaden zu thun, der bedrängten Stadt Hülfe, Zufuhr, vorzüglich durch seine ägyptischen Flotten, und jede Linderung ihrer Noth zu verschaffen — Tauben, die Briefe an den Hälsen hin- und her trugen, gewandte Taucher, unter denen Isa vorzüglich sich berühmt machte durch seinen merkwürdigen Untergang*), das Verkehr zwischen der belagerten Stadt und dem Heere der Saracenen unterhielten, daß außerhalb der Verschanzungen der Kreuzfahrer auf den nahen die Stadt bestreichenden Hügeln, die Belagerer wieder belagernd sich gestellt hatten — indeß Saladin alle Mühe und allen Eifer zur Ehre des Islamismus anstrengte, fingen manche der ihm untergebenen Emirs und Schaarenführer, überdrüßig des langen Verzugs, für die gemeinschaftliche Sache zu erkalten an, und suchten unter allerley Vorwänden sich von ihm zu trennen, nach ihrer Heimath strebend. Der Fürst von Mesopotamien, Moezzoddin, nachdem er durch viele Briefe und Abgeschickte an den Sultan seine Entlassung vergeblich gesucht, und immer die Antwort erhalten hatte, es zieme einem wackern Muselmanne nicht, bevor das Schicksal der Stadt entschieden, von ihrer Vertheidigung abzustehen, macht sich, ungeduldig über die wiederhohlten Verneinungen seines Gesuchs, mit einmahl am Feste Ramadan auf, dringt vor das Zelt des Sultans und verlangt dringend Gehör. Saladin, die Absicht seines Besuchs wohl voraussehend, entschuldigt sich mit Unpäßlichkeit. Er gibt sich nicht zufrieden, wird noch dringender, und, vorgelassen, erneuert er mit allem Nachdrucke seine alten Bitten. Da der Sultan mit der ganzen Macht und Wärme der ihm zu Geboth stehenden liebreichen Beredtsamkeit ihm vorstellt, wie es jetzt nicht Zeit sey, daß das Heer sich auflöse; zusammenhalten müsse man in der Noth, und ein so angesehener Fürst, wie er, müsse den andern kein so unwürdiges Beyspiel geben, neigt Moezzoddin auf einmahl sich gegen seine Hand, küßt sie, und im nähmlichen Augenblicke entfernt er sich schnell. Zu den Seinen gekommen, gibt er ihnen schnell das Zeichen zum Aufbruche. Die Zelte werden abgebrochen, die Kamehle und Saumthiere bepackt, und in weniger Zeit ist er mit seinen Streitern auf dem Wege nach Mesopotamien. Der Sultan, mit Recht über diese unehrerbiethige rasche Handlung entrüstet, schrieb ihm einen nachdrücklichen Brief, worin er ihm seinen Undank und sein ganzes auch vorhergegangenes Betragen mit Würde und Ernst vorwarf. „Du freutest dich erst," schrieb er ihm darin, „in meinen Schutz aufgenommen zu werden, du bathest mich um denselben, indem du erklärtest, wie du für dein Leben und deine Provinz von deinen eigenen Leuten fürchtetest. Ich gewährte dir ihn, ich stellte dich mit aller meiner Kraft sicher gegen jede Gefahr. Bald recktest du deine Hände aus nach fremdem Gut, Blut und Ehre. Ich sandte dir manche Warnung dagegen zu. Du hattest kein Ohr dafür. Bald darauf brach dieser neue Krieg aus. Du kamest an mit deiner Schaar; aber gar kurze Zeit warst du da, so zeigtest du dich schon ganz verdrossen der Sache des Islamismus. Weder guten Willen, noch gute That gegen den gemeinschaftlichen Feind hast du erprobt. Siehe nun zu, wem du dich künftig in Schutz mögest übergeben, wer vor deinen Feinden, wenn sie dich anfallen, dich schirmen soll. Auf mich rechne nun nicht mehr! Meine Freundschaft, meine Theilnahme hast du verwirkt." Ein Eilbothe hohlte den Flüchtigen mit diesem Briefe nicht weit von Tiberias ein. Er las ihn, blieb ungerührt und setzte seinen Zug fort. Dem Takoddin hingegen, der beym Hügel Phiko ihn traf, gelang es, durch einen ernstlichen Vorhalt seiner undankbaren Beleidigung gegen den Sultan und durch die Hinweisung der wahrscheinlichen schädlichen Folgen für ihn, wie durch das Ansehen seiner eigenen weltkundigen Stärke und Tapferkeit, ihn zu seiner Pflicht und zum Heere zurück zu bringen. Er wird vor den Sultan gebracht. Takoddin, Almalich-Aladil u. a. bathen für ihn. Der Sultan verzieh ihm den Augenblick.

Eben so verlangte Amadoddin, ein Oheim des Mesopotamiers, mit Hartnäckigkeit oft und viel seine Entlassung. Der Sultan, müde der vielen Gegenvorstellungen, gewährte sie ihm endlich, schrieb aber auf die Rückseite des Briefes die bedeutenden Worte noch: „Wer meines Gleichen aus der Hand läßt, was für Gewinn mag ein solcher suchen?" Vom Augenblicke an blieb Amododdin bey dem Heere, und verlangte, so lange es zusammen blieb, nie wieder zurück.

Einer seiner Mameluken warf einmahl, während der Sultan hohen Rath hielt, in der Versammlung nach einem andern muthwilliger Weise seinen Pantoffel. Der Wurf verfehlte sein Ziel, und der Pantoffel fiel gerade vor Saladin nieder. Dieser wandte sich schnell auf die andere Seite und stellte sich, als merkte er es nicht, um den Unfug nicht ahnden zu dürfen.

.....

Zu Hueska in Aragonien zeigt man noch die Catheder, worauf einst Pontius Pilatus die Rechte tradirt hat.

Kaiser Maximilian I., welcher 1495 eine Verordnung de honore et Privilegiis Poetarum erließ, stiftete zu Wien eine Fakultät der Poesie, als die Fünfte der Universität, welche hauptsächlich für die Dichtkunst in lateinischer Sprache bestimmt war. Konrad Celtes, den schon Kaiser Friedrich III. zum Poeten gekrönt hatte, und welcher zuerst nach Art der Alten lateinische Schauspiele aufgeführt hat, ward zum Aufseher über diese Fakultät gesetzt.

Der Ehrentitel der Studenten, nähmlich der Nahme Bursche, ist aus dem Latein des Mittelalters entstanden. Bursarii waren Studenten, die auf gemeine Kosten unterhalten wurden, welches zuerst in Frankreich unter dem Könige Robert dem Heiligen (starb 1033) geschah. Gewöhnlich hießen die Studenten Scholares und Scholastici. König Philipp der Schöne von Frankreich verordnete 1299, daß das Eigenthum keines Studenten wegen Schulden in Beschlag genommen werden sollte, und Ludwig bewilligte ihnen, daß sie ihre Sachen zur und von der Akademie frey hin und her führen durften. Philipp VI. von Valois befreyte die Universität zu Paris im Jahr 1340 von allen Zöllen, Steuern und Abgaben, auch gab er ihr das Vorrecht, daß ihre Glieder in Rechtssachen nie außerhalb der Stadt erscheinen durften. Hiermit nahm die sogenannte akademische Freyheit ihren Anfang, worunter sich heut zu Tage mancher Student freylich ganz etwas anders denkt. Nach dem Muster der Pariser Universität wurden späterhin die meisten übrigen gebildet.

Kaiser Maximilian II. gab der Universität zu Helmstädt in dem Stiftungs-Privilegium von 1575 den Simson, wie er den Löwen zerreißt, zum Wappen. Daher geschah es, daß die Studenten die Bürger, welche ihnen zuwider waren, mit dem Spottnahmen Philister belegten.

Justus Ludwig Bursmann oder Brismann, Rector zu Naumburg, wurde 1573 Professor der griechischen Sprache zu Jena. Er trug einen Mantel mit Fuchspelz gefüttert. Dieß gab den Studenten Anlaß zu dem Spottnahmen Schulfuchs.

Der Magistrat zu Naumburg erhielt im Jahr 1525 von dem dortigen Bischofe Philipp Erlaubniß, ein lutherisches Pädagogium, oder, wie man es damahls nannte, ein Zuchthaus anzulegen. Der erste Rector, Schumann, wurde Diener im Zuchthause, genannt. Sein Nachfolger, Pankratius Anton Ammerbach aber hieß Oberschulmeister. Freylich war damahls der Schulmeistertitel noch eben so ehrwürdig, als der Bürgermeistertitel.

*) Dieser muselmännische Taucher brachte gewöhnlich Geld und Briefe, die er sich anzubinden pflegte, heimlich des Nachts in die Stadt. Einmahl hatte er sich drey Schläuche mit hundert Dinars gefüllt umbunden, und Briefe zugleich an die saracenische Besatzung. Als das Volk, das seine Ankunft erwartete, vergeblich nach dem Vogel, den er gewöhnlich, wenn er angekommen war, zum Zeichen seiner glücklichen Überfahrt fliegen ließ, hinausschaute, schöpfte es Verdacht, es möchte ihm ein Unglück begegnet seyn. Er kam nicht. Erst einige Tage nachher, da viele Städter am Ufer standen, sahen sie gegen dasselbe, auf der von der feindlichen Flotte entgegengesetzten Seite her, etwas antreiben. Eine Leiche wird von den Wellen herausgeworfen. Isa war's. Geld und Brief hatte er auch noch um sich. „Kein Bothe," setzt Bohaddin, der S. 134, K. 76 dieß erzählte, hinzu, „hat im Leben und Tode treuer, was ihm anvertraut ward, und redlicher ausgeliefert."

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 6. und Montag den 9. April 1810.

Der Mord Galeazzo Sforza's half den Mailändern so wenig, als die Ermordung Cäsars den Römern. Ein Volk, das viel schwatzt und nichts thut, welchem Alles zum Schauspiel, Nichts zur Lehre dient, ist auch des Todes der Edlen nicht werth.

Johann von Müller.

(42 und 43.)

Schatten der Vorwelt.

Ludewig XI. und Carl der Kühne.

König Ludewig XI., durch dessen Heer bey St. Jacob die Helden gefallen, ist von vielen übel beurtheilt worden, welche seine Lage und ihn nicht fassen konnten.

Nachdem das große Reich der Franken unter den Merowingischen Fürsten und ihren unmittelbaren Nachfolgern in dem Geist einer militärischen Demokratie ungefähr vierhundert Jahre mächtig und in hinreichender Ordnung bestanden, geschah durch die Schwäche und Leidenschaften der Könige, daß die Verfassung eines gemeinsamen Vaterlandes durch die Gewalt und List der Großen aufgelöset wurde, und kaum in dem Königsnahmen Erinnerung des ehemahligen Mittelpuncts blieb. Als der Nord endlich sich erschöpfte, das Reich der Moslemin zerfiel und Ungarn gezähmt wurde, verlor sich mit der Noth alles Nationalgefühl, so, daß ohne Rücksicht auf ursprünglichen Zweck das Königthum selbst und die ganze Verfassung nach beschränkten Begriffen eines Privatrechts (des Lehenwesens) beurtheilt wurde. Hiervon kam fleißigere Benutzung der vereinzelnten Ländereyen; daß aber für gemeinsame Leitung und Bildung nur von Geistlichen in ihren Sachen etwas geschehen konnte. Auch trug sich zu, daß durch bloße Privat-Verhältnisse, -Heirathen oder -Unternehmungen, große Länder, ohne der Einwohner Willen, vereiniget, und vermittelst besoldeter Privatmacht gegen Könige behauptet wurden. So unregelmäßig war der Ursprung fast aller Staaten; nur die lange Arbeit der Zeit und Natur, welche die Auswüchse wegstreift, nähert sie nach und nach der Einfalt ihres Zwecks wieder. Vierfach war in Frankreich der Kampf der obersten Nationalwürde gegen das Übermaß feudalischer Macht. Erstlich gegen die großen Häuser Normandie und Anjou, da sie die Krone Englands erworben. Zweytens gegen die innere Gesetzlosigkeit und Entkräftung des obersten Ansehens. Zum dritten wider die neue Verwirrung, die durch das englische Kriegsglück hervorgebracht wurde. Viertens als unweise Vaterliebe, glückliche Heirathen, die wachsame Thätigkeit Einiger, die Weisheit eines Fürsten, das Burgundische Haus Königlichen gleichstellte. Aber die Normanische Macht brach, einen Augenblick benutzend, Philipp August; im Innern half durch Gerechtigkeit Ludewig IX., bald schlau, bald kühn Philipp der Schöne; Carl VII. hatte das Glück, daß die Engländer durch Unfälle und Fehler um die Frucht ihrer Siege kamen.

Zu Ludewigs XI. Zeit war Carl der Kühne von Burgund an sich so mächtig als der König; mächtiger durch die Blüthe seines Landes, den Geist seines Volks und als Haupt und Führer aller Mißvergnügten in Frankreich, des Königs Bruder mit begriffen. Aber der Ausgang bewies die Überlegenheit des Verstandes über wilde Kraft; der König siegte ohne Waffenglück durch seine persönlichen Eigenschaften.

Den Thron bestieg Ludewig nach mannigfaltiger Erfahrung der Menschen und des Glücks, mit einem durch schwere Zeit beugsam gemachten Geist, welchen er nicht mit Schulspitzfindigkeiten verwirrt, aber durch Kenntniß der Geschichten und Rechte mehr als andere Könige gebildet hatte. Da er sich nicht als den Herrn, sondern als obersten Beamten betrachtete, und kein geringeres Beyspiel als Carl den Großen sich vorbildete, weihete er seine ausgezeichneten Geistesgaben und sein ganzes Leben der Berufspflicht. Hierzu erhöhete er seinen Sinn (der wäre kein König, dem Privat tugenden genügten). Also erfüllte er sich, wie alle großen Menschen, mit dem Glauben der allerbesondersten Vorsehung, fürchtete Gott, und wollte, daß ganz Frankreich dieses wisse. Im übrigen waren seine Religionsbegriffe den Zeiten gemäß, wo die Fürbitte frommer, und mancherley Verehrung heiliggesprochener Personen viel galt: man glaubte, Gott sehe milder auf unsere Schwäche, wenn sie größerer Vollkommenheit sich gleichsam angeklommen hält. Weiter hatte der König eine ruhige Unerschrockenheit. Obwohl er sich meist mit einer Vorsicht benahm, welche seine Feinde Furchtsamkeit nannten, hatte er den Fürstensinn, sich nie durch Zufälle schrecken zu lassen; so daß mit der Noth sein Geist sich entwickelte. Da er, wie ein großer König soll, nach der ihm beywohnenden, allgemeinen Übersicht alles Wichtige selbst führte, und bey der mannigfaltigen Untreue seiner

factiösen Zeit nicht immer die Absicht seiner Befehle erklären konnte, forderte er pünctlichen Gehorsam. Eben derselbe hielt für unziemlich, neue Auflagen oder Kriege anzuordnen, ohne dem Volk die Gründe begreiflich zu machen. Unermüdet war er in Erforschung der Denkungsart und persönlichen Umstände aller bedeutenden Männer in seinem Reich und in auswärtigen Ländern; unermüdet, wen er wollte, und besonders wen er durch freyen Scherz oder auf andere Art beleidiget hatte, durch gute Worte, Herablassung und Geschenke zu gewinnen. Mit dem schlechterzogenen, unwissenden, eiteln Adel redete er nicht von Geschäften, sondern bediente sich solcher Leute, die alles ihm schuldig waren, und welche er, wenn sie undankbar wurden, ohne Beleidigung einer großen Verwandtschaft wieder vernichten konnte. Denn so vertraulich er mit seinen Leuten lebte, und, wie andere, manchmahl von ihnen betrogen wurde, zitterte doch selbst sein geliebter Cressol, die Königinn, das ganze Haus und Volk vor seinem Geist und Willen. Dieser gewaltige König störte in bürgerlichen Dingen den Lauf der Gerechtigkeit nicht, verehrte, wenn er sich geirrt, gewissenhafter Obrigkeiten treuen Widerstand, und indeß er durch Vergleichung fremder Gesetze die Französischen vervollkommnen wollte, war er von Prahlerey damit so fern, daß er es geheim behandelte, um das Ansehen bestehender Gesetze nicht zu erschüttern. So wenig er Anfangs auf Kost und Kleidung hielt, so gut wußte er seine Pariser am Gastmahl zu gewinnen, und, wenn es seyn mußte, erschien er majestätisch. Die Steuern, so ungern er daran wollte, mußten erhöhet werden; er gab aber leidenden Bezirken vieljährige Freyheit, selbst von älteren Abgaben; dabey sorgte er für billige Brodpreise. Zweckmäßige Ausgaben sparte er nicht, mit Freundlichkeit gab er seinen Dienern, und übersah Rechnungsfehler, wenn Verdienste sie bedeckten. Er war nichts weniger als verschwenderisch mit dem Leben seiner Kriegsleute, und erwartete, was andere von Schlachten, von den Fehlern seiner Feinde. Diese wußte er eben so wohl zu veranlassen als zu benutzen. Überhaupt suchte er nicht so wohl Vergrößerung als freye Hand. Man kann sagen, daß das Königthum in Frankreich Er hergestellt hat.

Carl von Burgund war um eilf Jahre jünger als der König; von mittlerer Größe, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, der Habichtsnase, einem etwas länglichten Gesicht, breiter Stirn und etwas hervorstehenden Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernsts. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann des Furchtlosen, seines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhörlich arbeitender Geist (wie er denn Morgens um sechs Uhr immer seine Geschäfte anfing), hatte seine Lust an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedonischen Philipps, dem Cannensischen Sieger, dem einzigen Cäsar, und entwarf mit größter Kühnheit weitaussehende Plane, die er nicht sowohl sich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen den herrlichsten Ritter im Waffenspiel, und an der Seite seines Vaters zwey Mahl in Schlachten gestritten, alsdann zu Montlhery über den König den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz, und hielt einen allezeit kriegerischen Stand. Mit seinem Muth war verbunden, daß er meist mit Offenheit handelte; seine Art war so, daß niemand Hinterlist von ihm argwohnte: doch hat aus Vergrößerungsabsichten auch Er in Tractaten sich dieselbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert, welcher sich auf ihn verlassen hatte. Einige sind überwiesen worden, daß sie auf seinen Antrieb den König Ludewig und den Dauphin haben wollen vergiften; welches der Herzog sich erlaubt haben mochte, weil er Carln von Guienne, des Königs Bruder, dessen Schwäche das Hauptwerkzeug der Verwirrung Frankreichs gewesen, durch den König eben so von der Welt gebracht glaubte. Voll der größten Projecte, für deren systematische Behandlung seine Fassungskraft nicht groß genug war, wußte er, bey Aufwallung seiner Leidenschaften, sich öfters nicht zu helfen; dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen; dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch sein feuriger Geist hierin sich nicht gleich. Reliquien führte er mit, wie der König, nach damahligen Glauben, oder weil die prächtigen Capseln zum Schmuck gehörten. Die Fasten (Übungen der Enthaltsamkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt er genau. Hingegen ist getadelt worden, daß er alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne zu erkennen, wie entscheidend die von der ersten Ursache geführte Zusammenordnung der Umstände ist. Almosen betrachtete er wie der König, als durch die christliche Religion vorgeschriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen sey: sonst war er in Freygebigkeiten ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte sich zu sehr, um sich mit Speisen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, so gut wußte er, wo es seyn mußte, mit zu halten; einem Fürsten, der die Gemüther gewinnen soll, darf nichts fremde, und was er thut, nie ungeschickt seyn. Daher, da er eine musicalische Stimme sich nicht geben konnte, er den Mangel durch Theorie der Kunst bedeckte, und seine Hofmusik eine der ersten bis[illegible]. Übrigens war seine Lust an Wildschweinsjagd, Reigerbeitze und mannigfaltiger Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch übertraf er die meisten seiner Zeit im Schachspiel, das er nach dem Geist seiner Erfindung mehr wie Verstandsübung als wie Spiel ansah. Verdacht war, und seine Feinde haben ihm vorgehalten, Keuschheit bey Weibern sey ihm leicht angekommen, weil er, vielmehr die Lüste mancher griechischen und römischen Helden nachgeahmt.

An den Alten liebte er alles außerordentlich, und verstand nicht nur nebst fünf andern, auch die lateinische Sprache wohl, sondern (von seiner Jugendlectüre, den Rittergeschichten, unverdorben) ließ er täglich zwey Stunden die Historien von Rom sich vorlesen. Alexanders erhabenes Bild hatte er unaufhörlich vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn einst (was nicht allzuschwer schien) Er seine Herrschaft von der Nordsee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit, mit aller Macht von Burgund, eine größere Unternehmung, die Befreyung des östlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen. Meist sah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren

und Rittern, so daß an Zahl, Herrlichkeit und Ordnung des Hofes kein Fürst ihm gleich kam. Bey Feyerlichkeiten trug er ein Kleid, welches an Gold und Edelgesteinen über hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde. Die Säle und Capellen waren mit den ausgesuchtesten Tapeten und nie gesehenem Überflusse silberner und goldener Geschiere geziert. Auf achthundert Gulden war der tägliche Aufwand der Tafel berechnet: wovon er selbst nicht viel genoß; aber er hielt für fürstlich, Vergnügen und Überfluß um sich zu verbreiten. Nach dem Essen und nach den Geschäften ließ er sich durch die Kammerjunker belustigen; wie er auch im Felde manchmahl den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings, der die Standarte trug, sich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freytags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit saß, empfing er die Bitten und Beschwerden seiner Diener und Unterthanen auf das freundlichste; er gab auch allein jedem Zutritt, und (was man bey Fürsten sucht) schnelle Hülfe, oft in der Masse, daß der Kanzler während der Audienz zu rescribiren hatte. Daher, wenn man ausnimmt, was wegen besonderer Verhältnisse in Oberelsaß unbestraft blieb, so lang und weit Carl geherrscht, alle Familienfehden und Eigengewalt Vornehmer über gemeine Leute aufgehört haben, und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel, bey dem Nußbaume zu S. Maximin, wie er den geringsten Diebstahl unerbittlich schnell bestraft.

Überzeugt von dem Nutzen seiner von Natur und Alters her tapfern Belgischen und Burgundischen Miliz, durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muster zu geben, selbst aber gegen fremde List und innern Aufstand gefaßt zu seyn, errichtete er eine Ordonanz. Acht-, nachmahls zwölfhundert reisige Kriegsmannen, jeder mit einem Schildknappen und Waffenträger, viertausend Schützen, deren drey Viertheile zu Pferd, zweytausend Pikeniers, bey den Büchsen sechshundert, und eben so viele bey den Feldschlangen war der erste Fuß und Kern, dem, nach den Umständen, größere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder englischer und italiänischer Hülfsvölker angeschlossen wurden. Befehligt wurden sie von den Großen des Landes; häufig schimmerte auf der Hauptleute Brust das goldene Vließ, welcher Orden wie nicht viele andere aus so alter Zeit den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmannen ihren vollen Cüraß, die gewaltige Lanze, das breite kurze Schwert, einen Streitkolben, den schönprangenden Helm und andere, nur Ungewöhnten schwere, übrigens prohbaltige Bedeckungswaffen. Zuerst war das Corps in Rotten getheilt, jede in Decurien. Hierauf bekam eine jede aus hundert Lanzen bestehende Compagnie, der die Pikeniers und Schützen zugeordnet waren, unter einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Kammern hatte. Vielfältig wankten die Schöpfer des neuern Kriegswesens, ob die Bewaffnung und Einrichtung der Phalanx oder der Legion nach dem neuern Gewehr vorzuziehen sey; bis Kriege in mancherley Ländern große Feldherren belehrten, daß nach den Umständen die Geschmeidigkeit letzterer oder die Festigkeit jener den Vorzug verdient, und das zu jeder Form geschickteste das vollkommenste Heer sey. Der Artilleriepark war zu dreyhundert Stücken berechnet; es folgten zweytausend Wagen mit Pulver, Armbrusten, Bogen, Pfeilen und Piken; tausend größere, eben so viele gemeine Zelte. Vieles bey Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebaut. Die mauerfest stehenden Pikeniers wußten mit gesenkter Pike schnell niederzufallen, um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer schießen zu lassen. Auf beyden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Ründung, hatte man von den Alten. Für die Abhärtung und für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war gesorgt; und im Ganzen, nebst verständiger Mischung der Waffen, löblicher Zweck, den Schaaren Selbstgefühl und Gemeingeist zu geben. Vergehungen wurden mit empfindlichem Verlust, nicht leicht auf entehrende Weise gestraft. Vollkommene Unparteylichkeit war vorgeschrieben, auf das Gefühl der Gleichheit alle Cameradschaften gleich feurig für den Fürsten, der sie sein Haus nannte, gegen alle seine (ihre eigene) Feinde zu höchster Anstrengung entflamme. Das Fluchen war verbothen: der Soldat muß den Gott ehren, bey dem er schwur; auch das Würfelspiel; denn es macht habsüchtig, bringt Haß oder Zorn, macht immer Einen mißmuthig. Bey der Unmöglichkeit, kraftvollen Jünglingen strenge Enthaltsamkeit anzugewöhnen, strafte er die, welche selbst in eroberten Städten durch Muthwillen eheliche Bande zerrissen, ließ aber bey jeder Compagnie dreyßig Weiber, deren keine eines Einzigen seyn durfte, und übersah allerhand Dinge. Wo kein Feind nahe war, gestattete er, wie Cäsar, viel. Er liebte seine Leute; waren sie krank oder verwundet, so sorgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel größerm Recht war er gegen Treulosigkeit streng; und forderte im Krieg um so ernsthafter von jedem die Pflicht, da täglich er der erste auf war, die wichtigern Posten selbst in Augenschein nahm, der letzte und unausgekleidet sich dem Schlaf überließ. Da die Ordonanz eine halbe Million Thaler, und jeder Feldzug zwey Millionen Franken Aufwand erforderte, und seine Länder, nicht aus Ohnmacht, aber weil sie es nicht gewohnt waren, murreten, bemühete er sich die neue Last nützlich und möglichst leicht zu machen. (So hart er jeden Aufruhr niederschlug, so nachgebend hörte er Vorstellungen). Also hielt er in seinem ganzen Land Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe von innern, und wenn er nicht selbst sie sich zuzog, auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreise, die unausbleibliche Schuldenzahlung, alles hatte so genau seine Bestimmung, daß wenn Gardeofficiers Unordnung übten oder zuließen, als die Schander ihrer eigenen Ehre und Mörder der Fürstlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erscheinen, und über tapfere Männer zu commandiren, cassirt wurden. Selbstaufopferung für Pflicht und Ruhm und für Festhaltung öffentlicher Ordnung, das ist militärische Ehre.

Carl von Burgund hatte Feuer, Muth, Arbeitsamkeit, Festigkeit, in allen seinen Zeiten. So lang der weise Vater Philipp in ungeschwächter Kraft Herr blieb, wich der unbeugsame Sinn der Klugheit, oder wurde gebrochen durch des ehrfurchtgebiethenden Fürsten Zorn. Das Glück bey Montlhery hat Carln (doch nicht bis zur Vergessenheit seiner Pflichten) verblendet. Übermüthig wurde er durch des Herrschens und Siegens Gewohnheit, entfremdete sich den mit ihm erwachsenen Räthen, hörte italiänische Schmeichler, und warf sich in die deutschen Händel, die er nicht kannte. Weil sie nicht glänzten, mochten die Deutschen verächtlicher scheinen. Das Unglück verhärtete ihn; er unterlag ihm nicht, aber er fiel.

Diesen brachte sein Schicksal mit Ludewig XI. in ein Ge-

fecht, welches allezeit im Frieden am gefährlichsten war. Man sagte von dem König, daß er im Kriege nur mit einem Auge schlief, im Frieden jederzeit beyde offen hielt. Carl strengte alles an, der erste zu seyn; sein Tugenden leuchteten herrlich hervor. Nie verlor der König seinen Zweck weniger aus dem Gesicht, als wenn er ihn aufzugeben schien, und nachdem er durch viele geheime Mittel die Erreichung sich möglichst gesichert, stürzte er den Herzog vornähmlich dadürch, daß er Friede mit ihm hielt.

Wie Carl vor Nancy umkam und das Haus Burgund beschloß.

Der Anzug eines schon an Zahl überlegenen Heers der Sieger von Granson und Murten wurde dem Burgundischen möglichst verborgen. Sehr gering war dieses und schlecht, finster, wie das Gemüth Carls, leidend von Krankheiten, in Mangel, ohne Geld noch Muth, von Campobasso verrathen, treu an sich. Der Zustand wurde dem Herzog vorgestellt; er in seinem Grimm: „Und sollte ich allein hervortreten; mit „dem Jungen von Lothringen mache ich nie Friede; ihr aber, „ihr seyd lauter Vaudemonts." In jener fürchterlichen Weihnachtskälte erfroren einige hundert Mann und Pferde; da brach die Geduld, so daß Einige ihn verließen, Andere ihm fluchten. Ein Ritter, seiner obersten Hauptleute einer, sprach: „Unserm Herzog ist nur wohl mit Kriegen, er wäre gern in Nancy. So wollt' ich, Er wäre vorn in der großen Büchs, könnten Wir ihn in die Stadt schießen, daß ihm würde des Kriegs genug, und Wir nit bedürftend zu erfrüren." Der portugiesische König Alfonso kam zur Vermittlung in das Lager; Carl war einziger Sohn der Schwester seines Vaters; der vorstehende Untergang des Hauses Burgund war niemand gleichgültig. Carl erwiederte: „Ob er übernehmen wolle, Pont-à-Mousson wider die Lothringer zu behaupten?" Da überzeugte sich Alfonso, daß sein Aufenthalt unnütz wäre.

Der Herzog von Burgund versammelte einen Kriegsrath. „Sie sind wieder da, die schlechten Kerls; die see„lenlosen Fleischmassen, von Trunk und Fraß aufgedunsen, „sind hieher gewandelt; was meint ihr?" Außer Campobasso waren die meisten Hauptleute der Meinung, „daß die „Verproviantirung der Stadt Nancy das einzige unvermeid„liche Übel wäre; der Herzog möchte nur ausweichen, was „der Feind eifrigst wünsche, nähmlich eine Schlacht, „welche leicht mißglücken und verderblich werden dürfte; sie ra„then ihm, nach Pont-à-Mousson an die Mosel zu ziehen, „er sey noch nicht in dem Fall, verzweifelnd alles zu wagen; „auf Luxemburg liege ein beträchtlicher Schatz; das Heer könnte „im Winter, obwohl sie Friede wünschten, hergestellt werden; „wo der Herzog René das Nöthigste im Krieg, das Geld, „hernehmen wolle, um die Eidgenossen viele Monathe zu un„terhalten, oder wiederkommen zu lassen! Er, der großmäch„tige Carl, habe keinen Fußbreit Land, habe nichts verloren, „daß er durch seinen Geist und Muth nicht wieder gewinnen „könne." Da sprach der Herzog: „Mein Vater und ich haben „die Lothringer geschlagen; soll ich mich zurückziehen vor dem „Jungen? Diese Nacht wird Nancy gestürmt, morgen schla„gen wir uns." Sie, traurig, hinweg; ihn übernahm wechselweise Grimm und eine grauenvolle Ahndung. Das Krachen des Geschützes, die Anordnung der Schlacht, übertäubte, zerstreute ihn.

Bestürmt wurde Nancy mit angestrengtester Kraft, beschossen aus dem letzten Vorrath von Steinen und Pulver. René hörte die Schüsse, bemerkte Nothzeichen. Also gegen die Mitternacht berief er die Hauptleute; sie versprachen den Entsatz auf Morgen. Beängstigt von der Furcht, jetzt noch möchte Nancy fallen, erwartete er unruhig den spät anbrechenden Tag. Da wurde an vielen Orten zugleich Messe gelesen. Als Frühstück sie gestärkt, marschierten sie auf Neuville. Über dem Lande lag Nebel.

Dem Herzog von Burgund wurde sein vortreffliches rabenschwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er auffaß, fiel von seinem Helm dessen Zier, ein goldener Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbissenem Unmuth seufzte er, „das ist von Gott," gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was zu thun sey nach seinem Tod, sprengte vorwärts. Ein veranstalteter, oder benutzter, tiefer Wassergraben bedeckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heers. Er, der große Bastard Anton, und Bastard Baldwin, in der Mitte, führten die lange tiefe Säule des Fußvolks; rechts, nach dem Fluß, die italische Reiterey, Jacob Gaillot, der einsichtsvolle, treue, und Campobasso; links die übrige, der Oberlandvogt von Flandern, Josse von Lalain, ein tapferer Ritter; die Straße nach Nancy war von einer kleinen Höhe mit dreyßig Schlangenbüchsen bestrichen.

Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Campobasso mit achthundert Lanzen, riß die rothe Scherpe und das Andreaskreuz von sich, ging über, kam zu René: „Jene ent„ehrende Heftigkeit Carls erlaube ihm nicht, länger bey dem„selben zu bleiben; Anjou von Jugend auf, kehre er zu alten „Freunden zurück, um die er das Schloß Commerey, hier in „Lothringen, einst wohl verdient; nur dessen Bestätigung wün„sche er, bereit an diesem wichtigen Tag die größten Proben „seines Eifers zu geben." René, noch zu S. Nicolaus, besprach sich mit den Eidgenossen. Sie erwiederten alsobald: „An der „Seite eines verrätherischen Wälschen zu streiten, sey weder „der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß" Als Campobasso dieses vernahm, besetzte er eilends die Brücke bey Bouxieres-aux-Dames, einen höchstwichtigen Posten, an der Vereinigung der Meurthe und Mosel, wo die Flucht, welche er vorsah, wo Carl wohl selbst sich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen entschlossen und fähig, hatte er in dem Burgundischen Heer gelassen, alles zu sehen, und möglichst viel Böses zu thun.

Auf dem Marsch nach Neuville begegnete dem Heer ein Thurgauer von Frauenfeld, Georg Schreiber, und ein Mann von Art in Schwyz, genannt Schindler. Beyde, vormahls des Landes verwiesen, hatten in ihrem Verdruß Burgundische Dienste genommen. Jetzt, wenn die Obrigkeit vergeben wollte, versprachen sie die Maßregeln des Herzogs und auch die Manier zu zeigen, wie sie zu vereiteln wären. Die Hauptleute, nicht weniger besorgt um das Blut braver Männer als für das Glück des Tages, verschmähten dieses nicht; man kannte die Männer; sie erbothen sich, Führer zu seyn.

Die Schlachtordnung machten sie an dem Neuviller Teich. Das Fußvolk des ersten Treffens (Zürich und Freyburg dabey) führte Wilhelm Herter, durch Erfahrung, Verstand, Bered-

samkeit; wie durch den Glanz von Murten, allgemein beliebt und verehrt; Oswald von Thierstein die Reiterey. Da trug Dom-Julien das Banner von Vaudemont; ihm, dem Falkenier, folgte fröhlich der Bastard und viele Edle von diesem Land. Aber den Schlachthaufen commandirte des Krieges Haupt, Herzog René auf dem Pferd, welches er bey Murten ritt, in altlothringischer Uniform; er verbarg sich nicht, ein Mantel von Goldstoff hing über die Rüstung; seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterey; da waren seine Freunde von Bitsch, Leiningen, Salm, sein Hof, alle Großen des Landes. In der Mitte dieses Treffens alle Banner, zu Vermeidung von Eifersucht, ohne besondere Ehrenzeichen versammelt; die meisten Orte der Eidgenossen, die niedere Vereinigung, die Hülfsvölker vom Erzherzog Sigmund aus Tyrol stritten in dem Gewalthaufen. Links an der Spitze der elsassischen Cavallerie kämpfte feurig der große Wilhelm von Rappoltstein, ein ernster, unternehmender, mächtiger Mann zu zeigen, daß er Carln einst ungern gewichen. Einen Büchsenschuß hinter dem Treffen harreten achthundert Mann. Das Geschütz bey diesem Heer war unwichtig und blieb außer dem Spiele. In fester geschlossener Ordnung, freudig als zum Kriegesfest, marschierten sie auf; der Boden war gefroren; Schnee erfüllte die Luft; als er aufhörte, blieb Nebel. Dieser betrog den Feind; seine Artillerie brannte los, ehe das Heer im Schuß war. Es wurde scharmutzirt, als läge nichts Größeres im Sinn.

Sie zogen die Jarviller Straße. Nahe am Feind geschah das Gebeth. Hierauf geboth Wilhelm Herter linksum; einen rauhen verwilderten alten Weg, durch einen tiefen Bach, hinten hinauf den Berg, welcher das Schlachtfeld beherrschte; das Gestöber begleitete sie; da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor, mit ungewöhnlicher Wärme und Pracht. Als der Herzog von Burgund sich umgangen sah, befahl er eiligst, Gaillot solle den linken Flügel verstärken, dem Geschütz eine ganz andere Richtung ertheilt werden. Da erklang auf der Höhe das Urihorn, drey Mahl. Drey Mahl fuhr Todesschrecken durch das Herz Carls; diesen Schall hatte er bey Murten gehört. Auf einmahl Herter, Waldmann, Eptingen, alle Ordnungen des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die leichtesten flink über die Hecke zum Tod aller Meister und Bedienten des feindlichen Geschützes; bald sah der Burgunder, nach schnell niedergetretenem Zaun, die Schaaren voll Wuth in die eröffnete Seite vordringen. In diesem Augenblick zeigte sich Carl, über den Trübsinn erhaben, um dem Schicksal zu trotzen; er ermannte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrnen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blut entstellt; seiner wachte Rübempré's unverbrüchliche Treue; um ihn stritten Gaillot, Contay, Nassau, von Neufchatel der junge Markgraf, so, daß von ihm und ihnen in der letzten Stunde des Hauses Burgund, würdig des unerschrockenen Johanns und der Ehre Philipps gekämpft worden ist. Fünfzig Schweizer und Lothringer sind hier gefallen.

Endlich vermochte niemand wider den Andrang der zahlreicheren, viel stärkern Mannschaft, wider den Vortheil des Ortes, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlachten. Also nachdem Lalain in tapferm Streit schwer verwundet gesunken, als gleiches Schicksal den Muth Gaillot's dämpfte, als wider der Lothringer Willen den guten Rübempré der Todesstreich traf, die Hoffnung auf Deutsche mit ihrem Anführer gefallen, im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, welches die Besatzung der Stadt angezündet, und Carl, von Blut und Entsetzen entstellt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf das Heer sich in die Flucht. „Nach Luxemburg" war der letzte Befehl. Traurig ergab sich, da sein Erstgeborner gefallen, der große Bastard, der vielerfahrne biedere Obersthofmeister de la Marche, und sorgenvoll der junge Philipp, Markgraf Rudolps von Welschneuenburg Sohn; sterbend fühlte Vaurmarcus das ganze Unglück, dessen frühester Zeuge er war; schwerer als die Bande drückte Nassau der Schmerz seiner liebenden Gemahlinn, den Contay der Tod seines verdienstvollen Vaters, und Chimay des Vaterlands vorstehende Noth.

Größeres Unglück erwartete das Heer. Die Brücke von Bouxieres hielt Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, viele verloren im Strom das Leben, die meisten durch den nachjagenden Feind, oder bey Pont-à Mousson von dem Landvolk in Wäldern; auch die Franzosen schonten jetzt nicht mehr. Da gegen zwey Uhr nach Mittag entschieden worden, wüthete der Tod vier Stunden weit umher, bis Morgens um zwey Uhr. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagenen, das war der Verlust, daß alle gute Diener, alle, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Land liebten, umkamen oder gefangen wurden.

Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Strom der Flucht gegen S. Jean, sein Hauptquartier. Drey Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damahls sumpfiger Grund, welchen der Bach Larou durchschnitt; Vireley, Nahme der Gegend. Als Carl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferd und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen; verwundete ihn durch den Sitz, durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich, auf) ihn fallen ließ und floh. Viel Burgundischer Adel nahm hier den Tod; niemand war bey ihm in der letzten Noth. Er rief den tauben Castlan von S. Diez, der ihn verwundet, um Rettung, welches dieser übel verstanden; er hieb ihn mit der Hallbarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer, Johann Battist Colonna, ein Römer. Als der Krieg sich entfernt, wurde Carl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feind abließ, fragte er nach ihm; den ganzen folgenden Tag wurde er vergeblich gesucht, bis Campobasso durch Colonna die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Carls Wäscherinn, wo einer der Leichname etwa noch den Ring anhabe; sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!" rief sie mit großem Geschrey. Großen Theils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er wenigen kenntlich; bis nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die Gefangenen, Anton der große Bastard, Olivier de la Marche, der Portugiesische Arzt Lobo und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ists!" riefen sie, und weinten laut; man erkannte die Narbe der Schlacht von Montlhery, die Eigenheiten seines Körpers, überaus lange Nägel, die Spur seiner Fistel. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen.

Zwischen Frankreich und England hatte sein Vater ent-

schieden, sein Vater, dem König Ludewig, und wechselweise Lancaster und York, Zuflucht gegeben; froher blühete nie ein Land; auch Carl, wenn er nicht hätte wollen Alexander seyn, war ein vortrefflicher Fürst. Er wurde zu Nancy feyerlich ausgesetzt. René (nach der alten Sitte, wenn in ritterlichem Kampf einer seinen Feind erschlug) mit einem bis an den Gürtel hängenden goldenen Bart, übrigens im Trauerkleide, trat vor ihn an der Spitze des Hofs, nahm seine Hand, und sprach: „Lieber Vetter, Ihr habt uns viel Unglück gemacht; Eure Seele habe Gott."

Statistische Notizen.

Portugalls glänzendste Periode war unter der Regierung des Königs Emanuels des Großen, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wo ein Geist seltener Thätigkeit und kühne Ruhmbegierde das Volk zu großen Unternehmungen hinriß. Vasco de Gama, Alvares Cabrera, und andere erobernde Seefahrer verbreiteten Emanuels Ruhm in die entferntesten Gegenden Asiens, Afrika's und Amerika's. Ströme Goldes flossen nach Portugall, und die Schriftsteller dieses Landes nennen mit Recht jenes Zeitalter das goldene.

Damahls strichen noch Englands und Frankreichs Schiffe vor der portugiesischen Flagge die Segel, und diese herrschte in den ostindischen Meeren so unbegränzt, daß sie, mehr als Großbritannien heutiges Tages, dort das Recht des Alleinhandels ausschließlich üben wollten.

Das occidentalische Reich der Portugiesen erstreckte sich vier tausend Stunden weit, längst den Küsten vom Kap der guten Hoffnung an Afrika's Südspitze bis zum Kap Liampo oder Ning-Po in China, ohne darunter die Gestade des rothen Meers und des persischen Golfs, das heißt eine Strecke von zwölfhundert Stunden, zu begreifen. All dieß reiche Küsten- und Inselland war in sieben Gouvernements eingetheilt. Ein oder zwey Forts reichten hin, mehrere afrikanische und asiatische Königreiche zu dominiren, und so zählte man über sechzig portugiesische Forts. Nur der Tribut der unterjochten Fürsten warf jährlich 200,000 Thaler ab; der Zoll von Diu brachte allein 100,000 Thaler ein, der von Goa 160,000, der von Malacca 70,000. — Die Commandanten der Forts hatten Besoldungen, welche oft den Revenüen eines Fürsten glichen; der Commandant von Sofala oder der von Mozambique bezog alle drey Jahre 200,000 Ducaten, und die Vicekönige, die jährlich 18,000 Thaler Gehalt hatten, aber durch den Verkauf der Stellen, durch den Commerz für eigene Rechnung, auf eine reine Einnahme von 800,000 Ducaten zählen konnten, vermehrten durch Grausamkeiten und Erpressungen ihre Schätze auf unglaubliche Weise, daß sie an Reichthum manchem europäischen Souverain gleich kamen.

Und ehe ein Jahrhundert verflog, war all diese Herrlichkeit verflogen. — Das Gouvernement Goa, die Insel Makao und einige Bezirke von Timor blieben der Rest des ungeheuern ostindischen Reiches. Auch dieser Rest fällt jetzt den Briten zu, sobald sie ihn begehren. Eben so sind Portugalls Besitzungen an den afrikanischen Küsten zu Nichts geworden. Brasilien in Südamerika ward nur gerettet, um (1808) den Thron der Braganza's zu empfangen.

Portugall hat einen Flächenraum von 1845 geographischen Quadratmeilen; 19 große Städte, 527 Flecken und Dörfer, 460,129 Wohnungen. Von 3,260,000 Einwohnern sind 200,000 Personen geistlichen Standes. Man zählt in Portugall 3 Erzbisthümer, 17 Bisthümer, 417 Mönchs-, 108 Nonnenklöster und 3 Universitäten.

Nach einem der Königinn im Jahr 1805 vorgelegten Etat wurden jährlich für 3 bis 4 Millionen Piaster Wein ausgeführt; der Betrag von andern Exporten machte etwa 10 bis 12 Millionen französischer Livres aus.

Die portugiesischen Revenüen sind zu 56 Millionen Livres angeschlagen. Die Armee bestand aus 37,600 Mann Linientruppen und 50,000 Mann Milizen; die Marine aus 16 Linienschiffen und 14 Fregatten. Den größten Theil dieser Flotte nahm aber der Prinz von Brasilien mit sich nach Südamerika.

.....

Hollands Landmacht besteht jetzt aus folgenden Truppen: 1) Militär-Etat des Königs, nähmlich ein Generalstab, ein Cadetten-Corps, ein Regiment Grenadiers, ein Regiment Garden zu Pferde, eine Division Artillerie, eine Compagnie Veteranen. 2) Aus 8 Regimentern Infanterie, jedes zu 2000 Mann, 1 Regiment Jäger, 3 Battaillons Artillerie, 1 Compagnie Pontoniers, 1 Compagnie Train-Soldaten, 1 Corps Gensd'armes, 1 Regiment Cürassiere, 2 Regimenter Husaren, 8 Compagnien Veteranen, 1 Compagnie Minirer, 1 Corps Ingenieurs. Es waren bey dieser Armee 3 Marschälle, 7 General-Lieutenants, 12 General-Majors, 4 Brigadiers. Von sämmtlichen 26 Generalen sind 7 Franzosen.

Die holländische Marine, unter den Admiralen Verhuel, de Winter, dem Viceadmiral Kikkert und 4 Schouten by Nacht oder Contre-Admikalen, ist noch im Werden, und wird beständig vermehrt. Das neueste, erst im vorigen Jahr vom Stapel gelassene Linienschiff von 90 Kanonen, der Handel von Amsterdam, ist eins der größten, welches die holländische Marine je hatte.

Die Bevölkerung von Holland nach der Vereinigung mit Ostfriesland, Jever u. s. w., und mit Ausschluß des an Frankreich abgetretenen Vliessingen betrug im Anfange des Jahres 1809, 2,046,224 Seelen.

.....

Im Sommer 1806 erwähnten die deutschen Zeitungen oft eines im Plane liegenden nordischen Bundes; welcher dem rheinischen, und dem gewaltigen franz. Föderativstaat das Gleichgewicht halten sollte. Der Entwurf dazu existirte allerdings; doch unbekannt war die Anzahl und der Nahme der Glieder. Unter Preußens und Rußlands Ägide hätte er sich bilden sollen. Schweden wäre ihm wahrscheinlich späterhin auch beygetreten. Aber die Schlacht von Jena zerschmetterte das große Project.

So wenig bezweifelte man im Herbste des Jahres 1806 im nördlichen Deutschland die Vollziehung, daß der durch seinen vortrefflichen statistischen Umriß der europäischen Staaten bekannte Hassel den nordischen Bund, wie gewisser Maßen schon für das Jahr 1807 existirend, in die statistische Gallerie der sämmtlichen europäischen Staaten, (die dem bey Vieweg in Braunschweig erschienenen zierlichen Almanach oder Erinnerungsbuch für das J. 1807 angehängt ist,) mit seinen sämmtlichen Bestandtheilen aufstellte.

Darin heißt es: „Die Fürsten des südlichen Deutschlands vereinigten sich in dem rheinischen Bunde; die des nördlichen, begünstigt durch ihre Lage, schließen sich gegenwärtig an das Russisch-Preußische Staatensystem an. Der nordische Bund ist seinem Abschluß nahe. Zu demselben werden mit einem Gebiethe von 1,744,25 Quadratmeilen, einer Volkszahl von 4,766,030 Deutscher, und eine Truppenzahl von 67,425 Kriegern nachstehende Regenten treten:"

1. Churſachſen. Areal-Größe 716 Quadratmeilen; Bevölkerung 2,010,000 Menschen; Militär: 34,313 Mann. Staatseinkünfte 12 Millionen Gulden.

2. Churheſſen. Areal-Größe 188,50 Quadratm.; Bevölkerung 497,000 Menschen; Militär 16,000 Mann. Staatseinkünfte 4,200,000. (Privatvermögen des Churfürsten 60 Mill. Gulden.)

3. Sachſen-Weimar. Areal-Größe 35 Quadratmeilen. Bevölkerung 109,000 Menschen; Militär 800 Mann; Einkünfte 1 Million Gulden.

4. Sachſen-Gotha. Areal-Größe 55 Quadratmeilen; Bevölkerung 180,000 Menschen; Militär 2,500 Mann; Einkünfte 1,300,000 Gulden.

5. Sachſen-Meiningen. Areal-Größe 18,32 Quadratmeilen; Bevölkerung 48,000 Menschen; Militär 2500 Mann; Einkünfte 300,000 Gulden.

6. Sachſen-Hildburghauſen. Areal-Größe 10,93 Quadratmeilen; Bevölkerung 33000 Menschen; Militär —; Einkünfte 150,000 Gulden.

7. Sachſen-Coburg-Saalfeld. Areal-Größe 18,25 Quadratmeilen; Bevölkerung 59,000 Menschen; Militär 200 Mann; Einkünfte gegen 300,000 Gulden.

8. Braunſchweig-Wolfenbüttel. Areal-Größe 72,25 Quadratmeilen; Bevölkerung 207,177 Menschen; Militär 4,112 Mann; Einkünfte 2,200,000 Gulden.

9. Meklenburg-Schwerin. Areal-Größe 219,37 Quadratmeilen; Bevölkerung 288,853 Menschen; Militär 2,800 Mann; Einkünfte 1,800,000 Gulden.

10. Meklenburg-Strelitz. Areal-Größe 36,13 Quadratmeilen; Bevölkerung 66,000 Menschen; Militär —; Einkünfte 525,000 Gulden.

11. Holſtein-Oldenburg. Areal-Größe 108,25 Quadratmeilen; Bevölkerung 160,000 Menschen; Militär 1,000 Mann; Einkünfte 800,000 Gulden.

12. Anhalt-Deſſau-Bernburg und Köthen. Areal-Größe 48 Quadratmeilen; Bevölkerung 126,000 Menschen; Militär 400 Mann; Einkünfte von Deſſau 600,000, von Bernburg 390,000, von Köthen 180,000 Gulden.

13. Naſſau-Fuld. Areal-Größe 38,41 Quadratmeilen; Bevölkerung 110,500 Menschen; Militär 1,200 Mann; Einkünfte gegen 1 Million Gulden.

14. Haus Schwarzburg, in zwey Linien, Sondershauſen und Rudelſtadt; Areal-Größe 45 Quadratm. Bevölkerung 114,000 Menschen; Militär —; Einkünfte gegen 500,000 Gulden.

15. Haus Reuß, in fünf fürstlichen Linien. Areal-Größe 25,50 Quadratmeilen; Bevölkerung 82,000 Menschen; Einkünfte 420,000 Gulden.

16. Haus Schönburg, in einer fürstlichen und zwey gräflichen Linien. Areal-Größe 16 Quadratmeilen; Bevölkerung 61,000 Menschen; Einkünfte 210,000 Gulden.

17. Fürſt von Waldeck. Areal-Größe 21,67 Quadratmeilen; Bevölkerung 48,000 Menschen; Militär 1,800 Mann; Einkünfte 375,000 Gulden.

18. Haus Stollberg, in drey gräflichen Linien, deren Besitzungen 13,44 Quadratmeilen mit 34,500 Menschen bewohnt, zusammen 555,000 Gulden rentiren.

19. Die Fürſten und Grafen von Lippe mit 34 Quadratm., 95,000 Menschen und 307,000 Gulden Renten.

20. Der Fürſt zu Kaunitz-Rittberg mit 4 Quadratmeilen, 13,000 Menschen und 250,000 Gulden Einkünften.

21. Der Graf von Bentink, mit 2 Quadratmeilen und 3000 Menschen.

22. Der Graf von Neſſelrode mit 3 Quadratmeilen und 6000 Menschen.

23. Die drey Hanſeeſtädte. 215,000 Menschen, (in 6 Städten, 3 Flecken und 116 Dörfern;) Militär 2800 Mann; Einkünfte 1,800,000 Gulden.

Miscellen.

Herr Alexander Lenoir, Administrator des Museums der französischen Denkmähler, hat in einem Privathause in Paris zwey ägyptische Figuren von dem höchsten Alterthume entdeckt, deren eine in schwarzem Basalt, die andere in hartem, schmuzig weißem Marmor gearbeitet ist; die Hauptseiten sind mit Hieroglyphen bedeckt. Im Ganzen sind beyde unbeschädigt, allein die Hieroglyphen auf dem Marmor sind sehr verwischt, dagegen die auf dem Basalt vollkommen wohl erhalten und sehr schön sind. Das Äußere stellt zwey menschliche Gestalten mit einem kleinen Barte vor, dem ähnlich, mit welchem Osiris abgebildet wurde, wenn man an ihm die Abnahme der Sonne nach dem Sommer-Solstitio versinnbildlichen wollte. Inwendig sind sie hohl, und dieß leitet Herrn Lenoir auf die Vermuthung, daß sie zwey Särge seyen, und zwar für sehr vornehme Personen, da sonst die gewöhnlichen Särge, in welchen man die Mumien findet, aus dem Holze des ägyptischen Feigenbaums gearbeitet wurden. Was diese Vermuthung noch mehr bestätigt, ist die Verschiedenheit der Größe der beyden Särge, von denen der marmorne 5 Fuß 5 Zoll, der basaltne aber nur 5 Fuß 3 Zoll lang ist, so daß sie also für individuelle Personen verfertigt zu seyn scheinen.

Nach Pater Kircher, der in seinen Werken dieser beyden Statuen erwähnt, wurden sie unfern des rothen Meeres in der Provinz Said in einer hohen Pyramide gefunden. Eine Seite der Pyramide hatte einen so starken Riß bekommen, daß ein Mensch hindurch kriechen konnte; mehrere Türken versuchten es, und fanden diese beyden Sarcophage, welche sie für zwey Götzenbilder hielten, die auf den Befehl Pharao's, dessen Grabmahl diese Pyramide seyn sollte, hierher wären gebracht worden. Da sie vermutheten, daß diese Sarcophage von Werth seyn könnten, so beschlossen sie, beyde auf Kamehlen nach Cairo zu bringen. Jedes Monument wiegt sechs- bis siebenhundert Pfunde, und sie brauchten 60 Tage zum Transporte. — Von Cairo gingen sie den Nil hinunter nach Alexandrien, wo ein französischer Kaufmann sie einschiffte. In Genua, wo er einlief, sah sie Prinz Doria, und both eine große Summe dafür; sein Anerbiethen wurde aber nicht angenommen. Den 4. Sept. 1632 kamen sie zu Marseille an, wo sie der Pater Kircher sah, und jeder Kenner sie bewunderte. — Der General-Sürindendant Nicolas Fouquet kaufte sie endlich von dem Kaufmanne, und ließ sie nach St. Mande bey Vincennes drey Viertelmeilen von Paris bringen, wo der Minister ein Haus besaß. Der berühmte Thevenot, der eben von seinen Reisen zurück gekehrt war, hörte davon, eilte nach St. Mande, und versicherte, daß er nie so seltene und schöne Stücke in Ägypten gesehen habe. Sie blieben bis zu Fouquet's Tode 1680 zu St. Mande, und wurden dann dem berühmten Gartenkünstler le Noſtre verkauft, dieser schenkte sie Herrn Louis Bermin de Valentinay, General-Controlleur des königl. Hauses, der sie in seinem Schlosse zu Uſſe aufstellen ließ.

Herl Lenoir macht alle Freunde der Kunst auf diese kostbaren Seltenheiten aufmerksam, und hält sie für würdig, in dem kaiserl. Museum die Zahl der Meisterwerke zu vermehren.

.....

Man hat nun auch eine Deutsche Übersetzung von den Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise von Bourbon-Conti. Sie sind in zweyfacher Hinsicht sehr interessant, zunächst an und für sich selbst, und dann durch den merkwürdigen Umstand, daß der erste Theil derselben zu Göthe's leider noch immer unvollendet gebliebenem Trauerspiele: Die natürliche Tochter, den Stoff hergeliehen hat. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, zu bemerken, wie der Dichter aus dieser Lebensgeschichte zwar die Hauptzüge fast sämmtlich entlehnte, aber dabey alles in eine höhere Sphäre hinaufhob, wie er selbst Nebenumstände nicht unbeachtet ließ, und diese so eigenthümlich und bedeutsam um, und ausbildete, und dem Ganzen aneignete, daß sie fast bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Selbst das, was sich bey der Unvollendung des Drama's nur gleichsam im Keim ahnden läßt; der Heldenmuth der natürlichen Tochter, welcher einst dem zerrütteten Vaterlande zur Stütze und zum Trost dienen mag, selbst dieser Hochsinn ist am Schlusse des zweyten Theiles, der sonst dem Dichter keinen brauchbaren Stoff liefern konnte, in einzelnen Zügen zu finden — wie männlich die Unglückliche bey Bestürmung der Tuillerien dem Könige, ihrem Vater, bewaffnet und in Mannstracht zu Hülfe eilt, wie sie, als der Monarch im Tempel bewacht wird, die Gewalthaber um die Erlaubniß ansteht, mit ihm und seiner Familie die Gefangenschaft theilen zu dürfen, wie sie dieses nicht gewährte Gesuch, da nur noch die beyden Kinder des Königs am Leben sind, abermahls aufs dringendste wiederhohlt, standhaft in dem gefaßten Entschlusse beharrend, ihre Blutsverwandten, die Bourbons, im Unglücke nicht zu verlassen, und selbst das Leben für sie daran zu setzen. Wir enthalten uns jedoch, die denkwürdige Lebensgeschichte der natürlichen Tochter des Prinzen Conti, dieses als Held, Patriot, Mäzen und Vater gleich achtungswerthen Mannes, in einem Auszuge zu geben, der doch immer unbefriedigend ausfallen und den Lesern einen Theil des Genusses, den sie von diesen Memoiren gewiß sich versprechen können, nur verkümmern würde. Es wird zweckmäßiger seyn, um sie einiger Maßen mit dem Geiste, worin das anziehende Buch geschrieben, bekannt zu machen, einige durch sich selbst verständliche Stellen hier auszuheben, wie folgende lyrische, wo sie das frohe Gefühl schildert der Befreyung aus der kerkerähnlichen Zelle eines Klosters, in welcher sie zwey Jahre geschmachtet und so gelitten hatte, daß sie in einer Sänfte die Reise machen mußte:

„Anfangs ging es langsam, und wir kamen in den ersten Tagen nicht weit. Vom zweyten Tage an fühlte ich neue Krätte, ich befand mich nicht mehr in dem verpesteten Dunstkreise, der mich dem Tode nahe gebracht hatte. Die frische, reine Luft, diese allen Menschen gemeinschaftliche Gabe des Himmels, die ich so lange hatte entbehren müssen, und die ich mit Entzücken einathmete, war schon ein Anfang zu meiner Genesung. Ich betrachtete die Sonne in ihrer ganzen Pracht, die ich so lange nicht hatte sehen können. Ihre sanften Strahlen, der Himmel, die Erde, das Wasser, die Felder, die Wiesen, die Weinberge, die Bäume, die Vögel, alles, alles schien mir neu, alles zog mich an und entzückte mich. Nie schien mir die Natur so schön. Ach, sagte ich zu mir selbst, der Schöpfer hat alles zum Glücke der Menschen angeordnet, warum ist es nicht ihre einzige Beschäftigung, seine Wohlthaten zu genießen? Mit einer Art von Wollust fühlte ich, daß ich lebte, daß ich mir selbst angehörte; ich ließ halten, wenn es mir beliebte, ich stieg aus, ich that einige Schritte, und stieg wieder ein; ich versuchte, um mich so auszudrücken, das Leben und die Freyheit." —

Jean Jacques Rousseau war der Lehrer dieser Unglücklichen, die einige interessante Züge und Worte von ihm erzählt, wie z. B. in folgender Scene:

„Er nannte mich gewöhnlich Madame la Comtesse, aber in den herzlichern Gesprächen nannte er mich bisweilen: mein schönes Kind, und ich ehrte und liebte ihn in der That als meinen zweyten Vater. Er war nicht sehr einschmeichelnd, weil er fast immer beobachtete; aber jeder Beweis meiner Anhänglichkeit freuete ihn sehr. Eines Tages, als ich mehr wie sonst mit ihm gespielt hatte, fragte ich ihn mit einmahl: „Haben Sie Kinder?" Die Frage überraschte ihn, er sah mich erstaunt an, die Thränen traten ihm in die Augen, und er stand auf, um es zu verbergen. Meine Erzieherinn sah mich ernst und finster an; ich begriff nicht, wie ihn diese Frage betrüben konnte; aber ich verzieh es mir nicht, ihn zum Weinen gebracht zu haben. Die Gouvernante sprach über diesen Vorfall mit meinem Vater, der seufzend sagte: Ihm verdanke ich es, daß ich der glücklichste Vater bin, und ich werde sterben, ohne den Trost zu haben, ihm seine Kinder wieder zu verschaffen. — Er besorgte, daß sie unglücklich seyn möchten, sagte die Erzieherinn, und fürchtete die Rache seiner Feinde. Er hätte mehr auf das Herz und den Eifer seiner Freunde rechnen sollen, versetzte mein Vater, aber er glaubt nicht, daß man ihn lieben könne, wie er liebt." —

An einer andern Stelle sagt die Erzählerinn, als sie von der Abneigung der Dauphine (der nachmahligen letzten Königinn von Frankreich) gegen die strenge Etiquette spricht: „Ich werde es niemahls vergessen, daß zur Zeit der Parlamentsunruhen mein Vater gegen J. J. Rousseau, mit Wärme diesen Geschmack der Dauphine an Unabhängigkeit und Freyheit lobte, diesen Eifer, den Vorurtheilen und der Tyranney Trotz zu biethen und die goldenen Ketten zu zerbrechen, die aus den ersten Fürsten der Welt Sclaven machen, die unglücklicher sind, als ihre niedrigsten Unterthanen. Diese vergoldeten Ketten, versetzte Rousseau, werden nicht sobald zerbrochen seyn, als auch alle die Adelichen, die sie nun nicht mehr an den Hof fesseln, nach Paris kommen werden, um Ränke zu ersinnen, und Verschwörungen anzuzetteln, vielleicht gegen den Monarchen und die Monarchie."

Auf einem vergeblichen Versuche zur Flucht nach Italien durch die Schweiz, hatte die vom Unglück unaufhörlich verfolgte Prinzessinn ein so seltsames Abenteuer, daß es niemand ohne Schauder wird lesen können. Der Weg führte sie durch einen Gebirgswald, und nicht lange war sie auf dem steinigen Boden fortgewandert, als ihre verwundeten Füße von Blut trieften und sie nöthigten, sich am Fuße eines hohen Felsens hin zu setzen oder vielmehr hin zu werfen. „An der entgegenstehenden Seite war eine grose Höhle, die ich damahls nicht bemerkte. Die Schmerzen, die ich beym Reinigen meiner Wunde vom Sande und beym Verbinden fühlte, waren so heftig, daß ich, ob ich gleich merkte, daß etwas an meinen Haaren zog und zauste, gar nicht darauf achtete. Ich glaubte, mein Kamm sey losgegangen, und die herunterhängenden Haare wären die Ursache dieses Zerrens. Ich war noch nüchtern, der lange Weg, den ich so schnell zurück gelegt, das Blut, das ich verloren hatte, der Schmerz an meinen Füßen, alles schwächte mich so sehr, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Ich stützte mich an einen Baum, der in den Felsenspalten gewachsen war. — Aufs neue fühlte ich wieder etwas an meinem Kopfe zerren; ich glaubte aber, daß die rauhe Rinde des Baums die Haare festhalte. Ich war so schwach und so müde, daß ich nicht einmahl hinsahe, um zu erfahren, was es sey. Bald ward ich aus dieser Art von Schlafsucht geweckt. Ich hörte rufen, ich hörte das Klingen einer Glocke. Mir gegenüber in großer Entfernung sah ich zwey Männer, die heftig gesticulirten, ich verstand aber weder ihre Bewegungen noch ihr Geschrey. Mich überfiel Staunen und Angst. — Ganz ermattet ergab ich mich in mein Schicksal, und blieb unbeweglich. Ich zweifle nicht daran, Gott gab mir es ein. Hätte ich mich bewegt, so lebte ich nicht mehr. Ich sah ganz kaltblütig diese Männer herbey laufen und sich mir nähern. Noch immer fühlte ich von Zeit zu Zeit ein Zerren an den Haaren, bald merkte ich einen warmen Luftzug am linken Ohre, ein stinkender Geruch umgab mich, und ein dicker Dampf zog vor meinen Augen vorbey. Rasch wendete ich meinen Kopf herum. — Meine Wange berührt den Rachen eines ungeheuren Thieres; das Blut starrte in meinen Adern! Es war ein Bär, der mit meinen Haaren spielte. Dieß wilde Thier zerreißt gewöhnlich seine Beute nicht eher, als bis es sieht, daß sie forteilen will; die beyden Männer, die herbey liefen, waren Schäfer; sie riefen mir zu, so laut sie nur konnten, mich ja nicht zu rühren; aber sie sprachen in einem Dialect, den ich nicht verstand. Sie hatten den Bären aus seiner Höhle, die unter dem Felsen war, woran ich saß, heraus kommen sehen. Sie hatten bemerkt, daß er langsam nach meiner Seite hingeschlichen war, und seine Tatzen nach meinen Haaren ausgestreckt hatte. Durch ihr Geschrey und das Läuten der Glocken trieben sie ihn in die Flucht. Nur ein Paar Secunden später und es war vorbey. Sie sagten mir, daß, so wie ich meinen Kopf bewegte, das Thier mich umarmt hätte, um mich zu ersticken."

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 11. und Freytag den 13. April 1810.

Ruhiges Hirtenleben auf einsamer Alpe, in reiner Luft, unter höherem Sternenglanz, und Erscheinungen großer, wunderbarer Natur, das war die Seele der ersten Eidgenossen. Die Abgeschiedenheit ist nicht fähig, neue Begriffe zu erzeugen, desto fester hält man auf angestammte. Sie durchdringen das Gemüth, daher tiefes Gefühl für Freyheit und Brüderschaft. Dieses gab ihnen auch den Stolz, gerecht und wahr zu seyn. Die Ehre des National-Rahmens ist zuerst in Hirtenlande, zu Schwyz, empfunden worden. Dieses Selbstbewußtseyn machte sie den Feinden zum Schrecken und entzündete nicht allein in den Glarnern, in den Appenzellern und in Hohenrhätiens rauherm Volk die Begierde, mit ihnen und wie sie zu seyn, sondern gab in Europa der kleinen Schaar Nahmen und Rang.

Johann von Müller.

(44 und 45.)

Schatten der Vorwelt.

Der Bruder Claus von der Flüe.

Wenige Tage vor Peter von Stalden durch das Schwert des Nachrichters fiel, hielten alle Eidgenossen, in Beyseyn deren von S. Gallen und Appenzell, Soloturn und Freyburg, in dem Unterwaldenschen Hauptflecken Stanz einen großen Tag über die Theilung der Beute, die Aufnahme der beyden Städte, das Bürgerrecht und die Form Rechtens, deren die ewigen Waldstädte sich unter einander zu begnügen haben. Die drey Länder unter lauten Drohungen bestanden auf ihrer Meinung; die Stadt Lucern, von ihrer ganzen Landschaft und von den Städten schnellen festen Beystands versichert, wollte nicht nachgeben. So heftig ergingen die Erklärungen, so trotzig die Reden, und so entbrannte der Zorn, daß die Freyburger und Soloturner ihrer selbst vergessen wollten, auf daß nur nicht alle Eidgenossenschaft untergehe. So bis auf die dritte Sitzung; es wurde kein Mittel erfunden; ohne Abschied, mit flammenden Gesichtern, trennten sich die Männer bey einbrechender Nacht; ein Geschrey ging durch den Flecken: „Was Österreich und Burgund nicht gelungen, der letzte Tag der Schweitz sey erschienen." Dieses hörte mit Entsetzen auch der Pfarrer Heinrich im Grund, ein frommer und ein aufrichtiger Mann; da gedachte er seines Freundes, Bruder Claus'en, eines weisen Mannes, der vor Gott wandle und mit dem Gott sey, stand auf, nahm seinen Stab und eilte hinauf in die Wildniß.

Der Bruder Claus, aus einem guten Geschlechte Löwenbrugger, selbst aber genannt von der Flüe, bey Sarnen in Obwalden, wo er mit seinen Ältern und Kindern sein Gut wirthete, hatte in den ersten fünfzig Jahren seines Lebens alle gemeinen Pflichten wohl erfüllt. Seine Jugend war arbeitsam und untadelhaft; in seinem Ehestand hatte er zehn Kinder gezeugt; bey Ragaz und in dem Thurgauer Krieg Tapferkeit mit Menschlichkeit verbunden, als Landrath eine eigene Geschicklichkeit bewiesen, vorkommende Angelegenheiten zu gutem Ende zu führen. Es lag aber in diesem Mann ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch (er konnte nicht lesen) und, so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster (es gab wenig abzubüßen in so schuldlosem Leben) und weit entfernt von verachtendem Stolz (seine Religion war in Gehorsam und Liebe). Da er keinen höhern Genuß kannte als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Er wollte nicht Landammann seyn; der Lauf alltäglicher Dinge verdiente keine solche Aufopferung. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, bewilligte sein Weib, daß er sich entzog; erst weit in die Ferne des äußersten Jura, wo er seine Befriedigung nicht fand; hierauf in seine einsame Alpe; endlich für immer in eine von Jugend auf ihn reitzende Wildniß, an dem Ranft über einem tiefen Tobel, welches der herabstürzende Melchfluß mit seinem Rauschen belebt.

Er wurde unter einem Lärchenbaum von Jägern entdeckt; worauf die Unterwaldner, deren so viele seiner Tugend und seines Verstandes genossen, ihm eine Celle, so unscheinbar und klein er wollte, und bald eine Capelle, gebauet. Es ist noch bey seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert, und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden, daß der Bruder Claus in dieser Einsamkeit bis in das zwanzigste Jahr ohne andere Speise gelebt, als die er ein Mahl monathlich in dem Sacramente des Altars genossen. Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch, zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht wie von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich

sey, scheint aus Beyspielen zu erhellen: es kann durch die Beschaffenheit seines Körpers, die Ruhe seines Geistes, die viele Vorübung, den Abgang der meisten Ursachen des Verzehrens, einiger Maßen erklärt werden. Solcher Maßen lebte der Bruder in stäter Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, in Überlegung und Übung der Mittel, unsere Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keinesweges machte er seine Art andern zum Gesetz; das glaubte er, daß ein Mensch geboren werden könne, so zu seyn wie Er. Um die Vorstellungen seines Gemüthes, um seine Blicke in eine uns umgebende unsichtbare Welt (in die wir einst vom Lebenstraum erwachen), um die Kraft seiner Worte ganz zu begreifen, müßten wir ihm gleich seyn (was niemand sich selbst geben kann).

Vom Abend bis Mittag blieb er in seiner Celle; ein Stein war sein Polster, er schlief auf ein paar Bretern; er besuchte bisweilen die umliegenden Kirchen: so wenig überhob er sich, daß er die einfältigen Priester nicht verschmähte: „der Brunn „des Lebens, gehe er durch Bley oder Gold, führe immer die „heilreichen Wasser;" über gelehrtere Fragen von der Schrift pflegte er, an Im Grund und andere wohlunterwiesene Priester zu weisen; denn in seiner Seele lebte sein Gott, und bedurfte keine Auslegung, wozu Bücher nöthig sind. Nachmittags pflegte er durch die Wildniß zu gehen, und besuchte oft seinen Freund, einen Deutschen Edelmann, welchen die Liebe zu ihm hieher gebracht; in einem Felsen wohnte er, in gleichem Leben, doch mit Speise. Im Übrigen kam an den Ranft, wer in Unterwalden, wer in der Schweitz Rath oder Aufrichtung bedurfte, oder aus fernen Landen die gnadenreiche Mutter in den Einsidlen verehrte, Bischof Otto von Costanz, Erzherzog Sigmunds, Kaiser Friedrichs-Verordnete, viele graue Tagherren, Helden und Häupter; der Ernst seiner Gestalt, die unstörbare Heiterkeit und Freundlichkeit seines Sinnes, und jene bündige Aussprüche in allezeit kurzen, kraftvollen Worten, zogen alle Gemüther an den immer nachdenkenden hellsehenden Mann, Bruder Claus.

Spät in der Nacht erschien an der Celle sein Freund, der Pfarrer von Stanz; vierthalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagsatzung, welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang," den er nun erzählte, flehentlich bittend, im allerletzten Augenblick des untergehenden Vaterlandes, was er bey Gott und Menschen vermöge, alles aufzubieten. Und der Greis erhob sich in seiner nie getrübten gütigen Würde: „Sage Ihnen, der Bruder Claus habe dem Tag auch etwas vorzubringen." Eilends der Pfarrer zurück, und kam in den Hauptflecken, als die Tagherren abreisen wollten. Sie blieben.

Hierauf nach wenigen Stunden kam der Bruder Claus: ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalteter, vom Alter nicht gebrochener Mann, aber nur Knochen wurden von der castanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in zwey Spitzen mäßig herabhängender dünner Bart, seines Blicks außerordentliche Klarheit, Ausdruck von Liebe und Ernst in allem; sein einfacher, braungrauer Rock, sein Stab; mit unbedecktem Haupt und barfuß, wie immer. Als der Mann, fröhlich in der Kraft seines Gottes, in die Versammlung trat, und, nach seiner Art, mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich. Er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der „Einöde gerufen, zu Euch zu reden vom Vaterland. Kunst „und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann; „was ich habe, das gebe ich Euch; von dem Gott, welcher „Eure Väter gerettet in Landesnöthen, und Sieg auch Euch „gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem „gebe ichs Euch. Eidgenossen, warum habt ihr Kriege geführt? „Weil es anders nicht hat seyn können. Wodurch die Siege? „Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, laßt „nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. „In guten Treuen rathe ich, dringendst bitte ich, Ihr von „Städten, daß Ihr Bürgerrechte löset, welche Einem alten „Eidgenossen schmerzlich sind, Ihr von den Ländern, daß Ihr „bedenkt, wie Soloturn und Freyburg neben Euch gestritten „haben, und sie in den Bund nehmt. Alle Eidgenossen, in „Mißverständniß, das unter Brüdern wohl kommen mag, bleibt, „gemäß der Billigkeit, bey der alten Art gleicher Sätze von „jeder Partey. In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, „Erbeutetes nach den Leuten vertheilt. Ferners erweitert nicht „zu sehr den Euch umschließenden Zaun: meidet fremde Händel: seyd friedsame Nachbaren; und wer Euch unterdrücken „wollte, der finde Männer: fern von Euch, daß einer um „das Vaterland Geld nehme; vor Parteyung hüthet Euch, sie „würde Euch zerstören. Liebet Euch unter einander, o Eidgenossen, und der Allmächtige walte über Euch, gütig wie „bisher!"

Und (so spricht die Chronik) „Gott gab Gnad zu den Worten des heiligen Einsidlers, daß in einer Stunde alles verglichen ward." Also (beginnen die Tagherren den Abschied) „des ersten, weiß jeder Both heimzubringen die Treu, Müh „und Arbeit, so der fromme Mann, Bruder Claus, in diesen „Dingen gethan hat, ihm deß treulich zu danken." Aber aus dem Hauptflecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bey Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden.

Der Bruder Claus ist, nach vollbrachtem Werk, wieder in seine Wildniß gegangen. Die Eidgenossen beschenkten ihn zur Auszierung seiner Capelle. Er fuhr fort, die Summe der Weisheit und aller Tugend, Gehorsam und Liebe, zu lehren (Für sich der höchsten Leitung folgen, für die Welt wohlthätig wirken, ist das Geheimniß des Glücks und der Kern der Moral). Am ersten Frühlingstag des vierzehnhundert sieben und achtzigsten Jahrs, an demselben, wo er vor siebzig Jahren geboren ward, nachdem seine Nerven acht Tage lang an schmerzlichen Krämpfen gelitten, starb der Bruder in seiner Celle am Ranft, in Gegenwart seiner Freunde Ulrich und Im Grund, der seiner Art nachstrebenden Cäcilia, seines Weibes und seiner Kinder, und wurde von ganz Unterwalden mit größter Ehrfurcht und Liebe auf dem Kirchhofe zu Sarneln bestattet; betrauert bey allen Eidgenossen; auch von fremden Fürsten sein Andenken geehrt. Bruder Claus von der Flüe war, wenn je einer, ein heiliger Mann, Unterwalden aber nicht reich und Rom nicht edel genug, ihn unter die Canonisirten zu bringen; doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen.

Der Ostracismus gegen Thiere.

Folgende für die Geschichte des Aberglaubens denkwürdige Züge finden sich in den schweitzerischen und tirolischen Geschichten Johanns von Müller und des Freyherrn von Hormayr.

Die Stadt Bern, in Verlegenheit um die Feldfrüchte, die von gewissen Raupen *) in übergroßer Anzahl zernagt wurden, begehrte Rath von ihrem geistlichen Vorstand, Bischof zu Lausanne. Dem geistlichen Hof schien, wie vor Alters vielen Juden und Heiden **), und vor und nach diesem vielen katholischen Kirchenbehörden, es sey den Menschen eine Beschwörungskraft gegeben, die nur nicht leichtsinnig zu üben wäre. Dieses hatte nichts Befremdendes für den gelehrten Stadtschreiber Thüring Frikhard, auf dessen Weisheit Bern besonders achtete. Demnach erging an die Creatur in Nahmen des Schöpfers eine feyerliche Aufforderung, sich zu entfernen ***). Über den Ungehorsam wurde ein Rechtsgang verordnet, um ihre Gegenrede zu führen, der Schatte eines Fürsprecher vieler schlechten Sachen, Perrodet, aus der Hölle aufgeschworen, hierauf das Gewürme verbannt †), und allem Volk bewiesen, daß zu Rettung seiner Saaten die väterliche Regierung auch nicht ein Mittel unversucht lasse. Alsdann macht eine alte Cäremonie lächerlich, wenn das Volk den Sinn verehrter Väter nach dem Urtheil seiner eigenen Weisheit meistert; wozu in großen Zeiten die glorwürdigen Siege, die gute Regierung und Freudigkeit im Leben es nie kommen ließen.

*) Ingeriche. In Urkunden Uengere, Ingerlinge.

**) Basnage hist. des Juifs T. VI, 470 f.

***) Das vom Leutpriester Schmid auf dem Kirchhofe zu Bern ausgesprochene Monitorium siehe in H. H. Hottinger's latein. Kirchens. IV, 318. „Du unvernünftige unvollkommene Creatur, die Inger, deines Geschlechts ist nicht gesyn in „der Arch Noäh; im Nahmen meines gnädigen Herrn und Bischofs von Lausann, bey Kraft der hochgelobten Dreyfaltigkeit, durch „das Verdienen unseres Behalters Jesu Christi und bey Gehorsam „der heil. Kirch, gebeut ich euch, allen und jeden, in den sechs nächsten Tagen zu weichen von allen Orten, an denen wachset und entspringet Nahrung für Menschen und Vieh." Wo nicht, so citirt er sie auf den sechsten Tag, nach Mittag um Eins, vor seinen gnädigen Herrn von Losann gen Wivelsburg.

†) Schultheiß und Rath an den Statthalter der Dechaney zu Köniz, Do. nach Kreuzerfindung. Aufschub, 15 May (wegen Zweifel über die Form). Abermahlige Citation: „Ihr verfluchte Unsauberkeit der Inger, die ihr nicht einmahl Thiere „heißen noch genannt sollt werden." Spruch: „Wir Benedict „von Montferrand, Bischof zu Losan, haben gehört, die Bitt der „großmächtigen Herrn von Bern gegen die Inger, und uns bewahrt „mit dem heil. Kreuz und allein Gott vor Augen gehept, von dem „all recht Urtheil kummend, — demnach so graviren und beladen wir „die schändlich Würm und bannen und verfluchen sie im Namen „des Vaters, Sohns und heiligen Geists, daß sie beschwört werden, „in die Person Johannis Perrodeti, ihres Beschirmers, und von ihnen ganz nichts blyb denn zu Nutz menschlichen Brauchs." Alles mit viel mehr Worten. Die Regierung befiehlt ernstlich, über den Erfolg zu berichten; aber Schilling meldet, man habe nichts vernommen, „um unserer Sünden willen" (Hottinger a. a. O. 320). Formel der Schlangenbannung: „Ich beschwöre Euch, Würmer, bey „dem allmechtigen Gotte, daß euch dyses Haus alz immer so unerträglich sey, als immer Gotte der mann ist, der falsch urtel spricht „und ein rechte kann" (der wissentlich falsch richtet). Hemmerlin, 2. Tract. de Exorcismis.

Anno Domini 1519. am S. Ursula Tag ist für Wilhelm von Haßlingen Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Fliß ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stielfs, ain Recht zu füren willens sey gegen den Mäusen, so genannt sind Lutmäuse, wie Recht sey. Und damit dieselbigen Lutmäuse in solcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, so seyn sie eines Procurators notdürftig. Begeren sie, daß der Richter ihnen ein Procuratorn von Obrigkeit wegen setzen soll, usdaß sie sich nit zu beklagen haben.

Auf solches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäusen uf Stilfs nach Ordnung Rechtens ein Procuratorn gesetzt als Hansen Grinebner Burgern zu Glurns, dem er solchen Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts bestättet: auch ist um das Siegl gebeten worden in Gegenwart Sigmunden von Tartsch, Hansen Hafners und Conraden Spergsers.

Hernach hat gemelter Simon Fließ von wegen der Gemein Stilfs wider die Lutmäuse auch einen Procurator gesetzt, nemlich den Schwarz Minig zu Tartsch und haben darum den Richter um das Insiegl gebeten in Beysein vorgedachter Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angesetzt als am Mittwoche vor S. Simon und Judas der zwelfboten Tage obgesagten Jars.

Kundschaftrecht am Mittwoche nach S. Philipsen und Jacobi der heiligen Zwelfboten Anno 1520.

Richter Conrad Spergser, Rechtsprecher Hans Hafner, Casper Metzger, Millner von Liechtenberg, Stoffl Frey, Valtin Larcher, Martin Lechtaler, Adam von Pajadt, Fliri Peter, Luzi Hans Feyrabendt, Jeremias von Prad.

Auf diesen Tag ist verdinglich fürkommen Schwarz Minig von Tartsch als Procurator der ganzen Gemeind Stilfs, und hat zu verstehn geben, wie er als Procurator der Gemeind Hansen Grinebner als Procuratorn und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuse, auf diesen Tag Kundschaft zu verhören zu wissen gethan, und fürgeboten: worüber gesagter Grienebner herfürtreten und als Procurator der genannten Lutmäuse ins Recht gedingt.

Darauf hat Minig Waltsch aus Sulden bekannt und geseit, daß ihm wol wissend sey, daß er ungefährlich bey 18 Jaren in Sulden gehaust hab, da sey er ein und usgangen über die Stuck und Güter der Wiesen der ganzen Gemeind Stilfs: da hab er allzeit gesehen, das die Lutmäuse ihnen daselbs merklich Schaden getan haben an Ufwülung des Erdreichs, also daß die von Stilfs das Hew und Grumat die Zeit lang wenig genossen.

Niklas Stocker uf Stilfs hat bekennt und geseit, daß ihm wol kund und wissend sey, daß so lang er gemelter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit gesehen, daß etwas Tiere, deren Namen er nit wisse, denen von Stilfs in iren Gütern großen Schaden getan hant, und sunderlich im Herbst da man das Grumat mähen sollen, seyn sie viel heftiger denn zu andern Zeiten gewesen: er Kundschafter habe

auch in allen deren von Stilfs Stücken und Alben den Schaden gesehen.

Vilas von Raining als ein Nachbaur deren von Stilfs hat sich zu den zween Kundschaften gestellt und bekennt, daß er bey 10 Jahren in Stilfs gehaust, und sey ihm nit anders wissen, als wie Niklas Stocker vermelt hat, und um so viel mehr daß er die genannten Lutmäuse uf den Stucken oft und viel selbs gesehen hab.

Und sind solche Kundschaften mit dem Aid, wie sich gebürt, bestättet worden.

Es hat solche Kundschaften gedachter Schwarz Minig als deren von Stilfs Procurator um sin Pfenninge geschrieben, und besigelt, und hat das mit Urteil erlangt.

Klag.

Schwarz Minig hat sein Klag gesetzt wider die Lutmäuse in der Gestalt, daß diese schädliche Tiere ihnen großen merklichen Schaden tün, so wurde auch erfolgen, wenn diese schädliche Tiere nit weg geschaft werden, daß sie ire Jarszinse der Grundherrschaft nit mer geben könnten, und verursacht wurden hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalten sich nit wüßten zu ernehren.

Antwort.

Darauf hat Grienebner eingedingt, und diese Antwort geben, und sein Procurey ins Recht gelegt: er hab diese Klag wider die Tierlein verstanden; es sey aber männiglich bewußt, daß sie allda in gewisser Gewöhr und Nutzen sitzen, darum aufzulegen sey — —: Derentwegen er in Hoffnung stehe, man werde ihnen auf heutigen Tage die Nutz und Gewöhr mit keinem Urtel nehmen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtel erging, daß sie darum weichen müßten, so sey er doch in Hoffnung, daß ihnen ein anders Ort und Statt geben soll werden, uf daß sie sich erhalten mögen: es soll ihnen auch bey solchem Abzug ein frey sicher Geleit vor iren Feinden erteilt, es seyn Hund, Katzen oder andre ihre Feind: er sey auch in Hoffnung, wenn aine schwanger wäre, daß derselben Ziel und Tag geben werde, daß ir Frucht fürbringen und alsdann auch damit abziehen möge.

Urtel.

Auf Klag und Antwort, Red und Widerred, und uf eingelegte Kundschaften, und alles was für Recht kommen, ist mit Urtel und Recht erkennt, daß die schädlichen Tierlein, so man nennt die Lutmäuse, denen von Stilfs ire Acker und Wiesmäder nach Laut der Klag in vierzehn Tagen raumen sollen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten dahin nimmer mehr kommen sollen; wo aber ains oder mehr der Tierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möchte, dieselben sollen der Zeit von jedermann ain frey sichers Geleit haben 14 Tage lang; aber die so ziehen mögen, sollen in 14 Tagen wandern *).

*) Daß man die Heuschrecken, welche um das Jahr 1350 in verschiedenen Ländern ungeheure Verwüstungen anrichteten, bey offenen Kirchthüren, mit brennenden Kerzen und unter dem Geläute aller Glocken mit dem Bannfluch belegte, ist ein würdiges Seitenstück hiezu.

Literarische Notizen.

Die mit Rechte hochgeschätzten vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat haben in der Nummer 67 folgenden sehr interessanten Aufsatz über die, nach dem letzten Krieg aus den österreichischen Staaten freywillig ausgewanderten Schriftsteller gegeben.

„Nach dem letzten Kriege sprachen öffentliche Blätter des Auslandes von bedeutenden Schriftstellern der österr. Staaten, welche während desselben an ein fremdes Interesse sich angeschlossen und dann, als der Friede folgte, ihr Vaterland verlassen haben. Es lohnt sich also wohl der Mühe, jene mit Nahmen aufzuführen, von welchen die Rede seyn konnte. Der Vaterlandsfreund wird mit Vergnügen bemerken, daß die Zahl derselben eben so wenig bedeutend ist, als ihr literarischer Gehalt, und daß man sehr an der heiligen Logik sich versündigen würde, wenn man aus der Inconsequenz oder dem unruhigen Geiste dieser Wenigen einen nachtheiligen Schluß auf die Charakterfestigkeit der Gelehrten und der besseren Schriftsteller der österreichischen Staaten überhaupt ziehen wollte."

„Ihr Vaterland verließen nach dem letzten Kriege nur:

1. Franz Xaver Huber, ein Böhme. Unter den Tagsschriftstellern der Josephinischen Epoche war er einer der gelesensten. Vorzüglich erwarb ihm seine beißende Kritik der Josephinischen Gesetzgebung: „Herr Schlendrian, der Richter nach den neuen Gesetzen," eine ephemere Celebrität. Schon in der ersten Periode der gegenwärtigen Regierung hatte er sich aus seinem Vaterlande entfernt, und mehrere Jahre in Norddeutschland sich aufgehalten. Nur vor wenigen Jahren erst war er nach Wien zurückgekehrt, wo er, ohne ein öffentliches Amt lebte und Schauspiele und Opern schrieb, die nicht über das Mittelmäßige sich erhoben. Man schreibt ihm in ausländischen Blättern einen wesentlichen Antheil an der berüchtigten Zeitschrift: „der Morgenbothe" zu, welche aber weder Helle noch Wärme gab, ob sie gleich bestimmt wär, zu leuchten und zu zünden, und die Monarchie im Vorbeygehen in lichte Flammen zu setzen. Die öffentliche Stimme hat schon über dieses Zeitblatt gerichtet. Es starb, von Niemand zurückgewünscht, gebrandmarkt mit der allgemeinen Verachtung; selbst von Jenen, für deren Interesse es zunächst unternommen wurde, im hohen Grade gemißbilligt.

2. Andreas Demian, ein geborner Ungar. Er stand drey Jahre als Fähnrich beym Regimente Koburg, trat im Jahre 1803 aus, schriftstellerte und compilirte mit abwechselndem Erfolge, wurde im Jahr 1804 bey der officiellen Sammlung statistischer Materialien der Militär-Gränze, jedoch in einer sehr untergeordneten und kurzen Wirksamkeit benützt, im Jahre 1808 abermahls bey dem Hofkriegsrathe als Unter-Lieutenant angestellt, aber auch hier nach einer Dienstleistung von 6—8 Monathen, in welchen weder seine Geschäftsführung den Anforderungen seiner Vorgesetzten, noch die Maxime, daß man eine Beförderung verdienen müsse, seinen auf einen raschen Flug berechneten Erwartungen entsprach, abermehls bestimmt, ohne Beybehaltung eines militärischen Charakters seinen Abschied zu nehmen. Wenn Hr. Demian auch den Fleiß hatte, zu sammeln, so besaß er doch das Talent, das Gesam-

melte verständig zu benützen, nur in einem geringen Grade, und das, was er im Gebiethe der Statistik als selbstständige, a[illegible]earbeitete Werke gab, kann die parteylose Kritik nur als erfo[illegible] Materialien-Sammlung für einen künftigen prüfenden Sta[illegible] betrachten.

3. Batsany, ebenfalls ein Ungar, Concipist der k. k. Hofkammer in Wien, ein Mann zwar vom Talent, aber in der Schriftsteller-Welt nur als Gemahl der Dichterinn Gabriele v. Baumberg bekannt. (Saß, so viel man weiß, schon aus Anlaß der Martinovics'schen Verschwörung auf der Festung. Man hat von ihm einige vorzügliche, lateinische Oden, auch soll er mit vielem Glück beschäftigt gewesen seyn, Ossian in seine Muttersprache zu übertragen).

4. Doct. Lindner, Verfasser einiger sehr unbedeutender Schauspiele und verschiedener Aufsätze in dem Sonntagsblatte und in einigen andern Zeitschriften. Allein dieser ist kein Österreicher, sondern ein Liefländer, der, nur seit einigen Jahren erst in den österreichischen Staaten sich aufhielt. Auch Wiedemann darf nicht hieher gezählt werden. Denn schon zur Zeit des Preßburger-Friedens war er in französische Dienste getreten.

„Welche Lücken hat nun die österreichische Literatur durch diesen Verlust gelitten? und welchen das Vaterland? Oder ist es nicht viel mehr Gewinn, Menschen entfernt zu [illegible]n, die nur ihr Vaterland lieben, wenn ihm die Sonne [illegible] Glückes leuchtet, und die zu einem fremden, feindseligen Interesse übergehen, wenn diese Sonne hinter eine Wolke tritt?"

Wenn von den aus Österreich ausgewanderten Gelehrten die Rede ist, fällt es fast unmöglich, sich nicht des Professors Schultes, seines Seyns und Thuns in Krakau und der Tendenz seiner neueren Schriften zu erinnern! — Es gehört mit zum Berufe des Archivs, und (nach ihrem schönen Motto: Vaterlands liebe durch Vaterlands kunde zu fördern, auch) der Vaterländischen Blätter die zahllosen factischen Unrichtigkeiten und Animositäten nach und nach zu entschleyern, die in seinen Reisen durch Österreich und nahmentlich durch das Salzkammergut sich noch viel beissender und häufiger hervorstellen, als in der, an solchen Ausfällen gleichfalls nicht armen „Reise auf den Glockner."

Insbesondere heißt es hier;

„Unter dem bemoosten Gränzstein Österreichs und Steyer-
„marks, über den seit Jahren Zank und Streit ist, und über
„den" (obgleich beyde Länder seit Jahrhunderten einem Herrn angehörten, und die zwey Kammergüter unmittelbar sein Chatouillen-Gut (??) sind) „mehr Centner Papier verschrieben
„wurden, als dieser ganze, große Gränzstein wiegt, unter
„diesem bemoosten Steine trifft man die eben so bemoosten
„Reste der Verschanzungen, durch welche die Ausseer unsern
„Bayern das Eindringen in die Steyermark verwehren woll-
„ten. Doch!!! wer vermag es dem bayerischen Löwen zu
„wehren, der stets siegreich aus seinen Kämpfen mit dem steyer-
„märkischen Panther und zweyköpfigen Adler nach Hause kehrte.
„Immer habe ich hier geruht, (???) und das Andenken jener
„Tapfern gesegnet" (NB. damahls war Hr. Schultes noch lange in Österreich) „die diese Brustwehr in Ruinen umwandelten."

Nicht leicht findet man so wenige Zeilen, in denen so sehr gegen Historie, Geographie und gegen feines Gefühl gesündiget worden wäre, als in diesen. Der Verfasser dieser Rüge hat die Reise von Hallstadt nach Aussee zwey Mahl gemacht, und nicht die mindeste Spur von Ruinen alter Schanzen gefunden. Unsere Altvordern haben auch nur sehr selten ihre Landwehren im römischen Style gebaut. Die Schanzen, die einst hier standen, sind längst verfallen, und Wald und Moos lassen ihre ehemahlige Stelle gar nicht mehr erkennen.

Was „den stets siegreichen Kampf des Löwen" (der übrigens, wenn es erlaubt ist, die himmlische Welt mit der thierischen zu vergleichen, immer nur als Trabant eines gar viel größeren Planeten in die Schranken trat) mit dem zweyköpfigen Adler betrifft, so will man den Herrn Schultes (der in Österreich geboren, gebildet, und lange in mehrern öffentlichen Ämtern angestellt ward) nicht an die Siege der Österreicher im spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg, noch an manches Spätere erinnern, weil es doch immer nur — Siege Deutscher über Deutsche waren.

Nicht leicht wird man einen schöneren Zug jenes stäts regen Hochgefühls für National-Ehre finden, das den Franzosen von jeher ein so furchtbares Übergewicht beylegte, als in dem sinnvollen sanften Verweis, den Kaiser Napoleon, dem Sänger des beliebten Gedichtes „Les Jardins" gab, — daß er darin auch des Gartens von Blenheim *) erwähnt habe: „Dieser Nahme müsse das Herz eines jeden „braven Franzosen verwunden, und die sanfte Rührung, die „das schöne Gedicht erwecke, schnell in Schmerz und Unwillen „verwandeln!!!"

An diese Reflexionen reihet sich unsers Gedünkens ganz wohl die weitere Wahrnehmung, daß das letzt abgewichene Jahr überhaupt manche unerfreuliche Erfahrung von jener Treue und Glauben, und von jener wechselseitigen Achtung in seinem Gefolge hatte, die in der Schriftsteller-Welt herrschen soll, traurige Aussichten für die Historie selbst! — Man fand ja in öffentlichen Blättern und Journalen fast keinen Aufruf, fast keine Nachricht der Gegenpartey anders, als verstümmelt und entstellt, viele absichtliche, bloß für das Bedürfniß des Moments ersonnene Actenstücke und planmäßig erfundene Facta zu geschichtlichen Thatsachen erhoben, (wie die Ermordung der Kriegsgefangenen in Tyrol); man fand z. B. in den ehehin geschätzten europäischen Annalen eine dem Preßburger Landtag von 1805 schon damahls zugeschriebene, aber nie gehaltene Rede eines Grafen Andreas Palffy-Karoly wieder aufgewärmt, der eben so wenig jemahls existirt hat. — Man las noch in diesen Tagen eine drey Seiten lange Oration, die der Sandwirth Andreas Hofer vor seinem Tode zu Mantua herab declamirt haben soll, und wobey man nur darüber verlegen ist, zu errathen, welches Publicum der Zeitungsschreiber für so albern halte, solchen Quark zu glauben! — Eine geschätzte Zeitschrift zeigte unlängst an, ihr sey eine Ode auf die Jubelfeyer eines verehrungswerthen Gelehrten zugesendet worden, erst im Momente des Einrückens habe sie eine Warnung belehrt, dieses wohlwollend scheinende Gedicht sey ein

*) Blenheim, Blindheim. Nach diesem Dorfe nennen die Britten die Schlacht bey Höchstädt, weil Marlborough seinen und Eugens herrlichen Sieg über Franzosen und Bayern durch die Gefangennehmung eines großen Corps in jenem Dorfe krönte. Das dankbare Albion schenkte ihm in Oxfordshire, ein Landgut, das auch Blenheim genannt, und dessen Park zeither von allen Freunden der schönen Natur besucht wurde.

hämisches Pasquill. — Unter mehreren, die Tiroler Insurrection betreffenden Schandschriften zeichnete sich eine durch ihren Geifer und insonderheit dadurch aus, daß der wohlbekannte Verfasser (der jetzt vielfach im Druck und gerichtlich, als ehrloser Calumniant belangte Baron Graf v. Ehrenfeld) sogar noch einen fremden Nahmen usurpirte. Die Beylage Nr. 8. der allgem. Zeitung enthielt hierüber folgende frappante Erklärung:

„In Bayern ist seit Kurzem eine Schrift in Umlauf gekommen, welche einige, mit Noten begleitete, Actenstücke über die letzten traurigen Ereignisse in Tirol enthält. Der Verfasser derselben, nicht zufrieden, mehrere meiner Landsleute darin in ihren ärgsten Blößen der Welt öffentlich dargestellt zu haben, erfrechte sich sogar, unter diese wahre Schandschrift meinen Nahmen drucken zu lassen. Obgleich Jedermann der, mich persönlich kennt, längst überzeugt ist, daß ich mich nie mit dergleichen Dingen befasse, so bin ich es doch meiner gekränkten Ehre schuldig, hiermit öffentlich zu erklären; „daß ich nicht der „Verfasser jener Schrift sey, und daß die Beysetzung meines „Nahmens eine Verläumdung ist." Brixen, d. 1. März 1810.

Malfiner, Professor.

Der Münchner Ober-Hofbibliothecar, Baron Christoph Aretin, Verfasser verschiedener eruditer Compilationen, dann auch des Morgenbothen, der Plane Napoleons und seiner Gegner ꝛc. ꝛc. hat unlängst anonym in mehrere Flugschriften und Zeitungen Kanzelreden und ascetische Piecen einrücken lassen, die offenbar den Zweck hatten, die ihm, wie es scheint, gar sehr anstößige Regierung des Großherzogthums Würzburg herunter zu setzen und lächerlich zu machen, und die dann bald darauf von dorther öffentlich als erdichtet erklärt wurden. Prof. Gönner in Landshut wurde gleichfalls sehr übel durchgelassen, weil er dem österreichischen Gesetzbuch über Verbrechen und Strafen, öffentlich Gerechtigkeit geleistet hatte.

Einem noch viel empörenderen, litterarisch-politischen Streit gab die, in der neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung vom 12. December vorigen Jahres erschienene Anzeige einer „Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm unter der Regierung der Königinn Christina, nach dem Französischen des Ritters Arkenholz" Veranlassung und Vorwand. Mehrere von den aus dem Auslande berufenen Mitgliedern der regenerirten Akademie der Wissenschaften zu München fanden darin höchst beleidigende Beziehungen auf sich, und veranlaßten einen Auftrag des General-Commissärs an den Hofbibliothecar, Freyherrn von Aretin, das recensirte Buch aus der Hofbibliothek vorzulegen. Er erwiederte, er sey eben im Begriffe, die angezeigte Schrift drucken zu lassen; die Belege für die in der oberdeutschen Literatur-Zeitung enthaltene Darstellung aber fänden sich in Arkenholz's Mémoires sur la vie de la reine Christine de Suede. Herr von Aretin erhielt hierüber den Auftrag, die angekündigte Schrift nicht drucken zu lassen.

Darauf erschien die „Rüge eines literarischen Falsi in der neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung (in der Extrabeylage Nr. 1 des Morgenblattes). Mit nicht geringer Umständlichkeit wurde dort bewiesen, daß die der erwähnten Anzeige zum Grunde liegende „Idee eines Auszugs aus Arkenholz — eine Lüge," und daß unter dem Belletristen Bourdelot und dem Studien-Reformator Comenius ganz jemand anderer zu verstehen sey, als — Bourdelot und Comenius. Die Rüge, welche auch in dem Intelligenzblatte Nr. 10 der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung abgedruckt erschien, endete mit den Worten: „In der That kann man diese höchst merkwürdige Erscheinung nur dann einiger Maße eingreifen, wenn man weiß, daß von demselben Gelehrten (die, v. Aretin) eine Flugschrift herrührt, die vor einigen Monathen unter dem Titel: Die Plane Napoleons und seiner Gegner; München 1809. 8. erschienen ist, worin er die protestantischen norddeutschen Gelehrten als Fanatiker, Feinde des französischen Kaisers, Borussomanen und Anglomanen, ja als Missethäter denuncirt, deren nahe Bestrafung er zugleich ankündigt. Und woher denn, möchte man fragen, ein solcher Haß eines Gelehrten gegen Gelehrte?" — Herr von Aretin antwortete hierauf (den 24. Jänner) in dem Intelligenzblatte Nummer 4 zur neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung, und suchte die Übereinstimmung der gerügten Darstellung mit Arkenholz's Memoiren zu beweisen, es übrigens den vermeintlich Angegriffenen überlassend, sich, wenn sie durchaus darauf beständen, getroffen zu fühlen. Rücksichtlich der Stelle der Flugschrift über die Plane Napoleons bemerkte er, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen und offenbar nur in der Absicht angebracht sey, um alle protestantische und norddeutsche Gelehrte gegen ihn aufzubringen. Er habe es, sagte er, nur „mit einigen protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Bayern" zu thun; eben das aber in den Augen gewisser Nichtbayern in Bayern das Verbrechen der landeseingebornen Gelehrten, daß sie Bayern seyn. Aus diesem Grunde sey auch die ganze Fehde nichts weniger als literarisch, sondern „rein politisch" u. s. w. Zur Erörterung der Frage: „Woher denn ein solcher Haß eines Gelehrten gegen Gelehrte?" kündigte er ein eigenes Buch an, das mit höchst wichtigen Beylagen begleitet seyn würde, welche ganz unerwartete Aufschlüsse „über das Drängen und Treiben ausländischer Gelehrten in Bayern" enthielten.

Ungefähr vierzehn Tage darnach (den 5. Februar) wurden in einer anonymen Adresse an das Publicum acht Gründe angegeben, welche die Gelehrten, „auf deren gemeinsamen Beschluß" die Rüge im Morgenblatte bekannt gemacht worden war, sowohl dazu, als auch nunmehr zur Überreichung einer Klage wider den Freyherrn v. Aretin beym Stadtgerichte in München bewogen hätten. Nebst der Anzeige der Geschichte der schwedischen Akademie und der Schrift über die Plane Napoleons wurde hierin auch eine Stelle der in der oberdeutschen Literatur-Zeitung abgedruckten „Duplik in causa der Süd- und Nord-Deutschheit". (worin von geheimen, vor einen literarischen Gerichtshof nicht gehörenden Ursachen, „aus welchen die Norddeutschen in Süddeutschland verweilen wollten," die Rede gewesen war), und ein heftiger Ausfall in dem Morgenbothen gegen eine „lutherische Liga" der Fehde des Herrn von Aretin mit der treffenden Bemerkung zugeschrieben, daß sie nur genannt werden dürfte, „um nicht weiter brandmarken zu können." Es wurden ihm selbst mündliche Verläumdungen und Pasquille, welche, ungescheut in Tavernen herumgebothen, schon die Nahmen nannten, zur Last gelegt. „Dadurch" schloß diese Adresse „hat die Sache allerdings aufgehört, eine literarische Fehde zu seyn. Weit entfernt aber, eine rein politische Sache durch diese Wendung zu werden, wie Herr Baron von Aretin meint, ist sie

vielmehr eine rein juridische geworden, und vollkommen reif, um vor die Gerichte gestellt zu werden, vor welche sie allein gehört. — — Das Publicum wird seiner Zeit von dem Erfolge benachrichtiget werden."

So ward nun auch Herr von Aretin, welcher bisher den Kampf bloß inner den Schranken gelehrter Blätter auszukämpfen gesucht hatte, genöthigt, vor das große Publicum zu treten, und es erschien den 7. Februar von ihm eine „letzte Vertheidigung gegen die unsichtbaren Gelehrten in Bayern," welche auch mit der Drohung endigte, die Urheber der Adresse wegen der darin enthaltenen „empörenden" Verläumdung gerichtlich zu verklagen, sobald sie das Visier herablassen würden. Auch er versprach, das Publicum von dem Erfolge des Prozesses „durch Bekanntmachung der Acten" in Kenntniß zu setzen.

Das Lachen über das muthwillige Spiel, welches hier mit femme invisible, académie masquée, schwarze Männer u. s. w. getrieben wurde, lösete beym Publicum bald Ernst und tiefer Unmuth ab, aufgeregt durch die „Erklärung, den Morgenbothen betreffend, von dem berüchtigten F. X. Huber, Redacteur dieser Zeitschrift." — — Indem er auf die aus dem Morgenbothen ausgehobenen und ähnliche Stellen desselben, welche auch früher schon von einem Recensenten in Nro. unserer Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung, so wie in der Broschüre. „Über Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: die Plane Napoleons und seiner Gegner" (Gotha in der Beckerschen Buchh., 1810) nach Verdienste gerügt worden waren, die auf dem Umschlagsbogen zum ersten Bande des Morgenbothen abgedruckte Erklärung bezog, daß sich während seiner Abwesenheit vom Druckorte „verschiedene zu frey und einseitig geschriebene Bemerkungen" eingeschlichen hätten: so erinnerte er zugleich bey der nur von einigen protestantischen und norddeutschen Gelehrten über allgemeine Beschuldigungen erhobenen Klage, an die bekannte Vademecums-Geschichte, wo in einer Dorfschenke beym Rufe einer in die Stube tretenden Magd: „ein Räuber, ein Räuber!" (womit sie den brennenden Seitendocht am Lichte meinte) unter vielen Gästen nur ein Fremder vom Tische auf und zum Fenster hinaus sprang, der sich auch wirklich in der Folge als Räuber entdeckte. Daß aber nicht bloß süddeutsche, sondern auch norddeutsche, nicht bloß katholische und katholisch gewordene, sondern auch protestantische Gelehrte mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden seyen, und in Verbindung mit dem (vermeintlichen) Tugendverein thätig zur Umwälzung derselben mitwirken wollten, dafür hebt er unter andern als angebliche Belege Stellen aus dem Nekrolog für das neunzehnte Jahrhundert, fünfter Band 1806 (wörtlich beynahe sich in der bekannten Schrift: „Deutschlands tiefste Erniedrigung" wiederfindend) und den „Erhebungen" aus, einer gerade vor Eröffnung des Feldzugs zu Lübeck bey Niemann 1809 erschienenen Zeitschrift, welche, wie man behauptet, in einer süddeutschen Universitätsstadt ein norddeutscher Professor in die von den Studenten stark besuchte Lesegesellschaft ohne Wissen und Willen der Vorstehung zu bringen gewußt habe.

Eilf Tage waren seit der in der anonymen Adresse an das Publicum angekündigten Einreichung der Klage beym Stadtgericht verflossen, als den 16. Februar zwey betrübte Ältern, Anselm Bachfeuer (Feuerbach) und Friderike Henriette Bicoja (Jacobi) in einer gedruckten Anzeige Nachricht von dem Tode ihres Töchterleins Eulalia Inepta Obscura gaben. Nach einem neuntägigen Leben, dessen längere Fortdauer organische Fehler in der ganzen Structur und besonders in der Verbindung des Oberleibes mit dem Unterleibe unmöglich gemacht hätten, wäre es an einem auf dem Rathhause ihm zugestoßenen Schlagflusse gestorben! Das Publicum zweifelte anfänglich, ob es dem Gerüchte trauen, ob es jenen Scherz wirklich auf die in dieser „rein juridischen Sache" angekündigten Klage deuten sollte; — allein die nun erschienene „Sammlung der Actenstücke in Sachen, des Präsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften F. H. Jacobi und fünf Consorten, nähmlich des General-Secretärs Schlichtegroll, Hofraths Breyer, Hofraths Jacobs, Hofraths Hamberger, und Ober-Schul- und Kirchenraths Niethammer, als Kläger gegen den königlich bayerschen Ober-Hofbibliothecar Christoph Freyherrn v. Aretin, als Beklagten, puncto injuriarum atrocissimarum, et satisfactionis" (Bayern 1810), gestattet darüber wohl gar keinen Zweifel mehr.

Jedermann wird bey derley Thatsachen Nichts äußern können, als ein wehmüthiges und unmuthiges Gefühl über solche Erniedrigungen, über dieses traurige Symptom der Zeit, das der leider so zahlreichen Mittelmäßigkeit und Gemeinheit Blößen genug darbeut, die Gelehrten mit der Gelehrsamkeit und Fehler Einzelner mit der Tendenz der Literatoren überhaupt zu verwechseln, und sich in ihrer Geistesarmuth noch recht selig zu blähen, wie jener, der aus lauter Furcht vor einer Indigestion lieber Hungers sterben wollte.

Stimmen des Auslandes über das neueste Finanz-Patent.

Man liest gegenwärtig in den wichtigsten, öffentlichen Blättern des Auslandes Bemerkungen über Österreichs neueste Finanz-Verfügungen, welche ein zu nahes Interesse haben, um sie nicht hier im Wesentlichen mitzutheilen. — So enthält der Courier de l'Europe eine ausführliche Beurtheilung des unterm 26. Febr. zu Wien erschienenen Finanz-Patentes. Nachdem im Eingange derselben die Art, wie im gedachten Patente die verschiedenen Finanztheorien auf die besondere Lage Österreichs ihre Anwendung fanden, gewürdigt, und die Verschiedenheit der Lage Österreichs von jener Englands und Frankreichs, als es Milliarden von Assignaten überschwemmten, gezeigt ward, fährt der Verfasser folgender Maßen fort. „Wenn man die von diesen beyden Staaten befolgten Systeme und Grundsätze mit jenen vergleicht, die in dem österr. kaiserl. Edicte enthalten sind, so ist nicht zu bezweifeln, daß das österreichische Gouvernement durch diese große Maßregel eine der wichtigsten Aufgaben der Finanzwissenschaft vollkommen gelöset habe. Vorzüglich bemerkenswerth ist der glückliche Gedanke, die Emission sowohl als die Circulation der vorstellenden Zeichen der Leitung einer Tilgungscommission zu unterziehen, welche aus Gliedern der Stände der verschiedenen Provinzen und der Handelsgremien der vorzüglichsten Handelsplätze, das ist, aus solchen Staatsbürgern zusammengesetzt ist, deren Existenz und Vermö-

gen innigst und ausschließend mit dem Flore des Staats verwebt sind, und die allen Classen, der bürgerlichen Gesellschaft um so mehr ein unbeschränktes Vertrauen einflößen müssen, als Ehrgefühl und das Gesetz sie sowohl in Hinsicht der allgemeinen Meinung als in der Wirklichkeit mit einem Grade von Verantwortlichkeit belastet haben, der für öffentliche Personen nicht größer denkbar ist.

Noch zeichnet sich diese Finanzmaßregel durch den progressiven und gleichen Schritt haltenden Gang zwischen dem Erscheinen und Verschwinden des baaren Geldes und der vorstellenden Zeichen aus, der durch selbe eingeführt ist, so zwar, daß das Geld sich nur in dem Maße im Umlaufe zeiget, als das Papier in den verschiedenen Auswegen, die ihm angewiesen sind, und im Austausche selbst gegen klingende Münze einen leichten ungezwungenen Ablauf findet, welcher der Berechnung des Privat-Interesse, das erleuchtet seyn will, aber bey jedem Anschein von Gewalt erschrickt und sich verschließt, offen vorlieget. Was aber diesem von dem Wiener-Cabinete eingeführten Tilgungssysteme besondere Festigkeit gibt, und zugleich für die Weisheit und die Kraft des besagten Cabinetes zeugt, das ist die Hypothek, welche man demselben in den unermeßlichen Gütern eines Standes anweiset, der als Bürge für den Gehorsam der Völker und als erster Vertheidiger der Rechte des Fürsten es sich zur Ehre und Pflicht rechnen wird, mit allen seinen Kräften zur Unterstützung und Wiederbelebung des Staates mitzuwirken.

Seit langer Zeit ist es bereits eine von jedem richtig Denkenden anerkannte Wahrheit, daß es in der Staats-Ökonomie keine Verschiedenheit zwischen Grund und Grund gebe, und daß, da jedes Eigenthum nur durch die bürgerliche Gesellschaft besteht, sich auch keines ohne Ungerechtigkeit, und ohne in einen Widerspruch zu verfallen, den Opfern, die zur Erhaltung und Dauer eben dieser bürgerl. Gesellschaft nothwendig sind, entziehen könne.

Aber die practische Anwendung dieser Grundsätze war oft großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Noch wiederhallt Europa von den Stürmen und Greuelscenen, deren Schauplatz Frankreich durch die schwachen Versuche der einen, ähnliche Heilmittel zur Rettung des Staats anzuwenden, und durch den thörichten Widerstand der andern gewesen war.

Zum Schlusse bemüht sich endlich der Verfasser dieser Beurtheilung zu zeigen, wie günstig der gegenwärtige Zeitpunct nach langen blutigen Kämpfen von Österreich zu dieser Finanzmaßregel gewählt ward, und wie beförderlich das neue große Band, das dauernde Ruhe und Frieden verspricht, der Entwicklung ihrer wohlthätigen Folgen seyn wird.

Die allgemeine Zeitung, die übrigens noch lange nach dem Frieden, nicht zu bewegen war, sich zu entpanzern, enthält hierüber einen noch umständlicheren Aufsatz. — Sie sagt: „Die Schicksale der österreichischen Bancozettel während der Monathe November, December und Januar hatten unter allen Bewohnern dieser Monarchie die lebhaftesten Besorgnisse, und im Auslande manches unbefugte Urtheil über die ihr bevorstehenden neuen Widerwärtigkeiten veranlaßt. Ein fürchterlicher Total-Bankerot war das geringste Übel, das Österreich geweissagt wurde; aber Viele sahen schon im Gefolge einer solchen Katastrophe die größten politischen Zerrüttungen ausbrechen, und ein Gebäude, das allen äußern Stürmen getrotzt hatte, unter der Last seiner innern Verlegenheiten zu Grunde gehen. Tiefer dringende Beobachter theilten das, was an dergleichen Ansichten überspannt oder völlig grundlos war, nicht. Die Ursachen des jähen Sinkens der Course bothen sich jedem Sachverständigen dar. Die unvermeidliche Vermehrung der Masse des Papiergeldes während des Kriegs war die erste und umfassendste, das plötzliche Zurückströmen der Bancozettel aus den durch den Frieden abgetretenen Provinzen die unmittelbar wirksamste. Zu diesen gesellte sich noch ein unglücklicher Wahn, der in vielen Gemüthern Wurzel geschlagen hatte, daß nähmlich die Regierung, um eine Krisis, der sie nun einmahl nicht mehr zu entrinnen wisse, wenigstens abzukürzen, und zum schnellern Ausbruch zu befördern, mit dem Verfall des Papiergeldes insgeheim selbst einverstanden wäre. In sofern die Verschlimmerung des Courses von der Zunahme der Quantität der Bancozettel herrührte, mußte sie an irgend einem, durch die jedesmahlige Quantität selbst bestimmten, Puncte ihre Gränze finden; in dieser Hinsicht war der Cours von 400, mit dem, welcher vor dem Kriege Statt hatte, verglichen, schon als übertrieben ungünstig zu betrachten. Gewiß ist aber, daß der noch weiter fortschreitende Mißcredit der Papiere nur allein in der augenblicklichen Überladung des Marktes, besonders des Marktes der Hauptstadt, und in der allgemeinen Furcht des Publicums vor irgend einer gewaltsamen Finanz-Revolution seinen Grund hatte. Gegen Ende Januars mochte das Zuströmen der Bancozettel aus den abgetretenen Provinzen ungefähr sein Ziel erreicht haben, und um eben diese Zeit gewann die Überzeugung wieder Eingang, daß die Regierung, weit entfernt, das Papiergeld einem blinden Schicksale Preis geben zu wollen, vielmehr mit Ernst an einer neuen Begründung des Staats-Credits arbeitete. Die günstigen Wirkungen des Zusammentreffens beyder Umstände wurden bald sichtbar. Die Bancozettel, welche bekanntlich schon unter den Cours von 500 gesunken waren, gingen in Kurzem auf 470 zurück. In der Mitte des Februars trat die große Begebenheit ein, welche jetzt noch alle Zeitgenossen beschäftiget. Daß sie von mehrern Seiten, vorzüglich aber durch die Idee von der nun auf längere Zeit befestigten Ruhe, und einem für gründliche Reformen gewonnenen wohlthätigen Spielraum auf die öffentliche Meinung, und folglich auch aus dem Geldcours vortheilhaft wirken würde, ließ sich allenfalls berechnen; daß es in dem Grade Statt haben sollte, in welchem es wirklich erfolgt ist, hätte wohl niemand zu vermuthen gewagt. Das plötzliche Steigen des Courses der Bancozettel im Gefolge dieser Begebenheit war eine wichtige und lange zu beherzigende Lehre für jeden, der sich der Gefahr aussetzen möchte, über einen so vielseitigen, so wandelbaren, in seinem eigensinnigen Gange so schwer zu ergreifenden und zu fixirenden Gegenstand, als der öffentliche Credit ist, nach irgend einem eingebildeten Grundsatz politischer Arithmetik, oder nach vorübergehenden Conjuncturen abzusprechen. Eine sorglose Finanz-Administration hätte es nun vielleicht für das Beste gehalten, die ihr unvermuthet zu Theil gewordene Erleichterung ihrer Sorgen, zur Anwendung eines oder des andern Palliativs, welches unter dem Schutze des erhöhten allgemeinen Vertrauens mit Erfolg hätte versucht werden können, zu benutzen, und sich so auf längere oder kürzere Zeit hinaus ihren dringendsten Verlegenheiten, zugleich

aber auch ihren heiligsten Verpflichtungen zu entziehen. Dieß war, zum Glück für den Staat, das Verfahren der österreichischen Regierung nicht. Eine gründliche Reform war einmahl beschlossen; das Publicum war berechtigt, sie zu erwarten; hatten äußere Umstände den Weg dazu geebnet, so lag hierin nur ein verstärktes Motiv, um die Schritte, welche sie einleiten sollten, zu beschleunigen. Und da die zur Begründung eines neuen Finanzsystems erforderlichen mühsamen Vorarbeiten gerade nun zu dem Puncte von Reife gediehen waren, der die Regierung in den Stand setzte, sich über ihre Übersichten bestimmt zu erklären, so handelte sie pflichtmäßig und weise, indem sie ohne weitern Aufschub zu dieser vorläufigen Maßregel schritt. Das Patent vom 26. Februar enthält freylich nur die Grundlinien des Planes, und konnte, und sollte seiner Bestimmung nach, ein Mehreres nicht leisten. Wenn man diesem Patent zum Vorwurf machen wollte, daß es nicht ausführlich oder nicht gemeinverständlich genug sey, so würde sich darauf nur antworten lassen, daß ein viel umfassender, aus mannichfaltigen Bestandtheilen künstlich zusammengesetzter, Finanzplan nicht gleich bey seinem Eintritt in die Welt in der Klarheit einer Volksschrift erscheinen kann. Die, welchen dergleichen Materien geläufiger sind, und welche es nicht verschmähen, eine Publication dieser Art mit etwas mehr Nachdenken und Anstrengung, als einen gewöhnlichen Zeitungsartikel, zu lesen, werden in dem Patent gewiß hinreichenden Stoff zur Übersicht des neuen Systems in seinem ganzen Zusammenhange finden. Solche Leser werden sich aber auch willig bescheiden, daß in einer ersten vorbereitenden Eröffnung nicht sofort jede Erwartung befriedigt, jeder Einwurf beantwortet, jeder Scrupel gelöst werden konnte.

Um das System selbst, so wie es in dem Patent dargestellt ist, mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu beurtheilen, darf man vor allen Dingen die Masse von Schwierigkeiten, mit denen hier gekämpft werden mußte, nicht aus dem Auge verlieren. Ein Theil dieser Schwierigkeiten ist freylich von der Art, daß nur die sie zu würdigen vermögen, die eine genaue Kenntniß von dem Innern der Staatsverwaltung, von den Bedingungen, der Möglichkeit gewisser Maßregeln, von den mit andern verknüpften Bedenklichkeiten und Gefahren, von den oft nur zu engen Schranken, in welchen die Finanz-Administration sich bewegen, von den vielfach sich durchkreuzenden Rücksichten, in welche sie eingehen muß; kurz, von allen den practischen Bestimmungsgründen, wodurch selbst eine, in der bloßen Theorie leicht und einfach scheinende, Aufgabe — welches doch die gegenwärtige in keinem Sinne ist — in der Ausführung tausendfältig modificirt, ja zuweilen ganz umgestaltet wird, besitzen. Ein anderer Theil jener Schwierigkeiten hingegen, diejenigen nähmlich, welche aus der Natur und Größe des Problems, und den allgemein bekannten Umständen, unter welchen es gelöset werden muß, entspringen, liegen offen und Jedermann zugänglich am Tage. Eine Masse von beynahe 950 Millionen Papiergeld *mit einem Schlag aus dem Umlauf verbannen* zu wollen, ist ein Gedanke, dem kein practischer Kopf auch nur augenblicklich hätte Raum geben sollen. Wenn nichts destoweniger einsichtsvolle Männer nur allzuhäufig auf dergleichen Projecte ihre Zeit und ihre Kraft verwendeten, so wurden die bessern staatswirthschaftlichen Grundsätze fast immer zur Stelle an ihnen gerächt, indem jeder in diesem Geist erzeugte Vorschlag das Siegel der *Unausführbarkeit* auf der Stirne trug. Sollte ein Staatsmann auch verwegen genug seyn, um die gewaltsamen Erschütterungen, welche jeden plötzlichen Übergang aus der jetzigen pecuniären Verfassung zum ausschließenden Gebrauch der klingenden Münze unausbleiblich begleiten würden, für nichts zu achten, so müßte er wenigstens doch nachzuweisen wissen, wie die zwischen dem Verschwinden des alten und dem ungewissen Hervortreten des neuen Circulationsmittels zu erwartende furchtbare Kluft, ehe alles öffentliche und Privatwohl darin versunken wäre, ausgefüllt werden könnte; dieser Forderung aber vermag Niemand Genüge zu leisten. Eine gründliche und doch zugleich gefahrlose, mit der Sicherheit des Staates und dem wahren Interesse aller seiner Bürger vereinbare Reform der Geldverhältnisse mußte daher auf folgende zwey Hauptzwecke gerichtet seyn: 1. *von einem zu bestimmenden Zeitpuncte an aller fernern Vermehrung des Papiergeldes unübersteigliche Schranken zu setzen*; 2. *eine allmählige, nicht zu langsame, nicht zu rasche Verminderung des vorhandenen durch wirksame Maßregeln herbey zu führen*. — Was den ersten Punct betrifft, so ergibt sich aus dem Patent unverkennbar, daß die Regierung hier das Äußerste gethan hat, um das Vertrauen des Publicums zu gründen. Sie begibt sich freywillig und ausdrücklich alles fernern Antheils an jedem Geschäft, das mit den zur Fabrication, ja selbst zur Vernichtung der Bancozettel erforderlichen, mechanischen Vorrichtungen auf irgend eine Weise in Verbindung stehen mag, und übergibt die gesammte Manipulation, mit allen dazu gehörigen Werkzeugen und Vorräthen, einer in dieser Rücksicht ganz von ihr unabhängigen, durch bestimmte Vorschriften, durch die feyerlichsten Eide gebundenen, und zur offenen Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung verpflichteten Behörde. Wem diese Schranken noch nicht genügen sollten, für den möchte wohl keine moralische Gewährleistung, und folglich auch keine factische mehr zu erfinden seyn. Die im Patent als Regel für die Zukunft angekündigte *Öffentlichkeit* der das fernere Schicksal des Papiergeldes betreffenden Verhandlungen ist überdieß eine wichtige Bürgschaft, theils für die unbedingte Lauterkeit der Grundsätze, von welchen die Regierung bey allen ihren Maßregeln ausging, theils für den Ernst und die Beharrlichkeit, womit diese Maßregeln verfolgt werden sollen, und die vorläufige Angabe des Totalbetrages der Bancozettel, die so vielen eiteln Muthmaßungen und so vielen übertriebenen Besorgnissen auf ein Mahl ein Ziel setzt, beweiset, daß es mit jener Verheißung nicht auf eine leere Demonstration angesehen war. — Das zweyte Haupterforderniß der Reform bestand in der *allmähligen Verminderung des Papiergeldes* und der dadurch vorzubereitenden *Zurückführung der klingenden Münze in den Umlauf*. Die Bancozettel mit dem Metallgelde in unmittelbare Berechnung zu setzen, und durch theilweise Realisirung derselben nach und nach das gewünschte Gleichgewicht herzustellen, war einleuchtend unmöglich. Es mußte schlechterdings ein *Mittelglied* gefunden werden, daß den Übergang bahnte. Das Geldzeichen, welches diese Function verrichten sollte, mußte aber selbst einen der klingenden Münze zu

allen Zeiten gleichen Werth behaupten können. Hiezu war nun wieder von unumgänglicher Nothwendigkeit, daß demselben nicht bloß eine mächtige, sondern auch eine wirkliche disponible Hypothek zum Grunde gelegt wurde, eine Hypothek, die dem Staate sichere Mittel verlieh, sich jederzeit so viel baare Geldfonds zu verschaffen, als zur unverkürzten Aufrechthaltung des Credits seiner Einlösungsscheine erforderlich seyn möchte. Endlich mußte das ganze System, um wahre Beruhigung über die Zukunft zu verbreiten, auf der Basis einer Tilgungsanstalt stehen, die durch den Umfang ihrer Kräfte und ihrer Zufluchtsmittel die allmählige Wiederherstellung eines vollkommenen Gleichgewichts unter allen Zweigen der Finanzverwaltung — die auf ein Mahl bewirken zu wollen, ein unsinniges Unternehmen gewesen wäre — mit Zuversicht voraussetzen ließ.

Mit diesem natürlichen und zweckmäßigen Gange der Sache stimmt das Patent vollkommen überein. Die Einlösungsscheine sind das Verbindungs- und Vermittlungswerkzeug zwischen dem alten und dem neuen System. Die ihnen unterzulegende Hypothek ist so groß, daß jede zur Befestigung ihres Credits von der Regierung beabsichtigte Operation sich Erfolg und Gedeihen versprechen darf. Von der andern Seite ist für die Ausstattung des Tilgungsfonds so reichlich gesorgt, daß nach und nach nicht nur die Masse des Papiergeldes, sondern auch noch der gesammte Betrag der verzinslichen Schuld dadurch absorbirt werden kann. Was aber neben diesen wesentlichen Erfordernissen den ächt practischen Geist, in welchem der neue Finanzplan gedacht und entworfen wurde, am deutlichsten charakterisirt, ist, daß die Finanzverwaltung die volle Freyheit behält, in den verschiedenen, ihr obliegenden Operationen nur immer so weit und nicht weiter fortzuschreiten, als in jedem gegebenen Zeitpunct die Lage des Geschäftes, das Interesse aller Zweige desselben, und das wahre Bedürfniß des Staates es erheischt; daß nur das, was das Publicum mit Recht verlangen konnte, und was dem öffentlichen Vertrauen zur nothwendigen Stütze dient, bestimmt, und unabänderlich beschlossen, für alles Andere hingegen, wobey Verhältnisse des Augenblickes, die keine Weisheit im Voraus berechnen kann, zu Rathe gezogen werden müssen, der allgemeine Gang zwar festgestellt, doch die nähere Bestimmung der Form, der Zeit und des Maßes der Zukunft vorbehalten war. Die Opfer, welche die Bewohner der Monarchie der Ausführung des Plans zu bringen haben werden, bestehen theils in der Entrichtung einiger Abgaben in einer höhern, als der bisherigen Valuta, theils in den, durch ein Ausschreiben auf das Stammvermögen, oder im Wege freywilliger Contribution zu leistenden, Beyträgen zum Tilgungsfond. Welche Gegenstände der Besteuerung jene Veränderung im Abgabensystem auch treffen, und in welchem Umfange sie auch Platz greifen mag, man darf immer schon mit Gewißheit behaupten, daß, da das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe des Staates durch den gesunkenen Cours der Bancozettel und das damit verknüpfte Steigen aller Preise völlig zerrüttet war, die Wiederherstellung dieses Gleichgewichts auch nur in dem Grade, als die dringendsten Bedürfnisse es zur Pflicht machten, noch empfindlichere Opfer erfordert haben würde, wenn die gegenwärtige Geldverfassung hätte fortdauern sollen. Was aber die Beyträge zum Tilgungsfond betrifft, so ist in dem Artikel des Patents, der die Ausschreibung auf das Stammvermögen ankündigt, die äußerste Grenze bestimmt, über welche diese Steuer nie hinausschreiten soll; daß man diese äußerste Grenze auch nur je zu erreichen gedenke, ist weder nach den Worten des Patents, noch aus andern Gründen, die Sachverständigen nicht entgehen werden, wahrscheinlich. Da endlich noch zur Realisirung der Beyträge auf langjährige Fristen hinausgewiesen wird, so läßt sich von einer Regierung, die wohl nie den Vorwurf verdient hat, daß sie ihre Unterthanen durch harte Steuergesetze und unerschwingliche Forderungen erdrückt hätte, die mildeste Einleitung der Sache, die das Staatsbedürfniß nur irgend zulassen wird, mit Zuversicht erwarten. Das Endurtheil über jede Verwaltungsmaßregel, mithin auch über jede Finanz-Operation, spricht allerdings nichts aus, als der Erfolg. In so fern kann es also Niemanden verargt werden, wenn er einem durch die Erfahrung noch nicht sanctionirten Plan nicht sogleich unbedingtes Zutrauen gewähren will, oder wenn er bald bey Einwürfen, bald bey Ausstellungen verweilt, zu welchen bey der Betrachtung eines neuen Werks der Stoff nie fehlen wird. Doch zweyerley kann man im gegenwärtigen Falle auch von dem strengsten Kritiker verlangen. Ein Mahl, daß er dem rechtlichen, ernsten, auf einen guten und heilbringenden Zweck unverwandt gerichteten Sinn, der das ganze Unternehmen geleitet hat, und den das Patent unverkennbar an den Tag legt, verdiente Gerechtigkeit widerfahren lasse. Und dann, daß er, mit allem versehen, was zur Untersuchung einer solchen Frage gehört, gewissenhaft und sorgfältig überlege, ob das angenommene System, wenn er es auch nach seinen eigenthümlichen Ansichten nicht für das beste unter allen gedenkbaren gelten lassen möchte, im nothwendigen Zusammenhange mit den obwaltenden Umständen betrachtet, nicht das beste unter allen ausführbaren war?

Miscellen.

Ludwig XIV. wollte für einen protegirten Verbrecher einen Begnadigungsbrief ausfertigen, und ließ deswegen den Kanzler Volson kommen, dem er seinen Willen erklärte, und ihm befahl, die Siegel zu bringen; „der Mensch ist zu verworfen" sprach der Kanzler, „Ew. Maj. können ihn nicht begnadigen." Aber ich will — entgegnete der vom Widerspruche gereitzte König — und habe es versprochen, hohlen Sie die Siegel — „Aber Sire — Ich will!" Volson ging. Ludwig siegelte, und wollte die Siegel jetzt dem Kanzler zurück geben; aber dieser weigerte sich: „sie sind befleckt" — sprach er fest — „ich nehme sie nicht mehr." Welch ein Mann, rief der König, und — warf den Begnadigungsbrief ins Feuer. „Jetzt darf ich die Siegel wieder nehmen" sprach der Kanzler — „das Feuer reinigt Alles."

.....

Gregorio Leti schrieb so viele Bücher, als er Jahre alt war. Dieß beobachtete er bis ans Ende seines Lebens.

.....

Der erste Schriftsteller, welcher der Vehmgerichte erwähnt, ist Henricus de Herfordia, dann folgt Äneas Sylvius und Roleuincius. Ihr Ursprung wird gewöhnlich Carl dem Großen zugeschrieben;

welches aber Gryphiander und Mauritius widerlegen; die Geistlichkeit hat sie im 13. Jahrhunderte eingeführt.

.....

Den Nahmen Chouans leiten Einige von deren nächtlichen Erscheinung, gleich den Kautzen und Nachteulen Chat-huans her. Carmastin aber gibt in seiner Vertheidigungsschrift als den Ursprung der Benennung der Jean Chouan einen Bauer in der Gegend von Vitre in Bretagne an, der zuerst zu den Waffen gegriffen haben soll.

.....

Ein grausamer Iberischer Fürst zu K. Claudius Zeit, Rhadamistus, wurde (um das J. 51) in einer seiner Burgen umringt. Nur eilige Flucht konnte ihn retten. Ehrgeitz und Eifersucht ließen ihn nicht zu, seine Gemahlinn, Zenobia, zurück zu lassen. Er warf auch sie, ungeachtet sie hoch schwanger war, aufs Pferd, und riß sie, Tag und Nacht in vollem Trab, mit sich fort. Liebe und Furcht erstickten lange ihre Klagen. Endlich mußten die Schmerzen durch die gewaltige Erschütterung ihres Leibes ganz unerträglich werden. Man mußte am Ufer des Araxes Halt machen. Sie flehte winselnd um den Tod. Rhadamist that sein Äußerstes, sie aufzumuntern. Er vermochte es nicht. Man hört Feinde näher kommen. Rhadamist umschlingt sie mit dem einen Arme, und wüthend sticht er ihr mit dem andern seinen persischen Dolch in den Leib. Ihr brechendes Auge dankt ihm; der Wilde läßt, um sie ganz dem Feinde zu entreissen, die grausam Geliebte aus einer verzweiflungsvollen Umarmung in den Fluß hinab fallen, und rennt trostlos davon. — Wie sollte hier eine Rettung zu hoffen seyn? — Welcher Roman dürfte die Gemordete wieder auferstehen lassen?? — Die Wunder der Natur sind unerschöpflich! Ein Hirt erblickt Zenobia unter dem steilen Ufer blutend und bewußtlos. Die schöne Gestalt rührt sein rauhes Herz. Mit Gefahr zieht er sie aus dem für sie wohlthätig gewordenen Schlamme. Sie athmet noch. Die Wunde wird mit Kräutern, nach der ungelehrten Arzneykunde des Hirten, gereinigt und verbunden. Kurz, die dem Tode hingeworfene Mutter konnte, sogar ohne Verlust des Kindes, nach einiger Zeit gesund zum König Tiradates nach Artaxata zurückgebracht werden.

.....

In einer Stadt der Schweiz kam es zu Ende des Jahrs 1806 unter einer Gesellschaft von Freunden zum lebhaften Streit über die Ursprache der Menschen. Man konnte sich nicht vereinigen; denn verschiedene behaupteten sogar allen Ernstes, die erste Sprache, welche der Mensch gleichsam aus sich selbst lernen würde, also gewisser Maßen die natürlichste, müsse die Hebräische seyn. Man schrieb mir deswegen zu, ich glaube, es war wegen der Entscheidung um eine Wette zu thun.

Bald nachher fiel mir ein Band von Buders Amoenitates in die Hände, worin folgende Geschichte erzählt wird.

„Ums Jahr 1660 lebte in der Grafschaft Sayn, im Dorfe Zumforb, ein armer Handlanger mit seiner Frau. Beyde waren eines stillen düstern Charakters. Sie sprachen wenig oder nichts mit einander, und waren außerdem den ganzen Tag abwesend vom Hause, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Während dessen schlossen sie ihre Kinder, zwey Knaben, in der Hütte ein. Kamen sie des Abends ermüdet heim von der Arbeit, gaben sie den Kindern zu essen, ohne mit ihnen zu sprechen, und legten sich ins Bett. Die zwey Buben waren schon ziemlich groß geworden, ohne daß sie eine Sprache hatten reden hören. Sie schufen sich also bey ihren einsamen Spielen selbst eine, die in unverständlichen Tönen, meistens aber in Zeichen bestand. Der Graf von Sayn bekam Nachricht davon, und war begierig, die neue Sprache kennen zu lernen. Er schickte ausdrücklich Hebräer nach dem Dorfe, um zu sehen, ob diese natürliche Sprache nicht einige Ähnlichkeit mit der Hebräischen habe? Was man aber voraus hätte erwarten können, ergab sich auch: man fand nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen der Hebräischen und dieser neuen.

..... — n.

Ludwig XVI. hoffte, daß ihn seine Gemahlinn mit einem Dauphin erfreuen würde. Die Gräfinn von Beauharnois prophezeyte der Königinn einen männlichen Sprößling. Die Weissagung traf nicht ein. Auf einen Vorhalt der Königinn antwortete sie:

Oui, pour fée étourdie à vos traits je me livre.
Mais si ma prophétie a manqué son effet,
Il faut vous l'avouer, c'est qu'en ouvrant mon livre,
J'avais pour le prémier pris le second feuillet.

Guimard sagte zum König, als er ein Manuscript: „le roi de ses peuples" las: Vergebens, Sire! Ihrer Völker Liebe gewinnen Sie nicht, so lange das Brod theuer bleibt.

Sie haben drey Regierungen erlebt, sagte Ludwig XVI. zum Herzog von Richelieu. Was denken Sie von denselben? — „Sire! Unter Ludwig XIV. wagte man nicht zu reden; unter Ludwig XV. sprach man ganz leise; jetzt aber spricht man ganz laut." — Als ob er die Revolution geweissagt hätte!

Ludwig XVI. ward ein Medaillon überreicht, worauf er selbst, unten aber Ludwig XII. und Heinrich IV. abgebildet waren, mit der Umschrift: „Douze et quatre font seize."

Durch einen erschlichenen Ausspruch des so genannten „Conseil des parties" fand ein Privatmann sich zu Grunde gerichtet. Er flog zum berühmten Abbe Terrai. „Ah Monseigneur!" rief er mit Thränen im Auge; „cela n'est pas juste!" Und was erwiederte der aufgebrachte Controleur-General mit dem Herzen und der Stirn von Erz? „Eh, qui diable vous dit, que cela soit juste!"

Graf St. Germain mußte in einiger Entfernung von der Armee des Grafen Clermont, eines, wie alle Welt weiß, sehr schlechten Generals, den Feind beobachten. Ein junger Prinz sandte jenem einen Flügel-Adjutanten zu, um sich nach der Position des Feindes zu erkundigen. Graf St. Germain führte ihn an's Fenster, deutete, und fragte: Was sehen Sie da? „Unser Hauptquartier." — Je nun! Da ist unser Feind!

Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, war Bourgeois de Boynes Minister der Marine, ein eben so aufgeblasener als unwissender Mann. Er fiel in Ungnade, und zog sich folgendes treffende Sinngedicht zu:

On rit d'un ministe Bourgois
Que chacun abandonne,
Pour n'avoir, dans tous ses emplois,
Fait plaisir à personne:
Je crois que c'est injustement
Que si fort on le fronde;
Car il va faire, en s'en allant,
Plaisir à tout le monde.

Der Herzog von Angoulême stand, als der Vice-Admiral Soufren ins Zimmer trat, vom Lesen auf, trat ihm eilig entgegen, und sagte: Ich las in diesem Augenblicke die Geschichte berühmter Männer. Ich schließe mein Buch mit Vergnügen, weil ich Einen sehe.

Die Gebrüder Bicker, geborne Amerikaner, Hutmacher, verwalteten während des Kriegs mit Nutzen und Ruhm ansehnliche Stellen der Administration, und ließen nach dem Frieden folgende rührende und patriotische Anzeige in die Journale einrücken: „Die Gebrüder Bicker thun hiemit zu wissen, daß sie wieder ihre Hutmacher-Profession ergriffen haben, die sie zur Vertheidigung der Freyheit ihres Mutterlandes verliessen. Sie hoffen von ihren Mitbürgern, zum Lohne für ihren Muth und ihre Dienste, in ihrem Commerz begünstigt zu werden."

.....

Marquis de l'Etorriere, Officier des französischen Garde-Regiments, der schönste Mann von Paris, wurde einmahl durch die hohe Meinung, welche der Allgemeinbewunderte von seiner Adonis-Gestalt hägte, grausam getäuscht. Er stand in der Kirche für die Blinden (des Quinze-Vingts) mitten unter dem Gedränge in der Mittagsmesse, und fühlte von der Seite ein so eigenes Drücken, daß er sich mit halbem Unwillen gegen seinen Nachbar wandte. „Wollten Sie, mein

Herr," begann der Drückende, „nicht die Güte haben, ihr Gesicht nach der andern Seite zu drehen?" — Warum, mein Herr? — „Weil ich also reden muß, mein Herr, so wissen Sie: ich bin ein Mahler, und mein Kamerad, auf der Tribune linker Hand, der von einer schönen Dame den Auftrag erhielt, Sie zu mahlen, bath mich durch Winke, Sie zu der für seinen Zweck vortheilhaften Stellung zu veranlassen." Der Marquis zweifelte um so weniger an der Wahrheit dieser Angabe, als er wirklich auf der linken Tribune einen wohlgekleideten Mann sieht, welcher die Augen auf ihn heftet, und eine Reißfeder in der Rechten zu bewegen scheint. Voll Rührung gibt er sich alle Mühe, unverrückt in der gewünschten Stellung zu bleiben. Nach einigen Minuten flüstert ihm sein Nachbar zu: „Den besten Dank, mein Herr! Geniren sie sich nicht weiter! Es ist geschehen." Ah, mein Herr! antwortete der Marquis, das nenne ich flink. — Der vorgebliche Mahler verliert sich unter dem Volke, und l'Etorriere vermißt bald zu seinem Erstaunen Börse, Tabaksdose, Uhr, und was er sonst an Kostbarkeiten bey sich trug.

.....

Als d'Aychon Erzbischof zu Auch war, gerieth ein Haus in Flammen. Der Prälat eilte herbey, und fragte sogleich, ob alle Bewohner gerettet wären. Ach! rief eine verzweifelnde Mutter, man hat mich aus den Flammen gerissen, und ich konnte mein Kind, meinen Adolph nicht mitnehmen. In dieser Kammer ist er! Sie wies nach einem Fenster des zweyten in vollem Brande stehenden Stockwerkes. Sogleich wird eine Leiter an das bemerkte Fenster gelegt, und der Erzbischof verspricht dem Retter des unglücklichen Kindes zweytausend Thaler. Niemand wagt es, sich der drohenden Gefahr auszusetzen, aber Menschenliebe scheut keine Gefahr. Der heilige Prälat wickelt sich in ein nasses Tuch, macht das Zeichen des Kreutzes, steigt die Leiter hinauf, dringt mitten durch die Flammen, erscheint, das Kind im Arme haltend, und gibt es mitten unter dem Zurufe und den Segnungen der gerührten Menge der Mutter zurück. Die Ältern stürzen freudeweinend ihm zu Füßen. Meine Freunde, sagt der Erzbischof mit heiterer Miene, ich habe die zweytausend Thaler selbst gewonnen; aber es ist billig, daß euer von mir gerettetes, und dadurch von mir an Kindes Statt angenommenes Söhnchen Theil nehme. Es soll lebenslänglich die Renten davon genießen — und auf der Stelle entzog er sich ihren Dankbezeigungen.

.....

In einem meiner Feldzüge, erzählte der Marschall von V**, hatten die zahllosen und übertriebenen Schurkereyen eines Hauptlieferanten die Unzufriedenheit und das Murren meiner ganzen Armee erregt, indem sie durch seine gränzenlose Habsucht und Gewissenlosigkeit auf mannichfaltige Weise litt. — Ich ließ also den Lieferanten zu mir hohlen, hielt ihm mit bittern Unwillen und mit Heftigkeit sein Vergehen vor, und endigte mit der ernstlichsten Drohung, daß ich ihn bey der ersten Veruntreuung, die ihm nachzuweisen seyn würde, ohne Gnade an den Galgen knüpfen zu lassen entschlossen sey. — Allein mit der größten Kaltblütigkeit erwiederte der Angeklagte: „Diese Drohung kann nicht an mich gerichtet seyn; Ew. Excellenz scheinen nicht zu wissen — und es ist mir überaus angenehm, Sie davon unterrichten zu können — daß es auf Erden für mich, wie überhaupt für Niemanden, der zu jeder Stunde über 100,000 Thaler disponiren kann, einen Galgen gibt." — Und ich weiß nicht — fügte der Marschall sehr naiv seiner Erzählung hinzu — ich weiß nicht, wie es zuging, der Kerl ward wirklich nicht aufgehängt, obgleich er nach dieser Unterhaltung wohl mehr als hundert Mahl noch den Galgen verdient hatte.

.....

Richard Cromwell, der Sohn Olivier Cromwells, der eine kurze Zeit lang seinem Vater in der Oberherrschaft über Großbritannien folgte, verbrachte viele Jahre sehr eingezogen auf seinem Landgute Cheshunt, unter den Nahmen Clark, und erreichte hier ein sehr hohes Alter. An diesem einsamen Orte lebte er so isolirt, daß nur eine sehr kleine Zahl seiner Freunde ihn kannte. Er machte sich oft das Vergnügen, sie zu besuchen, und sie wieder bey sich zu sehen; aber sorgfältig vermied er es, von der hohen Stelle zu sprechen, die er auf so kurze Zeit behauptet hatte. Der Doctor Watts, der ihn öfters sah, versichert: daß er nie, selbst nicht einmahl anspielungsweise, diesen Punct berührt habe, mit Ausnahme eines einzigen Mahles. Auf jenem einsamen Landhause ließ er sich im Jahre 1680 nieder, und genoß hier einer sehr dauerhaften Gesundheit. Er war so rüstig und munter, daß er noch im achtzigsten Jahre mehrere Meilen im Galopp reiten konnte. Er starb 1712, im sechs und achtzigsten Jahre. Der Vicar G. North erzählt von ihm folgende Anecdote, die er von zwey Augenzeugen gehört hat. Niemand wurde bey Richard Cromwell vorgelassen, der nicht von einem seiner intimsten Freunde sehr gut empfohlen, und ihm als ein unterhaltender Gesellschafter, und als ein Mann von Ehre vorgestellt worden war. Einer von jenen beyden Augenzeugen erhielt diese erforderliche Empfehlung, und wurde bey Richard eingeführt, nachdem er hinlänglich unterrichtet worden war, daß er sich an die kleinen Sonderbarkeiten des alten Mannes nicht stoßen, ihn auch deshalb nicht befragen, und überhaupt die Miene annehmen sollte, als ob er sie gar nicht bemerkte. Zwey Stunden mochten sie ungefähr bey Tisch gesessen haben, als Richard aufstand und ein Licht nahm. Die ganze Gesellschaft, durch öftere Erfahrungen von seinem Vorhaben unterrichtet, folgte seinem Beyspiel. Nur sein neuer Gast wußte nichts davon, und seine Neugierde ward lebendig. Alle nahmen die Gläser und Weinflaschen, und indem sie dem ehemahligen Protector auf dem Fuße folgten, langten sie in einer schmutzigen Dachstube an, worin sich keine andern Meubeln befanden, als eine kleine Perückenschachtel. Cromwell setzte sie in die Mitte des Zimmers, ließ sich ein Glas Wein geben, und trank auf die Wohlfahrt der alten Britannia. Die ganze Gesellschaft that dasselbe. Herr Windas, eben jener Fremde, wurde, als die Reihe an ihn kam, aufgefordert, dasselbe zu thun, indem er sich reitermäßig auf die Schachtel niedersetzen mußte. Cromwell bath ihn aber, sich in Acht zu nehmen, und sich nur ganz leicht darauf zu setzen: „denn — fügte er hinzu — Sie haben die Existenz und das Glück des ganzen lieben englischen Volks unter sich." Hierauf öffnete er die Schachtel, und zog mit ungemeiner Lustigkeit und Redseligkeit die Originale der Bittschriften heraus, die ihm ehemahls in der Eigenschaft eines Protectors überreicht worden waren. Auf diese Weise pflegte er die neuen Ankömmlinge einzuweihen, die ihm seine Freunde vorstellten.

.....

Wittmann gedenkt in seinen Reisen eines grausamen Betrugs der Natur, dessen schon Curtius (Lib. VII. cap. V.) erwähnt. Die türkische Armee befand sich mit der englischen Militär-Gesandtschaft den 20. April 1801 auf dem Marsche durch die ungeheure Sandwüste, hinter El-Arisch. Die Hitze war drückend. Nirgends frisches Wasser. So weit das Auge reichte, kein Schattenbaum. Nach einem angreifenden Marsche machte man im vormahligen Bette eines ausgetrockneten Salzsees Halt: die ganze Oberfläche dieses großen öden Platzes war mit Seemuscheln und Salzstufen bedeckt. Jeden durstete! Jedem klebte die Zunge am Gaumen! jeder lechzte nach Labung, — nur nach einem einzigen Schluck frischen Wassers. Zufällig sah ein halb verdürsteter Arnaute vor sich hin: „Wasser," rief er freudig, „Wasser!" tönte es von Glied zu Glied, von Zelt zu Zelt, bis zum letzten halb Verschmachteten der Armee. Da lag die schöne Wasserfläche vor ihnen klar und deutlich: der Schatten einiger Kamehle, die der Armee vorausgingen, spiegelte sich auf den durchsichtigen Wasserwellen; mitten auf dem reitzenden Landsee schaukelten kleine Schiffe mit hoch aufgeblasenen Segeln — Alles eilte vorwärts: jeder wollte der erste seyn, sich am kühlen Wasser zu erquicken; — allein — je mehr man sich vordrängte, je mehr zog sich der Zauberspiegel des trügerischen Gewässers zurück. Man marschierte mehrere Meilen, und kam dem Seensee immer nicht näher. Endlich, endlich ward man des bitter täuschenden Irrthums inne! Es war nichts, als die optische Erscheinung, die auch von den früher dort gewesenen Franzosen bemerkt, und von ihnen Mirage genannt worden war. Das Ganze war nichts, als eine unermeßliche Sandebene, auf welcher in unterbrochenen Reihen kleine weiße Sandhügel zerstreut lagen: letztere bildeten die segelnden Schiffe; erstere den See. Die ebenen Stellen waren mit der oben erwähnten Salzsubstanz überzogen, welche krystallisirt, durchsichtig und glänzend war, und in deren Schimmerfläche sich die vorausziehenden Kamehle gespiegelt hatten. Die Schmachtenden waketen nach wie vor im glühenden Sande, und keinem ward Labung gewährt!

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 16. und Mittwoch den 18. April 1810.

Unsre Altvordern, je größer, siegreicher, unternehmender sie waren, hielten desto mehr auf Gott und Ernst; hierin den Römern gleich, welche in ihrer größten Zeit, bis zum Aberglauben religiös gewesen. Im Gedränge der Anstrengungen und Gefahren lernt man besser, als in der weichlichen Ruhe, wie wenig oft von uns, wie das Wesentliche von einer geheimnißvollen Fügung der Umstände abhängt: auch bedarf die freye Regierung eines kräftigen Volks ganz anderer Grundsätze, als wer durch den Schrecken gedungener Waffen knechtische Millionen leicht im Zaum hält.

Johann von Müller.

(46 und 47.)

Anecdoten aus Loudons Leben.

Von J. W. Ridler.

Einige Wochen nach dem Treffen bey Landshut 23. Juny 1760 unternahm Loudon die Belagerung der Festung Glatz, die er bereits seit einiger Zeit durch den General Draskovich blokiren ließ. Zwar stand um diese Zeit der König von Preußen mit seinem Heere an der Elbe, dem Feldmarschall Daun gegenüber, Prinz Heinrich mit dem seinigen an der Oder, um die Russen zu beobachten; doch L. kannte zu gut die Schnelligkeit der feindlichen Feldherrn, und — die Langsamkeit ihrer Gegner, um nicht das Scheitern seines Unternehmens zu fürchten. Rasch mußte daher, sollte sie gelingen, die angefangene Belagerung fortgesetzt werden, und durch seine Gegenwart hoffte L. die Arbeiten am besten zu beschleunigen. „Wollen wir hinein?" rief er bey seiner Ankunft im Lager, indem er auf die Festung zeigte, einem Trupp Grenadiere zu. „Vivat L." jauchzten die Braven, und warfen ihre Grenadiermützen in die Höhe. Sogleich wurde der Befehl zur Bestürmung einiger Aufsenwerke ertheilt. — Die getroffenen guten Maßregeln, der Ungestüm der Österreicher, erhöht durch das Zutrauen zu ihrem General, durch den ersten glücklichen Erfolg noch mehr angefeuert, trugen eben so viel dazu bey, als die Muthlosigkeit des Commandanten, eines Italieners, Nahmens d'O, und die Unzufriedenheit der preußischen Besatzung, die größtentheils aus Überläufern bestand, daß die zweyte Festung der preußischen Monarchie sich binnen wenigen Stunden in den Händen Loudons befand.

Die ganze Leitung der Belagerung hätte der Feldzeugmeister Graf Harsch, welchem Loudon auch am Range nachstand, als General vom Genie, führen sollen. Er hielt sich, um bequemer zu wohnen, auf einem Landhause einige Stunden von Glatz auf, und war eben beschäftigt, die zweyte Paralelle vor dieser Festung — auf dem Papier zu schließen, als ein Officier sich melden ließ, der ihn im Nahmen des Generals Loudon auf den folgenden Tag nach Glatz zu Tische lud. H. betrachtete den Abgeordneten, der seit vielen Tagen Stiefeln und Uniform nicht gewechselt hatte, und dessen Haare sich gerade auch nicht in einer zierlichen Unordnung befanden, vom Kopfe bis zu den Füßen, und donnerte ihm endlich die Worte zu: „Wenn der Herr Feldzeugmeister mich complimentiren lassen will, so sende er mir keinen betrunkenen Officier über den Hals." — Über einen so unhöflichen Empfang entrüstet, verließ der Abgeordnete mit unterdrückter Wuth schnell das Zimmer, jagte in das Lager zurück, und erzählte dem commandirenden General genau alle Umstände bey dem höchst ungnädigen Empfang. — L. entdeckte sogleich den Grund dieses unartigen Betragens in der kleinlichen Eifersucht einer kleinen Seele; es geschah daher mehr aus Spott, als aus Höflichkeit, daß er mit den früheſten Morgen des andern Tages einen zweyten Officier, ziemlich frisirt, in der netteſten Uniform, mit Schuhen und seidenen Strümpfen, in einer Caroſſe, mit vier schönen raschen Pferden bespannt, absandte, um die gestrige Einladung zu wiederhohlen. „Also ist es wirklich wahr, fragte H. nach einer ziemlich langen Pause in einem beynahe weinerlichen Tone, daß Glatz schon übergegangen ist?" Auf die wiederhohlte Bejahung warf er seinen Meßtisch um, trat die Reißfeder mit Füßen, und rief wüthend aus: „Wenn L. so importante Festungen wie Glatz in einigen Stunden wegnehmen kann, so gehe meine ganze Ingenieurs-Wissenschaft zum T—. Noch an demselben Tage reiste er anstatt in Glatz zu speisen, nach Wien ab. — Die Armee trauerte nicht über seine Abreise; denn unter seiner Anführung hatten die braysten Truppen doch nur Niederlagen erlitten; und L. verlor einen Nebenbuhler, der diesem aufstrebenden Genie nur Fesseln anlegen wollte.

Dieser General Harsch ist derselbe, der einige Jahre später die Gränzberichtigungen zwischen Österreich und Venedig geschlossen, und dann mehrere Fabriken in Österreich angelegt hat.

2. Einige Stunden nach der verlornen Schlacht bey Liegnitz, (15. Aug. 1760.) die über die Fortdauer der preußischen Monarchie entschieden hat, sagte Loudon zu den ihm umgebenden Officieren: „Ich danke Ihnen meine Herrn, im Nahmen unserer Souveraine, und unsers Vaterlandes, für ihre in dieser Schlacht bewiesenen Bravour. Das Treffen ist verloren gegangen, aber das ist nicht unsere Schuld; doch ihre in demselben bewiesene Tapferkeit wird für die Nachwelt nicht verloren seyn. — Im vorigen Feldzug hat mich Soltikow getäuscht, wie ihnen bekannt ist, und uns unserm Schicksal überlassen, indeß er ganz gemächlich seine Winterquartiere hinter der Weichsel bezog; damahls erklärte ich: er würde mich zum zweyten Mahl nicht mehr täuschen. — Heute ließ mich Feldmarschall Daun in Stich; aber auch er soll diese Freude nicht zum zweyten Mahl erleben. — Begeben sie sich jetzt wieder auf ihre Posten meine Herrn, und suchen sie auf das genaueste ihre Pflichten zu erfüllen. So rächen wir uns am besten an unsern und unserer Kaiserinn Feinden."

Das Andenken an die tapfern Österreicher bey Liegnitz ist auch nicht verloren gegangen. Der kunstvolle Rückzug nach dieser Schlacht, der ohne der größten Standhaftigkeit der Truppen nicht auszuführen gewesen wäre, hat den General L. auch in der Achtung Friederichs und aller verständigen Patrioten Österreichs höher gesetzt, als selbst eine gewonnene Schlacht.

.....

3. Spät Abends vor der merkwürdigen Nacht des 30. Septembers 1761 ließ Loudon mehrere Cavallerie-Regimenter satteln, und führte sie selbst mit Anbruch der Nacht aus dem Lager; Niemand wußte wohin. Nach einigen Stunden Marsch stellte er sie in zwey Linien auf; den Soldaten wurde zu rauchen, auch leise zu sprechen erlaubt, doch keinem sich aus dem Gliede zu entfernen. L. war von Pferde gestiegen, und ging vor der Linie des Dragoner-Regiments Kollowrath mit seinem Jugendfreund Birkigh dem Major dieses Regiments, auf und ab; beyde waren zu gleicher Zeit unter dem trenkischen Freycorps Hauptleute gewesen; ihr Rang hatte sich geändert, die Freundschaft war dieselbe geblieben; waren beyde allein, so dutzten sie sich. —— Ein Adjutant kam geritten: „Euer Excellenz! Alles ist in Bereitschaft und wartet auf ihre Befehle." L. ließ seine Repetiruhr schlagen, es war 1 Uhr; eine feyerliche Stille herrschte, und kein Wort, das der geliebte Feldherr sprach, ging für die zunächst Horchenden verloren. „Wenn sie in einem langsamen Trott zurückreiten, so wird es gerade Zeit seyn, bey ihrer Ankunft sogleich anzufangen." — Was soll man anfangen? fragte jeder, der Loudons Worte gehört hatte, seine Nachbarn, Niemand wußte es. Quälende Räthsel für die Reiterschaar. Der Spaziergang und das Gespräch wurde wieder begonnen, und dauerte einige Stunden; lange Stunden für die Erwartungsvollen. — Gegen 3 Uhr Morgens hörte man rückwärts einen Kanonenschuß, gleich darauf wieder einen, und mehrere, jetzt folgte ein unordentliches Kleingewehrfeuer, mit Kanonenschüssen vermischt.

Bey dem ersten Kanonenschuß war L. aufgefahren, und hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und in der unruhigsten Bewegung zugehorcht; er schien in dem Zustande eines Fieberkranken zu seyn. Sobald aber das Kleingewehrfeuer erscholl, fiel er seinem Freunde wonnetrunken um den Hals: „Wir sind in Schweidnitz, lieber Birkigh, hörst du nicht das Kleingewehrfeuer, schon raufen sie sich auf den Wällen." — Wie in Schweidnitz? riefen die Dragoner erstaunt. „Ja ja meine Kinder, wir sind in Schweidnitz," rief ihnen L. voll Freude zu. Bald darauf hörte man einen betäubenden Knall, der ringsherum furchtbar wiederhallte. „Ein Pulvermagazin" sagte der General, und schneller ging er mit B. auf und ab. Noch einzelne Kanonenschüsse, dazwischen wieder Kleingewehrfeuer; endlich ward es stille.

Als der Morgen zu dämmern anfing, erkannte man die Gegend, und der Plan des vorsichtigen Feldherren enthüllte sich. Die österreichische Cavallerie war auf der Straße aufgestellt, auf der allein der König seiner bedrohten Festung zu Hülfe eilen konnte; dies zu bewirken, vermochte er in den Stunden der Gefahr nur mit Cavallerie, und diese fand auf dem halben Wege die kampflustige österreichische Reiterey, die im schlimmsten Falle den Rückzug der abgeschlagenen Stürmer deckte. — Adjutanten kamen auf schäumenden Rossen angesprengt die frohe Nachricht verkündend: „Schweidnitz ist über, der Commandant, die ganze Garnison gefangen, unser Verlust unbedeutend." Nun erfolgten Glückwünsche, und der gemeine Mann theilte die freudigen, die Seele erhebenden Gefühle mit seinem Feldherrn; keiner von ihnen fühlte mehr den Frost der vorigen Nacht; freudetrunken drückten sie sich die Hände: „Vivat Theresia! Vivat Loudon!" erscholl der Jubelton auf beyden Linien hinab, und aus Trompeten schmetterte ein Kriegsgesang, während die Sonne blutig roth hinter den Herbstnebeln hervortrat. Alle wünschten jetzt die Ankunft eines preußischen Cavallerie-Corps; keines erschien; unter frohen Gesängen kehrte man in das Lager zurück.

Alle Regimenter waren stolz über die Auszeichnung, mit L. diese denkwürdige Nachtwache gemacht zu haben. Wir gehören zu dem Kern der Armee, uns hat er auserwählt, um den zum Succurs anrückenden Feind aufzuhalten. Das dachte, das fühlte jeder von ihnen, und oft hörte man einen Reiter dem Infanteristen, der sich viel darauf zu Gute that, einer der Stürmer von Schweidnitz gewesen zu seyn: zurufen: „Ja, und Wir und Loudon haben euch gedeckt!"

.....

4. Seit dem Jahre 1759, als Loudon das Commando über größere Armee-Corps erhielt, sahen mehrere Regimenter, die unter ihm standen; mit Stolz auf andere herab, welchen diese Bestimmung nicht zu Theil geworden war. „Das Regiment hat nur immer bey der Daunischen Armee gedient," hörte man öfters in einem beynahe verächtlichen Tone sagen, und sollte so viel heißen als: „Es hat nicht die Hälfte von dem gelitten, was wir ausgestanden haben." Jeder ehrgeizige aufstrebende Geist suchte auch immer nur unter L. zu dienen. Daß sich bey dessen Armee häufige Gelegenheiten sich auszuzeichnen darbiethen würden, folgerte jeder schon aus der rastlosen Thätigkeit dieses Feldherrn; — daß das Verdienst durch ihn nie zurückgesetzt, daß Feigheit oder Nachlässigkeit im Dienste nie ungestraft bleiben würde, dafür bürgte allen der gerade, ernste und unbeugsame Charakter des Mannes, der für Recht und Billigkeit glühte, und für die Sache seiner Kaiserinn mit Enthusiasmus eingenommen war. „Was hätte ich thun sollen, fragte ein junger Mann aus einer vornehmen Familie, der Major war, und einen bedeutenden Posten zu schnell dem Feinde überlassen hatte, und dem L. in Gegenwart einer Menge Officiere des-

halb die bittersten Vorwürfe machte;" „Was hätte ich thun sollen, der Feind war um zwey Mahl stärker als ich." „Das fragt mich ein Mann, der die Ehre hat, diesen Uniform zu tragen, erwiederte L., mit Ruhm für ihre Kaiserinn zu sterben, war ihre Pflicht; doch eine so schöne Bestimmung wird nicht den Feigen zu Theil; diese erwartet kein Bett der Ehre, doch wohl — — —; und ging es nach meinem Kopf, morgen hingen sie." Der Major mußte sogleich seinen Abschied nehmen. — Diese Sprache war gleichsam noch der Nachhall der unerbittlichen Gerechtigkeit, mit der in frühern Zeiten die österreichischen Kriegsgesetze gehandhabt wurden.

L. wandte noch ein anderes Mittel an, um brave ausgezeichnete Officiere nicht durch andere zurückzusetzen, deren Verdienste bloß in Ahnen, Reichthum oder andern Verhältnissen bestanden, und das nur sehr wenigen Vertrauten bekannt war. — Er hatte eine genaue Liste aller Günstlinge, die sich bey seinem Armee-Corps befanden. Diese Liste nannte er selbst scherzweise das jüngste Gerücht; denn jeder von diesen Begünstigten wurde nach und nach zu drey höchst gefährlichen Unternehmungen commandirt; kam einer glücklich durch, ohne sein Leben der Feigheit zu verdanken, so wurde er von der Liste ausgestrichen. Jetzt hat sich der junge Mann seine Stelle, die ihm die Gunst verliehen, verdient, pflegte L. bey einer solchen Gelegenheit immer zu sagen. Sehr viele indeß blieben bey diesen Unternehmungen. Zärtliche Mütter zitterten daher, wenn sie hörten, ihre Söhne befänden sich bey der Loudonischen Armee.

.....

5. Joseph II. gab als Regent das erhabene Beyspiel einer rastlosen Thätigkeit, und der genauen Erfüllung aller seiner großen Pflichten. Loudon gab dasselbe als Feldherr, und forderte es auch von allen seinen Untergebenen, ohne Unterschied des Ranges oder der Geburt. Wie er ohne alle Rücksichten strenge seyn konnte, davon gab er ein Beyspiel während des Türkenkriegs. Als das kaiserliche Heer 1789 über die Sau gegangen [redacted]grad eingeschlossen hatte, beschloß L. eine Recognoscirung um die Festung vorzunehmen, und beorderte dazu als den Chef des Corps der Ingenieurs den Feldmarschall Graf Pellegrini. Allein dieser erhielt, sey es durch einen groben Fehler der Expedition, oder desjenigen, der diesen Befehl überbringen sollte, diese Ordre in Semlin erst am Morgen desselben Tages, auf den die Recognoscirung festgesetzt war. L. setzte sich um die bestimmte Stunde zu Pferd, ohne auf Pellegrini zu warten, und führte sein Vorhaben aus. Eben war die Recognoscirung geendiget, als Pellegrini in Gallauniform hergeritten kam. „Befolgt man so meine Befehle, rief ihm L. entgegen, steht diese Stunde in ihrer Ordre? Glauben etwan E. E. daß ich ihretwegen alle Augenblicke die Armee werde ausrücken lassen? Nicht ein Mann wird sich zu Pferde setzen; ihre Pflicht ist es, vor meinem Zelte auf mich zu warten. Hat ihnen ihre Toilette wieder so viel Zeit geraubt?" *) Diese harten Worte, in Gegenwart so vieler Generale, Staba- und Oberofficiere gesprochen, zu einen Feldmarschall, zu einem Manne von hohem Ehrgefühl, der das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit in sich trug, erschütterte den Grafen, und mechanisch streckte er seine Rechte nach der Pistolenhalfter aus; eine Bewegung, die L. und mehrere aus dem Gefolge bemerkten. Pellegrini faßte sich jedoch sogleich, erwiederte kein Wort, blieb auf dem ganzen Rückweg stumm bis zu Loudons Zelt, beurlaubte sich hier kalt und schnell, und kehrte nach Semlin zurück.

Am andern Morgen erschien er wieder bey L. „E. E. haben mir gestern einen strengen Verweis gegeben, den ich während meiner ganzen militärischen Laufbahn, selbst als Cadet nicht erhalten und jetzt am wenigsten verdient habe. — — Ich bedarf zu meiner Vertheidigung nur wenige Secunden; E. E. werden dann Schiedsrichter seyn. Erst gestern Morgens erhielt ich ihren Befehl, der Recognoscirung beyzuwohnen. Entscheiden sie nun, ob es mir möglich war, um die bestimmte Stunde im Lager zu erscheinen!" — „Erst gestern Morgens? rief L. erstaunt; Ja dann habe ich E. E. unrecht gethan, und bin ihnen Genugthuung schuldig. — Meine Pistolen sind geladen, bestimmen sie" — „Das behüthe Gott, rief Pellegrini, daß ich einer erlittenen Kränkung wegen die Monarchie auch nur der möglichen Gefahr aussetze, ihren ersten, um sie so hoch verdienten General zu verlieren. — Nein, um ein so theures Leben, wie das ihrige zu erhalten, unterziehe ich mich gern einem noch größern Unrecht, als dasjenige ist, was ich erduldet habe."

Diese Worte hatten auf Loudons Gemüth ihre Wirkung nicht verfehlt. Gerührt faßte er Pellegrini's Hand. Herr Cammerad, ich habe mich übereilt; doch dieß geschah nur im Dienste unsers Kaisers; für seine und seiner braven Armee Ehre glaube ich, nie wachsam und strenge genug seyn zu können. — Verzeihen sie mir daher. — Ein herzlicher Händedruck versicherte beyde, daß kein Groll mehr in ihrem Herzen sey.

.....

So haben immer Patrioten gehandelt, so bald es sich um den Vortheil, die Ehre, oder gar die Selbstständigkeit des Vaterlandes handelte. Als der durch die Intriguen des Themistokles verbannte, in den Tagen der Gefahr von seinen Mitbürgern wieder zurückberufene Aristides am Abend vor der Schlacht bey Salamis in das Gemach des Themistokles trat, faßte er seines Verfolgers Hand: „Themistokles, sprach er, setzen wir jetzt unsere Kindereyen bey Seite; es handelt sich um die Rettung von Athen und ganz Hellas!"— Durch die vereinte Kraft dieser beyden Männer, ward auch ihr großer Zweck glücklich erreicht. — Schöne Beyspiele, von Eintracht großer Männer liefert uns die Geschichte Roms. Das einzige, das der ältere Scipio aufstellt, finde hier Platz. — Der Sieger bey Zama erboth sich im Senat, als Legat unter seinem jüngern Bruder zu dienen, wenn die Väter diesem die Führung des Kriegs gegen Antiochus den Großen anvertrauen wollten. Der Senat ehrte den Edelmuth des Publius, und nahm den Antrag an, weil er einsah, daß der Besieger des Hannibal dem römischen Consul mehr nützen würde, als der besiegte Hannibal dem Könige von Syrien. — Doch nur eine kurze Zeit diesem Feinde im Felde gegenüber, wußte Publius ihn bald zu würdigen, und fand seine Gegenwart beym Heere höchst überflüssig. Um seinem Bruder die Ehre des Sieges, den man sonst den Verdiensten des Afrikaners zugeschrieben hätte, nicht zu rauben, blieb er unter dem Vorwand einer Krankheit vom Heere zurück, und Lucius erkämpfte durch den großen Sieg bey Magnesia am Sipylus (190 ante Ch.)

*) Es ist bekannt, daß der Feldmarschall Pellegrini immer äußerst elegant gekleidet war.

Rom die Herrschaft über Asien, sich den Beynahmen Asiaticus.

Soll denn der römischen Geschichte die Geschichte unserer Tage an großen Thaten immer nachstehen; Werden wir ein Beyspiel einer so innigen zarten Eintracht wie die der Scipionen war, an ihr vergebens aufsuchen?

Was hat die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa befördert.

(Gegen den Aufsatz in Nr. 35. dieser Blätter.)

So viele Gründe man auch zu haben glaubt, wenn man behauptet, die spanische Sprache sey an Werth in der gebildeten Welt gefallen: so ist es doch eine große Ungerechtigkeit, die man ihr erweiset, und deutet mächtig auf Unkunde derselben hin, wenn man ihr scheinbares Sinken zum Beleg ihres geringeren Werthes aufstellet.

Das Ernste mit dem Schönen paarend, die Majestät mit dem Wohlklange vereinend, bleibet sie dem Blicke des ästhetischen Forschers nicht verborgen, und gerne stimmt er dem unparteyischen Urtheile Schützens von dieser Sprache bey; sie sey — vorzüglich im Castilianischen Dialecte reich, musikalisch, voll Wortspiele und majestätisch.*) Und kann man ihr dieß Lob wohl absprechen?

Ganz gut! — wird sich mancher denken, die Sprache mag alle Schönheiten besitzen; aber sie ist ja außer Spanien todt!

Dem glücklichen Geiste unsers Zeitalters ist es zuzuschreiben, daß man bey allgemein zunehmender Cultur nicht nur das Nothwendige, sondern auch das Nützliche und Angenehme gründlicher behandle. Spreche man immerhin spanisch nur in Spanien, es findet doch auch in Österreich, Deutschland und Italien seine Liebhaber, wie es die starke Abnahme der stets erneuerten Sprachlehren, Wörterbücher und Chrestomatien klar beweisen. Auf wie vielen Universitäten, ja selbst Fürstenschulen wird in dieser Sprache öffentlicher Unterricht gegeben, da doch unter den zahlreichen Zuhörern wohl nicht der zehnte Spanien sehen wird.

Aber noch dauert diese edle Wißbegierde nicht lange! Die rühmlichst bekannte bartische Sprachlehre fand vor 33 Jahren mit Mühe einen Verleger, und nun bekamen wir vor 3 Jahren schon die vierte Auflage von ihr. Woher die schnelle Abnahme? — Als im Jahre 1807 spanische Truppen in verschiedene Gegenden Deutschlands einrückten, wurden viele Deutsche gereizt, sich mit der Sprache dieser Fremdlinge bekannt zu machen. Daher die Nothwendigkeit einer neuen Auflage dieses Buches. — Aber wie viel mehr gewinnt die spanische Sprache nicht an Ausbreitung durch diesen das Mutterland so tief erschütternden Krieg! Unter Frankreichs Heeren war der Deutschen, Italiäner, Pohlen eine sehr beträchtliche Anzahl, die alle die Pyrenäen überschritten, und deren viele durch zwey Jahre unter einem Volke lebten, daß stolz auf seine Landessprache keinen Sinn für eine fremde hat, wo ihnen also die Noth Lehrerinn wurde. Und sollte es dem Italiäner schwer fallen, die ihm verwandteste Sprache in die Reihe seiner Kenntnisse zu bringen? Oder sollte der Deutsche und der Pohle die Gelegenheit vernachläßigen, eine Sprache zu erlernen, die ihm durch die Kenntniß der latein-französisch- und italiänischen schon halb eigen ist. Der wohlunterrichtete Officier kommt nun in seine Heimath wieder, sey sie hinter dem adriatischen Meere, oder über der Weichsel gleichviel. Mit ihm kehrt die neue Sprachkenntniß ein. Jetzt erst wird sich der Wunsch in ihm zeigen, auch die Schriftsteller dieser Nation kennen zu lernen; und wie sehr wird er sich wundern und freuen, in einem Manuel de Villejas einen spanischen Anakreon gefunden zu haben. Lopez de Vega, Perez de Montalpan, Calderon, Antonio Rojas Juan de la Cruz, Luis de Leon, Garcillasso de la Vega, Boscan und so viele andre werden in seinem Kennerurtheile die Ehre ihrer Sprache retten, die von so vielen Unkundigen angetastet wird. Aber noch läßt es sich hoffen, daß sie von Zeit zu Zeit in verklärterer Schönheit sich erhebe, und die Vollkommenheit erlange, deren sie der verdienstvolle Literator Ramajo*) fähig erklärt. Gewiß nur ihrem innern Werthe, und ihrer Schriftsteller willen, hat es diese Sprache zu verdanken, daß die Fundgruben des Orients auch spanische Aufsätze liefern werden; da, wenn sie gleich in Wien, herauskommen, doch ungarische und alle Gattungen slavischer Aufsätze ausgeschlossen sind. Und auch mit Recht! Diese Zeitschrift ist für das ganze gebildete Europa. Jeder Gelehrte, der an ihr mit Nutzen Antheil nehmen will, muß doch nebst seinem alltäglichen Latein eine orientalische Sprache, gesetzt arabisch, verstehen, und sollte ein solcher sich nicht in einen spanischen Aufsatz finden? Was wird hingegen ein Franzose oder Engländer thun, wenn er z. B. auf einen Böhmischen stieße? — Ein großer Theil der englischen Officiere, die jetzt in Spanien dienen, und dienten, kann diese Sprache gewiß, weil sie sonst das Volk nicht exerciren könnten; wird aber ein Einziger auf ihnen böhmisch oder ungarisch können? — Ich zweifle!

Dieß alles wird mich hinlänglich rechtfertigen, da, und die Beförderung der spanischen Sprache in Europa vertheidigte. Aber auch Amerika verdient einen Blick. Dieß ist nicht mehr in dem Zustande, in dem man es unter Carl I. fand. Hier herrscht die spanische Sprache, besonders in Süd-Amerika in seinen gebildetsten Dialecten, dem Castilianischen und Lusitanischen. Amerika prangt mit seiner Inez*) gleich einer griechischen Sappho, und wird durch eigenes Aufblühen, der spanischen Sprache das werden, was das Mutterland einige Zeit zu seyn vernachlässigte.

Möge diese schöne Sprache ihren Gegnern durch noch größere Ausbreitung ihren Werth näher und glänzender zeigen! und sie werden, wie Feßler in seinem Alonso ihrer Schönheit huldigen!

If.

*) Allgemeine Erdkunde für denkende und gebildete Leser, oder Beschreibung aller Länder der fünf Welttheile. Von J. B. Schütz. Wien, 1808 im 11. Bande S. 236.

*) Aus der Vorrede von Ramajo's spanischer Sprachlehre: Los Españoles hemos hetho grandes progresos enla reforma de nuestro idioma, pero nos queda aun mucho que hacer para conseguir aquella perfeccion, de que es succeptible.

**) Poemas de la unica poetica Americana, Musa decima, Soror Juana Inez de la Cruz etc. — Barcellona, 1691. 4.

Über die Mittel sich unverbrennbar zu machen.

Was für eine herrliche Sache wäre es doch, wenn man endlich die Kunst, sich unverbrennbar zu machen, erfände! Die Damen brauchten sich nicht mehr zu fürchten, daß sie dem Feuer zu nahe kommen und auf eine so beweinenswerthe Weise sterben möchten, wie der König Stanislaus und Dlle. Rollandeau. Die Spritzenleute würden ohne Gefahr die wüthendsten Feuersbrünste löschen können; die Juden in Goa hätten nicht mehr nöthig, beym Anblick des Groß-Inquisitors zu erbeben; und — könnte man diese Erfindung sogar auch in der andern Welt bekannt machen — in welche schreckliche Verlegenheit würde man alsdann nicht den Herrscher des Schattenreichs versetzt sehen, wenn er einen dieser Unverbrennlichen in die Flammen der Hölle schleuderte.

Vor ungefähr drey bis vier Jahren sah man in Paris, und späterhin auch in Deutschland, in Wien ꝛc., mit großer Verwunderung den Spanier Roger, welcher im Besitz dieses Geheimnisses zu seyn schien. Er ging mit nackten Füßen über glühende eiserne Stäbe; zog diese über seine Arme, sein Gesicht und seine Zunge hinweg, wusch seine Hände in geschmolzenem Bley, so wie man sie sonst in Wasser oder einem Teig von Mandelkleyen zu waschen pflegt, und goß ein Glas siedenden Öhles hinunter, als wenn es Mandelmilch wäre.

Ein Arzt, welcher Zeuge dieser Wunder war, eilte, sie durch eine sehr gelesene Zeitschrift bekannt zu machen, und der Ruf des unverbrennlichen Spaniers wuchs ungemein schnell. Alles wollte ihn sehen, Alles staunte ihn an. In einem andern Zeitalter würde dieser Spanier für einen außerordentlichen Mann, für einen Zauberer gegolten haben, welcher mit Geistern in Verbindung stände; das Tribunal der Inquisition würde ihn im heiligen Eifer ergriffen, und, um seine Unverbrennlichkeit zu prüfen, auf einen Scheiterhaufen von hundert brennenden Scheitern gestellt haben; aber in unserm philosophischen Zeitalter begnügte man sich damit, dieses Phänomen aufmerksam zu beobachten und die Ursachen desselben aufzusuchen, wobey die Physiologie und Chymie ihre Führerinnen waren.

Die Gelehrten erinnerten sich, daß dergleichen Wunder zu allen Zeiten sich zugetragen hatten; so citirte man z. B. mit Recht den Virgil, welcher, wenn er vom Berge Soraktes spricht, erzählt: daß die Priester des Apoll mit bloßen Füßen über glühende Kohlen gehen könnten, ohne Schaden zu nehmen:

> Summe Deûm sancti custos Soractis Apollo,
> Quem primi colimus, cui pineus ardor acervo
> Pascitur, et medium freti pietate per ignem,
> Cultores multa premimus vestigia pruna.

Plinius berichtet das Nähmliche und behauptet, daß eine einzige Familie im Besitz dieses Privilegiums gewesen sey, so wie zum Beyspiel bey uns die Familie des heiligen Hubert das Vorrecht hat, die Rasenden herzustellen, und wie man vor Zeiten glaubte, daß die Könige von Frankreich die Kröpfe ihrer Unterthanen und die arpadischen Könige Ungerns die Gelbsucht heilen könnten.

Varro, der weniger leichtgläubig oder minder fromm ist, als Plinius, meint, daß die Priester auf dem Soraktes ihre Füße mit einer Mischung überstrichen, die sie gegen die Wirkungen des Feuers schützte.

Strabo erzählt, daß die wärmsten Anbether der Göttinn Feronia im Stande wären, ohne sich zu verbrennen, auf lodernden Scheiterhaufen umherzugehen, welches Wunder eine große Menge von Zuschauern herbeyzöge.

„Der Dienst der Göttinn Feronia wird sehr eifrig betrieben; ihr Tempel ist besonders durch die Wunder merkwürdig, „welche darin sich zutragen. Diejenigen, welche die Göttinn „mit ihrem mächtigen Hauche inspirirt, können ungestraft über „glühende Kohlen und Aschenhaufen hinweggehen. Dieses Wunder, das jährlich bey dem Feste der Göttinn erneuert wird, „zieht jedes Mahl eine große Menge von Zuschauern herbey."

Dieselben gelehrten Leute erinnerten sich bey dieser Gelegenheit auch des berühmten Tempels der Diana zu Tyane, deren keusche Priesterinnen ebenfalls wie die Priester des Apollo des Vorrechts genossen, mit bloßen Füßen über die glühendsten Kohlen gehen zu können. Mehrere Stellen im Apulejus und in andern Schriftstellern bestätigen dieß.

Auch in spätern Zeiten traten dergleichen Wunderthäter auf. Cardanus und Ambrosius Pore versichern, daß sie Taschenspieler gesehen, welche mit dem geschmolzenen Bley und siedenden Öhle so vertraut gewesen wären, daß sie sich ohne Gefahr Gesicht und Hände darin hätten waschen können.

Delrio und Lancre, die große Werke über die Zauberey geschrieben haben, berichten ähnliche Vorfälle. Auch ist es weltbekannt, daß unsere Criminal-Richter eine lange Zeit hindurch die Angeklagten über glühendes Eisen gehen, oder die Hand in kochendes Wasser oder siedendes Öhl stecken ließen, um zu untersuchen; ob sie schuldig oder unschuldig wären. Wirkte das Feuer auf den Körper des Angeklagten: so wurde er ohne Gnade zum Tode verurtheilt. Wirkte das Feuer nicht auf ihn ein und bestand er diese Feuerprobe: so wurde er einmüthig losgesprochen. Man könnte eine sehr große Menge von Beyspielen dieser Art anführen; Bischöfe, Könige, ja sogar auch Königinnen unterwarfen sich dieser Probe, und gingen fast immer siegreich aus derselben hervor, wenn dagegen diejenigen, die weder so reich noch so mächtig waren, weit übler davon kamen. Die Kirche hatte für diese Prüfungen besondere Gebethe und Consecrationen, die in den alten Rituals verzeichnet stehen. Wahrscheinlich mochte man aber auch schon damahls oft Betrügereyen vermuthen; denn diese Consecrationen und Gebethe enthielten allerhand Formeln, um dergleichen Teufelskünste abzuwenden und unwirksam zu machen.

Die älteste Feuerprobe, welche die Kirche anstellte, ist die des heiligen Simplicius, Bischofs von Autün. Gregorius von Tours hat sie aufbewahrt. Ehe Simplicius auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde, war er verheirathet; er liebte seine Frau sehr, und um sich nicht ganz von ihr zu trennen, ließ er sie in seinem Zimmer schlafen. Boshafte Ausspäher machten darüber Lärm und wollten wissen, daß beyde Gatten den zwischen ihnen befindlichen Raum nicht selten überschritten, und von Zeit zu Zeit die Gesetze der Kirche vergäßen, um desto lebhafter die der Liebe zu erfüllen. Die Gattinn des Prälaten wurde über diesen ungerechten Argwohn sehr erbittert, setzte einen feyerlichen Tag zur Prüfung ihrer Sittenreinheit fest, ließ, in Gegenwart des versammelten Volkes, Kohlen bringen, schüttete sie in ihre Kleider, ohne daß diese beschädigt wurden, und machte dasselbe Experiment an ihrem Gatten, zu dem sie dabey folgende Worte sprach: „Empfanget dieses Feuer, das euch

„nicht brennen wird, um unsere Feinde zu überzeugen, daß „unsere Herzen für die Flammen der Wollust eben so unzu„gänglich, als unsere Kleider für die Wirkungen der Kohlen „unempfänglich sind."

Dieses Wunder setzte Alle, die Zeugen desselben waren, in das größte Erstaunen, und stopfte für immer den Lästerern und Verläumdern den Mund.

Der heilige Brice, Bischof von Tours und Nachfolger des heiligen Martin, unterwarf sich derselben Probe. Man beschuldigte ihn, daß er der Vater eines hübschen Kindes wäre, das ein junges Wäschermädchen zur Welt gebracht hatte. Erstlich ließ er das Kind, das noch nicht dreyßig Tage alt war, den Nahmen seines Vaters aussprechen, und als dieß zu aller Verwunderung geschehen war, nahm er glühende Kohlen in seinen Mantel, und trug sie bis an den Grabhügel des heiligen Martin.

Eine der berühmtesten Feuerproben ist jedoch ohne Zweifel diejenige, der sich Thietberge, Gemahlinn des Königs Lothar, unterwarf. Man beschuldigte sie, mit dem jungen Prinzen, ihrem Bruder, in einer unkeuschen Verbindung zu leben. Um sich zu rechtfertigen, erboth sie sich, durch einen Kessel siedenden Wassers ihre Unschuld zu offenbaren; glücklicher Weise fand sie einen Ritter, der für sie sich dieser Prüfung unterziehen wollte. Er tauchte seinen Arm in ein Gefäß mit siedendem Wasser, und zog ihn unversehrt wieder heraus. Der König erstaunte hierüber höchlichst und mußte nun seine Gemahlinn für hinlänglich gerechtfertigt halten; aber dessen ungeachtet blieb in seiner Seele noch ein leiser Verdacht zurück. Er befragte die Bischöfe über diesen Punct, und einige konnten ihm nicht verhehlen, daß es allerdings geheime Mittel gäbe, die man nur anzuwenden brauche, um ohne Gefahr den höchsten Hitzgraden des Thermometers trotzen zu können.

Der Pater Regnault, der mancherley Versuche angestellt hat, um diese geheimen Mittel zu entdecken, hat eins derselben in seinen Entretiens sur la Physique experimentale bekannt gemacht. „Diejenigen — sagte er — die Feuer in die Hand „oder in den Mund nehmen wollen, wenden zu diesem Ende „eine Mischung von Schwefelgeist, Salmiak, Rosmarin-Essenz „und Zwiebelsaft an." Die Zwiebel wird in der That auch von den Landleuten für das beste Präservativ gegen das Feuer gehalten.

Zu derselben Zeit, zu der Pater Regnault sich mit diesen Untersuchungen beschäftigte, posaunte ein Englischer Chymiker, Nahmens Richardson, seine wunderbaren Erfahrungen in ganz Europa aus. Er kaute glühende Kohlen, ohne sich zu verbrennen; er tröpfelte sich brennenden Schwefel auf die Hand, und nahm ihn dann auf die Zunge, wo er vollends sich verzehrte; auch legte er glühende Kohlen auf seine Zunge, ließ auf derselben ein Stück Fleisch oder eine Auster rösten, und litt es, ohne nur zu blinzeln, daß die Kohlen mit einem Blasebalge angefacht wurden. Ferner nahm er auch ein brennendes Eisen in die Hände, ohne daß man eine Spur von Brand gewahr wurde; er nahm dieses Eisen auch zwischen die Zähne, und warf es mit bewundernswürdiger Kraft eine große Strecke weit. Er verschlang geschmolzenes Pech und Glas, brennenden Schwefel und Wachs, unter einander gemischt, und zwar so, daß die Flamme aus seinem Munde, wie aus einem Schmelzofen, herausloderte. Bey keiner dieser Operationen ließ er auch nur den geringsten Schmerz blicken. Weil diese Dinge so viel Aufsehen erregten; so beschloß Herr Dodard, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, sie zu erklären, und machte deshalb einen Brief über diesen Gegenstand bekannt, der im Journal des Savans eingerückt ist.

Der berühmte Physiker behauptet, daß alle diese Wunderdinge mit ein wenig Gewandtheit und Übung auch verrichtet werden könnten, und daß man bey dergleichen Operationen seine Zuflucht gerade nicht zu chymischen Compositionen zu nehmen brauche. Er glaubt, daß die Füße und Hände durch Übung beträchtlich abgehärtet werden könnten, und daß es, wenn man einige Sorgfalt darauf verwendete, sehr leicht sey, das Oberhäutchen so weit abzuhärten, daß es fähig sey, einen so hohen Grad von Gluth zu ertragen. Er führt sehr zartgebaute Personen an, die so hitzige Getränke trinken können, als außer ihnen so leicht niemand vertragen würde; auch macht er darauf aufmerksam, daß die Kohle alle Wärme verloren habe, wenn sie ausgelöscht sey, und daß bey vielen Leuten der bloße Speichel hinreichend sey, dieß zu bewirken. Es gibt Personen, welche ganz heiße Eisenkuchen hinterschlucken und angezündete Wachsstöcke in den Mund nehmen können. Herr Dodard bemerkt auch noch, daß die Kohle, auf der Richardson sein Fleisch röstete, mehr als einen Zoll weit von seiner Zunge entfernt war, indem er sie sorgfältig mit einem Stück Fleisch umwickelte, und daß der Blasebalg, dessen man sich zum Anfachen der Kohle bediente, mehr die Zunge, als die Kohle selbst traf.

Was das brennende Gemisch von Pech, Schwefel und Wachs anlangt: so versichert Herr Dodard, daß er selbst einen Versuch damit angestellt, und den Finger länger als zwey Minuten hineingehalten habe, ohne Schmerz zu empfinden. Täglich sieht man Kinder, die flüssiges Siegellack auf die Zunge tröpfeln lassen, ohne davon Schaden zu leiden. Die Arbeitsleute, die bey Eisenhammern angestellt sind, nehmen das flüssige Metall in die Hand, halten die Füße hinein und tanzen darin umher (??). Und werden die Bleyarbeiter wohl je anstehen, mit dem Arme in geschmolzenes Bley zu fahren, wenn man ein Stück Geld hinein geworfen hat? Am schwierigsten möchte es zu erklären seyn, wenn man hört, daß Richardson auch geschmolzenes Glas verschlang; denn um das Glas zum Flusse zu bringen, bedarf es einer ungeheuern Gluth. Dessen ungeachtet glaubt Herr Dodart doch, daß man auch dieses Experiment nachmachen könne, entweder indem man eine große Menge Speichel anwendete, oder sich stufenweise daran gewöhnte, einen hohen Grad von Hitze zu ertragen. Nur dann würde Gefahr mit diesem Experimente verbunden seyn, wenn man das geschmolzene Glas zu schnell verschluckte; man müßte also darauf sehen, daß es erst ein wenig abgekühlt wäre. Entweder müssen die Alten sich vor dergleichen Experimenten nicht gefürchtet, oder robustere Gaumen, als wir, gehabt haben, da der Arzt Dioscorides seinen Kranken, die an Engbrüstigkeit litten, bis zu anderthalb Unzen flüssiges Baumharz verordnete, und diejenigen, die über Schmerz in den Eingeweiden klagten, eben soviel flüssigen Naphta trinken ließ. Man kann auch annehmen, daß die entzündeten Materien, die man zum Munde führt, größten Theils auslöschen, wenn man ihn zuschließt; und das Gas, das unsere Lungen ausathmen, muß dieses Verlöschen noch beschleunigen.

Seit dem Chymiker Richardson haben es mehrere Personen

versucht, ohne Schaden zu nehmen, mit dem Feuer Kunststücke zu machen. Im Jahr 1774 sah man auf dem Eisenhammer zu Laune einen Mann, welcher über heiße Stangen ging, ohne sich zu verbrennen, Kohlen in der Hand hielt und sie mit dem Munde anblies. Seine Haut war sehr dicht und mit einem fettigen öhligen Schweiße überzogen; sonst wandte er aber kein Specificum an.

Alle diese Beyspiele beweisen hinlänglich, daß die so vielfach ausposaunte Unverbrennbarkeit auf sehr gewöhnliche Ursachen zurückgeführt werden kann. Aber es war nöthig, daß Jemand sich die Mühe nahm, diese Thatsachen genau zu untersuchen, zu vergleichen, und durch entscheidende Versuche zu beweisen, daß man die Wunder, welche den Ruf des unverbrennlichen Spaniers begründet haben, sehr leicht auch hervorbringen kann. Dieß that ein Physiker in Neapel, Nahmens Sementini, welcher erster Professor der Chymie an der dortigen Universität ist, und über diesen Punct Untersuchungen bekannt gemacht hat, die nichts zu wünschen übrig lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gewiß vernimmt jeder Freund der Literatur und jedes gemeinnützigen Strebens im Vaterlande mit ungeheuchelter Freude die nachstehende Ankündigung von der Fortsetzung der: Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, einer Zeitschrift, die sich nicht nur durch ihren innern Gehalt bey weitem vor allen inländischen und vor gar vielen ausländischen, zu ihrem entschiedendsten Vortheil auszeichnet, sondern auch in unserer Journalistik geradezu eine ganz neue Bahn gebrochen hat, und die, der reichen eigenen Ernte nicht zu erwähnen, als Samenkorn so vieles, außerhalb ihrer aufkeimenden und noch zu erwartenden Schönen und Nützlichen, mit Fug und Recht betrachtet werden darf.

Auch die ephemeren Blätter des Auslandes haben ihr das unverdächtige Zeugniß ertheilt, daß sie jede gerechte Erwartung, wenn auch nicht immer durch ihre Extension, doch desto mehr durch ihren Inhalt befriedigen, daß sie Österreich Sich Selbst und Andern besser zu erkennen gegeben, daß sie Anzüglichkeiten und Zwiste schon im Voraus vermieden, und wo sie zu berichtigen fand, es also, mit Ernst und Würde gethan habe, daß Zank und Widerrede von selbst wegfielen.

Daß insbesondere die österreichische Statistik und Geschichte, so wie unsere öffentlichen Anstalten, darin ein unschätzbares Repertorium gefunden haben, ist eben so unbestreitbar. Aufsätze, wie der über das Marchfeld (2. 3. 4. 5.), über Salzburg und Berchtoldsgaden (1. 8. 11. 13. 27. 33. 39. 40. 57. 23. 24.), über die Bukowina (34. 36. 46.), über Ungarn, Galizien, die Volkszahl der Hauptstädte Wien und Prag (16. 30. 37. 40. 41. 45. 52. 55. 17. 18.), über Mähren (56. 1. 2.), über Territorial- und Nationalgröße des Kaiserstaates (54. 55. 56. 4.), über die große, im letzten Kriege rühmlich erprobte und erst noch kürzlich vom Monarchen so sehr ausgezeichnete Anstalten der Landwehre und der Reserven (4. 11. 38. 19. 20. 26. 27.), die Geschichte des kaiserlichen geheimen Archives, die Übersicht der literarischen Thätigkeit in Österreich 1806 und 1807 (28. 29. 30. 31.), die Bemerkungen auf einer Reise durch Steyermark, Kärnthen, Österreich unter und ob der Ens (30—38.), über die Wallachen in Österreich (38—41.), über die Bauerschaft in unserm Kaiserstaate (50. 51. 52.), die historischen Reflexionen über die Vermählung Napoleons mit Marie Louise (65. 66. 67.), solche Aufsätze werden durch ihren innern Werth nie vergehen, eben so wenig als die vielen höchst interessanten biographischen Notizen (5. 6. 7. 13. 14. 19. 23. 34. 35. 36. 41. 44. 4. 51. 4. 15. 17. 18. 33. 41. 62.)

Wenn der bisher nicht seltenen Unregelmäßigkeit im Erscheinen dieser Blätter und dem, zu vielfältigen Abbrechungen und Fortsetzungen nöthigenden Mangel an Raum, von Seite der Redaction gesteuert, und von Seite des Herausgebers (dessen Verdienste um Österreichs Typographie bekannt sind) für mehrere Correctheit und ein besseres Äußere gesorgt wird, so kann die so sehr wünschenswerthe, steigende Verbreitung dieses achtungswerthen Journals, wohl keinem Zweifel mehr unterliegen. Doch wir lassen die Ankündigung selbst sprechen.

„Der Gang des Krieges unterbrach im verflossenen Jahre die Fortsetzung der „vaterländischen Blätter." Die Tendenz derselben vertrug sich nicht mit dem Einflusse eines fremden Geistes, und so mußten sie in dem nähmlichen Augenblicke stille stehen, als ihrem ersten und höchsten Zwecke ein feindseliges Interesse entgegenstrebte.

Der Wunsch: daß dieses National-Blatt bey der Rückkehr des Friedens wieder fortgesetzt werden möchte, wurde mit dem Beginne dieses Jahres erfüllt. Die Redaction war bemüht, so schnell, als es nach einer stürmischen Periode möglich war, welche nebenbey auch manche literarische Verbindungen aufgelöst oder unterbrochen hatte, den Rest der Zahl von 65 Druckbogen, aus welchen der vollständige Jahrgang bestehen sollte, nachzuliefern. Bis jetzt sind mit Nr. 76 bereits 53 Bogen erschienen. Die Abonnenten haben also noch Anspruch auf zwölf Druckbogen. Diese werden bis Ende Aprills nachgetragen werden, und am Schlusse ein ausführliches Nahmen- und Sachregister über die bisher erschienenen Bände dieser Zeitschrift enthalten, um derselben einen noch höheren Grad der Brauchbarkeit zu geben.

Der zweyte Jahrgang der vaterländischen Blätter wird also mit dem Aprill geschlossen; der

dritte Jahrgang

beginnt mit dem 1. May und endigt sich mit dem laufenden Jahre 1810.

Die allgemeine Stimme hat sich vortheilhaft über den, nicht bloß ephemeren, Werth dieser Blätter ausgesprochen. Bey den vorzüglichsten unter den neuesten statistischen Werken wurden sie als eine der zuverlässigsten Quellen zur Kenntniß des österreichischen Kaiserstaates benützt und genannt. Die öffentlichen Blätter des Auslandes danken denselben nicht minder manche interessante Notiz, wenn gleich nach alter und neuer Sitte, durch Verschweigung der Quelle nicht selten für den Nachdruck die Ehre der Originalität angesprochen wurde. Sie zählen unter ihren Mitarbeitern *) viele im Inlande und im Auslande gefeyerte Nahmen, und

*) Nur bey wenigen Aufsätzen haben die Verfasser sich genannt. Indessen ist es die Redaction sich und dem Publicum schuldig, die Nahmen der vorzüglichsten Mitarbeiter hier anzuführen: Herr Andre, (Erziehungsrath und Director der evangelischen Schule in Brünn.) Hr. v. Benigni, (Hofkriegs-Concipist.) Hr. Berndt, (Prof. in Prag.) Hr. Gregor v. Berzeviczy zu Groß-Lomnitz in Ungarn. Hr. Bisinger, (Prof. der theres. Ritter-Akademie.) Hr. Bredetzky, (Superintendent in Lemberg.) Hr. v. Brenner, (k. k. Agent in Bucharest.) Hr. Graf v. Chotek, (k. k. Kämmerer und Hofsecretär.) Hr. v. Collin, (k. k. Hofrath.) Hr. Cornova, (Prof. in Prag.) Hr. Czikann, (Privat-Gelehrter in Brünn.) Hr. Debrois, (k. k. Hof-Secretär, bey der Studien-Hof-Commission.) Hr. Graf Moritz v. Dietrichstein, (k. k. Kämmerer.) Hr. Ellmaurer, (Bücher-Revisor.) Hr. v. Engel, (Consistorial-Rath, Hof-Concipist und Bücher-Censor.) Hr. Joh. v. Feies in Ungarn. Hr. Glatz, (Consistorial-Rath und Prediger der evang. Gem.) Hr. v. Gönner, (Landes-Directions-Rath und Prof. in Landshut.) Hr. Griesinger, (kön. sächs. Legations-Rath in Wien.) Hr. v. Hammer, (vorm. Agent in Jassy.) Hr. v. Hauer, (Hof-Secretär der Finanz-Hofst.) Hr. Herz Homberg, (vorm. hebräischer Schul-Director in Lemberg.) Hr. Freyherr v. Hormayr, (k. k. Hofrath und Hof- und Staats-Archivs-Director.) Hr. Doctor Hofer, (Leibarzt Sr. kais. Hoh. des Erzherzogs Carl.) Hr. Jasnügger, (Prof. im Theresianum.) Hr. Joris, (k. k. Rath und Vice-Director der k. k. Porcellan-Fabrike.) Hr. Klein, (Director des Instituts für Blinde.) Hr. Köderl, Büs

immer noch schließen sich neue Glieder an diesen Verein zur Beförderung des Guten, des Schönen und Gemeinnützigen im Vaterlande an, während, in der Überzeugung von der Wohlthätigkeit einer richtig gefaßten und mit Besonnenheit geleiteten Publicität, der Redaction der Zutritt zu Quellen geöffnet wurde, welche bisher, wahrlich zum großen und tiefwirkenden Nachtheile der Nationallehre und selbst des Nationalcredits, beynahe ganz verschlossen waren. Verbarg man doch das Große und Gute, was bey uns geschah, so ängstlich, wie man nur Schattenseiten verbergen sollte!

Unter erfreulichen Aussichten beginnen diese Blätter ihren neuen Lauf. Ein schönes Gestirn ist aufgegangen am vaterländischen Horizonte, und verkündet Tage der Heiterkeit und der Ruhe. Ungestört können jetzt die großen Kräfte der Nationen, welche den Kaiserstaat bilden, sich entfalten, und die schönen Entwürfe der Staatsverwaltung zur Beförderung der Geistes-Cultur, zur Vervollkommnung der öffentlichen Erziehung, zum Emporblühen der Industrie und des Handels, zur Wiederherstellung des öffentlichen Credits der Ausführung entgegen reifen. Die Saat des Guten kann ausgestreut werden, ohne fürchten zu müssen, daß die künftige Blüthe von einem eisernen Fuße wieder zertreten werde, und freyer darf auch der Geist in seinen erweiterten Gränzen sich bewegen.

Ein ausgedehnter Spielraum eröffnet sich also diesem Blatte, sowohl in der Darstellung dessen, was ist, und was geschieht, als in der Aufregung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf das, was seyn könnte, oder besser seyn könnte: auf Lücken und Mängel. Freymüthigkeit, die an der Hand der Bescheidenheit hervortritt, wird nie zurück gewiesen werden, weder im Urtheile und in der Darstellung noch in dem Wunsche. Diese Freymüthigkeit hat selbst ein Wort des Monarchen geheiligt. Aber die Redaction darf auch nie vergessen, daß sie es der guten Sache selbst schuldig ist: zu wachen, daß nie Unbesonnenheit oder Misbrauch der Publicität sie dieses schönen Vorrechts unwürdig oder verlustig mache.

Im Wesentlichen bleibt der Plan unverändert. Er wird (nur mit mehr Abwechslung, als es bisher geschehen konnte) folgende Rubriken umfassen:

I. Geist der Gesetzgebung. Bald wörtliche Aufführung der Gesetze, bald Auszüge aus denselben, zuweilen Entwickelung ihrer Veranlassung.

II. Darstellung öffentlicher Anstalten: für die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, für die Pflege der Armen, Kranken, Waisen, Gebrechlichen ꝛc. für Wissenschaften und Cultur, für die Aufnahme des Staatscredits, der Künste, Fabriken und Manufacturen, der Gewerbe, des Ackerbaues ꝛc.

III. Bey dem bestimmt ausgesprochenen Willen der Staatsverwaltung: den Handel aus der Passivität zur Activität zu erheben, wird dieser Gegenstand eine besondere und bedeutende Rubrik bilden.

IV. Beyträge zur Kenntniß der Bewohner der Monarchie, und zur Beurtheilung des Standes der religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Cultur, der Kunst, der Industrie, der Landwirthschaft in den verschiedenen Provinzen; Erfindungen und Entdeckungen.

V. Chronik der Universitäten, Lyceen und übrigen Bildungs-Anstalten der Monarchie.

VI. Vaterländische Reisen, in statistischer, technischer, naturhistorischer Hinsicht; topographische Beschreibungen ꝛc. Schilderungen von Volksfesten, Sitten und Gebräuchen.

VII. Materialien zur ältern und neuern vaterländischen Geschichte, besonders Nachrichten von merkwürdigen historischen Denkmahlen ꝛc. Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Personen; Rückerinnerungen an verstorbene verdiente Männer. Anecdoten und Charakterzüge.

VIII. Schöne, edle, vorzüglich patriotische Handlungen, Stiftungen, Vermächtnisse, Privatanstalten. Belohnung des Verdienstes.

IX. Merkwürdige Ereignisse; Unglücksfälle; Criminalfälle.

X. Urtheile des Auslandes über die österreichische Monarchie.

XI. Beyträge zur Tagsgeschichte der Polizey.

XII. Miscellen. Auszüge aus Briefen unserer Mitarbeiter, über Gegenstände und Vorfälle, welche nähern oder entferntern Bezug auf das Gemeinwohl der Bewohner der österreichischen Monarchie haben können.

Die Rubrik: „Notizen aus Wien" wird enthalten: A. Lokal-Verfügungen und Ereignisse; Unglücksfälle; Beyträge zur Sittengeschichte Wiens. B. Warnungstafel. C. Verzeichniß der in Wien angekommenen Fremden. D. Verzeichniß derjenigen, welche entweder mit dem Postwagen oder mit Extrapost von Wien abreisten.

Vom 1. May an erscheint jeden Dienstag und Freytag eine Nummer, so daß bis zum Ende dieses Jahres 70 Nummern ausgegeben werden, welche zusammen beyläufig 60 Druckbogen im dem bisherigen Format enthalten sollen.

Die Bedingungen für die Mitarbeiter bleiben im Wesentlichen unverändert wie der Plan selbst: 1. Die Redaction honorirt jeden Druckbogen in Quart mit 25 fl. WW. Bey Aufsätzen von besonderer Wichtigkeit wird dieses Honorar erhöht. 2. Das Honorar wird am Ende jedes Vierteljahres den Mitarbeitern postfrey zugeschickt oder auf Ordre [illegible] ben in Wien von der Verlagshandlung bezahlt: doch hängt es von ihnen ab, dasselbe erst am Schlusse des Jahres in Empfang zu nehmen. 3. Jene Mitarbeiter, welche kein Honorar beziehen wollen, werden ersucht, wenigstens darüber zu irgend einem Zwecke zu disponiren. Nach ihrer ausdrücklichen Bestimmung wird dasselbe pünctlich verwendet werden. 4. Alle Porto-Auslagen bestreitet und vergütet die Redaction, desgleichen die Auslagen für Abschriften, Zeichnungen ꝛc. ꝛc. 5. Größere Packete werden den Postwagen übergeben, kleinere der reitenden Post, entweder unter der Aufschrift:

„An die Redaction der vaterländischen Blätter für den österr. Kaiserstaat in
Poste restante Wien."

6. Da alle Aufsätze ohne Ausnahme honorirt werden, so ist die Redaction nicht im Stande, ihren Mitarbeitern zugleich auch Freyexemplare zu bewilligen. Hingegen wird die Verlagshandlung den ordentlichen Mitarbeitern mit Vergnügen auf Rechnung des Honorars Exemplare verabfolgen lassen.

Wien, am 28. März 1810.

Im Nahmen der Redaction.
Armbruster
Hof-Secretär.

J. V. Degensche Buchhandlung,
am Michaelerplatze Nr. 1221.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 20. und Montag den 23. April 1810.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist eine starke Schutzmauer gegen wiederkehrende Unwissenheit, in sofern eine größere Menge Exemplarien erhalten wird: periodisch kann die Barbarey dennoch einreißen: die Scholastik, wie sie in den letzten fünfzehn Jahren aufkam, der Pyrrhonismus, welcher durch Anstreitung der Echtheit so vielen und wichtigen Denkmahlen des Alterthums ihr Ansehen und Interesse nimmt, und der Despotismus, welcher alle Rechtstitel des Eigenthums und der Verfassungen verschmäht, bahnen derselben offenbar den Weg. Alsdann können die vortrefflichsten Geisteswerke, wie die Classiker in den mittleren Zeiten, unverstanden und unbeachtet, vor uns liegen. Doch dürfte das Unglück weder so lange noch so allgemein seyn.

Johann von Müller.

(48 und 49.)

Aus Adam Müllers Elementen der Staatskunst.

Über Montesquieu.

Wenige Bücher der Welt möchten sich dem Geiste der Gesetze von Montesquieu an Gelehrsamkeit und Kunde aller Gesetze und Verfassungen an die Seite stellen lassen. Welche Wirkung die verschiedenen politischen Anordnungen auf das Wohl der Völker haben, ist mit Scharfsinn und Treue dargestellt, der Mechanismus der Regierungsformen mit seltener Klarheit und bis in die kleinsten Triebfedern entwickelt, die feinsten Erscheinungen sind mit außerordentlicher Kunst parallelisirt, und die zartesten Eigenheiten aller politischen Veranstaltungen aufgefaßt; der Blüthenstaub, möchte ich sagen, aller Gesetze ist gesammelt, und zu einem politischen Honig gemischt und präparirt, der manchen Staatsmann verführt und allen seinen unmittelbaren, näheren Erfahrungen abwendig gemacht haben mag: aber der Grundgedanke von dem überwiegenden Einfluße der Gesetze ist falsch, gehört der Zeit an, und vernichtet die Ansprüche auf ewige Dauer, welche die colossale Arbeit in so vielen andern Rücksichten verdienen möchte.

Die Staatengeschichte kann freylich dargestellt werden, als die Entwickelung der Mißgriffe, die sich die Menschen in Entwerfung der Gesetze haben zu Schulden kommen lassen: wir gewinnen auf diesem Wege gewisse Grundsätze über den Bau der Staaten. Das ist schön und gut. Aber wo lernen wir denn die viel wichtigere Kunst, die Grundsätze anzuwenden? — Gegen alle Regeln, die Ihr mir aus der Weltgeschichte über Regierungsformen ableiten könnt, will ich Euch die Regierungsform meines Landes, welche aus den Umständen dieser bestimmten Localität entstanden und gewachsen ist, vertheidigen; will beweisen, daß mir keine Grundsätze etwas helfen, sondern bloß ein in langer Erfahrung gesammeltes Gefühl von dem Rathsamen und Guten. Was fehlt also Montesquieu? Man wird mich nicht mißverstehen, oder es für Hochmuth achten, wenn ich sage: es fehlt ihm, was in diesen Vorlesungen dargelegt worden ist, die Geschichte des lebendigen Gesetzes. Er nimmt die Gesetze als gegeben an, und fragt: welche Wirkungen sie auf das Wohl der Völker hervorbringen.

Ich habe bewiesen, daß in der Staatskunst alles darauf ankommt, die Geschichte des Gesetzes selbst zu kennen, und einzusehen, wie aus einer ewigen Wechselwirkung zwischen den Erfahrungen der Vergangenheit, und den gegenwärtigen Ereignissen die Gesetze allmählich im Laufe der Zeit entstehen, nie vollendet sind, sich immer weiter ausbilden, und auf solche Art die Macht und das Naturell der Völker gemeinschaftlich daran arbeiten; nur wenn der gesetzgebende Verstand allein das Wort führt, oder wenn die Begierden der Völker, da sie augenblicklich und auf das unmittelbare Wohlseyn gerichtet sind, allein entscheiden, werden die so entstehenden Gesetze nichts taugen. Warum? Weil der Quell der Gesetze ein unreiner ist, weil aus der augenblicklichen Verstandes-Conception eben so wenig, als aus augenblicklichen Bedürfnissen, ewige Vorschriften für das Agiren eines Staates, oder Gesetze, hervor gehen können.

Ich halte also das Geschäft der Gesetzgebung nicht für ein Sortiren und Rangiren aller auf der Erde an irgend einem Orte und zu irgend einer Zeit gegebenen Gesetze, für ein bloßes Auswählen und künstliches Combiniren Dessen, was sich hier und dort als heilsam bewiesen hat; ich lasse mich durch die Wirkungen eines Gesetzes noch nicht für dasselbe einnehmen, — sondern die Hauptsache ist für mich, daß das Gesetz auf eine naturgemäße Weise aus freyer vollständiger Wechselwirkung der Freyheit und der Kraft, der Bedürfnisse und des Verstandes entsprungen sey, — und daß es, dieser Entstehung gemäß, nun auch fortlebe, sich immer mehr entwickele und reinige. — So erhalte ich nicht bloß die Erkenntniß des Guten und Bösen in der Gesetzgebung, welche an und für sich

noch nichts hilft, sondern ich lerne die lebendige Kunst die Gesetze auszubilden.

Diese Kunst über alles zu setzen, hat mich meine Zeit gelehrt; und so, neben Wahrheiten, die ewig gelten werden, kann ich auch den Werth des großen Montesquieu auf eine Weile in den Schatten stellen. — Meine Persönlichkeit und mein wissenschaftliches Verdienst mit dem seinigen vergleichen zu wollen, wäre lächerlich; es neben ihm zu erheben, wäre völlig Thorheit: denn, wer kann sagen, daß er, was die Geschichte darbiethet, gekannt und auch in vielen Rücksichten empfunden habe, wie Montesquieu! Wo ist bey irgend einem neueren Schriftsteller diese Leichtigkeit und Gewandtheit des Geistes, bey demselben heldenartigen Gefühl für die Wahrheit, bey dem unermeßlichen Fleiße? Wer hat diese lichtvolle Kürze der Darstellung, bey demselben Reichthum und bey der Fülle der Materien? Nur irreligiös ist er, neben Burke betrachtet, durch und durch: die Gesetze sind ihm durchaus Sache des weltlichen Arrangements und der weltlichen Klugheit; daher versäumt er, neben dem esprit der Gesetze, überall den Geist der Gesetze, das Ewige und Unvergängliche in demselben, welches zu empfinden und zu würdigen man die Gesetze selbst vielmehr auf die vollständige und ewige Natur des Rechtsgefühls im Menschen, als auf den weltlichen Erfolg, den Glanz, den Reichthum eines einzelnen Staates, begründet haben muß.

Deshalb nun gefällt mir Montesquieu viel besser, wenn er sich beschränkt, und die weltliche Entwickelung und den weltlichen Verfall eines einzelnen Staates darstellt, wie in seinen considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Da ist er ganz in seinem Element: die römische Politik hat er zergliedert, die Motive zu dem ungeheuren Verfahren der Weltbeherrscher aus einander gelegt, beydes mit einer Künstlichkeit, von welcher der bloße Verstand kein weiteres Beyspiel aufgestellt hat. Wenn man dies kleine Buch neben Gibbon's Riesenwerk stellt, dann wird Montesquieu erst ehrwürdig: er wird zum Propheten, wenn man ihn liest, und die Regierungsgeschichte des französischen Directoriums damit vergleichen will. — Ursachen und Wirkungen, das ganze Werk der größten weltlichen That, von der die Geschichte erzählt, wird bis zur Durchsichtigkeit klar: die Wirkungen von der tausendjährigen Consequenz eines einzigen Volkes liegen deutlich vor uns.

Nur eine einzige große Frage, die im Gemüthe des wahren Lesers nicht verstummen will, wird nicht beantwortet: den Willen der Weltherrschaft und die Gesetze, welche diesen Willen bethätigen sollen, nimmt Montesquieu als Data an; also frage ich: wie! aus dem Schooße eines Geschlechtes, welches die Freyheit Aller will (und wollen muß, in sofern es überhaupt lebt), konnte der Wille, Alle zu unterdrücken, hervorgehen und sich auch durch tausend Jahre behaupten gegen die nothwendige Reaction der übrigen Völker? Warum war diese Reaction, der ein ewiges Naturgesetz zum Grunde lag, durch so viele Jahrhunderte hindurch so ohnmächtig gegen den eisernen Willen Roms? Wenn man die Weltgeschichte im Ganzen, d. h. wie ich in meinen Vorlesungen hinlänglich gezeigt habe, aus religiösen Gesichtspuncten betrachtet, so erscheint Rom in aller seiner Größe und mit seinem eisernen Willen nur als eine *nothwendige* und natürliche Krankheit des Geschlechtes. Ich will von der Geschichte nicht die Kunst lernen, wie man ein zweytes Rom, oder irgend ein abgesondertes, auf Kosten der übrigen Völker der Erde blühendes, Reich macht, welches, eben weil es auf Kosten der andern errichtet ist, nothwendig im Laufe der Zeiten wieder dahin sinken muß; sondern ich will von der Geschichte lernen, wie das doppelte Verlangen in meinem Herzen nach der Freyheit, um meinetwillen, und nach dem Gesetz, um der Übrigen willen, befriedigt werden könne. Dieses doppelte und gottmenschliche Verlangen ist unter allen Umständen der Welt das einzige wahre und untrügliche, weil es der Kern aller Religion, aller Vaterlandsliebe und des ganzen irdischen Lebens überhaupt ist.

Aus dem Standpuncte dieses Verlangens erscheinen Rom und alle Weltherrschaften als bloße Krankheiten des Geschlechtes. Allerdings will ich nun sehen, welche Symptome eine solche Krankheit hat, wie sie um sich greift, wie sie das Geschlecht zerrüttet; und dazu ist Montesquieu der erste und tüchtigste Führer. Aber welches ist die gesunde, richtige Form der Menschheit und des Staates? und wie artet sie aus in jene Krankheit? das ist eine noch größere Frage. Darüber schweigt Montesquieu; und das nenne ich seine Irreligiosität. Hier, wo das Allerheiligste der Politik angeht, endigt sein politisches Raisonnement; und wie das eigentliche Rom, ich meine, wie das Römische an Rom, durch das Christenthum und durch nichts anderes gesunken, d. h. wie die Krankheit durch die bloße Kraft der Gesundheit überwunden worden sey, davon ist bey ihm unter den causes de la décadence durchaus nicht die Rede.

Durch den äußeren Ruhm solcher Werke wie der esprit des loix muß man sich nicht blenden lassen über die innere Mangelhaftigkeit ihrer Natur. Alle Eigenschaften, die erforderlich waren, dem achtzehnten Jahrhundert zu imponiren, hatte Montesquieu; auch hatte er alle, um das neunzehnte zu belehren: aber befriedigen kann er uns nicht mehr. Von dem, was wir „Geist der Gesetze" nennen, handelt das berühmte Buch gar nicht: für uns ist es ein Repertorium der Staatengeschichte, voll sinnreicher Einfälle und gründlicher historischer Kritik; über den Bau der Staaten aber, und ihr Leben, ist so wenig daraus zu lernen, wie aus Bayle's Werke.

Das, worauf Montesquieu einen so hohen Werth legt, die mechanische Theilung der Gewalten, die künstliche Beschränkung der Souveränetät um der Freyheit willen, ist, nach unsern Erfahrungen, völlig unpractisch, eine Curiosität, eine Antiquität; und diese politische Quacksalberey steht den Versuchen des Theophrastus Paracelsus, in seinen chemischen Retorten und Flaschen, Menschen zu machen, viel näher als man glaubt. Daß in England eine solche Theilung der Gewalten Statt finde, ist nicht wahr: diesen albernen Gedanken haben Stubengelehrte, und späterhin, in ihre Fußstapfen tretend, der große Haufe der brittischen Verfassung untergelegt. Die Macht ist nicht getheilt, sondern die uralten Gegensätze in der bürgerlichen Gesellschaft, aus deren Wechselwirkung alle wahre und einfache Macht erst entspringt, sind in England geschont, geheiligt, und bekräftigt durch Zeit und treues Beharren der Nation: das heißt brittische Verfassung, und verdient allein, Verfassung zu heißen an allen Orten und in allen Ländern der Welt.

Jene politischen Vorurtheile, welche Montesquieu bewußt-

und absichtslos durch seinen Nahmen gewisser Maßen geheiligt hat, sind, nachdem sie das gehörige Unheil in der Welt angerichtet haben, jetzt schon veraltet: es sind junge Greise. — Die Staatswissenschaften sind über diese Periode des Übermuthes schon hinweg, und nachdem die ganze Verfassungskunst banquerott geworden, kehren wir allmählig in die Bahn der Natur zu den ewigen Theilungen zurück, welche sie eingerichtet hat, um der Menschheit Einheit, Freyheit und Frieden zu bringen.

Erzherzog Carl und seine Grenadiers bey Stockach.

Die Schlacht bey Stockach (25. März 1799) war für den ganzen Feldzug in Deutschland entscheidend. Den Franzosen hätte ihr Gewinn nicht nur die größten Vortheile an der Donau verschafft, sondern auch zu ihren Gunsten die Wirkungen auf den Feldzug in Italien ausgedehnt. Der feindliche Plan war kühn, und gelang er, für das österreichische Heer verderblich. — „Während Massena zu einem gleichzeitigen „Angriff aus der Schweiz gegen Tyrol und Vorarlberg und „Scherer von Verona gegen Trient und Botzen herauf, eingeladen wurden, wollte Jourdan durch Scheinangriffe den „linken Flügel beschäftigen, sich mit dem Gros seines Heeres „auf den rechten werfen, zugleich aber eine Abtheilung gegen „Möskirch detaschiren, und so die Strasse von Pfullendorf „gewinnen, um sowohl der Stellung in den Rücken zu kommen, der Artillerie-Reserve und Bagage sich zu bemächtigen, „als auch im glücklichen Falle die kaiserliche Armee zum Rückzug längs dem Bodensee zu zwingen, und ihr so alle bisher „errungenen Vortheile mit Wucher zu entreißen." *) Diesen mit so viel Scharfsinn entworfenen Plan suchte auch der Feind mit der größten Anstrengung auszuführen, und vom frühen Morgen bis um 2 Uhr Nachmittags versprach alles den Franzosen den Sieg. Es waren nicht allein mehrere Divisionen des österreichischen rechten Flügels schon weit zurückgedrängt, sondern der feindliche General St. Cyr hatte auch Möskirch bereits besetzt, und bedrohte von hieraus den Rücken der kaiserlichen Armee.

Die weisen Gegenanstalten des Österreichischen Feldherrn hielten den Feind mitten in seinem Siege auf. Auf die erste Nachricht, welche große Gefahr seinem rechten Flügel drohe, war der Erzherzog mit einer Verstärkung dahin geeilt. Schon die Gegenwart des geliebten Prinzen entflammte die Truppen zur höchsten Tapferkeit, die Fürsten Fürstenberg und Anhalt Bernburg stürzten an der Spitze ihrer Truppen, das feindliche Geschütz streckte ganze Reihen nieder, doch nichts konnte den Muth der Truppen erschüttern, und einige vom Feinde errungene Vortheile wurden diesem nach dem hartnäckigsten Kampf wieder entrissen. Das Schicksal des Tages hing indeß von dem Angriff ab, den der Feind von Liptingen gegen den rechten Flügel unternahm. Überzeugt, daß dieser der wichtigste Moment des Tages sey, stellte sich der Erzherzog an die Spitze der beyden Grenadier-Bataillons Bojakovsky und Degethof **) um sie gegen den Feind zu führen. „Erinnert euch, rief er ihnen zu, daß ihr österreichische Grenadiers seyd; hier gilt es Ehre und Vaterland, wir müssen siegen oder sterben." Doch die braven Krieger fühlten, wie theuer das Leben ihres geliebten Anführers dem Heere, ihrem Kaiser und dem Vaterlande sey. „Zurück Eure königliche Hoheit, das ist nicht ihr Platz," riefen Einige, welche dem Erzherzog die nächsten waren. Zurück scholl es die ganze Linie hinab. Einige alte Grenadiers traten hervor. „Wir haben keinen Muth, sagten sie, so lange wir Ihr Leben in Gefahr sehen; verlassen Sie sich auf uns, wir sind ja Ihre Grenadiers; ja — wir werden siegen oder sterben." Thränen rollten den Helden dabey über die Wangen. Der Erzherzog, tief gerührt über diesen Beweis von Liebe und Anhänglichkeit an seine Person, ritt zurück. Die Braven hielten Wort, ihr Muth, mit dem sie mit gefälltem Bajonette den Angriff des Feindes zurückwiesen, und ein zu derselben Zeit unternommener Angriff der zwey Cüraſſier-Regimenter Nassau und Mack *) entschieden das Schicksal dieses blutigen Tages zum Vortheil des Kaisers, zum Ruhme Carls von Österreich, vor dem der Sieger von Wattigny und Fleurus zum zweyten Mahl schnell über den Rhein zurück wich. J. W. Ridler.

(Die Fortsetzung dieser Anecdoten folgt.)

*) Siehe die österreichische militärische Zeitschrift, 1. H. S. 10. Ihre Fortsetzung ist der Wunsch aller braven Krieger im österreichischen Heere, und aller Freunde der Geschichte.

**) Das Bataillon Bojakowsky war zusammengesetzt aus den Grenadier-Divisionen der Regimenter Kaiser, Manfredini (jetzt Würtemberg) und Carl Schröder; das Bataillon Degethof aus den Grenadier-Divisionen der Regimenter Kaunitz, Olivier Wallis (vorher Loudon, jetzt Lindenau) und Lacy (jetzt Coburg.)

*) Jetzt Sommariva und Moritz Liechtenstein.

Don Carlos, und die Prinzessinn Eboli.

In dem Schlosse Buitrago, dem Herzog von Pastrane, einem Nachkömmlinge des Prinzen von Eboli zugehörig, dessen Gemahlinn, die Geliebte König Philipps II., so wie der Sohn dieses Königes, Don Carlos, durch Schillers dramatisches Meisterstück für uns so anziehend geworden ist, befanden sich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts drey interessante Gemählde, von welchen eine geistreiche Reisende folgende Beschreibung macht:

Das erste war das Porträt der Prinzessinn Eboli, von einem trefflichen Meister. Sie ist in Lebensgröße dargestellt, in einem Pavillon sitzend, der an einigen Baumzweigen befestigt ist. Sie scheint so eben vom Schlafe aufzustehen; ein leichtes Gewand umschlingt sie, das einen Theil ihres Körpers unverhüllt läßt. War sie so schön, als das Porträt sie darstellt, und ihre Züge so regelmäßig; so war sie auch allerdings das reitzendste Weib.

Ihre Augen sind lebhaft und geistvoll; sie scheint mit dem Seher sprechen zu wollen. Busen, Arme und Schenkel sind nackt: die Haare wallen auf ihren Busen herab. Allenthalben sind Amoretten beschäftigt, sie zu bedienen. Einige halten ihren Fuß, um ihr die Pantoffel anzuziehen; andre flechten Blumen in ihre Haare; noch andere halten ihr den Spiegel vor. Einige schärfen in der Ferne ihre Pfeile; indeß andre ihren Köcher füllen, und ihre Bogen spannen. Ein Faun beschaut sie durch die Zweige. Sie zeigt ihm einen kleinen Kupido, der

sich auf ihre Knie stützt, und der furchtsam weint; die Prinzessinn scheint darüber zu lächeln.

In dem zweyten großen Gemählde sieht man sie im Gefolge der Königinn Elisabeth, bey dem Einzuge aus Frankreich nach Spanien. Die Königinn hielt ihn nach damahliger Sitte zu Pferde. Hier war die Prinzessinn von der liebenswürdigen Elisabeth in Schatten gestellt. Das Gewand der Königinn ist von blauem Atlas. Der König Philipp II. sieht sie von einem Balkon vorüberziehen. Sein Gewand ist schwarz, und mit dem goldnen Vließ-Orden geziert. Die Haare roth und weiß. Ein langes, hagres, runzliches, häßliches Gesicht.

Der Infant Don Carlos begleitet die Königinn. Er ist sehr weiß, ein schöner Kopf, blaue Augen, blonde Haare. Er betrachtet die Königinn mit so zarter Rührung, daß es scheint, der Mahler sey in das tiefe Geheimniß seines Herzens gedrungen, und wollte dieses darstellen. Sein Gewand ist weiß, mit Juwelen gestickt; er ist in einem aufgeschnittenen Wams abgebildet, mit einem einfach gestülpten Hute, mit weißen Schwungfedern.

In dem dritten Gemählde ist Don Carlos sterbend abgebildet. Er sitzt in einem Lehnstuhle; sein Arm ruht auf einem Tische vor ihm, und sein Kopf auf der Hand; in dieser hält er eine Feder, als ob er schreiben wollte. Vor ihm steht eine Vase mit dem Reste eines braunen Safts, der Gift zu seyn schien. In der Ferne sieht man das Bad zubereiten, in dem er sterben sollte. Der Ausdruck der Gemüthsbewegung in dieser furchtbaren Situation ist im Gemählde mit hoher Kunst dargestellt.

Erasmus, Bekämpfer des Gespenster-Glaubens.

Wenn es eine traurige Erscheinung ist, im neunzehnten Jahrhunderte öffentliche Vertheidiger des Gespensterglaubens auftreten zu sehen, so ist es eine desto erfreulichere, in der Gallerie der Zierden der Vorzeit einem Manne zu begegnen, der schon vor 300 Jahren, auch hierin, wie in vielem andern, seinem Zeitalter voreilend, dem Glauben an Gespenster entgegenarbeitete, und auf eben dem Wege, den ein würdiger Schriftsteller unsrer Zeit*) mit Glück betreten hat, — durch Darstellung des natürlichen Zusammenhanges der vermeinten Wundergeschichten, — seinen Zweck zu erreichen suchte. Erasmus, der durch den Umgang mit den Geistern des alten Griechenlands und Latiums seinen Blick in die Natur der Dinge geschärft hatte, läßt**) zwey Freunde sich über eine Geistererscheinung unterhalten, womit lustige Köpfe einen Priester Faunus geneckt hatten, und legt ihnen am Ende ihres Gespräches, als Nutzanwendung, folgende sehr vernünftige Theorie der Geisterkunde in den Mund: Th. Antehac non soleo multum tribuere fabulis, quae vulgo feruntur de spectris, sed posthac multo minus tribuam: suspicor enim ab hominibus credulis, et Fauni similibus, multa pro veris prodita litteris, quae simili artificio sunt adsimulata. Ans. Ego pleraque hujus generis esse credo.

*) Wagner in s. Buche: „Die Gespenster."

**) In s. Colloq. p. 356. sqq.

Ludwig XIV. über die deutsche Kaiserwürde.

Wie man von Seiten Frankreichs die Würde und Hoheit eines römischen Kaisers in Deutschland von jeher ansah, erhellt aus der Instruction, die Ludwig XIV. darüber seinem Sohne gab.*)

„Damit man dir nicht etwa manchmahl," sagt er, „mit den schönen Nahmen Römisches Reich, Kaiser, Kaiserliche Majestät u. s. w. imponiren möchte, fühl' ich mich verpflichtet, dir zu bemerken, wie sehr die Kaiser heutiges Tages weit von jener Hoheit entfernt sind, mit deren Titel sie prangen."

„Als diese Titel auf unsern(?) Haus kamen, herrschte es zu gleicher Zeit noch über Frankreich, die Niederlande, Italien, Deutschland, und über den besten Theil von Spanien. — Die blutigen Niederlagen mehrerer Völker des Norden und Süden trugen den Schrecken des französischen Nahmens über die ganze Erde, Carl dem Großen endlich, der in ganz Europa, ja in der ganzen Welt keinen König sah, der mit ihm zu vergleichen gewesen wäre, schien der Königstitel entweder nicht für ihn, oder nicht für die andern geeignet. Er war zu seiner Stufe von Macht nicht etwa durch die Wahl irgend eines Fürsten emporgestiegen, sondern durch eigne Tapferkeit und Siege, welche als Wahl und Stimme des Himmels selbst anzusehn sind, wenn er beschlossen hat, andre Mächte einer einzigen zu unterwerfen."

„Als wäre nun durch ihn das alte römische Kaiserreich in unsern Climaten wieder auferstanden, schien der größte aller Nahmen, der noch im Gedächtnisse der Menschen lebte, der einzig Schickliche, die außerordentliche Höhe Carls des Großen zu bezeichnen. Und ob er gleich, Kraft dieser Höhe, die er durch Gott und seinen Degen errungen hatte, Recht hatte, einen Titel, wie es ihm beliebte, anzunehmen, schätzte sich doch der Papst, der ihm nebst der ganzen Kirche viel Verpflichtungen schuldig war, sehr glücklich, alles, was er konnte, zum Glanze dieses Mannes beyzutragen, und in ihm die kaiserliche Würde durch eine feyerliche Krönung, wie die Salbung war, noch authentischer zu machen.

„Allein diese Hoheit Carls, welche den Kaisertitel so wohl begründete, oder noch einen prächtigern, wenn man ihn hätte ersinnen können, war von kurzer Dauer; ward erst durch Theilungen des Reichs, dann durch die Schwäche seiner Nachfolger, besonders derer jenseits des Rheins, vermindert. Denn Reiche, mein Sohn, müssen durch eben die Mittel, womit sie gewonnen wurden, erhalten werden, nähmlich durch Tapferkeit, Wachsamkeit und Thätigkeit."

„Die Deutschen, indem sie die Prinzen unsers Geblüts ausschlossen, bemächtigten sich auch sogleich jenes Titels, und machten die Kaiserwürde, die ursprünglich erblich war, wählbar. — Du wirst folglich aus dem allen einsehn, daß die heutigen Kaiser mit den alten Römischen nicht zu vergleichen sind. Man kann sie jetzt für nichts anders ansehn, als für Oberhäupter oder General-Capitäns einer deutschen Republik, die aber weder groß, noch mächtig genug ist, daß sie auf irgend eine Superiorität über benachbarte Nationen Anspruch machen dürfte. Des Kaisers wichtigste Entschlüsse werden erst den Deliberationen der Reichsstände unterworfen, man legt ihm bey

*) Oeuvres de Louis XIV.

der Wahl Conditionen auf, wie man will. Er hat in seiner Eigenschaft als Kaiser, sehr geringes Einkommen, und besäße er nicht für sich noch Erbstaaten, er wäre dahin gebracht, daß er im ganzen Reiche keine Wohnstatt hätte, als die einzige Stadt Bamberg, die der dortige Bischof, ihr Souverän, ihm abtreten müßte."

„Wirklich haben mehrere Prinzen, die zur Kaiserwürde hätten gelangen können, sie gar nicht gewollt, weil sie sie mehr lästig als ehrenvoll fanden. Noch zu meiner Zeit wäre der Kurfürst von Bayern Kaiser geworden, wenn er, wie er das Recht hatte, sich selbst die Stimme in der Wahl gegeben, und sie zu jenen gefügt hätte, deren ich mich schon für ihn versichert hatte, und die ich ihm in dem Collegium der Kurfürsten gab."

„Ich sehe also nicht ein, aus welchem Grunde Könige von Frankreich — Erbkönige, die sich rühmen können, daß heutiges Tages in der ganzen Welt, ohne Ausnahme, ihr Haus das beste, ihre Macht die größte, ihre Autorität die absoluteste ist — jenen Wahlprinzen nachstehen sollten? —"

„Meine kleinen Mißhelligkeiten mit dem deutschen Kaiser bewogen mich noch mehr, alles zu thun, um seinen Einfluß auf Deutschland, oder vielmehr den des Hauses Österreich zu verringern, welchen es sich seit zwey Jahrhunderten zu verschaffen gewußt hatte. Sobald ich mich noch genauer über die Stimmung der Gemüther unterrichtet hatte, zog ich durch Negociation von einigen Monathen den Churfürst von Trier auf meine Seite. Er trat in den rheinischen Bund (l'alliance ou ligue du Rhin), das heißt, in einen sehr mächtigen Verein, den ich mitten im deutschen Reiche gebildet hatte, unter dem Vorwand, den Münsterschen Friedensschluß und die Ruhe Deutschlands zu handhaben."

Mannigfaltigkeiten.

1.

Carus behauptet: „Wohl befördert keine Kunst die Sinnlichkeit mehr, als die Musik, so daß durch sie eine Menge Ausschweifungen, vorzüglich im Geschmackssinne bewirkt werden. Die Beyspiele von großen, den Prunk liebenden und im Essen unmäßigen Tonkünstlern, wie Händel, Jomelli, Gluck, Bach, Benda — erweisen dieses."

Sollten die genannten Tonkünstler auch wirklich alle mächtige Esser gewesen seyn, was bewiese dieß für den aufgestellten Satz? Wie sollten Töne einen so großen Einfluß auf den Sitz des Hungers, den Magen und die kleinen Gedärme, haben? Wie sollten sie das Wiedereinschlürfen (Resorbtion) des Magens vermehren, oder den ätzenden Reitz des Magensafts verstärken können?

2.

Das Kamehl ist eines der nützlichsten Thiere. Seine Kraft im Lasttragen, seine Ausdauer, seine Behendigkeit sind höchst schätzbare Eigenschaften. In seinen Haaren haben wir einen sehr brauchbaren Stoff zu allerley Zeug; seine Milch ist ein gutes Getränke und sein Fleisch keine schlechte Speise. Dabey ist seine Unterhaltung äußerst wohlfeil, indem es sich von Disteln, Brennesseln und allerley Baumlaub nährt, Zimmermann und andere neuere Schriftsteller haben daher die Nachzucht dieser Thierart und deren Verpflanzung durch ganz Europa dringend empfohlen.

Diesen Gedanken hatte — was, meines Wissens, noch nirgends bemerkt worden ist, — schon Kaiser Friedrich II. in den Jahren 1239 und 40. Und Friedrich ließ es nicht beym bloßen Gedanken bewenden: er führte ihn auch aus. Auf seinen Gütern in Luceria (in Sicilien) hatte er acht dieser Thiere, in Malta hegte er andere, einzig zur Fortpflanzung bestimmt, und wahrscheinlich hatte er sonst noch dergleichen Kamehl-Vermehrungs-Anstalten getroffen.

3.

Von Klopstocks Aufenthalt in Carlsruhe ist beynahe nichts zur öffentlichen Kunde gekommen. Es stehe daher eine kleine Nachricht davon hier: vielleicht veranlaßt sie mehrere Beyträge.

Klopstock kam im Sept. 1774 dahin; Unterhaltung, oder eigentlich Aufheiterung des Markgrafen war seine Bestimmung. Fast jeden Nachmittag besuchte er den öffentlichen Büchersaal, und unterhielt sich daselbst mit dem Rector Sachs, dem Prof. Böckmann, dem Prinzen-Lehrer Ring, witzjägerischen Angedenkens, und andern Gelehrten und Ungelehrten.

Kl. war ein außerordentlicher Liebhaber von Trauben. Dieß führte seine Bekannten in Carlsruhe auf einen artigen Gedanken. Sie bekränzten ein Mahl, während er schlief, sein ganzes Bett und dessen Vorhänge mit den auserlesensten Früchten des Weinbergs. Als Kl. erwachte und sich von diesen so willkommenen Einladungen umringt sah, glaubte er sich, auf das angenehmste überrascht, in die Fülle alles Süßen versetzt.

Sein Weggehen von Carlsruhe, das unerwartet bald erfolgte, ist kein unbedeutendes Zeugniß von seiner Sinnes- und Handlungsart. Als ihm eine gewisse Hintansetzung angekündigt wurde, äußerte er nichts, sondern sagte bloß zu seinem Bedienten: gleich Extrapost bestellt! Er hielt auch Wort und ging, ungeachtet er den Verlust des ihm vom Markgrafen ausgesetzten Gehalts zu befürchten hatte.

Volksgesang und Volksgeist.

Wo man in ein gesangloses Land kommt, scheint die Freude erstorben. Das emsige Getriebe des Lebens zehrt das Leben auf. In seinen rauschenden Mühlen verstummt das Bedürfniß eines empfindenden Herzens.

In Preußen sitzt der steife Soldat in der Wirthsstube, schmaucht und gurgelt sein halb rohes, halb moralisches Lied aus heiserer Kehle. Der Gevattersmann stimmt mit ein, und ein trockener Disput endigt die Scene, wenn sie nicht mit Betrunkenheit aufhört.

Am Main, am Neckar, am herrlichen Rheinstrome, sitzen des Abends die Bäuerinnen vor der Thür, oder sie gehen schaarweise. Ihre Lieder sind fröhlich, gefühlvoll, oder voll treuherzigen Muthwillens. Wie man ins südlichere Deutschland kommt, verändern sie ihren Charakter. Sie werden lustiger, witziger, sinnlicher, aber selten haben sie den Hauch lieblicher Schönheit, welcher dort oft unübertrefflich zart über sie verbreitet ist.

Der Älpler in den Hochthälern singt sein einsames sinniges Lied, und die Felsen schallen davon wieder. In den fruchtbaren Niederungen der Schweiz und Tyrols, pfeift der Ackermann lustig hinter dem Pfluge, und der Knabe erwartet mit gellender Stimme den Vater, daß er zum Essen komme, das er ihm hinaus in die Ernte gebracht hat.

Wie man von den Bergen herab in die lombardischen Ebenen kommt, wird das Leben offener und geselliger, der Gesang häufiger, die Kehlen reiner und voller. In den heißen Nächten, unter dem blinkenden Himmel, sind in den Dörfern und kleinen Städtchen Männer und Weiber um eine Mandoline versammelt; man hört dem anmuthigen Klimpern zu, manchmahl begleitet sie eine Stimme, manchmahl übernimmt auch ein Improvisator die Unterhaltung und läßt seltsame Abenteuer in einem gleich seltsamen Vortrage bewundern.

Das südliche Italien wird immer reicher an Lust und Gesängen. Die schwellende Fülle der Natur ruft laut auf, sie freudig zu genießen. In den Städten ziehen des Abends Banden durch die Straßen; der Guitarre, der Violine, den Duetten oder Terzetten folgt das neugierige Volk. Auf dem Lande oder bey den Ärmern rasselt und schnurrt ohne Ausnahme das Tamburin, und das eintönige Ritornell kreischt wechselnd dazwischen.

Manche sehen über die Bedeutung dieser verschiedenen Weisen schnell weg. Sie fühlen nicht, daß das Innere sich das Äußere gestalte. Sie ahnen nicht, daß der Einzelne wie das Volk etwas Unaussprechliches in sich trägt, dem er auf mannigfaltige Art Luft zu machen sucht, das er spät gezwungen gegen ein dumpfes Daseyn freylich hingibt, aber mit ihm auch das Erste, das Eigenste, was aus seinem Gemüthe quillt.

Der Volksgesang ist nicht ein Spiel, mit dem müßige Menschen tändeln; die Rede, der treueste Ausdruck des Gefühls, nicht eine willkührliche Angewöhnung. Wie der Mensch ist, so wirkt er; wie er wirkt, so fühlt er; und wäre es einerley, ob er trübsinnig und stumpf ein gebeugtes Leben hinschleppe oder heiter aufblicke, sich in der schönen Welt gefalle, sie mit Güte, mit Wohlwollen, mit Liebe genießt?

Die das Volk nicht kennen, die nie den Trieb gehabt haben, es in seinem Wesen, seiner versteckten, aber meist uralten Denkweise zu belauschen, reden davon, daß sie es bilden, indem sie ihm einige flächliche anscheinende Begriffe aufdrücken. Sie kennen, sie fühlen nur ihr engherziges Bedürfniß, und wähnen, das sey der volle Ausdruck der Menschheit.

Wenn man in mehrern Gegenden Deutschlands Gelegenheit gehabt hat, das Volk zu sehen, muß man erstaunen, welche große Verschiedenheit der Menschen sich unter ihm findet, mehr als unter irgend einem der bekanntern Europäischen. Es wäre nicht schwer, diese Wahrheit mit historischen Gründen zu begleiten. Was den Menschen seine Fähigkeiten entwickeln, oder sie verlieren und äußern Dingen nachstreben, und also folgen macht, ist nicht schwer zu unterscheiden.

Sonderbar ist aber, daß das mit dem Willen, mit der Neigung der ausgezeichnetern Geister, wenigstens der That nach, einen starken Contrast macht. Wie viele können von diesen das Fremdartige einer edeln, aber ihnen entgegengesetzten Natur ertragen? Umgeben sie sich nicht lieber mit Knechten aller Art, als daß sie eines freyen Menschen Sinn und Blick neben sich sähen? Möchten sie nicht jedem gesunden Gottesbaume, freylich als wohlthätige und gleichfalls zur Seelenbildung abzweckende Operation, das Herz gern ausreißen, damit er nicht auf seine Art mächtig in die Lüfte schösse, sondern in ihren Gärtchen, an ihren Heckchen sich untergeordnet verzweigte, und fortan als wohlgezogenes Spaliergewächs ein methodisch-verkrüppeltes Leben führte!

Wie anders hat darüber vormahls Lessing gedacht, der gern jedes Roß spornen, keines vor seinen Wagen spannen wollte! Wie anders denkt jetzt in Wissenschaft, Kunst und Leben, Goethe! Jene wollen in der Wirkung gesehen seyn, er tritt gern in der Wirkung ungesehen zurück! Jene glauben etwas zu leisten, wenn sie von den Gesinnungen der Menge sich schneidend sondern, er nähert sich ihr im Unbedeutenden, und indem er fühlt; daß man sich zu dem herablassen müsse, was man zu sich hinaufbewegen will, und daß der Mensch gern das Gute ergreife, das man ihm mit Wohlwollen und Langmuth darbiethet, stimmt er sie im Bedeutenden nach dem Bessern, nach dem Einfachen, Wahren.

Gewiß soll hier der Gedanke nicht ausgesprochen seyn, daß Erziehung, Bildung dem Menschen überhaupt entbehrlich wäre. Wenn nicht vorschauende Liebe in der Jugend, dann eigene Vernunft erzieht, der gewinnt an dem Zufalle einen drückenden, beschwerlichen Meister. Aber wenn man gut erziehen will, muß man frey betrachten können. Man muß im Stande seyn, die besondern Fähigkeiten, welche die Natur jedem auf eine andere Weise anvertraut, zu unterscheiden und in ihrem Zusammenhange zu fassen. Man muß überzeugt seyn, daß das Höchste, dessen kein mit Vernunft begabtes Wesen ohne sich irre und unglücklich zu fühlen entrathen kann, auf tausend Weisen erfaßt werde, und dann erst wahrhaft gefühlt, wenn es auf die rechte anpassende Art dargebothen und begriffen wird, denn der Schwung des Geistes macht den Fanatiker nicht; das macht ihn, daß er in seinem Schwunge alle mit Gewalt und gegen freyen Sinn mitreißen möchte.

In wie vieler Kinder Wesen schrauben sich nicht Ältern und Erzieher ein; wie viele Männer reißen nicht stärkere, obwohl an sich schwache Geister auf immer aus ihrer Bahn; Nationen zeigt uns die Geschichte auf, welche in solchem Maße sich selbst verloren hatten, daß in Jahrhunderten kein Geist ihrer Eigenthümlichkeit einen Ausdruck verleihen konnte.

Diderot, unter der Reihe der Franzosen, die man Begeisterte von und für den Humor nennen könnte — der Gutmüthigste und Einsichtsvollste, sagt, die Menschen seyen wie vergriffene Scheidemünzen, an denen das Gepräge unsichtbar geworden. Diese Bemerkung ist theilweise wahr, und übertrieben. Überhaupt war es ein sonderbarer Gang, den diese Männer nahmen, welche die Revolution vorbereiteten, indem sie den schon herrschenden Gesinnungen durch die Kraft ihres gewandten Verstandes Umfang und Bestätigung gaben. Sie faßten auf den Theil der Nation, welcher, von der Natur entfremdet, seine Vorurtheile mit seiner Selbstsucht verband. Wo dieses letztere eingetreten, ist fortan alle Hülfe vergebens. Dahin zu sehen, wo in stillem Kreise der Mensch sich traulich an den Menschen anschließt, wo die Tugend nie ausstirbt, und das Herz nie ein Fremdling wird, war ihr Auge nicht einfältig genug, und ihr Geschmack zu verwöhnt.

Im Schwalle der Hauptstädte soll man da den Menschen suchen? Da, wo sie, um es aufs mildeste zu sagen, aus Nacht Tag machen, und aus der Lüge Wahrheit? Diese, weit entfernt den Charakter eines Volkes zu zeigen, zeigen, wodurch ein Volk untergehen kann.

Anderswo liegt seine unverwüstliche Kraft und Jugend. Als die Barbaren Italien überschwemmten, und ein welkes Geschlecht beynahe ausrotteten, hielten nicht die Städte-Bewohner den Umsturz der alten Gebräuche und Gewohnheiten der, wo sie noch vorhanden war, unstreitig bessern Sitte auf; sie vermischten sich mit den Überwindern, und lehrten diese ihre weichliche Feigheit meist so schnell, daß neueinbrechende ungeschwächte Horden auch sie bald wieder zu Boden traten. Jetzt noch sieht man dagegen unter dem Landvolke mit Freuden Züge der von den Vätern seit Jahrtausenden eingepflanzten Gewohnheiten.

Einige werden meinen, daß dieses als ein Lob des Landlebens anzusehen sey, und behaupten, daß dieses doch der Erweiterung des menschlichen Geistes, den Künsten und Wissenschaften Eintrag thue. Wenn man sich unter dem Landleben den Zwang vorstellt, welchen verzogene Städtler erleiden, die nun plötzlich in läppischen, erkünstelten Empfindungen sich überaus natürlich zu geberden denken, so wäre freylich besser, dieser Unsinn hätte nie existirt. Übrigens bleibt es eine große Frage, welche Art zu leben dem Menschen am angemessensten sey, und ob zu wahrer Kunst und Wissenschaft zu gelangen, nicht zu dem, was etwa die Neugierde beyden ablernen kann, ein gesammeltes oder zerstreutes Leben am meisten passe. Freylich ist es außer Hauptstädten schwer, viele Maschinen zusammen zu schleppen, um damit die Natur zu ergründen, viele Bücher zusammen zu bringen, um das Gesagte noch ein Mahl zu sagen, und die Leiber vieler Geister auf einen Punct zu concentriren, damit durch ihre Reibung ein edler Wetteifer entstehe. Dafür wird, wer in der Ruhe seinen Geist ordnet, nie jener seichten Oberflächlichkeit erliegen, die vor lauter Sehen und Hören nicht betrachtet noch vernimmt, und der Wissenschaft über ihren auf einander gethürmten Mitteln vergißt.

Das alte Rom in den Zeiten der ernsten Tugend, wenn es von menschlichen Dingen weniger unterrichtet war, war es um so mehr von göttlichen; und die Wissenschaft von der Vaterlandsliebe, der Sitteneinfalt, und ausdauernder Kraft in Thaten, wurde seinen noch zarten Bürgern mit der Muttermilch eingeflößt. Athen aber blühte an gerechterm Heldengeiste, an Kunst und Wissenschaft vor allen übrigen Städten der Mit- und Nachwelt.

Doch wäre es die Frage, ob die innere Gliederung des bürgerlichen Vereins in beyden, ob das häusliche Wesen und Betragen in jenen glänzenden Hauptstädten der alten Welt nicht eher mit den Gebräuchen, wie wir sie bey uns auf dem Lande oder in kleinern Städten finden, übereinstimmend gewesen, als mit der Kette von Mißbräuchen, welche den Ton der großen ausmachen.

Mögen andere Völker daran zweifeln; der Deutsche, wenn er nicht die nächste Vergangenheit oder die noch eben schwach wirkende Gegenwart aus den Augen verliert, kann es nicht! Unsere Universitäten, die ächtesten, die deutschesten Anstalten, welche in den spätern Zeiten unser Volk besessen, waren alle in kleinen Städten gegründet. Und was ist aus unsern Universitäten nicht hervorgegangen!

Die messen ihren Werth schlecht, welche die vortrefflichen Schriften zum Maßstabe nehmen, welche sie allerdings auch erzeugt haben! Und die sind vollends lächerlich, welche sich einbilden, ein Jüngling, der in seinem sechszehnten Jahre in sie aufgenommen worden, müsse sie in seinem zwanzigsten nun mit Weisheit und Wahrheit vollkommen bewaffnet und beschildert verlassen.

Der Mensch kann in keinem Alter der ununterbrochenen Lehre der Welt und des Lebens entbehren, und wenn man in jungen Leuten den Schwindel bedauern muß, mit dem sie zuweilen sich allzubedeutend dünken, und mit ihrer Wirkung dem Zeitalter einen lebhaften Stoß zu versetzen gedenken, was soll man zu dem erfahrenen Alter sagen, welches wähnt, das Schicksal habe mit seiner Geburt das Thor aller Erfindungen geschlossen, und einen Riegel vor alles Vordringen des menschlichen Geistes geschoben!

Wären unsere Universitäten nichts gewesen, als eine vorübergehende Rettung aus dem armseligen Drange des bürgerlichen stockenden Lebens, wer wollte einem Jünglinge nicht diesen flüchtigen Athem von freyer Lebensluft gönnen!

Sie waren aber weit mehr! Für den befestigten Mann ist es eine Schande, wenn er eines Sporns in seiner nächsten Umgebung bedarf, ohne welchen er träge wird. Er muß es gelernt haben, daß die Nähe sich nicht auf den Raum beschränkt, und daß es eine Verbindung in der Zeit und im Geiste gibt, welche viel inniger und befeuernder als jede augenblickliche ist. In jugendlichen Jahren aber ist dieser Reiz eines gegenwärtigen Mitwirkens unentbehrlich. In diesem Alter der Biegsamkeit und Empfänglichkeit ist die Hauptsache, daß das innere Feuer genährt, die Seele beflügelt, der Geist auf edle Gegenstände gelenkt, die Einbildungskraft durch die vielfältigsten Anklänge schöpferisch gemacht werde! Das geschah; wer es angesehen, wer es mitempfunden hat, wird sein ganzes Leben hindurch eine freudige Erinnerung davon behalten!

Ehe noch die Universitäten in einen engen Kreis beschränkt wurden, lernte man auch verschiedenartiges Wesen auf ihnen kennen; man gewöhnte sich manche kleinliche Unart ab; man gab unwillkührlich den ängstlichen, gebundenen Sinn auf, der dem ärmern Deutschen besonders anhängt, und nahm eine frischere Haltung an; man sammelte sich in Kurzem einen Schatz von Beobachtung und Menschenkenntniß, den sonst nur kostspielige und weite Reisen erwerben konnten.

Außerdem lernte man durch die den jungen Mitbürgern gelassene, trotz ihrer Ausartungen so unschätzbare Freyheit sich wacker betragen, dem Andern besonnen begegnen, selbst denken und handeln; zu geschweigen der schönen Beyspiele von Freundschaft und Aufopferung, Bruderſinn, Uneigennützigkeit und herzlichem Vertrauen, welche noch häufiger waren als Auszeichnung des Geistes. Hier sah man unter gesundem, heiterm, deutschem Blute die Einheit, von welcher im Ganzen, Großen, unsere Nation nur geträumt hat.

Wollte man also den Werth der Universitäten recht messen, so müßte man den regen Geist betrachten, der durch sie in unserer Nation, als höchster Vorzug, den wir vor an-

dern haben, verbreitet ist. Wie viele Systeme haben wir Deutsche nicht erfunden, und wie eifrig kleiden sich nicht die Anhänger in sie, um ihre Blöße zu decken. Aber theils tragen sie sich nicht bequem, und werden ungeschickt gehandhabt, theils laufen immer mehrere neben einander herum, und man kann sie ohne Mühe unterscheiden. Man sieht, es sind Livreen, nicht Landesuniformen; die Streiter tragen sie nicht, die Bedienten!

Andere Völker erfinden weniger Systeme, aber sie sind von einem herrschenden Systeme bereits beschnitten. Ihre Ursprünglichkeit, ihre Fortschreitungs-Fähigkeit ist dahin oder wenigstens, um ihnen wieder zu Theil zu werden, mußte eine große Krise vorausgehen, die immer zweydeutig ausfallen dürfte.

Daher erzeugt sich nun aber eine neue, gar sonderbare Erscheinung unter den Deutschen, und je mehr wir Leben haben, um so mehr verkennen wir das Leben. Es ist so zu fassen. Wer in den stets fortrollenden Bildungsgang der andern Nationen sich einläßt, wird bald bemerkt, und sein Streben auch äußerlich gefördert. Bey den Deutschen aber ist alles vereinzelt. Da der denkende Geist nicht von einem Systeme beherrscht wird, so ist er selten edel genug, nun auch mit seinem Systeme nicht herrschen zu wollen.

Gegen diese tödtende und pedantische Anmaßung waren die Universitäten nun auch von jeher die beste rettende Schutzwehr. Manche kühnere Gesinnung, die unter dem platten Bücherschwalle geäußert, verschollen wäre, fiel da ins gute Erdreich und schlug Wurzel. Freylich schalten dagegen gleichfalls von jeher grämliche Zuschauer, oder auch Mitredner von ihren entfernten Stühlen. Aber sie sollten es gut seyn lassen! Manches mag übertrieben und verunstaltet, manches andere Ehrwürdige einen Augenblick übersehen werden; was aber die frische Jugend in Feuer und Begeisterung setzt, hat immer einen wesentlich edeln Kern in sich gehabt; das Leben fühlt das Leben!

Gerade dieses Lebensgefühl ist es, welches auf den Universitäten allein lebendig ist. Auf ihnen las man die Fähigkeit des Mannes auf dem Blitze des Auges, aus dem Sinne des Lebens, aus Wort und That. Denn woher die Leute ihre Bücher zusammen stehlen, oder was für geheime ökonomische Schliche sie in den Handel und Wandel ihres gelehrten Lebens einflechten, wer kann das alles rathen und wissen, und ehe man sich durch Beobachtung leider zu sehr von diesen Elendigkeiten überführt hat, welche arglose Seele wird darauf fallen! Jeder aber könnte die practische Brauchbarkeit von dem Sprichworte wissen: Ist der Mann gut, ist alles gut!

Dadurch wurde Rom politisch, und Athen geistig so groß, daß man das Gefühl des Lebens geschärft hatte, daß man das Genie für Ehre und Schmuck, für Gemeingut des Staates hielt; daß man seine ersten Äußerungen ahnete, ihm unter die Arme griff, und ihm die möglichst weite Wirkung verschaffte. —

Daß ein Wesen das Gesetz seines Wesens ausdrücke, ist das Erste, Hauptsächlichste durch die weite Schöpfung. Dadurch nimmt es eines reinen Bestandes, eigener Macht und Wahrheit theilhaftig.

Das erkennen alle Denker an; aber die wenigsten fassen es in seiner ganzen Verbindung mit der Welt. Diesen mag auch der innere Zusammenhang verborgen bleiben, durch welchen sich das einfachste Leben an das Höchste der Kunst und Wissenschaft knüpft.

Die in diesen das Gepräge des Eigenen anerkennen, werden es in den Völkern wiedersehen. Wie sie dort Nachahmerey und eitle Manier geringschätzen, werden sie hier das unbeständige und unruhige Streben, durch welches kein Stand mehr auf sich gegründet bleiben mag, durch welches alle nicht dem Höhern, sondern dem blendenden Tande des Höhern nachtrachten, verdammen. Denn, daß die Wissenschaft in Wisserey ausartet, hat denselbigen Grund in der menschlichen Natur, aus welchem der Künstler den Weltmann, der Gelehrte den Höfling, der Handwerker den Kaufmann, der Kaufmann den Adeligen, der Adelige den Prinzen, und unter der ärmern Classe der Dienstbothe seinen Herrn zu spielen sucht.

Glücklich der, welcher von dem Nichtswürdigen dieser allverblendenden, zuletzt allzerstörenden Scheinsucht befreyt, der Befriedigung seines Geistes, und, so fern er Vermögen des Geistes besitzt, einer nicht schimmernden aber tiefbelebenden Wirkung auf die Geisterwelt nachtrachtet. Glücklich der, welcher sie nie geschaut hat, welchen ein abwehrendes Schicksal in einem einfachern Leben vor ihren Einflüssen bewahrt. Wenn um ihn herum alles gleich geworden, oder auch zu nichte geworden ist, wird er noch unversehrt sich des Lebens und der Unschuld des Lebens erfreuen können.

Ihm wird die alte Sitte anvertraut seyn: wirkt er im Geiste — der Geist, der nie veraltet; wirkt er in der Liebe seiner Geliebten — die Liebe zu älterer, besserer Zeit.

An diese sanften Bande väterlicher Gewohnheit, der Zucht, und bescheidenen Genusses wird er seine Nachkommen fesseln; ihnen übergibt er sie durch That und Tugend, durch Religion, durch das Spiel fröhlicher Gesänge.

Weß des Menschen Herz voll ist, geht der Mund über, an der Kunst im Allgemeinen, an den Liedern unter dem Volke, ahnet der Forscher den Geist, den Werth, die Entwicklung der Vergangenheit. In ihnen wird das Streben der Welt klar; wo sie leben; sind sie die redenden Zeichen des Lebens; wo sie übergeblieben sind, die leuchtendsten Züge des Gewesenen.

Homer verständigt die Griechen; die Psalmen belehren von dem Schwunge, von dem Vertrauen des israelitischen Volkes; Ossian ergreift mit dem Schönern eines stillernsten Gemüthes; Spanien ist von Feuer und Ehre, Italien von Lebensfülle und üppiger Schönheit durchdrungen. In den Deutschen wird die Tapferkeit, die Beständigkeit, die Frömmigkeit, der liebliche Scherz des Lebens besungen. Möchten diese Tugenden uns nie verlassen, oder möchten sie uns wiederkehren!

Wer aber eine bewegliche und unverschlossene Seele hat, wird sich an der wechselnden Bedeutung der Dinge vergnügen, das Höchste über Alles schätzen, aber auch schwächerm Leben aufzuhelfen wünschen, wie ein nicht blumenreiches Grün immer ermunternder ist, als eine leere Wüste.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

A r c h i v

für

eographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 25. und Freytag den 27. April 1810.

Nicht von Schätzen, die man leert, nicht von Capitalien, um die man trügt, und nicht von der Handelschaft, welche man sperrt; von dem, was Niemand nimmt, weil es in uns ist, von einer Denkungsart und Lebensweise ist die Rede, wodurch die, so Alles eingebüßt, in allen Lagen und Ländern, Ehre und Gut wieder finden, behaupten und andern verschaffen können. — Nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruhet eines Volkes Fortdauer und Nahme, sondern auf der Untilgbarkeit seines National-Charakters.

Johann von Müller.

(50 und 51.)

Historische Notizen von der Erziehung.

wiefern die Erziehung nicht bloß Ältern und Erzieher, rn überhaupt jeden gebildeten Menschen interessirt, wird n Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm seyn, hier in Umrisse dargestellt zu finden, was seit Jahrtausenden ser wichtigen Angelegenheit geleistet worden ist.

Über die Erziehung der ältesten Nationen schwebt Dunkel ngewißheit. Unter den bekannten Völkern des Alterthums kein einziges von dem Wesen derselben eine richtige Vorig. Zoroaster's mangelhafter Versuch blieb fruchtlos, Xenophon's Ideal beschränkt sich auf Despotenerzie-

Bey dem Thierdienste der Ägypter war keine wahre hung möglich, und auch bey den Israeliten findet man wenig Belehrung.

In Griechenland zeigen sich die ersten Spuren einer räßigen Erziehung. Durch Lykurg's Gesetzverfassung 88 vor Christo) ward die Jugend in Lacedämon ein derer Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung. Man das Kind für ein schätzbares Eigenthum des Vaterlandes, chon der Säugling stand daher unter der unmittelbaren ht des Staates. Aber gesunde, kraftvolle Glieder waren wesentliche Bedingung dieser Wohlthat. So gleich nach Geburt ward der junge Spartaner auf ein Schild gelegt, um Krieger geweiht. Sodann tauchte man ihn zur Prüseiner Lebenskraft in Wein. Nach überstandenem Bade der Vater das Kind zum Vorsteher der Bürgerabtheilung, dieser es munter und gesund, so schrieb er den Nahmen ben in die Bürgerregister ein; schien es ihm aber zu ch, so ward es ohne Rücksicht in die Felsenkluft am Täygeworfen. Auf Stärkung und Abhärtung des Körpers ten die Spartaner vorzüglich ihre Bemühung. Bis ins te Jahr liefen die Knaben nackt herum, und nur im strenWinter erlaubte man ihnen eine leichte Bekleidung. Ihre en waren möglichst frugal. Ihr Lager, welches sie sich selbst bereiteten, bestand gewöhnlich aus Schilf. Die Gymnastik ward in Sparta höher, als im ganzen übrigen Griechenlande geschätzt, und war beynahe der einzige Gegenstand des öffentlichen Unterrichts. Später verband man mit derselben, die Jagd und verschiedene Waffenübungen. Selbst die Mädchen kämpften ohne Bekleidung vor und mit den Jünglingen, und wurden, wie diese, erzogen. Die Jünglinge waren in verschiedene Rotten abgetheilt. Jede Rotte hatte einen Aufseher, und alle Abtheilungen waren einem Oberaufseher unterworfen. Dieser übte über sie große Gewalt. In seiner Begleitung befanden sich stets einige mit Geißeln bewaffnete Jünglinge. Zur Gewöhnung an heroische Selbstverläugnung und Verachtung des Schmerzes, dienten der spartanischen Jugend öffentliche Geißelungen. Das Stehlen war ihnen nicht verbothen, aber der Ertappte erhielt eine Züchtigung. Ehrerbiethung gegen erwachsene Personen war fast ihre einzige sittliche Tugend.

Auch in Athen sorgte man, nach Solon's (600 J. vor Christo) Anweisung, für die Bildung der Jugend. Wuchs der Knabe zum Jünglinge heran, so übergab man ihn, auf Kosten des Staates, einer öffentlichen Unterrichtsanstalt. Hier war er unter der beständigen Aufsicht eines Gymnasiarchen. Durch gymnastische Übungen vollendete man seine physische Erziehung. Durch Errichtung verschiedener Monumente zum Andenken großer Männer; durch Aufstellung gewisser, mit Sittensprüchen beschriebenen Termen, durch Anheftung der Gesetze auf öffentlichen Plätzen, durch Schauspiele u. dgl. ermunterte man ihn zur bürgerlichen Tugend. Dessen ungeachtet war diese Erziehung höchst einseitig, roh und unzureichend. Der Vater hatte das Recht über Leben und Tod seines Kindes, und viele wurden, besonders unter den ärmeren Volksclassen, bey der Geburt von den Ältern ausgesetzt oder getödtet. Die erste Verpflegung der Kleinen lag unwissenden Ammen ob. Die Söhne reicher Bürger bekamen einen Sclaven, ohne gehörige Auswahl, zum Pädagogen. Das Geschäft desselben beschränkte sich auf Bewachung und Begleitung des Zöglings. In den Schulen war der Stock das Hauptmotiv der Sittlichkeit, und Lehre

…htliche Einrichtung zielte auf hinreichende Begünstigung der …oralität ab.

Selbst bey den Römern finden wir in pädagogischer Hinsicht keine Befriedigung. Die Regierung bekümmerte sich wenig um Nationalerziehung. Gesetzliche Pflicht des Vaters war, außer den nicht krüppelhaften Söhnen, wenigstens seine älteste eheliche Tochter zu erziehen. Von der Geburt dieser Kinder gab er dem Staate Nachricht. Die erste Sorge für sie trug die Mutter. Später wurden auch Ammen bey ihnen gewöhnlich. Während der kriegerischen Periode der Republik hatte man auf dem Marsfelde gymnastische Übungen. Zur Ertheilung des Elementarunterrichts gab es öffentliche Anstalten. In der Folgezeit entstanden Privatinstitute. Nach der Eroberung Griechenlands gehörten griechische Hofmeister in Rom zum feinen Tone. Diese Pädagogen waren aber größtentheils gekaufte Sclaven, und hatten außer der Aufsicht keine Beschäftigung. Die Schulen der griechischen Rhetoren und Philosophen wurden von den Söhnen der vornehmen Römer häufig besucht.

Als nach der Zertrümmerung des römischen Staates, Dummheit, Zwang und Geistestyranney die Menschheit drückten, und jeden Rest der Cultur zu vertilgen drohten, erhielt die Ausbreitung des Christenthums den öffentlichen Unterricht noch in Bewegung. Derselbe erstreckte sich freylich damahls nicht weiter, als auf die Anfangsgründe der christlichen Religion, und selbst diese wurden bald in den Klosterschulen fast nur künftigen Mönchen und Weltpriestern ertheilt.

Desto ehrenvoller ist daher das Andenken der Regierung Carl's des Großen. Dieser Monarch, von der gänzlichen Vernachlässigung des Jugendunterrichts gerührt, sorgte mit nicht geringem Eifer für die Anordnung öffentlicher Schulanstalten. Er besetzte dieselben mit tüchtigen Lehrern, empfahl diesen, außer dem Christenthume, auch einen zweckmäßigen Vortrag anderer Wissenschaften, besuchte oft selbst die Schulen, bestimmte darin Belohnungen und Strafen, und erwarb sich durch diese Bemühungen bey der Nachwelt dauerhafte Achtung.

Unter den Nachfolgern Carl's gewann die kaum angeregte Reform des Schulwesens keine Festigkeit. Sinnloses Formelwerk und Pedanterie bemächtigten sich des Unterrichts, und nach und nach gingen die Parochialschulen, so wie auch die berühmtesten Klosterschulen, fast überall gar ein. Über die Organisation neuer Stadt- und Landschulen geboth nun unumschränkt der Kanonikus, oder privilegirte Scholastikus jedes Ortes, und die Erlaubniß, eine Lehranstalt anlegen zu dürfen, ward nur durch Geld von ihm erlangt. Schreiben, Lesen und Arithmetik waren die Gegenstände des Unterrichts. In den Parochialschulen, in welchen der Pfarrer das Lehramt verrichtete, lehrte man die Elemente des Christenthums und die Formulare des Chorgesanges. Die Schulmeister waren gewöhnlich die unwissendsten Menschen, und mehrere von ihnen zogen mit ihren Unterrichtsgesellen (Unterlehrern) im Lande herum.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Wiederherstellung der Wissenschaften, die wechselseitige nähere Verbindung der europäischen Nationen, und der rühmliche Eifer einiger großen Männer im 15ten Jahrhundert bereiteten eine wohlthätige Veränderung der Erziehung und des Unterrichts vor. Man fand bald an der classischen Literatur außerordentlichen Geschmack, und die Gelehrten wurden dem Adel gleich geachtet. Die außer den Universitäten gestifteten Gelehrtenschulen schienen dem Unterrichte eine günstige Wendung geben zu wollen. Jedoch der Clerus widerstrebte der Cultur der Wissenschaften, und die Finsterniß der Unwissenheit brach im Allgemeinen von neuem ein.

Die (wenigstens indirecte) Wichtigkeit der Reformation für die Verbesserung des Erziehungsfaches leuchtet aus der Natur derselben unverkennbar hervor. Luther und seine Gehülfen fühlten auch tief die klägliche Verfassung des Jugendunterrichts, und suchten zur Reform desselben thätig mitzuwirken; aber ihre Lage sowohl, als auch die mit einer solchen Unternehmung damahls verbundenen Schwierigkeiten, hinderten sie, hierin unmittelbar viel Gutes wirken zu können. Die meisten Lehranstalten behielten daher ihre alte Form, und selbst die edleren, in die Schulen verpflanzten Ideen wurden durch eine unsinnige Polemistsucht und durch den Sectengeist der Lehrer fast ganz aus denselben verdrängt.

Die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Holland herrschende Denk- und Druckfreyheit begünstigte die Cultur der Wissenschaften; allein die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer bessern Erziehung ward daselbst wenig oder gar nicht erkannt.

Die Schrift des englischen Philosophen John Locke (st. 1704.) über die Erziehung, enthält den ersten schätzbaren Versuch einer befriedigenden, auf psychologische Grundsätze gegründeten Erziehungslehre, und ward in und außer England mit großem Beyfalle aufgenommen. Sein Vaterland aber hat sich durch besondere Sorgfalt für Erziehung niemahls ausgezeichnet.

Frankreich schwang sich unter der Regierung Ludwig XIV. zum cultivirtesten Staate empor, und erregte durch seine großen Fortschritte in allen Fächern der Gelehrsamkeit und Künste die Bewunderung von ganz Europa, und doch ward in diesem Lande an Vertilgung der gröbsten Mißbräuche und Vorurtheile der Erziehung kaum gedacht. Fenelon's Schriften blieben ohne Wirkung, und Rousseau's berühmter Emil ward viel gelesen und wenig benutzt. Noch in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand sich hier der öffentliche Unterricht in dem tiefsten Verfalle. Nach dem Ausbruche der Revolution hob zwar die Nationalversammlung, von der Abgeschmacktheit der bisherigen öffentlichen Unterrichtsanstalten überzeugt, dieselben völlig auf; allein die nachfolgenden Stürme der Republik hielten eine geraume Zeit die Regierung ab, zweckmäßigere Schulen organisiren zu können. Die Commission des öffentlichen Unterrichts brachte zum Besten des Schulwesens etwas in Ausführung. Das Directorium aber war hierin ganz nachlässig. Durch die jetzt bestehende Verfassung des öffentlichen Unterrichts hat Napoleon sich um Frankreich sehr verdient gemacht.

Während der Regierung Josephs Emanuel, Königs von Portugal, wurden vom Marquis von Pombal (st. 1782.) im ganzen portugiesischen Reiche Schulen angelegt, und mit dem Unterrichte der Jugend die nützlichsten Veränderungen vorgenommen; aber nicht lange nach dem Sturze dieses einsichtsvollen Ministers sind alle diese Verbesserungen für unnütz erklärt und vernichtet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ahnherrn Marien-Louisens.

Die historischen Reflexionen über das hehre Band, das von Millionen gesegnet, Napoleon und Louisen umschlang (in Nr. 27. dieses Archivs) malten den, in die graue Nebelferne der Vorzeit hinaufstrahlenden Glanz Ihrer Abkunft mit der einfachen Bemerkung, daß das österreichische Kaiserhaus, fruchtbar in sich selbst und in allen seinen Verbindungen; in männlichen oder weiblichen Sprossen alle Kronen vom Niemes bis an den Tajo, von Island bis zum Ätna getragen, — daß es sechsthalbhundert Jahre lang im Besitz der ersten Würde der Christenheit, dem heiligen römischen Reiche 21 Kaiser, und (seiner dermahligen Hauskrone nicht zu erwähnen.) Spanien sieben, Portugall drey, beyden Sicilien sechs, England einen, Pohlen zwey Wahl-Könige gegeben habe, daß es mit Allem verwandt war, was von den Merowingern und von Carl dem Großen, von den Ottonen und von Hugo Capet, bis zu den byzantinischen Kaisern und angelsächsischen Königen in Europa geherrscht hat.*) -

Zum Belege dessen werden diesem Archive, nach einander zwanzig genealogische Herleitungen der erhabenen Kaiserinn der Franzosen, Königinn von Italien beygelegt werden. — Mit diesem Blatte erscheint zuerst die gemeinschaftliche Herkunft der Häuser Habsburg und Lothringen, darauf folgt die Abstammung von allen Kaiser-Dynastien, von der Carlowingischen, sächsischen, salischen, von den Hohenstaufen und Luxemburgern, — — von den französischen Herrscher-Stämmen der Merovinger, der Capets Valois und Bourbon, — von den alten eingebornen Königen Castiliens und Arragons, aus westgothischem Blute, — von jenen Portugalls aus dem Hause Burgund, — von den zwey brittischen Herrscherstämmen, Normandie und Anjou (Plantagenet) — von den arpadischen Königen Ungarns, von den pohlnischen Piasten und Jagellonen, — von den przemyslischen Königen Böhmens, von den älteren und jüngeren Guelphen!

Aus Adam Müllers Elementen der Staatskunst.

Über die Zeit in Bezug auf die Staatswissenschaft.

Lange Friedenszeiten sind für die Cultur der Staatswissenschaft nicht günstig, eben weil die innere Natur des Staates unter heftigen Bewegungen, unter Revolutionen und Kriegen, am deutlichsten an's Licht tritt. — Ist nicht Cicero's politische Weisheit eine Frucht der Gährungen und Revolutionen in der römischen Republik, die sich gerade damahls zu einer Monarchie umzugestalten strebte? Hat die Republik der vereinigten Niederlande nicht den Kriegen um ihre Freyheit, den Kämpfen mit dem Meere, mit Spanien, Frankreich und England, die Reihe großer Staatsmänner und Staatsgelehrten zu verdanken, unter denen Nahmen, wie die von Oranien, van de Witt und Hugo Grotius glänzen? — Was bildete Machiavelli und Guicciardini? Welche Zustände zogen Burke'n groß? — Alle diese Meister lernten nicht aus Lehrbüchern, Statistiken und Staatskalendern, und nicht durch müßige Stuben-Speculation, sondern im Leben, in der Bewegung, den Staat kennen. Ihre Neigungen, die größten wie die geringsten, waren ganz dahingegeben an das Vaterland; ihr Schicksal Eins mit dem seinigen. Als sich nun von außen und innen Feinde in den verschiedensten Gestalten erhoben; hier mit Waffen der Klugheit, dort mit Waffen des Armes, und dann wieder mit Waffen der Beredtsamkeit gefochten werden mußte; als hier ein auflodernder Volksaufstand besänftigt, dort der Zwiespalt erbitterter Parteyen mit kluger Hand verglichen, dort feindselige Elemente, die eindringenden Wellen des Oceans zurück gewiesen, dann wieder der Handel und der Credit unterstützt, oder eindringenden Heeren die Spitze gebothen und tausend Verarmten und Unglücklichen aufgeholfen werden sollte: da war die einzige, größte Schule der Staatsweisheit und der Vaterlandsliebe eröffnet, und jene Lehrer der Welt mußten daraus hervorgehen. —

Denn wie der Mensch unter Leiden und Unglück sein Herz kennen lernt, so lernen unter Calamitäten, Bewegungen und Stürmen aller Art die Völker sich selbst kennen und achten. Das Glück verzieht, verwöhnt, schläfert ein und isolirt die Menschen, wie die Völker; da hingegen das Unglück wach erhält, reizt, bindet und erhebt.

Eben so ein langer Friede. Wie viele verborgene Tugend, wie vieles unsichtbare Schöne, aber auch wie viele verdeckte Schlechtheit kommt zum Vorschein, wenn einmahl nach langem Frieden der Krieg das Innerste einer Nation, bis in die geringfügigsten Familienverhältnisse hinein, aufwühlt! Der Regierung und den Unterthanen fällt es, wie Schüppen von den Augen, sie erkennen einander gegenseitig, und alles Glück, das sie gemeinschaftlich besessen haben, wird erst in der Gefahr zum Glück; im Sturm, in der Bewegung fühlen sie zuerst den Werth des Bleibenden und Dauernden; vieles ehemahls Großgeachtete verschwindet, vieles ehemahls Kleine wird bedeutend. Kurz, das Wesentliche am Staate, Das, wovon seine Existenz abhängt, kommt am deutlichsten unter Bewegungen und Kriegen zum Vorschein. Was die Menschen eigentlich auf Leben und Tod verbindet, so, daß eine bürgerliche Gesellschaft, ein politisches Ganze, ein Staat, aus ihnen entsteht — diese Bande und ihre Kraft müssen am besten erprüft und studiert werden können, wenn viele feindselige Mächte zusammen treten, um sie aufzulösen und zu zerstören. —

So ist die Zeit, in der wir leben, eine große Schule der Staatsweisheit. Glücklich, wer ein großes Herz in diese Schule mitbringt, sich durch allen Schein von gänzlicher Zerrissenheit alter Bande nicht blenden läßt, und gerade in dieser fürchterlichsten Bewegung mit angemessener Kraft die Wesentlichkeiten festhält, welche jetzt vielleicht deutlicher als je zu erkennen sind! Wir haben Staaten decomponiren sehen, und

*) Gibbon in seiner history of the decline and fall of the roman empire (London by Strahan, 1788 Vol. V page 48 and 49) schließt noch eine fernere Vorhalle auf: „(ad ann, 963) Aus der Ehe Romanus des Jüngern mit Theophania verließ er zwey Söhne, Basil II. und Constantin IX. und zwey Töchter, Theophania, Gemahlinn Kaiser Otto's II. und Anna, die Gattinn Wladimirs, Großherzogs und Apostels von Rußland. Durch die Vermählung ihrer Enkelinn Anna, mit dem französischen Könige Heinrich I. (1051) fließt in den Adern der Bourbons (und somit auch Louisens) das Blut (nicht nur der byzantinischen Kaiser, sondern auch) der Macedonier, und wahrscheinlich der persischen Arsaciden.

htliche Einrichtung zielte auf hinreichende Begünstigung der Moralität ab.

Selbst bey den Römern finden wir in pädagogischer Hinsicht keine Befriedigung. Die Regierung bekümmerte sich wenig um Nationalerziehung. Gesetzliche Pflicht des Vaters war, außer den nicht krüppelhaften Söhnen, wenigstens seine älteste eheliche Tochter zu erziehen. Von der Geburt dieser Kinder gab er dem Staate Nachricht. Die erste Sorge für sie trug die Mutter. Später wurden auch Ammen bey ihnen gewöhnlich. Während der kriegerischen Periode der Republik hatte man auf dem Marsfelde gymnastische Übungen. Zur Ertheilung des Elementarunterrichts gab es öffentliche Anstalten. In der Folgezeit entstanden Privatinstitute. Nach der Eroberung Griechenlands gehörten griechische Hofmeister in Rom zum feinen Tone. Diese Pädagogen waren aber größtentheils gekaufte Sclaven, und hatten außer der Aufsicht keine Beschäftigung. Die Schulen der griechischen Rhetoren und Philosophen wurden von den Söhnen der vornehmen Römer häufig besucht.

Als nach der Zertrümmerung des römischen Staates, Dummheit, Zwang und Geistestyranney die Menschheit drückten, und jeden Rest der Cultur zu vertilgen drohten, erhielt die Ausbreitung des Christenthums den öffentlichen Unterricht noch in Bewegung. Derselbe erstreckte sich freylich damahls nicht weiter, als auf die Anfangsgründe der christlichen Religion, und selbst diese wurden bald in den Klosterschulen fast nur künftigen Mönchen und Weltpriestern ertheilt.

Desto ehrenvoller ist daher das Andenken der Regierung Carl's des Großen. Dieser Monarch, von der gänzlichen Vernachlässigung des Jugendunterrichts gerührt, sorgte mit nicht geringem Eifer für die Anordnung öffentlicher Schulanstalten. Er besetzte dieselben mit tüchtigen Lehrern, empfahl diesen, außer dem Christenthume, auch einen zweckmäßigen Vortrag anderer Wissenschaften, besuchte oft selbst die Schulen, bestimmte darin Belohnungen und Strafen, und erwarb sich durch diese Bemühungen bey der Nachwelt dauerhafte Achtung.

Unter den Nachfolgern Carl's gewann die kaum angeregte Reform des Schulwesens keine Festigkeit. Sinnloses Formelwerk und Pedanterie bemächtigten sich des Unterrichts, und nach und nach gingen die Parochialschulen, so wie auch die berühmtesten Klosterschulen, fast überall gar ein. Über die Organisation neuer Stadt- und Landschulen geboth nun unumschränkt der Kanonikus, oder privilegirte Scholastikus jedes Ortes, und die Erlaubniß, eine Lehranstalt anlegen zu dürfen, ward nur durch Geld von ihm erlangt. Schreiben, Lesen und Arithmetik waren die Gegenstände des Unterrichts. In den Parochialschulen, in welchen der Pfarrer das Lehramt verrichtete, lehrte man die Elemente des Christenthums und die Formulare des Chorgesanges. Die Schulmeister waren gewöhnlich die unwissendsten Menschen, und mehrere von ihnen zogen mit ihren Unterrichtsgesellen (Unterlehrern) im Lande herum.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Wiederherstellung der Wissenschaften, die wechselseitige nähere Verbindung der europäischen Nationen, und der rühmliche Eifer einiger großen Männer im 15ten Jahrhundert bereiteten eine wohlthätige Veränderung der Erziehung und des Unterrichts vor. Man fand bald an der classischen Literatur außerordentlichen Geschmack, und die Gelehrten wurden dem Adel gleich geachtet. Die außer den Universitäten gestifteten Gelehrtenschulen schienen dem Unterrichte eine günstige Wendung geben zu wollen. Jedoch der Clerus widerstrebte der Cultur der Wissenschaften, und die Finsterniß der Unwissenheit brach im Allgemeinen von neuem ein.

Die (wenigstens indirecte) Wichtigkeit der Reformation für die Verbesserung des Erziehungsfaches leuchtet aus der Natur derselben unverkennbar hervor. Luther und seine Gehülfen fühlten auch tief die klägliche Verfassung des Jugendunterrichts, und suchten zur Reform desselben thätig mitzuwirken; aber ihre Lage sowohl, als auch die mit einer solchen Unternehmung damahls verbundenen Schwierigkeiten, hinderten sie, hierin unmittelbar viel Gutes wirken zu können. Die meisten Lehranstalten behielten daher ihre alte Form, und selbst die edleren, in die Schulen verpflanzten Ideen wurden durch eine unsinnige Polemisirsucht und durch den Sectengeist der Lehrer fast ganz aus denselben verdrängt.

Die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Holland herrschende Denk- und Druckfreyheit begünstigte die Cultur der Wissenschaften; allein die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer bessern Erziehung ward daselbst wenig oder gar nicht erkannt.

Die Schrift des englischen Philosophen John Locke (st. 1704.) über die Erziehung, enthält den ersten schätzbaren Versuch einer befriedigenden, auf psychologische Grundsätze gegründeten Erziehungslehre, und ward in und außer England mit großem Beyfalle aufgenommen. Sein Vaterland aber hat sich durch besondere Sorgfalt für Erziehung niemahls ausgezeichnet.

Frankreich schwang sich unter der Regierung Ludwig XIV. zum cultivirtesten Staate empor, und erregte durch seine großen Fortschritte in allen Fächern der Gelehrsamkeit und Künste die Bewunderung von ganz Europa, und doch ward in diesem Lande an Vertilgung der gröbsten Mißbräuche und Vorurtheile der Erziehung kaum gedacht. Fenelon's Schriften blieben ohne Wirkung, und Rousseaus berühmter Emil ward viel gelesen und wenig benutzt. Noch in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand sich hier der öffentliche Unterricht in dem tiefsten Verfalle. Nach dem Ausbruche der Revolution hob zwar die Nationalversammlung, von der Abgeschmacktheit der bisherigen öffentlichen Unterrichtsanstalten überzeugt, dieselben völlig auf; allein die nachfolgenden Stürme der Republik hielten eine geraume Zeit die Regierung ab, zweckmäßigere Schulen organisiren zu können. Die Commission des öffentlichen Unterrichts brachte zum Besten des Schulwesens etwas in Ausführung. Das Directorium aber war hierin ganz nachlässig. Durch die jetzt bestehende Verfassung des öffentlichen Unterrichts hat Napoleon sich um Frankreich sehr verdient gemacht.

Während der Regierung Josephs Emanuel, Königs von Portugal, wurden vom Marquis von Pombal (st. 1782.) im ganzen portugiesischen Reiche Schulen angelegt, und mit dem Unterrichte der Jugend die nützlichsten Veränderungen vorgenommen; aber nicht lange nach dem Sturze dieses einsichtsvollen Ministers sind alle diese Verbesserungen für unnütz erklärt und vernichtet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ahnherrn Marien-Louisens.

Die historischen Reflexionen über das hehre Band, das von Millionen gesegnet, Napoleon und Louisen umschlang (in Nr. 27. dieses Archivs) malten den, in die graue Nebelferne der Vorzeit hinaufstrahlenden Glanz Ihrer Abkunft mit der einfachen Bemerkung, daß das österreichische Kaiserhaus, fruchtbar in sich selbst und in allen seinen Verbindungen; in männlichen oder weiblichen Sprossen alle Kronen vom Niemes bis an den Tajo, von Island bis zum Ätna getragen, — daß es sechsthalbhundert Jahre lang im Besitz der ersten Würde der Christenheit, dem heiligen römischen Reiche 21 Kaiser, und (seiner dermahligen Hauskrone nicht zu erwähnen.) Spanien sieben, Portugall drey, beyden Sicilien sechs, England einen, Pohlen zwey Wahl-Könige gegeben habe, daß es mit Allem verwandt war, was von den Merowingern und von Carl dem Großen, von den Ottonen und von Hugo Capet, bis zu den byzantinischen Kaisern und angelsächsischen Königen in Europa geherrscht hat.*) -

Zum Belege dessen werden diesem Archive, nach einander zwanzig genealogische Herleitungen der erhabenen Kaiserinn der Franzosen, Königinn von Italien beygelegt werden. — Mit diesem Blatte erscheint zuerst die gemeinschaftliche Herkunft der Häuser Habsburg und Lothringen, darauf folgt die Abstammung von allen Kaiser-Dynastien, von der Carlowingischen, sächsischen, salischen, von den Hohenstaufen und Luxemburgern, — — von den französischen Herrscher-Stämmen der Merovinger, der Capets Valois und Bourbon, — von den alten eingebornen Königen Castiliens und Arragons, aus westgothischem Blute, — von jenen Portugalls aus dem Hause Burgund, — von den zwey brittischen Herrscherstämmen, Normandie und Anjou (Plantagenet) — von den arpadischen Königen Ungarns, von den pohlnischen Piasten und Jagellonen, — von den przemyslischen Königen Böhmens, von den älteren und jüngeren Guelphen!

Aus Adam Müllers Elementen der Staatskunst.

Über die Zeit in Bezug auf die Staatswissenschaft.

Lange Friedenszeiten sind für die Cultur der Staatswissenschaft nicht günstig, eben weil die innere Natur des Staates unter heftigen Bewegungen, unter Revolutionen und Kriegen, am deutlichsten an's Licht tritt. — Ist nicht Cicero's politische Weisheit eine Frucht der Gährungen und Revolutionen in der römischen Republik, die sich gerade damahls zu einer Monarchie umzugestalten strebte? Hat die Republik der vereinigten Niederlande nicht den Kriegen um ihre Freyheit, den Kämpfen mit dem Meere, mit Spanien, Frankreich und England, die Reihe großer Staatsmänner und Staatsgelehrten zu verdanken, unter denen Nahmen, wie die von Oranien, van de Witt und Hugo Grotius glänzen? — Was bildete Machiavelli und Guicciardini? Welche Zustände zogen Burke'n groß? — Alle diese Meister lernten nicht aus Lehrbüchern, Statistiken und Staatskalendern, und nicht durch müßige Stuben-Speculation, sondern im Leben, in der Bewegung, den Staat kennen. Ihre Neigungen, die größten wie die geringsten, waren ganz dahingegeben an das Vaterland; ihr Schicksal Eins mit dem seinigen. Als sich nun von außen und innen Feinde in den verschiedensten Gestalten erhoben; hier mit Waffen der Klugheit, dort mit Waffen des Armes, und dann wieder mit Waffen der Beredtsamkeit gefochten werden mußte; als hier ein auflodernder Volksaufstand besänftigt, dort der Zwiespalt erbitterter Parteyen mit kluger Hand verglichen, dort feindselige Elemente, die eindringenden Wellen des Oceans zurück gewiesen, dann wieder der Handel und der Credit unterstützt, oder eindringenden Heeren die Spitze gebothen und tausend Verarmten und Unglücklichen aufgeholfen werden sollte: da war die einzige, größte Schule der Staatsweisheit und der Vaterlandsliebe eröffnet, und jene Lehrer der Welt mußten daraus hervorgehen. —

Denn wie der Mensch unter Leiden und Unglück sein Herz kennen lernt, so lernen unter Calamitäten, Bewegungen und Stürmen aller Art die Völker sich selbst kennen und achten. Das Glück verzieht, verwöhnt, schläfert ein und isolirt die Menschen, wie die Völker; da hingegen das Unglück wach erhält, reizt, bindet und erhebt.

Eben so ein langer Friede. Wie viele verborgene Tugend, wie vieles unsichtbare Schöne, aber auch wie viele verdeckte Schlechtheit kommt zum Vorschein, wenn einmahl nach langem Frieden der Krieg das Innerste einer Nation, bis in die geringfügigsten Familienverhältnisse hinein, aufwühlt! Der Regierung und den Unterthanen fällt es, wie Schüppen von den Augen, sie erkennen einander gegenseitig, und alles Glück, das sie gemeinschaftlich besessen haben, wird erst in der Gefahr zum Glück; im Sturm, in der Bewegung fühlen sie zuerst den Werth des Bleibenden und Dauernden; vieles ehemahls Großgeachtete verschwindet, vieles ehemahls Kleine wird bedeutend. Kurz, das Wesentliche am Staate, Das, wovon seine Existenz abhängt, kommt am deutlichsten unter Bewegungen und Kriegen zum Vorschein. Was die Menschen eigentlich auf Leben und Tod verbindet, so, daß eine bürgerliche Gesellschaft, ein politisches Ganze, ein Staat, aus ihnen entsteht — diese Bande und ihre Kraft müssen am besten erprüft und studiert werden können, wenn viele feindselige Mächte zusammen treten, um sie aufzulösen und zu zerstören. —

So ist die Zeit, in der wir leben, eine große Schule der Staatsweisheit. Glücklich, wer ein großes Herz in diese Schule mitbringt, sich durch allen Schein von gänzlicher Zerrissenheit alter Bande nicht blenden läßt, und gerade in dieser fürchterlichsten Bewegung mit angemessener Kraft die Wesentlichkeiten festhält, welche jetzt vielleicht deutlicher als je zu erkennen sind! Wir haben Staaten decomponiren sehen, und

*) Gibbon in seiner history of the decline and fall of the roman empire (London by Strahan, 1788 Vol. V page 48 and 49) schließt noch eine fernere Vorhalle auf: „(ad ann, 963) Aus der Ehe Romanus des Jüngern mit Theophania verließ er zwey Söhne, Basil II. und Constantin IX. und zwey Töchter, Theophania, Gemahlinn Kaiser Otto's II. und Anna, die Gattinn Wladimirs, Großherzogs und Apostels von Rußland. Durch die Vermählung ihrer Enkelinn Anna, mit dem französischen Könige Heinrich I. (1051) fließt in den Adern der Bourbons (und somit auch Louisens) das Blut (nicht nur der byzantinischen Kaiser, sondern auch) der Macedonier, und wahrscheinlich der persischen Arsaciden.

über ihre Composition Rechenschaft geben. — Daß die denkenden Zeitgenossen einer allgemeinen politischen Revolution, unterstützt durch einen ausgebreiteten literarischen Commerz und Gedanken-Verkehr, wie er bey keiner ähnlichen früheren Weltbegebenheit Statt fand, von dem Wesen der Staaten mehr wissen können, als frühere Zeitalter, ist hiernach klar, wenn auch die Erfahrung mich widerlegen möchte. Weniges ist nähmlich geschehen; und in demselben Maße, wie die Politik sich aller Köpfe bemächtigt hat, und das tägliche Brod des großen Haufens geworden ist, hat sie aufgehört, die Gemüther einzelner großgearteter und tiefsinniger Menschen zu beschäftigen. Der Ernst, den dieses Studium vor allen andern fordert, ist nicht weiter vorhanden; die Entstehung außerordentlicher Werke über die Gesetzgebung und Staatskunst wird nicht mehr, wie ehemahls, begünstigt durch die Ehrfurcht ganzer Völker und Jahrhunderte vor Talenten und gewaltigen Arbeiten des Geistes; die meisten trauen ihrem eignen Talente mehr zu, als der in einem einzigen Kopfe vereinigten Weisheit einer ganzen Nation. Und wie wenigen gilt der Beschluß eines ganzen Jahrhunderts, oder die Arbeit eines Montesquieu mehr, als das Resultat von der eignen Überlegung einer Viertelstunde!

Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staate, und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht.

(Fragment aus einem größern noch ungedruckten Werke.)

Rom wurde schon bey seiner ersten Gründung zu einem kriegerischen Staate gebildet. Romulus und Servius Tullius, Könige von gleichem Heldengeiste beseelt, gaben ihm jene kriegerische Gestalt, die er bekommen mußte, wenn er nicht schon in seiner Wiege das Opfer der ihn rings umgebenden schelsüchtigen Nachbarn und mächtigen Nebenbuhler werden sollte.

Wenn Romulus durch Errichtung der Legion und der erlesenen Reiterschaar aus der Edelsten des neuen Volkes die Grundfeste legte, so führte doch Tullius das waffenschimmernde Gebäude auf.

Strenger Gehorsam und die mit dem Soldatenstande verbundenen Vorzüge, sie waren die zwey großen Stützen, der Vortrefflichkeit der römischen Heere. Nur dem Freyen war es erlaubt, sein Vaterland zu vertheidigen; niedriger Pöbel, Sclaven und selbst Freygelassene wurden zu dem rühmlichen Heldenwerke nicht zugelassen, ja die letztere sogar oft mit dem Tode bestraft, wenn sie heimlich Dienste genommen hatten, und entdeckt wurden; denn man war der Meinung, nur wer ein Eigenthum besitze, wage Blut und Leben für den Staat, davon es ein Theil sey, und stellte daher als den höchsten Grundsatz auf: es sey das Vorrecht und zugleich die Pflicht jedes Bürgers, auf seine Kosten gegen den Feind zu kämpfen, und ihn von dem heiligen Kreise des Vaterlandes ferne zu halten.

Allein man vergaß in dieser edlen Begeisterung der Ärmern — und gab auch ihnen keinen Sold. So geschah es denn, daß viele Plebejer, entfernt von ihrer Heimath, und von der Pflege ihrer verödenden Grundstücke, in Dürftigkeit und Elend geriethen, während sie für das Vaterland ihr Blut vergossen, und, mit Siegeslorbern bekränzt, in Häuser zurückkehrten, an deren Schwelle ihnen darbende Kinder und trostlose Gattinnen entgegen weinten.

Dieses Versehen hatte aber auch noch die weitere böse Folge, daß es den Volkstribunen immerzu erwünschte Gelegenheit gab, Uneinigkeiten zu erhalten zwischen Volk und Adel, und bey ausbrechenden Kriegen die Werbung der Truppen zu hindern, oder doch wenigstens zu erschweren.

Muth und Tapferkeit, begleitet von Zuversicht und Kraftgefühl mußten bey den Römern in den ersten Zeiten den Mangel an Kriegskunde ersetzen, und konnten es auch; da dieses glückliche Volk in seinem Begiene immer nur mit kleinen benachbarten Völkern Krieg zu führen hatte. Roms weder zahlreiche noch schlachtenkundige Heere konnten dadurch leichter Siege erringen, und, wenn sie Niederlagen von Bedeutung erlitten, sich desto schneller wieder verstärken, oder hinter ihre Mauern zurückziehen, wohin ein Feind nur selten sie zu verfolgen wagte.

Die Könige Tullus Hostilius, Ancus Marcius und die beyden Tarquinier befestigten durch ihre Siege den Muth der Römer immer mehr, so daß die seltnen Niederlagen, welche dieses Volk in der Folge manchmahl durch überlegene Macht erfuhr, nicht mehr im Stande waren, demselben sein stolzes Bewußtseyn zu rauben.

Herrliche Thaten wurden endlich durch den rühmlichen Wetteifer der Consuln ausgeführt, und wichtige Verbesserungen durch die, in der Staatsverwaltung mit den Consuln abwechselnden Kriegstribunen bewirkt. Die Besoldung der römischen Truppen und die Abtheilung der Heere in drey Linien war ihr Werk.

Auch Cajus Gracchus, Marius und Julius Cäsar hatten sich um die römischen Kriegsheere große Verdienste erworben. Der erste von diesen Männern hatte es dahin gebracht, daß den Soldaten die Kleidung vom Staate gegeben wurde, ohne ihnen dafür etwas vom Solde abzuziehen, dann auch daß kein Jüngling vor dem siebenzehnten Jahre zum Kriegsdienste durfte gezwungen werden.

Indeß hatten die Reichen angefangen, sich allmählig den Waffen zu entziehen, und genossen nun ihrer Schätze in prächtiger Schwelgerey oder in behaglicher häuslicher Stille, entfernt von allen Staatsgeschäften und Diensten für das Vaterland. Marius nahm deshalb zuerst auch Leute aus der letzten Classe, die gar kein Vermögen besaßen, unter das Fußvolk auf, und zur Reiterey nicht mehr wie vorher bloß die Ritter, sondern auch Männer aus Italien und den Provinzen, Numidier, Gallier und dergleichen.

Die bisher üblich gewesene Stellung nach den Manipeln hörte auf, und Marius erfand dafür die Stellung nach den Kohorten, womit er die Cimbrer und Teutonen besiegte. Auch wurden von Marius Zeiten an die leichten Truppen von den Legionen ganz getrennt, indem man zu jenen bloß Ausländer nahm, welche die Fertigkeit mit irgend einer Waffe in besonders hohem Grade besaßen. So hatte man kretische Bogenschützen, und balearische Schleuderer.

Auch die Reiterey bestand größtentheils aus Ausländern, und die Ritter bildeten jetzt nur mehr das eigentliche legionäre Reiter-Corps.

Auch die Bundesgenossen hatten bey dem Heere aufgehört, da die Italiener das Bürgerrecht erhielten, und in den römischen Legionen dienen durften, wie die Römer selbst. Die jetzigen Hülfstruppen waren also in Sold genommen oder von fremden Fürsten aus Freundschaft zugeschickte Ausländer.

Die Kriege der Römer mit den Etruskern und Samnitern waren für jene die beste Übungsschule; und durch die Niederlagen, welche sie von König Pyrrhus und von den Galliern erlitten, lernten sie erst mit der Tapferkeit die Kriegsklugheit verbinden.

Die gänzliche Unterjochung Italiens nach dreyhundert Jahren durch beynahe ununterbrochen geführte Kriege war die Folge davon. Kuffner.

(Die Fortsetzung folgt.)

P.

Über das Chaos und die Art es darzustellen.

Das Wort Chaos wird vom griechischen χαίνω, hio, mit größerer Wahrscheinlichkeit aber aus orientalischen Sprachen hergeleitet. Es bedeutet Vermischung, Verwirrung.

Nach der Cosmogonie der Phönicier ist das All vorerst nur eine finstre von geistigen Kräften volle Luft, ein ewiges Chaos gewesen. Der Geist, von Liebe gegen seine Grundstoffe entzündet, vereinte sich mit ihnen, und diese Vereinung ward Liebe genannt. Aus ihr entstand Mot oder Mod, Schlamm des wässerigen Mischmasches, das Princip und der Same aller Creaturen (Sanchoniaton in Euseb. praep. evang. L. 1). Hier ist also das Chaos ein vermischter, doch erzeugender Geist (welchen die Phönicier iohu bahu, wie die Hebräer thohu vabohu nannten), aber kein Gott; er gehört der Physik an.

Hesiod (in seiner Theogonie X, I, 125) führt das Chaos, die Erde und die Liebe als die ältesten Gottheiten der Welt an. Aus der Vereinigung des Chaos und der Caligo (Finsterniß) läßt Hygin den Tag und die Nacht entspringen. Das Chaos wird personificirt und vergöttlicht.

Ovid macht eine schöne Beschreibung vom Chaos, spricht aber von demselben, als vom Urzustande, worin sich Alles auf der Erde bis zum Augenblicke befand, wo die Natur den Kampf unter den Grundstoffen endigte, und jedem seinen Platz anwies. Hier ist keine Personification, keine Vergöttlichung.

Orpheus lehrt in seiner Cosmogonie, daß von jeher eine unermeßliche gestaltlose Materie, Chaos genannt, die Grundstoffe aller Dinge in bunter Mischung enthalten, und nach einer langen Reihe von Jahrhunderten die Gestalt eines Eyes angenommen habe, das von der Nacht ausgebrütet, und aus welchem eine androgyne Substanz, das Princip aller Dinge, hervorgegangen sey (Eschenbach Epigen. Orphica, p. 63).

Andre von Orpheus Secte lassen die Liebe mit den Grundstoffen der Welt aus jenem Ey entspringen. Sie befruchtet sogleich die Welt, und die Natur ist beseelt.

Die Perser glaubten, die Welt sey aus einem von dem heiligen Stiere zerbrochenen Ey, in welches sie mit ihrem Gotte Mir verschlossen war, entstanden. Das ist auch die Meinung der Japaneser.

Aristophanes gibt dem Chaos Flügel, vielleicht nach Epimenides Cosmogonie.

Kein antikes Monument stellt das Chaos dar. Wie die Neuern?

Bernard Picard bildet in den von Banier übersetzten ovidischen Verwandlungen schon die erschaffne Welt ab. Meer, Erde, Sonne, Mond und Sterne sind bereits an ihrem Platze; die Erde ist mit Gewächsen und Thieren überdeckt, und der Schöpfer scheint sein Werk zu bewundern.

Bey Matheus sieht man viel besser Gott mitten unter Finsternissen und Grundstoffen der Welt. Über ihm ist schon ein Theil des Zodiacus gebildet, und der Schaffende, wie der Gott der Christen, mit einem Strahlennimbus umgeben.

In Duryer Metamorphosen führt Apoll seinen Wagen um den Thierkreis. Ein sonderbarer Anachronismus! Den gleichen Fehler beging Picard in Marolles Temple de Muses, wo man in einem Gemengsel von Feuer, Rauch, dicker Luft, Wasser, Steinen, Sternen u. s. w., schon die Zwillinge, den Bären ꝛc. erblickt. Das Ganze gleicht einem Stücke eingelegter Arbeit. Die kaiserl. Bibliothek besitzt eine Elzevir'sche Bibel, la Bible des Artistes genannt, weil die besten Kupferstiche hier benutzt sind. Sie enthält acht Vorstellungen des Chaos. In einer scheiden sich die Grundstoffe, ein Theil consolidirt sich, und die Sphäre tritt hervor.

Eine der berühmtesten Abbildungen des chaotischen Gewirres ist das Gemählde der Loggie des Vatikan von Raphael, Gott, vom Geiste des Schaffens beseelt, scheint zu sagen: Es werde Licht! — und es ward Licht.

In einem andern Gemählde Raphaels ist Gott der Schöpfer ein nachahmungswerthes Meisterstück, was die Schönheit der Haltung und das Feuer der Composition betrifft, obschon er an Größe und Erhabenheit jenem nachsteht. Er hält in der Rechten die Sonne, in der Linken den Mond, und weist ihnen ihre Stelle am Firmamente an. Dieses poetisch-ergreifende Bild ist aber schlecht und lächerlich in der Mahlerey. Die Begeisterung muß beym Anblicke des Rahmens, in welchen die Handlung eingeengt ist, erkalten. Man kann im Allgemeinen mit Horaz sagen: Ut pictura poësis, aber nicht ut poësis pictura. Boileaus Worte passen hier:

Mais il est des objets que l'art judicieux
Doit offrir à l'oreille, et reculer des yeux.

Actenstück *)

zur Geschichte der Deportirung der königlich bayerschen Civil-Beamten nach Ungarn.

So eben ist, nach einer in Nr. 37 der Salzburger-Zeitung abgedruckten Anzeige, in zwey Bänden die „Geschichte der Deportirung der kön. bayrischen Civil-Beamten nach Ungarn und Böhmen, nebst Bemerkungen über die gleichzeitigen Kriegsereignisse und über die durchwanderten Länder" erschienen.

Vorläufig (bis eine andere Hand diese Geschichte beleuchtet) liefern wir zu derselben ein Actenstück, welches keines Commentars bedarf. Es ist ein Handschreiben Sr. kais. Hoheit des

*) Aus den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat, Nr. 84 vom 10. April entlehnt.

rzogs Rainer, den bestimmten Willen Sr. Majestät des rs über die Art ausdrückend: wie diese Deportirten be- elt werden sollten:

„Seine Majestät der Kaiser haben mir ein Gesuch der nun nach Ungarn deportirten bayerischen Beamten mit dem Auftrage zugeschickt, denselben, so schleunig als möglich, im allerhöchsten Nahmen zu erwiedern: Sie würden sich selbst bescheiden, daß ihre eigene Sicherheit es nothwendig gemacht habe, sie den Ausbrüchen des Unwillens der gegen sie sehr erbitterten Einwohner von Tyrol zu entziehen. Es sey keineswegs die Absicht Sr. Majestät gewesen, ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland zu verweigern; allein da der Feind seitdem mehrere österreichische Unterthanen und Beamten auf eine gewaltsame Art mit sich fortgenommen, andere ganz gegen die Grundsätze des Völkerrechts und Kriegsgebrauches bedroht habe; so fordere es die Pflicht Sr. Majestät, für die Sicherheit dieser zu sorgen, und sie so lange als Geiseln zurück zu behalten, bis Se. Majestät über das Schicksal Ihrer Unterthanen beruhigt seyn könnten. Sie (bayerische Beamten) würden aber, obschon das Betragen des Feindes Se. Majestat zu weit härteren Maßregeln berechtigte, dennoch nie als Gefangene behandelt werden. Es stehe jedem von ihnen frey, sich gegen dem, daß sie ihr Ehrenwort geben, sich nicht aus den österreichischen Staaten zu entfernen, einen Aufenthaltsort, nur nicht zu nahe an der Gränze, oder in einem vom Feinde bedrohten Districte zu wählen. Sie werden daselbst in dem vollen Genusse ihrer persönlichen Freyheit gelassen, und nur einer, sie darin nicht beschränkenden Aufsicht unterzogen werden. Auch könne jeder, der sich aus Eigenem zu verpflegen nicht im Stande sey, nach Maß seiner Bedürfnisse einen verhältnißmäßigen Geldvorschuß erheben, für dessen Zurückzahlung sie jedoch, falls ihre Regierung diese verweigern sollte, selbst zu haften hätten. Seine Majestät wollen jedoch, daß Ihnen seiner Zeit, wenn die bayersche Regierung diese Zurückzahlung nicht leisten sollte, die Anzeige davon erstattet werde, damit allerhöchst Dieselben bestimmen können, ob sie diese Zurückzahlung nachsehen wollen, oder nicht. Zugleich befehlen Se. Majestät, daß die Behörden darüber wachen, damit sich alles dessen, was auf harte Behandlung dieser bayerschen Beamten hindeuten könnte, sorgfältig enthalten werde.

Ofen 6. Juny 1810.

Rainer, Erzherzog.

Niemand wird ohne Rührung und ohne tiefe Verehrung für die Humanität und die Gerechtigkeit des Kaisers, dieses Handschreiben lesen. Aber wundern *) wird man sich: daß bis jetzt noch kein Geschäftsmann aufstand, der mit Freymüthigkeit die öffentlichen Anklagen gegen Österreich und österreichische Beamte in Beziehung auf Tyrol, die noch lange nach dem Frieden in Zeitungen und Zeitschriften wiederhallten, und selbst jetzt noch im leisen Nachklange fortdauern, mit der Fackel der Wahrheit beleuchtete, und vorzüglich über die Deportationen und die Deportirten Licht verbreitete. Wie mancher, der jetzt den Kranz des politischen Martyrthums anspricht, würde dann in einer andern Gestalt erscheinen? Wie mancher verstummen, der jetzt, wo er keine Gegenrede besorgen darf, vielleicht auch in die Schranken zu treten bereit ist? Und welchem Vaterlandsfreunde drängt sich nicht bey dieser Veranlassung überhaupt die ernste Frage auf:

„Was soll aus der Geschichte unserer Zeit werden, wenn der künftige Bearbeiter derselben über die wichtigsten Epochen und Katastrophen der zwey letzten Jahrzehende, besonders aber des eben vorübergegangenen Quinquenniums nur Eine *) Stimme vernimmt? Wird er in unserem Still-

*) Wundern? — Eine so gut unterrichtete Zeitschrift, wie die vaterländischen Blätter sind, kann doch nicht ignoriren, daß jedes solche, vielfältig sehr ungerne beobachtete Stillschweigen, bisher einzig und allein in höheren Verhältnissen ein unwillkührliches und unübersteigliches non plus ultra gefunden habe. — Übrigens kann hierbey einiger (nicht zu langer!) Verzug nur zum Bessern führen, zu reinem Gewinn für die wahre Historie, die dafür sorgt: „ut virtutes sileantur, „utque pravis dictis atque factis, ex posteritate et infamia metus sit." — Wer hätte gleiche Waffen gebrauchen können, so lange die Materialien, der Morgenbothe, die europ. Annalen u. s. w., ja, fast alle süddeutschen Zeitschriften und Zeitungen noch lange nach dem Frieden einen Ton hielten, welcher des Churfürsten von Sachsen: „wahrhafftige, christenliche und bestendige Verantwortung wider des verstockhten, gottlosen, vermaledeyeten Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so „sich Herzog Heinrich den jüngern nennet (1545)" leibhaft vergegenwärtigte.

Allzu nahe dem noch rauchenden Krater, ist die einst von Sallust geäußerte Besorgniß doppelt gegründet: „quod plerique, qua „delicta reprehenderis, malevolentia et invidia „dicta putent. Ubi de magna virtute et gloria bonorum „memores, quae sibi quisque facilia factu putat, aequo „animo accipit, — quae supra, veluti ficta, pro fal„sis ducit." — Die denkwürdigen Schilderer ihrer eigenen Zeit, Thukydides, Tacitus, Guicciardini, de Thou, Davila u. s. w. haben keine Widerlegungen, keine Gelegenheitsschriften geschrieben, aus welchen man höchstens die Bestrebungen und die Vordermänner einer Partey kennen lernt, und doch reichten diesen großen Männern, republikanische Formen, momentanes Über- oder Gleichgewicht ihrer Partey und das unstreitig höhere Billigkeitsgefühl ihrer Zeit die Hand. Im letzten Jahrzehende sah man wohl noch Einige sterben, wie Padilla, aber keinen mehr schreiben, wie Petrus Martyr †).

Hätten Alba und Farnese gesiegt, hätte die spanische Achtserklärung Oranien das gleiche Loos, wie Egmont zugezogen, so würden wir, auch bey dem 200 Jahre späteren Schiller in seinem Abfall der Niederlande schwerlich lesen: „Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde „auf unsere Bewunderung Anspruch machen, um wie viel mehr „eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten „Rechte rang, jenes unverwerfliche Beyspiel, was Menschen wagen „mögen für die gute Sache, und ausrichten durch Vereinigung."

*) Es sey vergönnt, an diese vortreffliche Stelle der vaterländischen Blätter eine andere Stelle aus dem Epilog des österreichischen Plutarch anzureihen: „daß es eine Wahrheit und eine Ansicht sey, über welche „Bücher zu schreiben wären, daß die Geschichte der österreichischen „Fürsten bisher beynahe ausschließend nur von politischen oder religiösen Gegnern geschrieben worden ist, fast „nie ohne des Augenblickes Berechnung, Haß oder Verblendung; „also daß das Gemäßigte und Wahre kaum mehr Eingang „findet."

Wenn der vaterländische Geschichtsforscher mit kritischem, unbefangenem Auge, die vielfältigen derley Vergiftungen der Quelle der Historie, die Tendenz der politisch-geschichtlichen Literatur in Frankreich und im protestantischen Deutschlande, binnen den drey letzten Jahrhunderten, und deren Folgen durch die unzähligen Zweige der öffentlichen Meinung überblickt, so wird ihm die schmerzliche Wahrnehmung zur evidenten Gewißheit, daß das Unheil, was durch

†) M. s. die Nummern 35 — 38 dieses Archivs.

schweigen nicht eine Gewähr für jene Stimme des Parteygeistes finden? Und wie werden wir dann bey den künftigen Geschlechtern erscheinen? Wie gerichtet werden? — Es kann

eine zugleich active und passive Scheue vor der Publicität, von den Zeiten der Reformation, des 30jährigen Krieges, der Reunionen und ungarischen Unruhen, des spanischen und österreichischen Successionsstreites, bis zum Fürstenbunde, bis zu den Separat-Frieden und Indemnisationen über Österreich gekommen ist, ungleich größer, ausgebreiteter sey, dauernder und tiefer gewurzelt habe, als die Folgen mancher verlornen Hauptschlacht.

Gründe der höhern Politik geben, über vorüberg eignisse einen Schleyer zu werfen und zu verhinde durch Fehden der Schriftsteller der Faden des Nationen fortspinne. Aber — wenn einige im Du süddeutsche Schriftsteller bisher kein Muster gabe auch über solche Ereignisse, die der Geschichte fein- enger Zeiten angehören, mit Freymuth schreiben könne, ohne zu beleidigen, oder dem Altare der Versöhnung zu nahe zu treten; so gibt es doch eine solche historische Kunst. Wer diese besitzt, nur der ist würdig zu reden, und nur der darf hoffen, von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt gehört zu werden!" R.

Miscellen.

Den Tag vor dem Tode Kaiser Carls VI. wandelte ihn das Verlangen an, das Gefäß zu sehen, worin, nach seinem Hintritte, sein Herz aufbewahrt werden sollte. Man brachte es, Carl betrachtete und betastete es ohne die mindeste grauenhafte Erschütterung, und brach dann in die Worte aus: „schwerlich ist hier Raum genug für mein Herz."

Bey der Leichenöffnung fand es sich auch wirklich, daß die aufgestellte Kapsel Carls Herz beynahe nicht fassen konnte.

.....

Carl der Große trug gewöhnlich (so sagt Eginhard) einen leinenen Rock, dessen Ränder mit Seide eingefaßt waren, im Winter noch darunter eine Weste von Otterfellen. Schuhe und Strümpfe band er mit bunten Bändern. Das Ganze umhüllte ein langer Mantel. Er gab auch Luxus-Gesetze. Nach einer im Jahr 808 gegebenen Verordnung durfte der beste Rock oder Mantel nicht mehr kosten, als 20 Sols, ein geringerer 10, ein mit Katzenfell besetzter Rock 10, ein mit Marder oder Otterfell verbrämter 30 Sols.

.....

Ein florentinischer Edelmann aus dem Hause Bonaguisi, begleitet von einer muthvollen Schaar seiner Landsleute, bemächtigte sich bey der Stürmung von Ptolomäis eines Thurmes, wo er einen saracenischen Officier tödtete, der eine große Standarte in der Hand hielt. Sein Eifer war so außerordentlich, daß er es unterfing sich in dem Thurme zu behaupten, ohne zu bedenken, daß seine Glaubensbrüder bey ihren Angriffen nicht das nähmliche Glück hatten. Dabey hielt er immer fest die Standarte, und streckte viele Barbaren zu Boden, die ihn endlich umzingelten, und die letzten Kräfte anwandten, ihn zu überwältigen. Da er sich endlich einzig und allein von seiner kleinen Schaar mehr übrig sah, suchte er, ohne die Fassung zu verlieren, die Mauer zu erreichen, und rettete sich auch wirklich, mit der Standarte, die er in der Folge glücklich in sein Vaterland brachte, wo er sie zum Denkmahl seines Ruhmes in der Kirche Johannes des Täufers niederlegte.

.....

Die Geschichte Cyperns weiset uns zwey Heldinnen, die durch ihren männlichen Muth auch neben solchen Heroen zu stehen verdienen.

Agiothea, die Gemahlinn des Nicocles, Königs von Paphia, wurde von dem Heere des Ptolomäus Lagus in eigenem Pallaste belagert. Widerstand war unmöglich; sie allein in dem Schlosse mit zwey blühenden Töchtern. Dieß entfernte von ihr alles weibliche Zittern; mit fester Hand ergriff sie den Dolch, und nachdem sie den schrecklichen Trost hatte, ihre Töchter durch denselben sinken zu sehen, wandte sie ihn triumphirend gegen die eigene Brust.

Eine gleich heldenmüthige That sah das mittelländische Meer im Jahre 1571. Nikosia war eingenommen. Renea de Rochas, ein junges Mädchen aus einem der vornehmsten Häuser, würdiger, eine Krone als Ketten zu tragen, wurde mit den schönsten Töchtern des Landes als Sclavinn auf ein türkisches Schiff gebracht. Renea, die wohl sah, daß dieß ungeheure Schiff, worauf sie sich befand, die Schlachtopfer enthalte, die Mustapha dem Sultane bestimmt hatte, begeistert von dem edlen Gefühle der Selbstfreyheit, duldete den Gedanken nicht, nach dem Verluste ihrer Ältern und Güter noch das Opfer fremder Lüste zu werden, sie entzündete den Pulvervorrath, und das Schiff flog mit den Sclavinnen und den Schätzen in die Lüfte.

.....

Als es einer Schaar muselmännischer Truppen im Monathe Shawal (Siawal) gelang, von einer eben frisch angekommenen Verstärkung aus Europa einen Theil in einen Hinterhalt unweit Ptolemais zu locken und zu schlagen, so befanden sich unter den gemachten Gefangenen ein Oberbefehlshaber des französischen Königes und sein Schatzmeister und mehrere Vornehme. Saladin bezeugte diesen die größte Hochachtung, beschenkte sie mit reichen Gewanden, und als er sah, daß der Oberbefehlshaber einen kostbaren Pelz um hatte, schenkte er den andern ebenfalls Kleider aus Georgischen Fellen, weil der Winterfrost schon eingetreten war, und ließ ihnen ein prächtiges Zelt neben seinem eigenen aufschlagen. Er versorgte sie mit allen Bequemlichkeiten, und befahl, daß alle Arten von Erfrischungen ihnen gereicht würden; den Befehlshaber lud er öfter an seine eigene Tafel. In der Folge ließ er sie unter der ehrenvollsten Begleitung nach Damaskus bringen, gestattete ihnen, an ihren König zu schreiben, und befahl, sie mit allem Nöthigen zu versorgen, erlaubte ihnen auch, Bequemlichkeiten, die nach der Sitte ihres Landes Damaskus ihnen nicht geben konnte, aus dem Lager der Christen sich herbeyschaffen zu lassen.

.....

Bey einer eingerissenen Hungersnoth im Lager der Franken kamen sehr viele Überläufer bey Saladins Heere an. Der Sultan brauchte sie nach ihrem eigenen Wunsche dazu, daß sie auf der See gegen den Feind umherkreuzten, und rüstete ihnen für diesen Endzweck Schiffe aus. Die Beute sollte zwischen ihnen und den Muselmannen getheilt werden. Es gelang den Piraten, verschiedene Kauffahrteyschiffe aufzubringen, die für das Lager der Christen geladen waren. Einige darunter hatten viel Summen Geldes, goldene und silberne Gefäße und andere Kostbarkeiten am Bord, auch war ein prächtiger silberner Tisch darunter. Die Kaper bringen das Geld, die Gefäße, den Tisch mit allen Gefangenen, die sie erbeutet, am dreyzehnten des Monaths Dsulhassia zu den Füßen des hocherfreuten Sultans. Der Großmüthige, Freygebige schenkte ihnen alles. Seine und der Muselmannen größte Freude war, daß die Franken so rasch daran sehen, einander selbst zu plündern und aufzureiben.

.....

Unter die Züge von der Großmüthigkeit Saladins gegen die Feinde pflegen auch christliche Schriftsteller sonst des Sultans Benehmen gegen die Christen nach der Eroberung von Jerusalem zu rechnen, da er allen Bewohnern nicht nur freyen Abzug gestattete, sondern auch jedem die Erlaubniß gab, von seinen Besitzthümern zu retten was er könnte, ausgenommen, daß von den Reichern ungefähr 6 Dinars, von den Ärmern 2 bis 4 an sein Heer sollten abgeliefert werden. Allein diese Menschenfreundlichkeit, der sich freylich die Christen selten rühmen konnten, möchten wir darum hier nicht mit aufführen, weil im Ganzen die Handlung nichts als vertraggemäß war; denn unter diesen Bedingungen allein ergab sich die sehr zahlreiche Besatzung. Man kann seine Mäßigung allerdings loben, daß er eine solche Bedingung annahm; allein dabey ist doch auch nicht zu vergessen, daß er anfänglich schlechterdings unbedingte Über-

habe, gerade so, wie den Christen einst die Saracenen sich mußten übergeben, zum Wiedervergelt verlangte; indes die entschlossene Erklärung des Königes von Jerusalem, man werde alle Kostbarkeiten verbrennen, die Saracenen, die in den Händen der Christen wären, in der Stadt ermorden, und mit dem Muthe der Verzweiflung bis auf den letzten Mann fechten, wenn er jene Bezingungen verschmähte, stimmte den ungeduldigen, von Eroberung zu Eroberung rastlos eilenden, seinem Glücke auch immer mißtrauenden Manne zu mildern Gesinnungen. Deswegen der begeisterte Ton, in welchem manche Beschreiber der Kreuzzüge, Franzosen nahmentlich und diejenigen, die ihnen nachschreiben, von dieser Handlung reden, etwas herunter gestimmt zu werden verdient. Oder fiel es dem Christen sonderbar auf, daß ein Muselmann Treue und Glauben hielt. Anders benahm sich freylich der rasche, in allen seinen Leidenschaften bis zum Rauhen heftige Richard Löwenherz, der mehrere Jahre nachher, nach der Eroberung von Acca, die Saracenen zu Tausenden niederwürgen ließ, den langen hartnäckigen Widerstand so zu strafen. Solcher Handlungen gedenkt die Geschichte von Saladin nie. Die einzige That, die an Grausamkeit gränzt, oder vielmehr mit Recht so genennt werden muß, ist die, daß er nach der Schlacht bey Hittin dreyßig Tempelherren niederhauen ließ. Es ist gar keine Entschuldigung dieser schwarzen That, daß er die Templer, die ihm, er wußte es wohl, am meisten schadeten, seinen Unternehmungen und Absichten überall in den Weg traten, und selbst seinen Gegnern unter den Muselmannen, nur um eine ihrem Interesse so gefährlich aufwachsende Macht zu schwächen, Vorschub thaten, nicht anders als für Bathmianen (Straßenräuber) gerne ansehen, und sie selbst im Verdachte haben wollte, daß sie an den mehrere Mahle auf sein Leben meuchelmörderischer Weise gemachten Angriffen möchten Theil haben.

.....

Der König von England, Heinrich VIII., hinterließ bekanntlich drey Kinder: Eduard, Marie und Elisabeth. Sie regierten auf ihn, der Reihe nach, und starben sämmtlich ohne Erben. Melvil erzählt in seinen seltenen Memoiren darüber folgende sonderbare Anecdote: Heinrich VIII. befragte die Sterndeuter um das Schicksal seiner Kinder. Ihre Antwort war: Eduard würde in der ersten Jugend sterben; Maria sich an einen Spanier, und Elisabeth an einen Franzosen oder Schotten vermählen, und dem Reiche daraus großes Unheil erwachsen. Diese Vorhersagung bewog den König, seinen beyden Töchtern Gift geben zu lassen. Doch diese retteten noch durch Gegenmittel ihr Leben. Maria brachte als Folge der durch das Gift bewirkten Unfruchtbarkeit nur unförmliche Fleischmassen zur Welt; und Elisabeth erklärte selbst, als ihr der Herzog Kasimir von Pfalz zum Gemahl angetragen wurde: sie halte sich für unfähig Kinder zu gebären. Als Maria zum Thron gelangte, trieb sie die Rache gegen ihren Vater so weit, daß sie sich einst Nachts seine Gebeine bringen ließ, und sie insgeheim verbrannte.

.....

Die Oberhofmeisterinn der jungen Königinn von Spanien, Gemahlinn Carls II., Herzoginn von Terra-Nova, hielt diese junge Prinzessinn in der traurigsten Gefangenschaft und Sclaverey. Sie hatte zwey Papagayen von Frankreich mitgebracht, die sie eben so sehr liebte, als der König sie haßte; denn sie, so wie die Hunde, mußten entfernt werden, sobald der König ins Zimmer trat. Er rief sogleich: Fuera, fuera, perros franceś! Einst war die Königinn auf der Promenade, und die Herzoginn blieb absichtlich zu Hause, um die beyden Papagayen umzubringen, weil sie nur französisch sprachen. — Die Königinn vermißte sie bey ihrer Heimkunft, und die bestürzten Hofdamen beichteten endlich die Mörderinn. Die Königinn verbarg ihren Unwillen; als aber die Herzoginn eintrat, gab sie ihr links und rechts ein Paar tüchtige Ohrfeigen.

Die Herzoginn war wüthend. Sie versammelte alle ihre Verwandten, Freunde, und mehr als 400 Damen. In dieser stattlichen Begleitung forderte sie vom Könige Genugthuung. Der König machte seiner Gemahlinn darüber Vorstellung. Señor! erwiederte diese: Esto es un antojo! — (Herr! dies ist ein Gelust!) Der König, entzückt über diese Hoffnung einer Schwangerschaft seiner Gemahlinn, gab hierauf der Oberhofmeisterinn statt der Genugthuung die Antwort: Calla os, estas bofetadas son hijas del antojo! — (Schweigt, diese Ohrfeigen entstanden ja bloß aus einem Gelüste!)

Der Antojo ist in Spanien der Talisman, womit das Weib alles erlangen kann.

.....

Unter Carls II. Regierung war der Prinz de Stillano einer der ersten Minister. Er hatte allein von der Contraction von Sevilla mehr als 80,000 Livres Einkünfte. Der größte Theil dieser Einkünfte bestand in Ausfertigung von Patenten, deren Gebühren oft 4 bis 5000 Livres betrugen. Er weigerte sich aber sie zu unterzeichnen, weil er es unter seiner Würde hielt, um einer solchen Kleinigkeit willen seinen Nahmen zu schreiben: esto es una ninneria, (dies ist eine Kleinigkeit), war seine Antwort, wenn man ihm dergleichen Patente zur Unterzeichnung vorlegte.

Der König war minder bedenklich. Er unterzeichnete sie für ihn, und bezog die Gebühren.

.....

Was bey vielen würdigen Menschen, das ist auch bey einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten der Fall: diese wie jene dürfen nicht selten mit größtem Recht über Geringschätzung oder völlige Hintansetzung ihres Verdienstes Klage erheben. Als Beyspiel kann man unter andern die unpersönlichen Zeitwörter männern und weibern anführen. Können wir das Verlangen, die oft krankhafte Sehnsucht nach einem Manne oder Weibe durch irgend einen andern Ausdruck so kurz, so treffend, und in manchen Verbindungen so naiv und schalkhaft bezeichnen? Noch im Jahr 1724 wurde in einem sehr gangbaren Wörterbuche das Italiämische ho voglia di Marito übersetzt: es männert mich und ho voglia di Donna, es weibert mich. Seit dieser Zeit ist die Redensart ganz in Vergessenheit gekommen. Aber warum sollte man sie nicht wieder in Gang bringen? Und was wäre an folgendem Satze zu tadeln: Sicilianische Mädchen männert es oft schon im 12ten; den abendländischen Jünglingen hingegen weibert es selten vor dem 18ten Jahre.

.....

Wie entstand und wie erhielt sich bey vielen Völkern die — Sitte, daß man die Titel und Ehren-Prädicate bis auf den Zustand nach dem Tode hinaus erstreckt, die Seligkeit nach Maßgabe des Rangs und der Ehrenstellen auf Erden austheilt und bezeichnet? Kaiser und Könige sind sammt und sonders höchstselig, Fürsten und regierende Grafen hochselig, Consistorial-Räthe und Superintendenten wohlselig.

.....

Was würde man wohl sagen, wenn es heut zu Tage einem Cardinal einfallen sollte, in seinem letzten Willen eine regierende Königinn zur Erbinn seines — Bettes einzusetzen? — Ehemahls waren Vermächtnisse dieser Art nichts unerhörtes. Cardinal Beaufort, Bischof von Winton, bedachte im Jahr 1447 die junge Königinn Margaretha von Engelland mit solch einem Andenken. Es muß aber auch ein Prachtbette gewesen seyn.

.....

Das Bewundern und Anpreisen der griechischen Tragiker, welches seit einigen Jahren in Deutschland herrscht, verdient keinen gelindern Nahmen, als — Götzendienerey. Lernen können die neueren Schauspieldichter von den alten, übergepriesenen wenig mehr, als Fehler, Mängel und Gebrechen vermeiden. Einer der schöneren Auftritte aus Shakspeare (z. B. zwischen Arthur und Hubert in König Johann) ist mehr werth, als alle Werke von Äschylus, Sophocles und Euripides zusammen genommen.

.....

Wie konnten sich die Würtemberger schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts den besondern Dünkel anwandeln lassen, daß sie sich schämten, Schwaben zu heißen? Durch welche Vorzüge hatten sie sich vor ihren andern Kriegsgenossen ausgezeichnet?

.....

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

licher Stammvater der Häuser

Eticho II., Graf und Herzog.

Graf Alberich.

Graf Eberhard II.

Graf Eberhard III. † 864.

Graf Eberhard IV. † 868.

Hugo II., Graf von Hohenburg, im Elsaß u. Burgund 921. Wird Mönch zu Lüders 959.

Eberhard V., Graf im Elsaß 959.

Adelbert II., Markgraf und Herzog in Nieder-Lothringen 974—976. † 5. October 1038.

Gerhard II., Graf v. Metz, Markgraf v. Lothringen 1033. † 1050.

Gerhard III., Herzog 1048. † 6. März 1070.

Thiderich I., Herzog 1070. † 1115.

Simon I., Herzog 1115. † 19. Aprill 1138.

---

dinand nd Ollmütz, garn 16.

Carl IV., Befreyer Wiens, Besieger der Türken, geb. 6. Aprill 1643. † 18. Aprill 1690.

seph I., 24. Aug ie, Toch , geb. 21

Leopold Joseph, geb. 11. Sept. 1679. † 27. März 1729.

pold Jos Octob. 17 1701.

Franz Stephan, geb. 8. Dec. 1708, Großherz. v. Toscana 9. Jul. 1737, Mitregent seiner Gemahlinn in Böhmen und den Deutschen Staaten 21. Nov. 1740, Röm. Kaiser 13. Sept., gekrönt 4. Oct. 1745. † 18. Aug. 1765. Gem. Maria Theresia, K. Carls VI. Erbtochter 12. Febr. 1736.

isabeth, 1737. † II., 1747, scana Sept. D. † 1. m. Lu- III. chter, † 15.

Caroline, geb. u. gestorben 18. Sept. 1748.

Johanne Gabriele, geb. 4. May 1750. † 23. Dec. 1762.

Mar. Josepha, geb. 19. März 1751. † 15. Oct. 1767.

Mar. Carolina, geb. 13. August 1752. Gemahl: Ferdinand IV., König von Sicilien.

Ferdinand Carl, geb. 1. Juny 1754. † 24. Dec. 1806. Gem. Beatrix von Este, Herz. v. Modena, verm. 1771.

Maria Antonia, geb. 2. Nov. 1755. † 16. Oct. 1793. Gem. Ludwig XVI., König von Frankreich.

Maximil., geb. 8. Dec. 1756, Churf. zu Cöln ꝛc. † 27. July 1801.

Franz, geb. 6. Oct. 1779.

Ferdinand, geb. 25. Apr. 1781.

Maximil., geb. 14. July 1782.

Carl, Primas v. Ungarn, geb. 2. Nov. 1785. † 3. Sept. 1809.

Theresia, Königinn v. Sardinien, gebor. 1. Nov. 1773.

Leopoldine, verwitwete Churfürst. v. Pfalzbayern, geb. 10. Dec. 1776.

Mar. Ludovica, gebor. 14. Dec. 1787, verm. 6. Jän. 1808 mit Kaiser Franz I.

anz I., ul. 1792 , abdicir . Gem. on Würt . † 18. nands I . 19. S a Ludov Tochter 1808.

atin v. März Octob. ndrina aul I. chter,

Marie Clementina, geb. 24. Aprill 1777, verm. 25. Juny 1797, mit Franz, Erbprinzen beyder Sicilien, † 15. Nov. 1801.

Anton, Hoch- u. Deutschmeister, geb. 31. Aug. 1779.

Amalie, g. 15. Oct. 1780. † 25. Dec. 1798.

Johann, F. Z. geb. 20. Jän. 1782.

Rainer, geb. 30. Sept. 1783.

Ludwig, FML. geb. 13. Dec. 1784.

Rudolph, Coadjutor des Erzbisthums Ollmütz, geb. 8. Jänner 1788.

ulow- torben

Ludovic 1790. † , gebor. 9. † 29. Juny

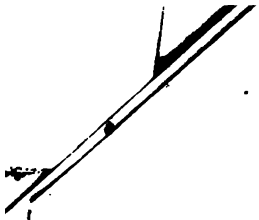
2) Caroline, geb. 8. Aprill 1801.

2) Franz, gebor. 7. Dec. 1802.

2) Marie Anna, geb. 8. Juny 1804.

2) Johann Nepom., geb. 29. Aug. 1805.

2) Amalie, geb. und gest. 9. Aprill 1807.



Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegs

Montag, den 30. April 1810.

Was ist der Werth des Mannes, wenn nicht Geschicklichkeit zu möglichst Vielem, Genügsamkeit mit möglichst Wenigem, und Entschlossenheit zu Allem! — Wer dieses hat, dem Mann wird keine philosophische, keine despotische Sophisterey den gesunden Sinn verrücken. In allen Weltveränderungen, im heimischen Gebirg, und in entfernten Zonen, wird er mit Freyheit und Würde sein Vaterland behaupten, oder herstellen, oder ein anderes gründen, oder zu sterben wissen. Der Hohn der Despotie trifft solche Männer nie; ihre Verbrüderung setzt dem Übermuth Schranken: alle Unternehmungen comprimirten Unwillens, exaltirten Hasses, kochender Rache, neuer Hoffnung, bekommen Richtung, Ordnung und Maße durch Tugend und Verstand.

Johann von Müller.

Friedrich II.

Sich selbst und seinem eigenen Streben überlassen, war Friedrich II. aufgewachsen. Niemand stand ihm zur Seite, der stark genug gewesen wäre, mehr als die Oberfläche seines Geistes zu berühren. Die rohe Rechtlichkeit und Barbarey des väterlichen Hauses erzeugte in ihm, der schon früher Eindrücke einer feineren französischen Bildung bekommen hatte, eine gründliche Opposition; und so war er, als er den Thron bestieg, vielmehr das Gegentheil seines Vaters, als irgend etwas anderes Bestimmtes, Eigenthümliches. Eine leichte Schwärmerey für Poesie, für die Wissenschaften, für Freyheit und Toleranz, wie für alles, was der Zeitgeist durch den Mund französischer Philosophen verkündigen lassen mochte, ist alles, was sich bey seiner Thronbesteigung zu erkennen gibt — freylich genug, um ihm eine Partey in Europa zu bilden, da er das für sich hatte, daß er den übrigen Fürsten durchaus unähnlich war. Große Thaten mochte er wohl schon früher geträumt haben. Der Sänger seiner eignen Thaten, Gesetzgeber und zugleich der Philosoph über seine eigenen Gesetze, August und Horaz, Heinrich und Sülly, vorzüglich Alexander und Aristoteles, zugleich zu seyn, war wohl der höchste Lebensplan, den er in seiner Muße zu Rheinsberg als Kronprinz entworfen hatte. So, ohne tiefere Kenntniß des Lebens, ohne eine durchgreifende Gestalt des Charakters — nur ein Schattenbild vom Ruhm, vielleicht wohl auch den jungen Macedonier vor der Seele habend, — unternahm er den ersten Schlesischen Krieg aus einer Ruhmbegierde, die, als letztes Motiv seiner damahligen Unternehmungen, und als den Hintergrund seiner Seele, Niemand treffender angedeutet hat, als er selbst in späterer Zeit. — In der Schule, worin er gewesen war, hatte er nicht gelernt, sich die Größe der Thaten anders als in Zahlen zu denken — nicht, als wenn er nicht reich an den schönsten Anlagen gewesen wäre, sondern weil nur von einer einzigen Seite her unaufhörlich auf seinen Geist gewirkt worden war; weil seine Seele sich nie von zwey entgegengesetzten, innerlich verschiedenen, Naturen zugleich angezogen gefühlt; weil er die ganze Welt, die ihm gefallen mochte, in einer und derselben, an und für sich schon ziemlich mageren und leblosen Form, der französischen nähmlich, ausgedrückt erhalten; kurz, weil die französische Literatur zwischen Friedrich und dem Alterthum einen Teppich aufgehängt hatte, der die Helden des Alterthums alle in französischem Costüm zeigte, übrigens aber das Alterthum selbst vor der empfänglichen Seele Friedrichs verbarg.

So einsam stand dieser Fürst! Vor seinem Vater schauderte er zurück; geliebt mit Kraft und Entsagung, und Resignation hat er nie; Bewunderung, mehr der Größe und des Umfanges, als des heroischen, menschlichen Gehaltes, war alles, was er in seinen historischen Studien gewann. Römische Imperatoren — Augustus, Hadrian, Marc-Aurel — drückten sich seiner Vorstellung am tiefsten ein; die Form ihrer Herrschaft entsprach seinen Begriffen. — So, von Gemüth und Neigung, war Der, dem die Regierung des Theils von Deutschland anvertrauet wurde, welchen schon ohnedieß seine ganze Lage zu einer Entgegenstellung, wie des eigenen und des Österreichischen, so freylich auch, nach der Statt findenden Verbindung, des eigenen und des Deutschen Interesse führte, und der in derselben bedenklichen Lage der Dinge auch noch benachbarten, ähnlich gesinnten Staaten zu einem Stützungspuncte diente.

Man denke sich einen Charakter wie diesen, befangen von römisch-französischer Eleganz, Beredsamkeit und Philosophie, gegenüber den alten gothischen Formen unserer Reichsverfassung, ferner den derben, vaterländischen, mehr auf den Stoff, als auf die Form gerichteten, Sitten! Er konnte sein Volk nicht begreifen, wie es vor seinen Augen und um ihn her lebte, geschweige das Alterthum dieses Volkes.

So war Friedrich im Anfange seiner Laufbahn; indeß

er nicht der Erste, der von seinem Schicksal weit über sich selbst weggetragen wurde. Der unüberlegte, auf Schein gerichtete Thatentrieb seiner Jugend ward in langen, unglücklichen und glücklichen, Erfahrungen zu einem wahren Helden-Charakter ausgebildet, starr und verschlossen, aber nicht ohne liebenswürdiges, menschliches Beywesen, womit indeß vielmehr sein königliches Privatleben, als seine Regenten-Laufbahn, geschmückt wurde. Sein Volk war wenig fähig, alles das Französisch-römische, Trajanische, Mark-aurelische Wesen zu fassen, worin der König nun, da er selbst eine römische Thaten-Laufbahn zurückgelegt hatte, bestärkt war. Um so einsamer, um so erhabner über sein Volk, glaubte Friedrich zu seyn. In ein gewisses tiefes Mißverständniß mit sich selbst aber, das kenntlich genug in vielen Privatäußerungen seines späteren Alters liegt, doch sich nie in der Festigkeit und Präcision seiner Regierung erblicken ließ, mußte er, natürlicher Weise gerathen: einer Seits durch den römischen Gedanken von Autocratie und unbedingter Macht, den das Schicksal in seiner Seele befestigt hatte; andrer Seits durch die Ideen von Freyheit, von Aufklärung und Humanität, die über sein Herz große Gewalt ausübten, und die er auch keinesweges mala fide als eine Maske des Despotismus gebrauchte. —

Was wir in diesen Vorlesungen Nationalität genannt haben, jene göttliche Harmonie, Gegenseitigkeit und Wechselwirkung zwischen dem Privat- und öffentlichen Interesse, konnte der seltene Mann, obwohl in seiner Art vollendet nach Zeit- und früherer Bildungsweise, nicht mehr verstehen lernen. Mit der Einen Hand gab er den Geistern Freyheit und Toleranz; für die andre schien ihm nichts übrig, als eben dieselben Geister in eine kalte mechanische Form zusammen zu drücken.

So wie aber Friedrich's Privatleben von dem öffentlichen scharf getrennt blieb: so war es unter ihm auch in seinem Staate, und nicht ohne nachbleibende Folgen! Der Antheil des Herzens und des Gemüthes wurde schwach, unfühlbar in der National-Verbindung; und, wie bey Friedrich selbst, rettete sich das Edelste der Menschheit in das Privatleben hinein. Die Freyheit und das Gesetz, welche, wie ich hinreichend gezeigt habe, sich ohne Unterlaß gegenseitig bilden sollen, waren in Friedrichs Monarchie getrennter, als irgendwo sonst, und eben dadurch auch das Privatleben von dem öffentlichen. Die Mängel dieser, in mancher untergeordneten Beziehung bis zur Vollkommenheit ausgebildeten, Verwaltung hingen zum Theil freylich von der Zeit ab. Verstärkt wurden sie aber bedeutend durch die isolirte Bildung, die dem Könige in seiner Jugendzeit abgedrungen und nur übrig war, und die ihn nicht mit seinem, gegen die Einseitigkeit dieser Bildung weit zurückstehenden, Volke hatte vereinigen können. Erst die spätere Zeit hat darüber mehr aufgeklärt, indessen sie niemahls aufhören kann, seinem stets auf das Beste seines Staates gerichteten ernsten Willen und seinem wahrhaften Heldenthum in der eigenen unermüdeten Regierungsarbeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Damit war aber dennoch der Staat — den Ansichten des anführenden Helden, also auch des von ihm geleiteten Volkes, nach — nichts weiter als eine nur so viel als möglich zu vollendende Maschine in der Hand der höchsten Gewalt; und es mußte von einem solchen Geiste der Verwaltung auch auf die Diener und Beamten, welche von diesem überall selbst mitarbeitenden Monarchen so durchaus, und oft im Kleinsten wie im Größten, abhingen, Vieles übergehen. Ein gewisser mechanischer Gang der Geschäftsführung mußte ihnen oft eine freye echtpatriotische Verwaltung ihres Berufes erschweren. Auch das überwiegende Walten des Anciennitäts-Gesetzes konnte keine andre Folge haben, als daß die Beamten schon von den austrocknenden Geschäften aufgezehrt waren, ehe sie zu den Stellen hinan kamen, worin es ihnen vergönnt wurde, dem Willen des Monarchen eine Art von freyer Auslegung zu geben. Die Nation war, nach Theilen, und Dieses und Jenes respectirend, durch Friedrichs Nahmen, durch seine Thaten, seine Schriften, seine Laconismen, und vor allem durch die sechs und vierzigjährige Gewohnheit, an sein Zepter gefesselt; konnte aber, eben um dieser Verschiedenheit und ganzer Geartung der Motive willen, kein fest und lebendig verbundenes Ganze derselben darstellen. So mild und wohlwollend sich des Königs Herz, nach seiner innersten unverkennbaren Beschaffenheit, der Nation gegenüber, oft bewegt finden mußte, und oft wirklich so zeigte: so waren doch, nach dem Charakter und der Ansicht seiner Zeit, die größte Summe beherrschter Quadratmeilen, die arithmetische Vermehrung der Volksmenge, der Einkünfte, der Producte und vorzüglich — was Friedrich von allen Resultaten der Administration am besten verstand — des Geldes, wie schon oben bemerkt worden ist, die Hauptobjecte seiner Verwaltung.

Der hier beschriebene Charakter war freylich zu nichts weniger geeignet, als zum untergeordneten Gliede einer Föderal-Verfassung, wie die des deutschen Reiches. Undeutsch war Friedrich in seinen Neigungen, wie im Privatleben überhaupt; unempfänglich für deutsche Vorzeit, welche von denen Geschichtschreibern, die er las, aus Unverstand am leichtsinnigsten und verächtlichsten behandelt war; unfähig, Glied eines Verhältnisses zu seyn, welches auf irgend einer Art der Gegenseitigkeit beruhete, also unfähig zu dem freyen Gehorsam, den eine deutsche Verfassung verlangte, weil er isolirt und einsam dastand. Überdieß war er in einer schneidenden, früh im Hause des Vaters angewöhnten, Opposition gegen alles, was sich auf Alter und Glauben stützte, in angewöhnter Geringschätzung der Religion, welche die alte Gewährleisterinn des Bundes von Deutschland gewesen war, und welche er nur, einer Seits durch den schwankenden Protestantismus seiner Geistlichkeit, den sein Scharfsinn leicht zu vernichten wußte, und andrer Seits durch die muthwilligen, graßlosen Spielereyen und Zweifeleyen seiner französischen Freunde kannte. — Wie hätte dieses alles ohne den entschiedensten Einfluß auf den innersten Geist seiner Regierung, und auf die Bildung des Volkes und Staates unter derselben, so wie auf die ferneren, wenn auch erst allmählich und spät sich entwickelnden, Schicksale dieses Staates und Volkes, bleiben können!

Aber, noch schlimmer als das! Friedrich — theils durch die oben entwickelten, in seiner ganzen Bildung gegründeten Widersprüche seines Wesens aus einem Extreme in das andere getrieben, theils mit wirklicher Absicht, an welcher seine Erhabenheit und seine Schwäche gleichen Antheil hatten — verspotteten in dem einen Augenblicke die Reichsverfassung, die er im andern zu respectiren schien, und ward so, durch diese und andere dem Zeitgeiste entsprechenden Eigenthümlichkeiten eine Hauptstimme unter Denen, welche die colossalen Grundlinien dieser Verfassung verkannten, und dadurch zum Umsturz

alten erhabenen Bundes mit beygetragen haben. Friedrichs ung, seine Neigungen, seine Lage und seine Schicksale, Erhabenheit und seine Schwäche, sind lange die Grund- Dessen gewesen, was wir „Preußischer Staat" nannten; deshalb haben sie näher betrachtet werden müssen, um zu en, wie einer Seits die von ihm dem ganzen Staate ein- ägte mechanische Begriffsform, und wie andrer Seits ein Belebung derselben ganz abgewandter täuschender Schein Cultur, Freyheit, Aufklärung und römisch-französische losophie den innern Widerspruch herbeygeführt haben, der Zeitgeiste vielmehr gepflegt und nachgeahmt, als gelöset den ist.

Dessen ungeachtet gibt es einen alten Stamm branden- ischer, preußischer und pommerscher Völker, welche einen ren nationalen Charakter behauptet haben, noch immer den n Kern der Nation bilden, und an welche sich die wahren derherstellen des preußischen Nahmens jetzt um so sicherer den können, als sie fast allein ihrem Könige verblieben sind.

So war Friedrich, der eine Zeitlang dem ganzen Europa, noch länger seinem eigenen Staate, alle Vorzeit mit ihren den verdeckte und verdunkelte: ohne Zweifel unter allen en, die ohne Rücksicht auf die Reaction des Volkes, des tlichen Regierungsstoffs, und ohne Rücksicht auf irgend eigentlich nationales Band, den Gemüthern, Völkern und altern das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit aufzudrücken rnahmen, einer der Größten und Gründlichsten. Denn welche andere und neue Ressourcen des Geistes haben sich n wohl Die gestützt, welche in seine Fußstapfen in Europa ten sind? — Und über dieß alles hatte Friedrich noch die ge einer persönlichen, menschlichen Liebenswürdigkeit, und mochte, wenn auch nur für die Eine folgende Generation, wenigstens für d i e s e, Ahnherr, ich möchte sagen Natio- ott, zu seyn. Indeß — wie schon erinnert, und aus der ularität seiner Regenten-Laufbahn und aus den vielen hahmern derselben (wobey wir nur der sonderbarsten Er- nung, Josephs II. gedenken wollen) zu erkennen ist — ge- Friedrich II. vielmehr Europa, als dem preußischen Staate esondere, an. Er ist d i e Erscheinung in der Weltgeschichte, nach den verschwundenen Instituten des Mittelalters, nach aufgelöseten religiösen Verbande der europäischen Völker, wendig folgen mußte.

Wenn das Leben der Gesetze entwichen, wenn keine Per- chkeit mehr in den Staatsformen, wie in den alten Stan- nterschieden, zu finden ist: — dann, da das Gemeinwesen ein Mahl nicht bloße todte Sache, oder Convolut tod- Sachen und Begriffe, seyn kann, sondern unaufhörlich we- ens persönlicher und lebendiger Anfrischung bedarf: — melden sich, werden herbey gerufen, herbey gezwungen dem dürren Zeitalter, heerführende Personen. So zwang , als der Geist und das Leben der Verfassung entwichen seinen Cäsar, und Griechenland seinen Alexander herbey. rich und die Nachfolger seines Verfahrens, nicht seines nes, empfingen ihre Rollen aus den Händen der Zeit: Interregnum des Glaubens und der Nationalität muß, ch der Mensch nun ein Mahl, den Sachen zu Gefallen, aller Persönlichkeit entäußern kann, erfüllt werden, we- ens mit Gegenständen der Bewunderung und Anbethung, sen die w a h r e n Götter längst entflohen sind.

Aber nicht bloß um ihrer Institutionen, ihrer Staatsein- richtungen, nicht bloß um ihres Einflusses auf die Nachwelt oder um ihrer Verhältnisse zu der Vorwelt willen, müssen Charaktere wie Friedrich studiert werden, sondern auch, wie ich mich zu zeigen bemühet habe, um das Zeitalter und seine Gebrechen zu erkennen. — —

Wenn übrigens irgend etwas den richtigen Sinn des jetzt- regierenden Königs von Preußen beweiset, so war es die innere Abneigung, die er vor der unbedingten Adoration seines Groß- oheims, dessen Genie er persönlich verehrt, bey vielen Gelegen- heiten gezeigt hat. Die bekannte, und dem großen Haufen der Kunstfreunde und gebildeten Dilettanten unsrer Zeit un- verständlich gewesene Cabinetsordre an die Akademie der Künste, worin der König seinen Wunsch äußerte, viel lieber Gegen- stände aus der älteren vaterländischen Geschichte, als aus der griechischen und römischen Mythologie behandelt zu sehen, fer- ner sein beständiger Drang, neben dem Ruhme Friedrichs II. auch den viel nationaleren des großen Churfürsten Friedrich Wilhelms, und älterer Helden des brandenburgischen Hauses, geltend zu machen: — alle diese Umstände beweisen, wie rich- tig der König fühlte, daß Friedrich II. mit seinen Thaten, seinem Ruhm und seiner Größe, dennoch eine Art von Schei- dewand bildete zwischen den eigentlichen Ahnherren der preußi- schen Monarchie und ihren Enkeln.

H i s t o r i s c h e V e r s u c h e *)

durch

Johannes Müller.

.....

Orientia tempora notis
Instruit exemplis.

Horat.

.....

Übersicht der Staatsgeschichte Europens im Mittelalter.

Omne aevum tribus explicare chartis.

Catull.

E i n l e i t u n g.

Als Rom aller Welt Gesetze gab, blühte Spanien durch den lebhaften Handel auf seinen Küsten und in trotziger Frey- heit in seinen Bergen; — Gallien war geschwächt durch zahl- lose Parteyen und durch Weichlichkeit verderbt. In den Sümp- fen der Niederlande wohnte ein kriegerischer Stamm, — so lange war Großbritannien unbezähmbar, als es, zufrieden, frey und einfach zu leben, fremde Sitten ferne hielt. Daß sie eben jenem Leben treu geblieben, das machte die Germanen furcht- bar und unüberwindlich. Finstre Wälder deckten zum Theile die Schweiz, zum Theile bewohnte sie ein friedliches, dennoch streitbares Volk. Hungarn und seine Nachbarslande wollten eher Alles missen, als die Freyheit. Die Griechen hatten nichts mehr als Witz, Asien, des Gehorsams gewöhnt, war begnügt zu genießen, Ägypten mit Sclaven, Wollüstlingen und Char- latanen bevölkert, Afrika's Küstenland war wohl gebaut und

*) Essais historiques, erschien zu Berlin bey Decker, 1781, und gehört schon unter die literarischen Seltenheiten, darum glaubt man dürfte diese e r s t e Ü b e r s e t z u n g ein willkommenes Geschenk sein.

wohl vertheidigt. Im Mittag starrten ungeheure Sandwüsten. Im Osten waren die Araber unbesieghar durch ihre Lebensweise und eben um derentwillen auch ruhig, die Parther mehr zu Raubzügen geeignet, als zu Eroberungen. — Vom Norden her dräueten eine Unzahl Nationen mehr lästig als furchtbar, man mußte sie durch Geschenke gewinnen oder durch die Waffen niederhalten. Jenseits des Berges Krapak und der Elbe und einige Tagereisen vom schwarzen Meere, war Alles unbekannt.

(476) Als Rom der Scepter der Welt entfiel, zerfleischten die Kriege der Visigothen, Vandalen, Allemannen und Alanen das, durch seine Unterwerfung entartete Spanien. Gallien, mit sich selbst uneins, durch langen Druck entwürdigt und zerstört, lag den Franken, Burgunden und Westgothen zur offenen Beute. Die Niederlande waren schon der Franken. Großbritannien verlor mit seinen Sitten alle Kraft, es war seitdem von allen Nachbarn verachtet, aus allen Ländern am schlechtsten regiert, am unfähigsten zu irgend einem Unternehmen. In Deutschland sahen sich die Sieger unglücklicher durch ihre Eroberungen als ehevor in ihren Wäldern, die Schweiz war eine Wüste, Hungarn der Durchzug aller barbarischen Nationen, Griechenland unfähig zum Großen und ohne Geschmack für das Schöne. — Constantinopel, Asien, Ägypten, ohne politische oder militärische Haltung, ohne Sitten, fröhnten dem Aberglauben und dem verächtlichsten aller Höfe. Afrika seufzte unter eisernem Druck, im ganzen Kaiserthum Entvölkerung, Ruin, Blutbäder, Raub, Unterdrückung, Unwissenheit, Feigheit, alle Gräuel gepaart mit jedweder Schändlichkeit, nirgends eine Aussicht, Alles verloren, und — auf immer.

Die Zeiten der Anarchie.

Die Universal-Monarchie, schon lange nur mehr ein großer Körper ohne Seele, war endlich verschwunden, aber die Gewohnheit, fünf Jahrhunderte lang einen Kaiser an der Spitze aller Nationen zu sehen, war die Ursache, daß man gewohnt war, diese oberste Gewalt in irgend einem Beherrscher anzuerkennen. Viele Fürsten, deren Ehrgeitz hiernach strebte, verbreiteten Krieg und wechselseitiges Mißtrauen über ganz Europa. — Die Fürsten und Völker welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die oberste Gewalt inne hatten, folgen.

Die Geschichte der neueren Staaten übertrifft durch die Schwierigkeiten, womit jede Unternehmung zu kämpfen hat, alles, was man in der älteren Geschichte findet; wir haben weit mehr Ursache, über die Begebenheiten zu staunen, welche wir sehen, als über diejenigen, welche wir lesen.

Fünftes und sechstes Jahrhundert. An der Spitze der Geschichte des Mittelalters erscheint ein großer Mann, sein Geist verschaffte ihm die höchste Macht, und seine Klugheit lehrte ihn, sie gut benützen. (493) Theodorich ist es, König der Ostrogothen in Italien. Nur Italien, die Provence und ein Theil der Schweiz standen unter seinem Scepter, aber die Ehrfurcht, welche man für Rom hatte, wo Theodorich regierte, und die Achtung, welche seine großen Eigenschaften allen barbarischen Nationen einflößte, verschaffte ihm das Ansehen eines Vaters bey den Königen von Spanien, von Frankreich, bey jenen der Burgunder und der Allemanen; er bediente sich desselben, um überall Ruhe und Ordnung herzustellen. Doch seine Macht war nur die Wirkung seiner Eigenschaften, mit ihm verlöschte daher auch sie. (526) Das sechste Jahrhundert zeigt uns keinen Fürsten mehr, der sich durch hohe und anhaltende Geisteskräfte auszeichnet.

Man findet die oberste Gewalt in den Händen einer Nation, von welcher die Sieger Roms Gesetze annehmen mußten, überall erscheint sie und stets siegreich. Es sind die Franken, welche nicht zufrieden mit der Eroberung von Frankreich, nur durch ihren Heldenmuth, ohne eine wohl organisirte Regierung und ohne ausgezeichnete Kenntnisse der Kriegskunst zu besitzen, sich der ganzen Schweiz und des obern Theils von Deutschland bis an die Gränzen Westphalens bemächtigten. Diese Nation war es, welcher die griechischen Kaiser ihre Aufmerksamkeit schenkten, und welche ihre Macht fast durch das ganze damahls bekannte Europa ausdehnte.

Dieses Jahrhundert kann die Periode der Gründung neuer Staaten genannt werden. Im Jahre 484 fing die Regierung Clodwigs an, im Jahr 493 jene Theodorichs; in demselben Jahr machte Ambrosius den letzten Versuch, England von den Sachsen zu befreyen: 568 entstand das Reich der Lombarden; in demselben Jahre machte der Sieger der Sueven Levigild die Westgothen zu Herren von ganz Spanien. Der Norden ist unbekannt; aber um diese Zeit scheinen die Russen das Land besetzt zu haben, in dem wir sie jetzt noch sehen.

Siebentes Jahrhundert. Es unterliegt keinem Zweifel, welche Nation hier den ersten Platz einnimmt; jene ist es, welche von Erschaffung der Welt an ruhig, damahls ihr Land verließ, und in weniger als fünfzig Jahren das persische Reich, Mesopotamien, Syrien, Ägypten und die ganze Küste der Barbarey bis an die Meerenge von Gibraltar unterjochte: wer erkennt dann nicht die Araber? Es war kein Einfall wie der des Attila, sondern ein Reich, daß länger dauerte, als selbst das Römische. Innere Zerrüttung schwächte die Spanier, die Franken und die Engländer: die Lombarden hatten einige gute Könige, aber ihr Ruhm beschränkte sich nur auf ihr eigenes Land. Die Araber kamen zwar noch nicht nach Europa, aber über sie vergißt man Europa; dieses Jahrhundert gehört den Arabern an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Reformatoren des siebzehnten Jahrhunderts.

Unter die Pädagogen des siebzehnten Jahrhunderts, die sich vorzüglich mit der Verbesserung der damahligen Lehrmethoden beschäftigten, gehören Wolfgang Ratich, Christoph Helwig und Joh. Amos Comenius. Letztern kennt noch jetzt jeder, der in der Kirchengeschichte nicht ganz Fremdling ist, oder in seinen Knabenjahren mit dem Orbis pictus unterm Arme die Reise nach Latium angetreten hat. Aber vergessen sind Ratich und Helwig, deren Andenken dieser Aufsatz erneuern will.

Ratich, geb. 1571 zu Wilster in Holstein, beschäftigte sich frühzeitig mit dem Versuche, eine bequemere Lehrart für Sprachen und Wissenschaften zu erfinden, und brachte, um sich desto gründlichere Kenntnisse in fremden Sprachen und in

der Mathematik zu erwerben, mehrere Jahre in England und Holland zu. Als er nun mit seiner Erfindung öffentlich auftreten zu können glaubte, wandte er sich zuerst an einzelne deutsche Höfe und ansehnliche Städte, im J. 1621 aber auch an sämmtliche damahls zu Frankfurt versammelte protestantische Stände. Nicht vergebens erscholl seine Stimme. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zu Neuburg machte ihm zur Beförderung seines Werks ein für die damahligen Zeiten beträchtliches Geschenk; Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt ließ sein didactisches Arcan durch zwey Professoren von Giessen prüfen, und sich darüber ein Gutachten erstatten; am meisten aber interessirte sich für die Sache die verwitwete Herzoginn Dorothea Maria von Weimar, die für die holden Musenkünste im siebzehnten Jahrhunderte war, was ihnen im achtzehnten Amalia wurde. Sie veranstaltete in Erfurt eine Zusammenkunft mehrerer Gelehrten zur nähern Erwägung der neuen Methode, ließ sich auch von andern ihre Gedanken über dieselbe mittheilen, nahm selbst, mit ihrer Schwester, der Prinzessinn Anna Sophia, bey Ratich Unterricht, und vermachte ihm, als sie 1617 starb, 2000 Gulden zur Beförderung seines Institutes. In der Folge kam er an den Hof des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen, der ihn in seine Residenz aufnahm, und eine stattliche Buchdruckerey anlegen ließ, in der mehrere von Ratichs Schriften (die jetzt alle unter die Seltenheiten gehören), gedruckt wurden. Aber schon im nächsten Jahre kam er von da weg, zuerst nach Magdeburg, und dann nach Rudolstadt, wohin sich inzwischen die obgedachte Prinzessinn Anna Sophie an den Grafen Carl Günther von Schwarzburg vermählt hatte. Diese veranlaßte ihren Gemahl, ihn an seinem Hofe zu versorgen, und entzog ihm, so sehr auch die Zahl seiner Gegner sich von Tage zu Tage vermehrte, ihr Wohlwollen nicht. Noch nach dem Tode ihres Gemahls bezog Ratich von ihr, Anfangs auf dem Schlosse zu Kranichfeld, dann in Erfurt, seinen Unterhalt, bis sie endlich Gelegenheit fand, ihn dem berühmten schwedischen Reichskanzler, Grafen von Oxenstierna, zu empfehlen. Oxenstierna ließ durch einige Gelehrte in Erfurt Ratich's Didactik einer neuen Prüfung unterwerfen; aber ehe weiter etwas geschah, wurde dieser von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Hand und die Zunge lähmte, und zwey Jahre später, durch einen wiederhohlten Anfall, am 27. April 1635 seinem Leben ein Ende machte.

Wie viel Zutrauen zu Helwig's (Prof. der Theologie zu Giessen) pädagogischer Einsicht seine Zeitgenossen hatten, beweisen die ehrenvollen Aufträge, die an ihn ergingen. Er war einer der beyden Commissarien, durch welche, wie oben erzählt ist, Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt die Ratichsche Lehrmethode prüfen ließ. Von einem andern nicht minder wichtigen Geschäfte gibt sein Schwiegersohn, D. Schupp, folgende Nachricht: „Endlich hat die evangelische Gemeinde der Stadt Augsburg von dem hochweisen Fürsten Hrn. Ludwigen dem treuen Landgrafen zu Hessen gebethen, Ihro Fürstl. Gnaden wollten ihnen Dr. Helvicum gleichsam lehnen auf ein Jahrlang, sie wollen anderer Potentaten Leute auch invitiren, und sehen, daß sie eine Schule anordnen können, nach deren Art alle andere Schulen in Deutschland könnten reformirt werden." Helwig nahm, mit Erlaubniß seines Fürsten, den Auftrag an, und reisete nach Augsburg. Was in neuern Zeiten Basedows und Pestalozzis Loos wurde, war auch das seine — Beyfall und Lob auf der einen Seite, auf der andern Widerspruch und Tadel. Männer von berühmten Nahmen, z. B. in Holland van der Does und Scaliger, der doch lieber sich, als Andere lobte, billigten seine Ideen, und von der Schweiz her machte Buxtorf ihm das (allzudemüthige) Compliment: „Si tibi adessem, Helvice, lingerem pulverem pedum tuorum." Aber eben so wenig fehlte es ihm an Gegnern. Dieß erzählt sein Schwiegersohn selbst, mit dem Zusatze: „Und der theure Mann hat sich vielleicht über solche Dinge alterirt, sonderlich, da er wieder von Augsburg kommen, und von den Philosophis zu Giessen diese höhnische und spöttische Wort hat anhören müssen, er habe wollen einen Trichter machen, dadurch er der Jugend die Kunst in den Kopf habe schütten wollen, eben wie man den Wein in Herbstzeiten in das Faß schüttet." Allzustarke Anstrengung und Nachtwachen stürzten den thätigen Mann, als er kaum 35 Jahre alt war (am 20. Sept. 1617), ins Grab, und mit ihm all die großen Entwürfe zur Verbesserung des Erziehungswesens, die er in Kopf und Herzen trug.

Historische Notizen von der Erziehung.

(Beschluß.)

Rußland hat in den neueren Zeiten, besonders seit der Regierung Alexanders I., zur Umgestaltung und Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in seinem Innern die rühmlichsten Einrichtungen getroffen, und hiermit dessen Bewohnern zu einer lichteren Zukunft die Aussicht eröffnet.

Den Gebrechen der Erziehung in Deutschland half das 17. Jahrhundert nicht ab. Die gutgemeinten Schriften des Amos Comenius (besonders sein Orbis pictus) sind ein verunglückter Versuch. Die von einigen deutschen Fürsten, besonders vom Herzoge Ernst dem Frommen in Sachsen-Gotha, gestifteten und regenerirten Schulen arteten bald in Pedanterie und Unsinn aus. Die Versinnlichungsmethode in den Privatinstituten war ein Inbegriff der Abgeschmacktheit, und den alten Schulmännern war an Neuerungen nichts gelegen.

Dauerhaftere Verdienste um die Jugend erwarb sich gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts Franke, (st. 1727) der ehrwürdige Stifter des Hallischen Waisenhauses und Pädagogiums. Von der Idee beseelt, daß nur durch Hinlenkung des Menschen zur Anbethung Gottes wahrhaft gute Bürger des Staates gebildet werden, führte er den Geist echter Pietät in seine Institute ein, erzog viele gute, arbeitsame Menschen aus allen Ständen, und bildete viele tüchtige Lehrer für nahe und ferne Provinzen. Seine Anstalten fanden Beyfall und Nachahmung. Die Vermischung und Verrückung der Zwecke in dieser und jener Anordnung thun der großen Achtung gegen diesen edlen Mann keinen Abbruch. Er hat für sein Zeitalter viel geleistet. Nach Frankens Tode geriethen seine Institute durch Einschleichung mehrerer Mißbräuche allmählig in Verfall. Den Bemühungen des um die Pädagogik sehr verdienten Niemeyer danken sie ihren neuesten Flor.

Von der Verderbtheit der Erziehung seines Zeitalters tief ergriffen, trat in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Basedow auf, und gab durch seine Schriften sowohl, als

auch durch Errichtung einer Educationsanstalt in Dessau, dem alten Schul- und Erziehungswesen einen mächtigen Stoß. Sein Beginnen fand enthusiastischen Beyfall, und selbst die Unterstützung einiger Regierungen. Mag Basedow immer von den Zwecken der Erziehung keinen reinen, gehörig geordneten Begriff gehabt, mag er bey der Anlegung und Durchführung seines Planes auffallende Fehler begangen, und sogar die gröbsten Mißbräuche in der Erziehung veranlaßt haben; ihm gebührt doch stets das große Verdienst, eine der ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschheit mit vorzüglichem Nachdrucke angeregt, viel Gutes darin gestiftet, und zur späteren Vervollständigung der Erziehungskunde die nächste Veranlassung gegeben zu haben.

Durch Prüfung und Läuterung der vorhandenen Erziehungsideen, und durch die vereinigten Anstrengungen vieler achtungswürdigen deutschen Schriftsteller erhielt nach und nach, besonders seit der Erscheinung der Kantischen Philosophie, die Pädagogik eine der Bestimmung der Menschheit entsprechendere, und dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft zuträgliche wissenschaftliche Gestalt.

Statistische Notizen.

Cadix ist unstreitig eine der merkwürdigsten Städte der Welt. Sie liegt in der spanischen Provinz Sevilla, auf der Nordspitze einer kleinen Insel mit Nahmen Leon. Gegen die Seeseite zu wird sie durch senkrecht gehauene Felsen geschützt, nach der Landseite zu hat sie aber einen tiefen Graben und mehrere Werke, welche die ganze Breite der Insel an dieser Seite einnehmen. Der südöstliche Theil der Insel ist durch eine Brücke la Puente de Suaço mit dem festen Lande verbunden. Der Umfang der Stadt selbst beträgt nicht über drey Viertelstunden, und doch setzte man sonst die Zahl der Einwohner auf 72,000; worunter sich 20,000 Franzosen, und 12,000 Italiäner und andere Ausländer befanden.

Was aber eigentlich Cadix die große Wichtigkeit gibt, und es den ersten Städten der Welt gleich stellt, ist sein unermeßlicher Handel. Im Jahre 1795 zählte man hier mehr als 110 Schiffseigenthümer, und ungefähr 670 Handelshäuser, mit Ausschluß der Detailhändler und der Krämer. Der Hafen dieser Stadt faßt eine äußerordentlich große Zahl von Schiffen jedes Ranges. Im Jahre 1776 waren 949 Schiffe von allen Nationen eingelaufen, und darunter befand sich 265 französische.

In dem Jahre 1791 stand Cadix mit dem übrigen Europa in der lebhaftesten Handelsverbindung. Es liefen 1010 Schiffe in seinen Hafen ein, worunter 180 englische, 176 spanische aus Amerika, 162 spanische aus Europa, 116 französische, 104 portugiesische, 90 aus den vereinigten Staaten, 80 holländische, 41 dänische, 25 schwedische, 22 ragusanische, 6 genuesische, 2 venetianische, 1 hamburgisches, 1 russisches, 1 kaiserlich-österreichisches und 1 spanisches Schiff aus Manila.

Die 177 spanischen Schiffe aus den Colonien hatten für 25,788,175 harte Piaster an Gold und Silber, theils gemünzt, theils in Stangen und an Edelsteinen mitgebracht.

Die fremden Nationen, welche, sonst wenigstens, die meisten festen Handelshäuser zu Cadix hatten, waren die Irländer, die Flamänder, die Genueser und die Deutschen, unter diesen vornähmlich die Hamburger. Engländer und Franzosen hatten die wenigsten Etablissements daselbst, ob sie gleich lebhaften Antheil an dem Handel des Ortes nahmen.

In Cadix befindet sich eine Steuermannsschule, eine Marine-Akademie, ein sehr festes, sehr bequemes, und mit trefflichen Instrumenten versehenes Observatorium. Schwerlich wird man in Europa einen Ort finden, wo eine so vollständige Einrichtung für die Kriegsmarine wäre.

.....

Kürzlich las man folgende Übersicht aller von Rußland seit einigen Jahren gemachten Eroberungen und Vergrößerungen seines unermeßlichen Gebieths.

Rußland nahm von Schweden in den Jahren 1721 und 1743:

Liefland	mit	527,000	Einw.
Esthland	—	200,000	—
Karelien	—	187,000	—
Ingermanland	—	607,000	—

Es entriß der türkischen Herrschaft in den Jahren 1774, 1783, 1784, 1792 und 1795:

Azow, Ketsch, Jenikale, Kimburn, und alles Land zwischen dem Bog und Dnieper mit	171,000	—
Die Krimm, die Insel Taman, einen Theil der kubanischen Tartarey; die Population ist unbekannt.		
Oczakow, und das Land zwischen dem Bug und Dniester mit	150,000	—
Mingrelien und Imirette mit . .	200,000	—

Es nahm von Pohlen bey der Theilung

von 1772 einen Strich Landes mit . . .	1,300,000	—
Bey der Theilung von 1793 ein Stück mit	3,011,688	—
Bey der Theilung von 1795 wieder andre Provinzen mit	1,176,590	—
Endlich Kurland mit	387,922	—

Die von Persien abgerissenen Länder, sowohl in Ober-Georgien und den Ländern am Kaukasus, als auch am schwarzen Meere und Dan, in Kuban, der Halbinsel Taman können haben . . . . . 840,000 —

ungerechnet noch viele neu unterjochte Völkerschaften Sibiriens, deren Population man nicht kennt.

Noch konnte vor dem Tilsiter Frieden hierher gezählt werden die Sieben-Inseln-Republik mit . . . . . 180,000 —

welche fast unbeschränkt von Rußl. regiert wird.

Finnland mit . . . . . 960,000 —

Das Total aller Länder, die Rußland seinen angränzenden Nachbarn entriß, beträgt demnach eine Populationsmasse gegen eilf Millionen Einwohner.

.....

Bekanntlich strömen Jahr aus Jahr ein zahllose Scharen Auswanderer nach den Küsten Nordamerika's, wo der fruchtbare Boden bey weitem noch nicht Hände genug zu seiner Bearbeitung zählt. Besonders sind es jetzt der neue Ohio-Staat, der im J. 1804 in den Bund der Nordamerikani-

nommen ward, und die Louisiana, welche demselben ieulich zugefallen ist, wohin die unglücklichen Europäer , um sich ein neues, ruhigeres, freyeres Vaterland zu en.

Im sich von dem unglaublich schnellen Anwachs der Be- ung Nordamerika's einen lebhaftern Begriff zu machen, genug, das Zunehmen der Population in diesen beyden en Staaten des freyen Nordamerika zu kennen.

Im Jahre 1787 zählte das ganze Ohio-Land nur 1150 ohner, kaum so viel als ein sehr mäßiges Europäisches chen, — Im Jahr 1800 befanden sich daselbst schon o Seelen! und im J. 1804 wohnten dort 98,463 Perso- beysammen.

Louisiana hatte, ehe dieß Land den vereinigten Staa- egeben ward, 50,150 freye Leute, 39,820 schwarze Scla- und 10,340 Mann Milizen. Seit dem aber sind schon Colonisten in diese neue Provinz eingewandert.

Kein Wunder, wenn durch die starken Auswanderungen he Gegenden des sturmvollen Europa unvermerkt entvöl- r werden. In Irrland, wo die Unruhen einheimisch ge- en sind, wird die Abnahme der Volkszahl schon jetzt sehr indlich gespürt. In Dublin, der Hauptstadt Erins, e man im Jahr 1798 noch 16,401 bewohnte Häuser, im 1804 aber nur 15,645 dergleichen. Beynahe 1000 Häuser en leer! — Im Jahr 1798 betrug die gesammte Volks- e von Dublin, mit Einschluß der Garnison, 182,370 See- im Jahr 1804 aber nur noch, und ohne Garnison, 99. Aus den Listen ergab sich auch, daß in dieser Stadt 7 Weiber mehr als Personen männlichen Geschlechts wa- Welch ungeheures Mißverhältniß!

.....

Nach der im Jahre 1793 in Neuspanien gemachten szählung, die Humbold mittheilte, betrug die Popu- on des spanischen Nordamerika 4,483,529 See- Die Bevölkerung in diesem Lande, wo durch den leich- Erwerb der Nahrung die Heirathen so leicht sind, geht Humbolds Beurtheilung so reissenden Schrittes vorwärts, sie sich alljährlich um 150,000 Menschen vermehrt, folg- lle neunzehn Jahre verdoppelt, wenn keine besondere lücksfälle eintreten. Nach seiner Berechnung beträgt die ulation Neuspaniens im Jahre 1808 schon an 6,500,000 en.

Nach der Vergleichung der von mehrern Ländern bekann- Thatsachen in Rücksicht des Verhältnisses der Geburten zu Verstorbenen, kommen in Frankreich 100 Gestorbene gegen Geborne, in England 100 gegen 120; auf die gleiche hl oder auf 100 Gestorbene kommen in Schweden 130 orne, in Finnland 160 Geborne, im russischen Reiche 166, Bestpreußen 180, im Gouvernement Tobolsk 210, in meh- Gegenden der Hochebene von Mexiko 230, in Neu-Jersey ordamerika 300.

Die schnellen Fortschritte der Population Neuspaniens den freylich durch schlechte Staatsverwaltung oft gräßlich irt. So starben in Neuspanien im Jahre 1784 an den aus Hungersnoth entstandenen asthenischen Krankheiten 300,000 ischen.

Überhaupt hatte die altspanische Regierung noch immer arische Maximen gegen die Indianer oder ursprünglichen Eingebornen des Landes geübt; schon ein Mahl war in den Jahren 1781 und 1782 eine blutige Insurrection der Verzweifelnden Folge davon, Die Anzahl der Weißen oder Spanier belauft sich in Neuspanien vermuthlich kaum auf 1,200,000 Seelen, mit Inbegriff der Kreolen.

.....

Im Jahre 1787 betrug die gesammte zu den brittischen Inseln Westindiens gehörige Population 50,000 Weiße, 10,000 farbige Leute und 465,000 Sclaven.

Im Jahre 1805 belief sie sich auf 55,000 Weiße, 18,000 farbige Leute und 510,000 Sclaven. In Jamaika allein hatte sich während dieses Zeitraums (von 1787 bis 1805) die Zahl der freyen farbigen Leute von 4000 auf 9000 vermehrt, und die der Sclaven von 256,000 auf 280,000. Wahr aber ist es auch, daß die jährliche Sclaven-Einfuhr die schwarze Population dieser Insel immer um 4000 Seelen vergrößerte.

Das Klima in den tropischen Ländern ist wahrlich den Negern nicht halb so nachtheilig, als den Europäern. Man kann die relative Sterblichkeit der Weißen und der Schwarzen in Westindien nicht bestimmter erkennen, als wenn man den Etat der englischen Regimenter vom Jahre 1796 bis 1802 vergleicht. Daraus sieht man, daß, wenn ein Schwarzer starb, gewiß dagegen mehr als vier Weiße starben.

Die nachstehende Tabelle der bey der brittischen Armee in Westindien an Krankheiten Verstorbenen ist für den philosophischen Beobachter in Europa noch in manchen andern Beziehungen merkwürdig.

Es ist folgende:

Europäische Soldaten.					Neger-Sold.			Offiziere.
Jahr.	Größte Truppenzahl.	Mittlere monathl.	Todte.	Aufs Hundert.	Truppenzahl.	Todte.	Aufs Hundert.	Todte.
1796	19,676	15,881	6484	40¾	2495	75	3	226
1797	15,627	11,503	3766	32¾	3080	118	4	99
1798	9,192	8,416	1602	17½	3055	252	8	38
1799	7,654	7,202	896	11¾	3354	258	7¾	24
1800	8,840	7,890	1221	15½	4320	286	6½	58
1801	11,745	10,315	2340	22¾	4604	276	6	104
1802	10,198	9,039	990	11	3840	199	5	41

.....

So viele Beschreibungen wir auch schon von Ostindien, dem unerschöpflichen Ophir der Britten, haben, blieb doch vieles, sogar die Größe, Bevölkerung und Cultur dieses Landes, höchst ungewiß; denn in Indien gibt es weder Geburts- Heiraths- noch Sterberegister. — Ältere Calculs schätzten die Population von Bengalen auf eilf Millionen Seelen, und scheinen einer neuern Schätzung zur Basis gedient zu haben, der zufolge man die gesammte Population auf dem Gebiethe der Compagnie in Indien zu zwanzig Millionen Seelen anschlug, die Vergrößerungen nicht gerechnet, die die Gouverneurs Cornwallis und Wel-

lesley zu dem ungeheuern Reiche der Britten in Südasien hinzufügten; denn nur in Decan betrug die Volkszahl der brittischen Domänen gegen 9,000,000 Seelen.

Im Jahre 1789 wurde eine Art Zählung vorgenommen, indem man die Taxeneinnehmer befragte, welche allerdings die Volkszahl am besten zu beurtheilen im Stande seyn sollten. Daraus ergab sich, daß man in Bengalen und Bihar 22 Millionen Einwohner zählte. — In einem neuern zu Kalkutta 1804 erschienenen und zu London 1806 nachgedruckten Werke über „Bengalens Landwirthschaft und innern Handel" wird aber auch diese Zahl für allzugering gehalten. Es schätzt die Population von Bengalen und Bihar auf 24, und wenn die Provinz Benares dazu gezählt wird, auf 27 Millionen Seelen. Selbst diese Anzahl scheint noch nichts weniger als übertrieben zu seyn. Denn da man bey einer sorgfältig angestellten Zählung in einem der nicht bevölkertsten Districte auf einem Raum von 2531 englischen Quadratmeilen in 2784 Dorfschaften oder Kirchspielen (Manzas) 80,914 Landbauer oder Pächter fand und 22,324 Arbeiter, Handwerker u. s. w., die eine Grundsteuer zahlten: so würden, fünf Personen auf die Familie gerechnet, auf eine Quadratmeile im Durchschnitt über 203 Seelen kommen. — Da nun Bengalen und Bihar einen Flächenraum von 149,217, oder Benares dazu gezählt, von 162,000 Quadratmeilen haben: müßte sich die Volkszahl auf 32,987,500 Seelen belaufen. — Nur der dritte Theil des Bodens von Bengalen und Bihar ist angebaut, und liefert den mäßigen Indiern hinreichende Nahrung. Da aber den asiatischen Unterthanen Großbritanniens Erleichterung des Absatzes fehlt, überlassen sich Bauern und Handwerker behaglicher Trägheit, ungeachtet das Land bevölkert genug wäre, um angebauet zu werden. Wirklich ist man gegenwärtig in einigen Districten daselbst beschäftigt, durch Anlegung von Canälen den bessern Absatz der Producte zu befördern und so ist vorauszusehen, daß dort auch bald eine größere Menge des üppigfruchtbaren Bodens, der jetzt verraset liegt, in Nutzung gesetzt wird.

Miscellen.

Der Römer Varro theilte die Geschichte in ganz dunkle Zeit (ἄδηλον), in mythische (μυθικον), und in historische (ἱστορικον) ein. Nicht bloß für das Leben des Menschengeschlechts, sondern auch für das Leben jedes Menschen taugt diese Eintheilung vortrefflich. Man kann von jedem, der zu Ende damit ist, sagen, wie von Cäsar: venit, vidit, vixit. Beym Kommen die dunkle Periode; wer weiß wie und woher er kommt? Beym Sehen, wahrlich noch keine historische Zeit, noch völlig mythische, in welcher uns Liebe, Vertrauen, Hoffnungen, Glück, wie Wahnbilder täuschend begegnen. Und endlich die historische Zeit, das Stehen an jenem kleinen Graben, welcher Zeit und Ewigkeit von einander scheidet. Da wird oft auch die mythische Zeit klar; aber die Gegenwart ist es immer gewiß: es ist so historisch helle, daß man zum ersten Mahle sicher in eine Katastrophe der Zukunft blickt.

.....

Zu einem Muster weiblicher Schönheit, oder unbestimmter zu reden, weiblicher Reitzesfülle verlangte der Deutsche im 16ten Jahrhundert ungleich mehr, als der im 19ten. Er glaubte, die zur vollen Sinnenlust gehörigen Eigenschaften seyen nicht bey einem Volke beysammen zu finden, sondern die gewünschte Vollkommenheit müßte gleichsam gliedweise aus mehreren Ländern und Gegenden zusammengesetzt werden. Deutlich sagt dieses Fischart, genannt Menzer, wenn er von Gargantua's Gemahlinn, Gurgelmilta von Honigmunda, etwas leichtfertig und muthwillig singt:

Den Kopf von Prag, die Füß' vom Rhein,
Die Brüst aus Österreich im Schrein,
Aus Frankreich — — — — —
Aus Bayerland — — — —
Rucken aus Brabant, Händ von Cölln ꝛc.

Was Fischart hier zusammenstellt, das waren sicher lauter sprichwörtliche Redensarten.

.....

Was ist von einem Fürsten zu denken, der in verhängnißvollen Zeiten unter die Merkwürdigkeiten seines Lebens Umstände rechnet und aufzeichnet, wie folgender:

„Hab mir heute den Kopf waschen lassen, hat mir recht wohl gethan." Eigenhändig und wörtlich schrieb dieses ein Regent, der unter den Beherrschern Würtembergs nicht eben den letzten Platz verdient, Herzog Johann Friedrich. († 1628.)

.....

Jemanden duzen, besonders verheirathete Personen, ward in Frankreich schon im 14. Jahrhundert als eine beleidigende Unhöflichkeit angesehen. In Deutschland hingegen erlaubten sich Schriftsteller noch am Ende des 15., und zwar in ungebundener Rede, das vertrauliche Du sogar gegen Fürstinnen. Heinrich Steinheil (oder Steinhöwel), der bekannte Ulmische Arzt, welchem man den Vorwurf der Ungeschliffenheit nicht machen kann, nennt in einer Zueignungsschrift die Erzherzoginn Eleonore von Österreich nie anders, als Du, oder deine Gnaden.

.....

Woher kommt die bildliche, etwas niedrige Redensart: einen in's Bockshorn jagen, d. i. in die Enge treiben, in Angst und Verwirrung, oder auch zu einem schimpflichen Schweigen bringen?

Diese Aufgabe stand schon im Jahr 1759 in einem ehemahls vielgelesenen Blatt, aber erst mehrere Jahre darauf erfolgte eine Beantwortung. Ein Ungenannter stellt darin die Behauptung auf: das Osterfeuer (Nothfeuer), in welches man, in alten Zeiten, aus Aberglauben Menschen und Vieh, die an Krankheiten litten, getrieben habe, sey ehemahls Bocksthorn genannt worden. Diesen plattdeutschen Nahmen (hochdeutsch Bocksdorn) führe ein kleiner stachelichter Strauch, der seiner Brennbarkeit wegen vielleicht unter das andere Holz gelegt worden sey. Bockshorn sey nichts anders, als das entstellte Wort Bocksthorn.

Beweisgründe hat der Ungenannte keine beygebracht, und seine Erklärung verdient keinen Beyfall. Sie paßt erstens durchaus nicht auf die ähnlichen Redensarten in's Bockshorn kriechen, und man kann nicht alle Köpfe in ein Bockshorn zwingen. Und dann scheint das Sprichwort selbst weit jünger, als die Zeiten, wo das Nothfeuer hie und da gewöhnlich war. Die Aufgabe bedarf also einer andern Auflösung. Vielleicht beschäftigt sie gelegentlich das Nachspüren eines unserer gelehrten Sprachforscher, eines Rask, Grater, Eschenburg, Reinwald, Radlof, Reynitzsch.

Verbesserungen.

In Nro. 47. Seite 205 Sp. 2. soll es heißen, zierlich statt ziemlich.
— 5 — 206 — 2. Zeile 29 u. f.: „Alle Regimenter, welche mit Loudon diese denkwürdige Nachtwache gemacht hatten, waren stolz über diese Auszeichnung."
— 5 — 207 — 1. — 18 Gericht statt Gerücht.
In dem der Nr. 49 beygelegten Stammbaume ist unter den Kindern Theresiens, bey Maria Amalia hinzuzusetzen: vermählt an den spanischen Infanten Ferdinand, Herzog von Parma.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

III.

Öffentliche Staatsacten.

13.

Waffenstillstands- und Evacuations-Tractat nach der Schlacht von Marengo. d. d. Alessandria, 16. Juny 1800.

Artikel 1. Es wird ein Waffenstillstand zwischen den Armeen seiner kaiserl. Majestät und der fränkischen Republik in Italien bestehen, bis von dem Wiener Hofe Antwort eingetroffen seyn wird.

Art. 2. Die Armee Sr. kaiserl. Maj. wird alle zwischen dem Mincio, der Fossa-Maestra, und dem Po begriffenen Länder, nähmlich Peschiera, Mantua, Borgoforte, und von da das linke Ufer des Po, und an dem rechten Ufer die Festung Ferrara besetzt halten.

Art. 3. Die Armee seiner kaiserl. Maj. wird auf gleiche Weise Toskana und Ancona besetzt halten.

Art. 4. Die fränkische Armee wird die zwischen der Chiesa, dem Oglio und dem Po begriffenen Länder besetzen.

Art. 5. Das Land zwischen der Chiesa und dem Mincio wird von keiner der beyden Armeen besetzt werden. Die Armee Sr. kaiserl. Maj. wird aus denjenigen Theilen dieses Landes, welche zum Herzogthum Mantua gehörten, Lebensmittel ziehen können. Die fränkische Armee wird aus denjenigen Theilen, welche zu der Provinz Brescia gehörten, Lebensmittel ziehen.

Art. 6. Die Citadellen von Tortona, Alessandria, Mailand, Turin, Pizzighetone, Arona, Piacenza, werden vom 16. bis zum 20. Jun. der fränkischen Armee übergeben werden.

Art. 7. Die Festung Coni, die Citadellen von Ceva, Savona, und die Stadt Genua, vom 16. bis 24. Jun.

Art. 8. Das Fort Urbano am 26. Jun.

Art. 9. Die Artillerie der Plätze wird auf folgende Weise abgetheilt werden:

1) Alle Artillerie von österreichischem Kaliber und Guß wird der österreichischen Armee zugehören;

2) Alle von italienischem, piemontesischem und fränkischem Kaliber und Guß, der fränkischen Armee.

3) Die Mundvorräthe werden abgetheilt werden: die eine Hälfte wird zur Disposition des Ober-Kriegscommissärs der fränkischen, die andre zur Disposition des Ober-Kriegscommissärs der österreichischen Armee stehen.

Art. 10. Die Besatzungen werden mit militärischen Ehren ausziehen, und sich mit Waffen und Bagage auf dem kürzesten Wege nach Mantua begeben.

Art. 11. Die österreichische Armee wird sich, auf drey Colonnen, über Piacenza nach Mantua begeben: die erste vom 16. bis 20. Jun. — die zweyte vom 20. bis 23. — die dritte vom 23. bis 25.

Art. 12. Die HH. Generäle St. Julien, von Schvertnik von der Artillerie; de Brun vom Genie; Telsiege, Verpflegsbeamter, und die Bürger Dejean, Staatsrath, und Daru, Musterungsaufseher, sind zu Commissarien ernannt, um für die Details der Vollziehung gegenwärtiger Convention, sowohl wegen Verfertigung der Inventarien, als wegen Besorgung der Subsistenzen und Transporte, und was sonst vorkommen kann, Sorge zu tragen.

Art. 13. Niemand wird wegen der Dienste, die er der österreichischen Armee geleistet hat, oder wegen politischer Meinungen, mißhandelt werden können. Der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee wird die Personen, welche in der Cisalpinischen Republik wegen politischer Meinungen verhaftet worden sind, und die sich in den Festungen unter seinem Commando befinden dürften, auf freyen Fuß stellen lassen.

Art. 14. Welches auch immer die Antwort des Wiener Hofes seyn mag, so wird keine von den beyden Armeen die andre angreifen können, wofern sie nicht 10 Tage vorher den Waffenstillstand aufgekündigt hat.

Art. 15. Während des Waffenstillstands soll keine Armee Detaschirungen nach Deutschland machen.

Alessandria, den 27. Prairial, Jahr 8 der fränkischen Republik, (16. Juny 1800).

Unterzeichnet:

Alexander Berthier. Melas, General von der Cavallerie.

14.

Supplementär-Convention. d. d. Verona, 31. July 1800.

Artikel 1. Die Posten der fränkischen Armee werden sich an dem Ufer des Po bis an die Mündung des Panaro erstrecken; die Linie wird am linken Ufer des Panaro heraufsteigen, bis an den Punct, wo der Canal anfängt, welcher sich vor Pondeno findet, und in den Pratello di Ferrara ergießt. Sie wird sich auf dem rechten Ufer bis mit S. Maria Magdalena ausdehnen, und an dem Canal Angelino l'Alare di Reno bis an seinen Ausfluß in den Po Primaro, und von da bis an die See verlängern. Die Linie der österreichischen Posten vorwärts von Ferrara wird über S. Biasio, Ospedale, Genetica, Mizzana, Fassanova und Cona gehen, und sich am linken Ufer des Po Volano bis an die See erstrecken.

Art. 2. Das Land zwischen den Vorposten bey den Armeen, dem Po Volano und dem Po Primaro, wird von keiner der beyden Armeen militärisch besetzt werden, wird aber, um Lebensmittel daraus zu ziehen, zur Disposition der fränkischen bleiben.

Art. 3. Die Schifffahrt auf dem Po wird gänzlich frey, und nach folgenden Grundsätzen bestimmt seyn. Alle von den Ländern oberhalb des Oglio kommenden Barken werden, mit Pässen von dem Oberbefehlshaber der fränkischen Armee, frey herunter fahren, und um diesen Fluß wieder herauf zu fahren, werden die Patrone, falls sie die Mündung des Panaro überschritten, diese nähmlichen Pässe von dem Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee visiren lassen. Eben so wird es für die, von den unterhalb des Panaro gelegenen Ländern kommenden, Schiffe gehalten werden; sie werden mit Pässen von dem kaiserlichen Oberbefehlshaber frey herauf fahren dürfen, und um wieder herunter zu fahren, falls sie die Mündung des Oglio überschritten, werden die Patrone dieser nähmlichen Pässe von dem Oberbefehlshaber der fränkischen Armee visiren lassen. Zur Ausfertigung und Visirung dieser Pässe werden die Oberbefehlshaber an den zur Erleichterung der freyen Schifffahrt am vortheilhaftesten gelegenen Orten Beamte anstellen können, welche mit den nöthigen Instructionen versehen werden sollen, die sich die beyden Oberbefehlshaber gegenseitig mittheilen werden. Anlangend das von Mesola etwa zu beziehende Salz, so wird keine neue Ausfuhrgebühr darauf gelegt werden. Die Freyheit der Schifffahrt auf dem Theile des Po, welcher die beyden Armeen trennt, wird sich keineswegs bis auf bewaffnete, oder Truppen führende, Barken erstrecken.

Art. 4. Die Demarcationslinie zwischen beyden Armeen, von der Seite des südlichen Italiens, wird an der See zwischen Pesaro und Fano anfangen, über das Gebieth der Republik S. Marino gehen, und sich von da, längst der Gränze des Herzogthums Urbino, bis an die Gränzen von Toscana erstrecken. Das Gebieth der Republik S. Marino wird neutral bleiben. Stabsofficiere werden von beyden Seiten angestellt werden, um an Ort und Stelle für die Puncte, deren Bestimmung noch zweydeutig seyn möchte, die Demarcation festzusetzen. Diese Linie wird, so lange der Waffenstillstand dauert, unter keinerley Vorwand von den beyderseitigen Truppen überschritten werden dürfen.

Art. 5. Die Couriere und Officiere der kaiserl. Armee, welche von der Armee nach Ancona und von Ancona nach der Armee expedirt werden dürften, werden den Weg von Ferrara über Ravenna, und sodann den von Maestra nehmen. Die Couriere und Officiere, welche von der kaiserl. Armee nach Toscana, und von Toscana nach der Armee zu reisen hätten, werden den Weg über Ferrara, über Bologna, und sodann den von Maestra nehmen; auch werden sie, wofern sie nur mit Pässen von den österreichischen commandirenden Generälen versehen sind, Wägen und Gepäcke mitführen dürfen.

Art. 6. So oft der Oberbefehlshaber der kaiserl. Armee an der Stelle der in Toscana befindlichen Truppen, andre dahin zu senden haben sollte, wird der Oberbefehlshaber der fränkischen Armee ihnen Pässe zum freyen Durchgang, sowohl hin als her, ertheilen.

(*)

Art. 7. Die Privatpersonen aus den Ländern, welche von einer der beyden Armeen besetzt sind, die sich in die von der andern besetzten Länder begeben wollen, werden die vier folgenden Wege nehmen: Ferrara; S. Benedetto; Bozzolo und Goito; Montechiaro und Vallegaio. Die Vorposten der beyden Armeen werden sie, wofern sie nur mit Pässen von dem Oberbefehlshaber der Armee, welche das Land, aus welchem sie kommen, besetzt, oder von einem seiner General-Lieutenants, versehen sind, auf den festgesetzten Puncten durchlassen. Zur Communication zwischen den Einwohnern von Toscana, und den Einwohnern der von der fränkischen Armee besetzten Länder, wird die Straße von Florenz nach Bologna, und von Pisa nach Massa, bestimmt; sie müssen aber mit Pässen von den Generalen, welche an diesen Orten commandiren, versehen seyn. Anlangend die Communication zwischen den Einwohnern der von den beyderseitigen Armeen im südlichen Italien besetzten Länder, so wird sie über Fano und Pesaro Statt haben, unter den oben festgesetzten Bedingung, daß die Reisenden Pässe haben müssen.

Art. 8. Die Oberbefehlshaber der beyden Armeen werden in der kürzesten Frist die zur Vollziehung der gegenwärtigen Convention erforderlichen Befehle ertheilen.

So geschehen zu Verona, am 31. July 1800.

Reille, Generals-Adjutant. — Graf Nugent, Major vom Generalstab.

15.

Waffenstillstand in Deutschland, Tyrol und Graubünden, d. d. Parsdorf, 15. July 1800.

Der Ingenieur-General-Major Graf von Dietrichstein-Proskau, und der Brigade-General Victor Fanneau la Horie, beyde mit den speciellen Vollmachten der Oberbefehlshaber von den beyden gegenseitigen Armeen versehen, um die einen Waffenstillstand betreffende Übereinkunft zu unterschreiben, haben Folgendes festgesetzt:

Art. 1. Die Feindseligkeiten werden eingestellt werden, und es wird zwischen der Armee Sr. kais. königl. Majestät und Ihrer Verbündeten im deutschen Reiche, in Deutschland, Schweiz, Tyrol und Graubünden, und der Armee der fränkischen Republik in diesen Ländern Waffenstillstand seyn, und die Erneuerung der Feindseligkeiten wird nur nach einer 12 Tage vorher im Hauptquartier der entgegengesetzten Armee angekommenen Aufkündigung Statt haben können.

Art. 2. Die fränkische Armee wird das Land besetzen, welches in einer Scheidungslinie enthalten ist, die von dem rechten Rheinufer bey Balzers ausgehend, der Gränze von Graubünden bis an die Illsquelle folgt, deren ganzes Thal sie einschließt, mittelst dem Rücken des Arlberges an die Lechquelle gelangt, an dessen linken Ufer bis Reutti hinabläuft, und das rechte nur in jenen Puncten überschreitet, wo die Straße von einem auf das andre Ufer übergeht, die österreichische Armee im Besitze der Ausgänge lassend, die auf das rechte Ufer zu gehen, Reutti mit begriffen, bey Breitenwang über die Seebach geht, dem nördlichen Ufer des Sees folgt, aus dem er fließt, dann sich längst der linken Seite des Engthals bis an die Quelle der Ammer hinauf zieht, auf die Gränze der Grafschaft Werdenfels fällt, der sie bis an die Loisach folgt, auf deren linken Ufer sie sich bis an den Eochlsee verlängert, den sie durchschneidet, um nach Walchensee zu kommen, wo sie den See dieses Nahmens durchschneidet, längs dem nördlichen Ufer des Jachnad hingeht, bis zu seiner Mündung in die Iser, die sie übergeht, und sich an die Weissach wendet, bey Reiten den Tegernsee umgeht, bey Gmünd die Manzuald übergeht, deren linken Ufer sie bis Falley folgt. Von da nimmt sie ihre Richtung nach Oblaus, dann über Münster, Erais, Glan, Zinnenberg, Ostern-dorf, Mosach, Alxing, Teglsing, Ekhäfen, Grüfing, Eking, Ebersperg, Molskirch, Hohelinden, Krämacher, Weting, Teting, Haidberg, von da nach Isen bis Fautern, von da nach Londorf, von wo sie sich gegen die Quelle der Vils zieht, diese auf ihrem linken Ufer bis Vilsbiburg hinabgeht, sich nach Binbigurg wendet, der Straße von der Aina bis Dürnalch folgt, auf Semenshäuser zugeht, an die Quelle der Kolpach gelangt, die sie an ihrem linken Ufer bis zu ihrer Mündung in die Vils und die Vils bis zu ihrer Mündung in die Donau hinabläuft; dann geht die Linie aufwärts des rechten Donauufers bis Kellheim, wo sie über den Strom längs dem rechten Ufer der Altmühl hinauf, bis Pappenheim zieht, wo sie den Weg nach Weissenburg nimmt, um an die Rednitz zu kommen, deren linkes Ufer sie bis an ihre Mündung in den Main, und dessen linkes Ufer bis an den Rhein verfolgt. Die Scheidungslinie auf dem rechten Mainufer, zwischen diesem Fluß und Düsseldorf, wird vorwärts Mainz diesem Platze nicht näher kommen können, als die Nidda, und in der Voraussetzung, daß die fränkischen Truppen in jener Gegend Bewegungen gemacht hätten, werden sie dieselbe Linie behalten, oder wieder einnehmen, in deren Besitz sie heute, den 15. Jul. 1800, (26. Messidor) gewesen seyn werden.

Art. 3. Die kaiserliche Armee wird das Ober- und Unter-Engadin, das heißt, den Theil von Graubünden, dessen Gewässer gegen den Inn fließen, und das St. Marienthal, dessen Gewässer sich gegen die Etsch ergießen, besetzen. Von Balzers wird die Scheidungslinie der fränkischen Armee sich an den Comersee mittelst der Straße von Chur, Tusis, den Splügen, nach Cleven erstrecken. Der Theil von Graubünden, welcher zwischen dieser Linie und dem Engadin begriffen ist, wird verlassen, und bleibt neutral zwischen beyden Armeen. Dieses Land behält übrigens seine Regierungsform bey.

Art. 4. Die in der Scheidungslinie enthaltenen Plätze, welche die kaiserlichen Truppen annoch im Besitz haben, bleiben in jeder Rücksicht in jenem Zustande, welcher durch eigends hierzu von den Oberbefehlshabern beyder Armeen ernannte Abgeordnete ausgewiesen werden wird; diese Plätze werden zu ihren Vertheidigungswerken keine neuen hinzusetzen, noch die freye Schifffahrt der Flüsse, auf denen sie sich befinden, und den Gebrauch der Wege, die unter ihrem Commando vorbeylaufen, hindern, welches auf einen Halbmesser von 2000 Klaftern, vom Hauptwalle festgesetzt ist. Ihre Verpflegung wird nur alle 10 Tage im Verhältniß der festgesetzten Verzehrung erneuert, und nicht im Umriß der durch die fränkische Armee besetzten Länder genommen werden können, welch letztere ihrerseits die Zufuhr und Ankunft der Verpflegung nicht wird erschweren können.

Art. 5. Der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee wird in jeden dieser Plätze einen Officier schicken können, um die Commandanten derselben von der Benehmungsart zu verständigen, die sie zufolge des obigen Artikels zu beobachten haben werden.

Art. 6. Auf den Flüssen, welche beyde Armeen trennen, werden nur dann Brücken Statt finden können, wenn die Scheidungslinie die Flüsse durchschneidet, und auch dann nur rückwärts dieser Linie, unbeschadet der besondern Anstalten, die in der Folge nöthig erachtet werden könnten, es sey für die Bequemlichkeit der beyderseitigen Armeen, oder des Handels. Die Oberbefehlshaber beyder Armeen werden sich über diese Gegenstände einvernehmen.

Art. 7. Überall, wo schiffbare Flüsse die Scheidungslinie der Armeen ausmachen, wird die Schifffahrt, es sey für dieselbe oder für die Länder, weder durch die eine noch durch die andre gehindert werden, und da, wo Straßen zur Scheidung dienen, werden beyde Armeen zur Bequemlichkeit ihrer Zufuhr während des Stillstandes davon Gebrauch machen können.

Art. 8. Der Theil von den Reichs- und Erblanden Sr. kais. königl. Majestät, welchen die Scheidungslinie der fränkischen Armee in sich begreift, ist unter die Schutzwehre ihrer Biederkeit zur Erhaltung der Sicherheit des Eigenthums, und der dermahligen Regierungsformen der Länder gesetzt. Die Einwohner dieser Länder werden weder der, der kaiserlichen Armee geleisteten, Dienste, noch ihrer politischen Meinungen wegen, noch wegen ihres am Kriege genommenen thätigen Antheils verantwortlich gemacht werden.

Art. 9. Die gegenwärtige Übereinkunft wird auf das geschwindeste durch Couriere an alle Corps-Commandanten beyder Armeen geschickt werden, damit nicht nur die Feindseligkeiten alsogleich eingestellt werden, sondern damit auch die Vollziehung unmittelbar beginnen, und in dem in Rücksicht der Entfernung vollkommen nöthigen Zeitraume enden könne. Officiere vom Generalstabe werden beyderseits besonders beauftragt werden, auf dem Terrain die Scheidungslinie auf jenen Puncten zu bestimmen, wo deren Festsetzung noch einige Zweydeutigkeit übrig liesse.

Art. 10. Zwischen den Vorposten beyder Armeen wird keine Gemeinschaft Statt finden.

In Duplo, zu Parsdorf, den 15. Jul. 1800 (26. Messidor im 8. Jahr).

Unterzeichnet:

Franz Joseph Graf von Dietrichstein-Proskau, General-Major und Ingenieur in Dienſten Sr. kais. königl. Majeſtät.

Der Brigade-General, Victor Fanneau La Horie.

26.

Nicht ratificirte Friedens-Präliminarien zwiſchen Öſterreich und Frankreich, d. d. Paris 28. July 1800.

Se. Majeſtät der Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen ꝛc., und der erſte Conſul der fränkiſchen Republik, im Nahmen des fränkiſchen Volkes ſind, da ſie den Wunſch, die Übel des Krieges durch einen ſchnellen, gerechten und feſten Frieden zu endigen, in gleichem Grade hägen, der folgenden Präliminar-Artikel übereingekommen.

Art. 1. Es wird Friede, Freundſchaft und gutes Verſtändniß ſeyn zwiſchen Sr. Majeſtät dem Kaiſer und König, und der fränkiſchen Republik.

Art. 2. Bis zur Abſchließung eines Definitiv-Friedens werden die Armeen, ſowohl in Deutſchland als in Italien, gegenſeitig in ihrer gegenwärtigen Stellung bleiben, ohne ſich gegen das ſüdliche Italien mehr auszubreiten. Se. kaiſerl. Majeſtät verpflichten ſich Ihrer Seits, alle Ihre etwa in den päpſtlichen Staaten befindliche Macht in der Feſtung Ancona zu concentriren, die auſſerordentliche Bewaffnung in Toscana einſtellen zu laſſen, und jede Landung der Feinde der fränkiſchen Republik zu Livorno, oder ſonſt auf irgend einem Puncte der Küſten, zu verhindern.

Art. 3. Der Tractat von Campo Formio wird, mit Vorbehalt der nothwendig gewordenen Abänderungen, zur Grundlage des Definitiv-Friedens genommen werden.

Art. 4. Se. Majeſtät der Kaiſer haben nichts dawider, daß die fränkiſche Republik die Rheingränze, ſo wie man deshalb zu Raſtadt übereingekommen war, beybehalte: das heißt, das linke Ufer des Rheins von dem Puncte an, wo dieſer Fluß das ſchweizeriſche Gebieth verläßt, bis zu dem, wo er in das Gebieth der bataviſchen Republik tritt; Sie verpflichten ſich überdem, der fränkiſchen Republik die Herrſchaft und das Eigenthum über das Frikthal, und alles zwiſchen Zurzach und Baſel dem Hauſe Öſterreich gehörige Land, abzutreten.

Art. 5. Kaſſel, Kehl, Ehrenbreitſtein und Düſſeldorf, gedenkt die fränkiſche Republik nicht zu behalten. Dieſe Plätze werden geſchleift werden, unter der Bedingung, daß auf dem rechten Rheinufer, und bis zur Entfernung von drey Stunden, kein Befeſtigungswerk, weder in Mauerarbeit noch in Erde, wird errichtet werden können.

Art. 6. Die Schadloshaltungen, welche Se. Majeſtät der Kaiſer und König, vermöge der geheimen Artikel des Tractats von Campo Formio, in Deutſchland haben ſollten, werden in Italien genommen werden, und ob man ſich gleich vorbehält, bey dem Definitiv-Frieden wegen der Lage und des Quotums der beſagten Schadloshaltungen überein zu kommen, ſo nimmt man dennoch hier als Grundlage an, daß Se. Majeſtät der Kaiſer und König, außer den Ländern, die Sie durch den Tractat von Campo Formio in Italien erhielten, ein Äquivalent für das Erzbisthum Salzburg, und den zwiſchen dem beſagten Erzbisthum, den Flüſſen Inn und Salza, und dem Tyrol, mit Inbegriff der Stadt Waſſerburg auf dem linken Ufer des Inn und eines Umkreiſes von 3000 Klaftern, gelegenen Theile vom bayriſchen Kreis, wie auch für das Frikthal, welches Sie der fränkiſchen Republik abtreten, beſitzen werden.

Art. 7. Die Ratificationen der beſagten Präliminar-Artikel werden zu Wien vor dem 27. Thermidor (15. Auguſt) ausgewechſelt werden.

Art. 8. Unmittelbar nach Auswechslung der Ratificationen, werden die Unterhandlungen für den Definitiv-Frieden fortgehen. Man wird beyderſeitig wegen des Orts der Negociation übereinkommen. Die Bevollmächtigten werden ſich ſpäteſtens in 20 Tagen nach beſagter Auswechslung dahin begeben.

Art. 9. Se. Majeſtät der Kaiſer und König, und der Erſte Conſul der fränkiſchen Republik, verpflichten ſich gegen einander auf ihr Ehrenwort, die gegenwärtigen Artikel bis zur Auswechſelung der Ratificationen geheim zu halten.

Art. 10. Da die Vollmacht des Herrn von St. Julien in einem Schreiben des Kaiſers an den Erſten Conſul enthalten iſt, ſo werden die mit den gewöhnlichen Formen verſehenen Vollmachten mit den Ratificationen der gegenwärtigen Präliminarien, welche die beyderſeitigen Regierungen nach der Ratification binden ſollen, ausgewechſelt werden.

Wir Unterzeichnete haben die gegenwärtigen Friedens-Präliminarien beſchloſſen und unterzeichnet, zu Paris den 9. Thermidor Jahrs der fränkiſchen Republik, (28. Jul. 1800).

Unterzeichnet:

J. Graf von St. Julien, General.

Carl Moritz Talleyrand.

27.

Verlängerung des Waffenſtillſtandes im Deutſchland. d. d. Hohenlinden, 20. Sept. 1800.

Der Graf von Lehrbach, auſſerordentlicher bevollmächtigter Miniſter Sr. k. k. apoſt. Majeſtät im Reiche und bey Ihrer Armee in Deutſchland, und der Baron von Lauer, Feldzeugmeiſter der Armeen Sr. Majeſtät, einer Seits, und der Brigade-General der Rheinarmee der fränkiſchen Republik, Victor Fanneau La Horie, andrer Seits: gegenſeitig mit den nothwendigen Vollmachten zur Abſchließung einer Waffenſtillſtands-Verlängerung verſehen, haben Folgendes beſchloſſen:

Art. 1. Se. k. k. Majeſtät, auf das Verlangen des Erſten Conſuls der fränkiſchen Republik, und in der Abſicht, einen Beweis von Ihrem Wunſch, der Geiſſel des Kriegs Einhalt zu thun, zu geben, willigen ein, daß, als Unterpfand Ihrer Geſinnungen, die Plätze Philippsburg, Ulm, nebſt den davon abhängigen Forts, und Ingolſtadt, welche innerhalb der durch die Convention vom 15. Jul. (26. Meſſidor) beſtimmten Demarcationslinie begriffen ſind, zur Diſpoſition der fränkiſchen Armee übergeben werden.

Art. 2. Die in den beſagten Plätzen befindlichen Beſatzungen werden mit allem, was ihnen angehört, frey herausgehen, und ſich zur kaiſerlichen Armee in Deutſchland begeben.

Art. 3. Die Räumung dieſer Plätze, ſowohl für die Beſatzungen als für die Munitionen aller Art, ſoll binnen 10 Tagen höchſtens Statt haben: zu dieſem Ende wird zu den Transportirungsmitteln aller Art, auf Koſten Sr. Majeſtät des Kaiſers und Konigs, von der fränkiſchen Armee alle in ihrer Macht ſtehende Erleichterung geſchafft werden. Anlangend die Beſetzung der Plätze, ſo wird in Zeit von 5 Tagen eines der auf die Hauptcommunicationen gehenden Thore zur Diſpoſition der fränkiſchen Armee übergeben werden; die Wahl dieſer Thore wird durch Abgeordnete beſtimmt werden, welche ſogleich in kürzeſter Friſt abgeſchickt werden ſollen, um deren Zuſtand zu bewähren.

Art. 4. Die Kriegs- und Mundvorräthe und die Militair-Caſſen, werden ebenfalls geräumt werden; desgleichen auch die Artillerie, mit Ausnahme der dem Reiche gehörigen, welche letztere durch hierzu ernannte Abgeordnete bewährt und bezeugt werden wird.

Art. 5. Es werden in kürzeſter Friſt durch eine beſondere Convention die Transportirungs- und Räumungsmittel für dieſe Plätze, wie auch der Unterhalt und die Räumung der Kranken, welche nicht mit den Beſatzungen transportirt werden können, beſtimmt werden.

Art. 6. Mittelſt der obigen Verfügungen wird eine Waffenſtillſtands-Verlängerung zwiſchen der Armee Sr. k. k. Majeſtät und Ihren Alliirten und der Rheinarmee der fränkiſchen Republik, auf 45 Tage eintreten, von Morgen an gerechnet, mit Inbegriff einer Friſt von 15 Tagen nach Aufkündigung des Waffenſtillſtands, wenn dieſe Statt haben ſollte.

Art. 7. Der Obergeneral der fränkiſchen Rheinarmee verpflichtet ſich, die Feindſeligkeiten bey der Armee der fränkiſchen Republik in Italien, falls ſie wieder angefangen hätten, ſogleich aufhören zu machen.

Art. 8. Die durch die Convention vom 15. Jul. (26. Messidor) bestimmte Demarcationslinie wird in allen ihren Theilen, unter den in den obigen Artikeln 1, 2, 3, 4 und 5 begriffenen, und den in den folgenden Artikeln enthaltenen Modificationen, beybehalten.

Art. 9. Die fränkische Rheinarmee wird an beyde Ufer der Iser zurück kehren, und daselbst stehen bleiben, uud die kaiserliche Armee in Deutschland an beyden Ufern des Inns. Es wird in der Demarcationslinie, welche in der Convention vom 15. Jul. (26. Messidor) bestimmt wurde, bloß eine Kette von Vorposten, jede in einer Entfernung von 3000 Klaftern, sowohl von diesen Flüssen, als von den an denselben gelegenen Plätzen ausgestellt werden.

Art. 10. Die Verfügungen der letztern Convention werden in Allem, was der gegenwärtigen nicht zuwider ist, vollzogen werden.

Der Art. 8. der besagten Convention vom 15. Jul. (26. Messidor) ist nicht allein in allen seinen Verfügungen auf die Einwohner der obbenannten Plätze anwendbar, sondern zu gleicher Zeit wird auch der Obergeneral eingeladen, die Lage, in welche jene Einwohner durch das Kriegsungemach versetzt worden sind, in Betracht zu ziehen.

Art. 11. Die gegenwärtige Convention wird durch Couriere an alle Befehlshaber der Corps der gegenseitigen Armeen, sowohl in Deutschland als in Italien, mit der größten Schnelligkeit abgeschickt werden, damit nicht allein die Feindseligkeiten aufgehoben seyn und bleiben, sondern damit auch die Vollziehung der Convention sogleich angefangen, und in der, in Rücksicht auf die Entfernungen, durchaus nothwendigen Zeit, zu Ende gebracht werden möge.

Art. 12. Es werden von den Obergeneralen der beyden Armeen Abgeordnete zur Vollziehung solcher Artikel der gegenwärtigen Convention, welche die Maßregel nothwendig machen möchten, ernannt werden.

So geschehen in Duplo, zu Hohenlinden am 20. Sept. 1800, (3. Ergänzungstag, Jahr 8.)

Unterzeichnet:

Graf von Lehrbach. Victor F. La Horie.
Lauer, Feldzeugmeister.

18.

Verlängerung des Waffenstillstandes in Italien d. d. Castiglione, 29. Sept. 1800.

Der Herr Graf von Hohenzollern, Feldmarschall-Lieutenant der Armeen Sr. Majestät des Kaisers, einer Seits, und der Bürger Marmont, Staatsrath und Divisions-General, Commandant der Artillerie der italienischen Armee, andrer Seits, mit Vollmachten von ihren beyderseitigen Oberbefehlshabern versehen, sind über folgende Artikel übereingekommen:

Art. 1. Zwischen beyden Armeen wird ein Waffenstillstand von 45 Tagen, vom 20. Sept. an gerechnet, und mit Einschluß einer 15tägigen Aufkündigungsfrist, bestehen.

Art. 2. Da beyde Oberbefehlshaber über den Besitz des Gebieths von Ferrara uneinig sind, so wird sogleich ein Courier nach Wien abgesandt, fällt die Antwort dem Begehren des Oberbefehlshabers Brune gemäß aus, so wird die neue Linie sogleich besetzt; ist sie aber verneinend, so ist der fränkische General von diesem Augenblick an befugt, den Waffenstillstand aufzukündigen, und 15 Tage darauf können die Feindseligkeiten wieder anfangen.

Art. 3. Die österreichische Armee wird Posten zu Ponti, Montzambano, Borghetto und Goito haben; die fränkische Armee wird ihrer Seits Ponte St. Marco, Calcinato, Montechiaro und Asolo besetzen. Von keinem Theile dürfen an diesen verschiedenen Orten Verschanzungen angelegt werden.

Art. 4. Beyde Armeen werden fortfahren, ihre Subsistenz aus dem Mantuanischen und Brescianischen zu ziehen.

Unterzeichnet:

Graf von Hohenzollern, k. k. FML. Marmont, Staatsrath und Divisions-General.

19.

Waffenstillstandsvertrag nach der Schlacht bey Hohenlinden, d. d. Steyer, 25. December 1800.

Da Se. Maj. der Kaiser und König sofort mit der fränkischen Republik den Frieden verhandeln wollen, welches auch die Entschließung Ihrer Alliirten seyn möge, und die Obergenerale der fränkischen und der kaiserlichen Armee in Deutschland wünschen, den vom Kriege unzertrennlichen Übeln, so viel in ihrer Gewalt steht, Einhalt zu thun, so sind sie übereingekommen, einen Waffenstillstand und eine Einstellung der Feindseligkeiten zu verhandeln, und haben zu dem Ende respective mit besonderen Vollmachten beauftragt: der Obergeneral Moreau den Brigade-General Victor Fanneau La Horie, und Se. Königl. Hoheit der Erzherzog Carl den General-Major Grafen v. Grünne und den Obersten v. Weirotter vom Generalstab, welche beschlossen haben, was folgt:

Art. 1. Die Demarcationslinie zwischen der Stellung der gallobatavischen Armee unter Befehl des Generals Augereau in den westphälischen, oberrheinischen und fränkischen Kreisen, bis Baiersdorf, wird zwischen diesem General und dem General der ihm entgegengesetzten k. k. Armee besonders bestimmt werden. Von Baiersdorf zieht sich diese Linie nach Erlangen und Nürnberg, Neumarkt, Parsberg, Laber, Stadt am Hof und Regensburg, wo sie über die Donau geht, an deren rechtem Ufer sie sich, bis an die Erlaph zieht; an dieser steigt sie hinauf bis zu deren Quelle, geht über Marktgäming, Kogelbach, Göslingen, Hammer, Mendling, Leopoldstein, Eisenerz, Vordernberg und Leoben, folgt dem linken Ufer der Muhr bis an den Punct, wo dieser Fluß die Straße von Salzburg nach Klagenfurt durchschneidet, folgt dieser Straße bis Spital, zieht sich auf der Straße nach Verona über Lienz und Brixen wieder hinauf bis Botzen, geht von da über Meran, Glarus und St. Maria, und kommt über Bormio im Veltlin an, wo sie sich an die Armee von Italien schließt.

Art. 2. Die Karte von Deutschland von Chauchard wird in den Erörterungen, welche über die obige Demarcationslinie entstehen möchten, zur Richtschnur dienen.

Art. 3. Auf den Flüssen, welche die beyden Armeen trennen werden, soll das Abschneiden oder die Erhaltung der Brücken, je nachdem man es für die Bedürfnisse entweder der Armeen oder der Gemeinden nützlich erachten wird, durch besondre Verabredungen bestimmt werden: die Obergenerale der beyderseitigen Armeen werden sich über diese Gegenstände einverstehen, oder das Recht dazu den auf diesen Puncten commandirenden Generalen übertragen. Die Schifffahrt der Flüsse wird sowohl für die Armeen als für das Land frey bleiben.

Art. 4. Die fränkische Armee wird nicht allein die sämmtlichen Puncte der oben bestimmten Demarcationslinie besetzen, sondern die Linie der Vorposten der k. k. Armee wird auch, um die beyden Armeen durch einen Zwischenraum zu trennen, in ihrer ganzen Ausdehnung, mit Ausnahme der Donau, wenigstens eine deutsche Meile von der Linie der fränkischen Armee entfernt seyn.

Art. 5. Mit Ausnahme der Sauvegarden und Polizeywachen, welche von den beyden gegenseitigen Armeen, und in gleicher, aber möglichst geringer Anzahl im Tyrol gelassen, oder dahin geschickt werden mögen, (worüber eine besondere Convention Statt finden wird), werden keine andre Truppen Sr. Majestät des Kaisers im Bezirk der Demarcationslinie bleiben dürfen. Diejenigen, welche sich gegenwärtig in Graubünden, Tyrol und Kärnthen befinden, werden sich sofort auf der Klagenfurter Straße auf Bruck zurückziehen, um zu der kaiserl. Armee in Deutschland zu stoßen, damit keine derselben nach Italien den Weg nehmen können. Sie werden von den Puncten, wo sie sich befinden, aufbrechen, sobald sie von der gegenwärtigen Convention Nachricht erhalten haben, und ihr Marsch wird auf den Fuß von anderthalb deutschen Poststationen täglich bestimmt seyn.

Der Obergeneral der fränkischen Rheinarmee ist autorisirt, sich durch Delegirte, welche Auftrag haben werden, dem Marsch der kaiserl. Truppen bis Bruck zu folgen, der Vollziehung des gegenwärtigen Artikels zu vergewissern. Diejenigen kaiserl. Truppen, welche sich aus der Ober-

Schwaben, Franken, zurück zu ziehen haben möchten, werden den
len Weg außerhalb der Demarcationslinie nehmen. Die Vollziehung
Artikels wird unter keinerley Vorwand über die in Rücksicht der
rnung nöthige Zeit hinaus verschoben werden können.

Art. 6. Die Forts Kufstein und Scharnitz, und die andern
umenten Befestigungspuncte in Tyrol, werden der fränkischen Armee
interpfand übergeben, um im nähmlichen Zustand, worin sie sich
en, beym Abschluß des Friedens, wenn derselbe ohne Erneuerung
eindseligkeiten Statt hat: zurückgegeben zu werden. Die Päße Fin-
nünz, Nauders und die andern befestigten Feldposten in Tyrol
n zur Disposition der fränkischen Armee übergeben werden.

Art. 7. Die der kaiserlichen Armee gehörigen Magazine im Lande
n zu deren Disposition gelassen werden.

Art. 8. Die Festung von Würzburg in Franken, und der Platz
nau im bayerischen Kreis, werden ebenfalls der fränkischen Ar-
bergeben, um unter den nähmlichen Bedingungen, wie die Forts
in und Scharnitz, wieder erstattet zu werden.

Art. 9. Sowohl die Reichs- als k. k. Truppen, welche diese Plätze
n, werden dieselben räumen, und zwar: die Besatzung von Würz-
am 16. Nivos J. 9. (6. Jan. 1801), die von Braunau am 14.
(4. Jan.) und die der Tyroler Forts am 18. Nivos (8. Jan.)

Art. 10. Alle Besatzungen werden mit Kriegsehren ausziehen, und
uf dem kürzesten Weg mit Waffen und Bagage zu der kaiserl. Ar-
egeben. Es wird von der Artillerie, den Kriegs- Mund- und son-
Vorräthen aller Art, in den besagten Plätzen, mit Ausnahme der
rem Wege bis jenseits der Demarcationslinie nothwendigen Lebens-
, nichts hinweg genommen werden dürfen.

Art. 11. Respective Abgeordnete werden ernannt werden, um den
id der besagten Plätze zu constatiren, jedoch ohne daß Verzögerun-
welche bey diesem Geschäfte eintreten möchten, dergleichen auch bey
äumung nach sich ziehen könnten.

Art. 12. Die in Tyrol angeordneten außerordentlichen Auf-
the werden sogleich auseinander gelassen, und die Ein-
r in ihre Heimath zurück gesandt werden; die Befehle zur Räumung
u besagter Auseinanderlassung werden unter keinerley Vorwand ver-
werden können.

Art. 13. Indem der Obergeneral der Rheinarmee auch seiner Seits
önigl. Hoheit dem Erzherzog Carl einen unzweydeutigen Beweis
lotive geben will, die ihn bestimmt haben, die Räumung Tyrols
:langen, so erklärt er, daß er sich bey der Räumung der Forts Kuf-
Scharnitz, und von Finstermünz, darauf beschränken wird, die im
tikel besagten Sauvegarden und Polizeywachen im Tyrol zu haben,
:e Communicationen zu sichern; zugleich wird er den Bewohnern
s alle in seiner Macht stehenden Leichtigkeiten zu ihrem Unterhalt
, und die fränkische Armee wird sich auf keine Weise in die Landes-
ung einmischen.

Art. 14. Der innerhalb der Demarcationslinie begriffene Theil des
s und der Staaten Sr. Majestät ist wegen Erhaltung und Achtung
igenthums und der gegenwärtigen Form der Regierung der Völker,
die Sauvegarde der fränkischen Armee gesetzt. Es werden wegen
ke, die der kaiserl. Armee erwiesen wurden, noch wegen politischer
ungen, noch wegen einer thätigen Theilnahme am Krieg, keine Un-
ungen gegen die Einwohner dieser Länder Statt haben können.

Art. 15. Mittelst der obigen Verfügungen wird zwischen der gallo-
ischen Armee in Deutschland, der Rheinarmee, und der Armee Sr.
Majestät und Ihrer Alliirten im deutschen Reiche, Waffenstill-
s und Einstellung der Feindseligkeiten auf 30 Tage
t haben; die Feindseligkeiten werden erst nach 15tägiger Aufkün-
g, von der Stunde an zu rechnen, wo die Aufkündigung eingegan-
yn wird, wieder angefangen werden können, und der Waffenstill-
wird bis zu einer solchen Aufkündigung unbeschränkt verlängert seyn.

Art. 16. Es wird von keiner der beyderseitigen Armeen in Deutschland
ein Corps oder Detaschement nach den beyderseitigen Armeen in Ita-
bgeschickt werden dürfen, so lange nicht zwischen den fränkischen und
lichen Armeen in diesem Lande ein Waffenstillstand eingetreten seyn
wenn diesem Artikel zuwider gehandelt würde, so würde solches als
sbaldiger Bruch des Waffenstillstands angesehen werden.

Art. 17. Der Obergeneral der Rheinarmee wird die gegenwärtige Convention den Obergeneralen der gallobatavischen, der Graubündner, und der italienischen Armee auf das schnellste zukommen lassen, mit der dringendsten Einladung, insbesondre an den Obergeneral der Armee von Italien, seiner Seits einen Waffenstillstand abzuschließen.

Es wird zugleich für die Passage der Officiere und Couriere, welche Se. königl. Hoheit der Erzherzog Carl sowohl in die zu räumenden Plätze, als nach Tyrol, und überhaupt nach den in der Demarcationslinie während des Waffenstillstands begriffenen Ländern, schicken zu müssen glauben dürften, alle Vollmacht gegeben werden.

So geschehen in Duplo, zu Steyer, am 4. Nivos des Jahrs 9. (25. Dec. 1800.)

Unterzeichnet:

La Horie. Grünne. Weirotter.

20.

Waffenstillstand für Italien, d. d. Treviso 16. Januar 1801.

Da die Oberbefehlshaber der fränkischen und der k. k. Armee in Italien das Blutvergießen in dem Augenblick einstellen wollen, in welchem beyde Regierungen an der Schließung des Friedens arbeiten, so haben sie einer Seits die BB. Marmont, Divisionsgeneral und Staatsrath, und Sebastiani, Chef einer Dragoner-Brigade, so wie andrer Seits den H. Grafen von Hohenzollern, General-Lieutenant, und den Baron von Zach, General-Major, ernannt, und mit ihren Vollmachten versehen, um über die Bedingungen eines Waffenstillstands einig zu werden, welche sie auch folgender Weise festgesetzt haben:

Art. 1. Es wird ein Waffenstillstand Statt haben zwischen den Armeen der fränkischen Republik, und denen Sr. Majestät des Kaisers und Königs in Italien, bis zu dem 4. Pluvios (25. Jan.) als der Epoche, in welcher der Waffenstillstand in Deutschland ausgeht. Die Feindseligkeiten können dessen ungeachtet erst 15 Tage nach Aufkündigung der respectiven Oberbefehlshaber in Italien wieder beginnen.

Art. 2. In diesem Waffenstillstand sind alle Corps begriffen, welche Theils von der Armee von Italien und Graubünden bilden, wie auch die Corps von den kaiserl. Armeen in Italien und in Tyrol.

Art. 3. Die fränkischen Armeen werden sich übermorgen den 28. Nivos (18. Jan.) in Bewegung setzen, um von der neuen Linie Besitz zu nehmen. Diese Linie zieht sich an dem linken Ufer der Livenza vom Meer an bis zu ihrem Ursprung bey Golfenigo; von da steigt sie auf die Hohlspitze der Berge, welche die Piave von der Celine trennen, geht über die Berge Mauri, Croupit, Renda, und Rauptalspitz hin, steigt von da in das Thal Kany gegen Aich herab, steigt wieder bergauf, um sich in das Drauthal zu Mitheland längst der Drau bis Lienz hinzusenken, wo sie auf die Demarcationslinie stößt, welche durch die Convention in Deutschland festgesetzt wurde.

Art. 4. Die k. k. Armee nimmt zur Demarcationslinie das rechte Ufer des Tagliamento von dem See an bis zu seinem Ursprunge bey Montemarne. Von diesem Puncte steigt die Linie hinauf, und folgt der im vorigen Artikel beschriebenen, welche beyden Armeen gemeinschaftlich ist.

Art. 5. Der Landstrich, der zwischen beyden Demarcationslinien liegt, ist als neutral erklärt. Es können keine Truppen cantonirungsweise dahin verlegt werden, und nur Posten und Pikete werden dahin ausgestellt werden, um die Hauptpassagen zu bewachen. Die Posten können über eine Meile von den Flüssen nicht entfernt seyn.

Art. 6. Man wird eine Linie ziehen, welche den neutralen Landstrich mitten durchschneidet, um Lebensmittel daraus zu ziehen. Diese Linie wird bezeichnet von dem Celinebache bis Barco, wird sodann durch Viluta, Portogruaro, gehen, und der Livenza bis an die See hin folgen:

Art. 7. Der fränkischen Armee werden abgetreten: Die Plätze Peschiera, Sermione, die Kastelle von Verona und Legnago, die Stadt und Citadelle von Ferrara, die Stadt und das Fort Ancona, unter folgenden Bedingungen:

1. Die Garnisonen werden frey mit den Kriegsehrenzeichen ausziehen, Waffen, Equipage und Eigenthum mit sich nehmen, um sich mit der kaiserl. Armee zu vereinigen.

2. Alle Artilleriestücke von kaiserlichem Kaliber, mit ihren Munitionen, so wie jedes andre kaiserl. Eigenthum, das in folgenden Artikeln nicht bezeichnet ist, werden frey ausziehen, und um diese Räumung zu vollziehen, werden der österreichischen Armee 6 Wochen zugestanden.

3. Alle Artilleriestücke von anderm als kaiserlichen Kaliber, werden sammt ihrer Munition, der fränkischen Armee als Eigenthum zugestellt. In Betreff des Transports, nimmt es die fränkische Armee über sich, die Fahrzeuge zu Wasser zu reichen, um die Effecten der Festungen und Plätze von Verona, Legnago und Ferrara bis in's Meer zu bringen. Diese Fahrzeuge werden ihr gewissenhaft zurück geschickt werden. — Die fränkische Armee wird die nöthigen Mittel darbiethen, um die Effecten der Festungen und Plätze von Sermione und Peschiera nach Verona zu bringen, woselbst sie auf der Etsch werden eingeschifft werden. — Der Theil, der gegenwärtig auf dem Gardasee befindlichen Flotille, welcher den Franken bey der Übergabe von Peschiera weggenommen wurde, wird ihnen allein wieder erstattet werden; derjenige Theil, welcher der österreichischen Armee als Eigenthum gehört, kann nur durch den Mincio und den Po weggebracht werden, wozu die österreichische Armee eigene Mittel biethen wird. Wenn im Zeitraum von 6 Wochen, welcher zur Totalräumung der Effecten der kaiserl. Armee zugestanden worden, sie den Theil der Flotille, der zu ihrer Disposition bleibt, nicht hätte fortschaffen können, macht sie sich verbindlich, sie unversehrt an die fränkische Armee als ihr zukommendes Eigenthum abzutreten.

4. Der Mundvorrath der Plätze wird in zwey gleiche Theile getheilt, eine Hälfte von der Garnison abgeführt, die andere der fränkischen Garnison überlassen werden; das Vieh folgt den Garnisonen ganz.

5. Diese Plätze werden als Unterpfand bis zum Frieden der fränkischen Armee eingeräumt, welche sie in dem jetzigen Zustande zu erhalten verspricht.

Art. 8. Es werden auf der Stelle die Befehle zur Räumung der abzutretenden Plätze abgeschickt werden. Die Commandanten werden mit ihren Garnisonen so schleunig als möglich, allerspätestens drey Tage nach Empfang der Ordres ausziehen, welche mit außerordentlichen österreichischen Courieren ihnen zugesandt werden sollen.

Die zur Räumung genannter Plätze ernannte Commissärs werden bis zum Ende dieser Operation mit der für die Magazinsverwaltung nöthigen österreichischen Wache daselbst bleiben.

Art. 9. Nur die Commissärs, welche zum Empfang der Arsenale und Magazine bestimmt sind, können vor dem Ausmarsch der österreichischen Garnisonen in die Plätze kommen; die fränkischen Garnisonen werden, 12 Stunden vor ihrem Einrücken, nur eines von den Thoren jedes Platzes besetzen.

Art. 10. Die Kranken, welche in den Plätzen zurückbleiben, werden nicht als Kriegsgefangene angesehen. Die fränkische Armee wird sie pflegen, und zur österreichischen Armee schicken, welcher die Rechnung für die aufgewandten Kosten zugestellt werden wird.

Art. 11. Sollte sich, bey Ankunft der von dem General Bellegarde abgeschickten Couriers, einer oder mehrere der erwähnten Plätze ergeben haben, so wird dieß keine Veränderung im Ganzen der Capitulation zur Folge haben.

Art. 12. Die Festung Mantua bleibt von fränkischen Posten blokirt, welche 800 Toisen von der Esplanade entfernt bleiben. Es wird gestattet, von 10 zu 10 Tagen Lebensmittel für die Garnison hinein zu schicken: sie werden auf 15,000 Rationen Mehl, 1500 Rationen Fourage, und die andern Lebensmittel nach Verhältniß bestimmt werden.

Die Stadtbewohner werden von Zeit zu Zeit die Freyheit genießen, Lebensmittel, die ihnen nöthig sind, kommen zu lassen; allein der fränkischen Armee bleibt das Recht, Maßregeln zu nehmen, die sie für tauglich hält, um zu verhindern, daß die Quantität nicht mehr als das tägliche Bedürfniß sey, welches nach der Volksmenge bestimmt werden wird.

Die Communicationen für Lebensmittel mit Mantua werden über den Po bis Governolo, und von da an über den Mincio, festgesetzt werden.

Art. 13. Man wird die Individuen, welche mit der österreichischen Regierung verbunden sind, so wie das Eigenthum respectiren, und niemand wird wegen politischer Meinungen verfolgt werden können.

Art. 14. In den Discussionen, welche sich über die oben beschriebene Demarcationslinie ergeben können, wird die Karte von Dalbe zur Richtschnur dienen.

Art. 15. Zur Expedirung der nöthigen Couriere werden die erforderlichen Päße ertheilt werden.

So geschehen in Duplo zu Treviso, den 26. Nivos 9. Jahr (16. Jan. 1801.)

Unterzeichnet:

Marmont, Staatsrath, Divisions-General.
Orazio Sebastiani, Brigade-Chef.
Der Graf von Hohenzollern-Hechingen, General-Lieutenant Sr. k. k. Majestät.
v. Zach, General-Major und General-Quartiermeister.

21.

Convention zu Luneville über die Räumung der Festungen auf dem rechten Etschufer, d. d. 26. Januar 1801.

Auszug des Protokolls der Conferenz vom 25. und 26. Jan., zu Luneville zwischen den Friedens-Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaisers und Königs, und der fränkischen Republik.

Art. 1. Die Truppen Sr. kais. königl. Majestät, welche die festen Plätze auf dem rechten Ufer der Etsch inne haben, nahmentlich Mantua, Peschiera, Porto Legnago, Ferrara und Ancona, werden sie sogleich nach der Bekanntmachung dieser Convention räumen.

Art. 2. Alle Besatzungen sollen mit den Kriegsehren ausziehen, und sich auf dem kürzesten Weg mit Waffen und Gepäcke zur österreichischen Armee begeben, ohne daß sie etwas von dem Belagerungsgeschütz, der Kriegs- und Mund-Provision und allem andern Vorrath der Plätze mit sich nehmen dürfen, ausgenommen diejenigen Bedürfnisse, welche sie auf ihrem Marsch bis über die Demarcationslinie nöthig haben werden.

Art. 3. Unmittelbar nach dem ertheilten Befehl zur Räumung gedachter Festungen, soll unverzüglich die Demarcationslinie zwischen den Generalen auf den Fuß ihrer militärischen Stellungen, so viel möglich nach den Convenienzen beyder Armeen, bestimmt werden.

Art. 4. Mittelst der obigen Verfügungen, soll zwischen beyden Armeen in Italien ein Waffenstillstand obwalten, der nicht kürzer seyn darf, als 30 Tage, welche mit dem 3. Febr. ihren Anfang nehmen sollen; nach Verfluß dieser 30 Tage sollen die Feindseligkeiten nicht eher ihren Anfang nehmen können, als 15 Tage nach geschehener Aufkündigung, von der Stunde an zu rechnen, wo die Anzeige der Aufkündigung wird geschehen seyn, und bis zu einer solchen Aufkündigung soll der Waffenstillstand unbestimmt verlängert bleiben.

Art. 5. Soll der in Deutschland gemachte Waffenstillstand nicht anders als zu gleicher Zeit mit dem in Italien aufgekündigt werden können.

Art. 6. Im Fall, daß die commandirenden Generale in Italien schon einen Stillstand eingegangen hätten, ehe die gegenwärtige Convention zu ihrer Kenntniß gelangt, so wird die von den besagten Generalen geschlossene allein vollzogen werden, jedoch wohl verstanden, daß dennoch die Übergabe der im ersten Artikel stipulirten fünf Festungen in allen Fällen vor sich gehen soll.

22.

Friedens-Tractat zwischen Österreich und der französischen Republik, d. d. Luneville, 9. Februar 1801.

Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und der Erste Consul der fränkischen Republik, im Nahmen des fränkischen Volks, haben, da es Ihnen gleicher Weise am

liegt, den Leiden des Kriegs ein Ende zu machen, beschlossen,
schluß eines definitiven Friedens- und Freundschafts-
ats zu schreiten.
, besagte Seine kaiserl. königl. Majestät nicht weniger lebhaft wün-
das deutsche Reich an den Wohlthaten des Friedens theilneh-
lassen, und die gegenwärtigen Umstände nicht die nöthige Zeit
damit das Reich befragt werde, und durch seine Deputirte sich der
andlung theilhaftig machen könne; da ferner besagte Se. Majestät
ge in Betracht ziehen, was von der Reichs-Deputation bey dem
Congreß zu Rastadt bewilligt worden ist: so haben sie beschlossen,
m Vorgang dessen, was unter ähnlichen Umständen Statt gehabt
n Rahmen des deutschen Reichs zu stipuliren.
mnach haben die contrahirenden Theile zu ihren Bevollmächtigten
:, und zwar:
. kais. königl. Majestät den Herrn Ludwig Reichsgrafen von Co-
, Ritter des goldnen Vliesses, Großkreutz des königl. Stephans-
und des Ordens vom heiligen Johannes von Jerusalem, Kämmerer,
ren geheimen Rath Sr. k. k. Majestät, Ihren Conferenz-Minister
ces Hof- und Staatskanzler;
d der Erste Consul der fränkischen Republik, im Nahmen des
chen Volks, den Bürger Joseph Bonaparte, Staatsrath;
elche, nachdem sie ihre Vollmachten ausgewechselt, der folgenden
übereingekommen sind.
rtikel 1. Es wird künftig und für immer, Friede, Freund-
und gutes Einverständniß seyn zwischen Sr. Majestät
aiser, König von Ungarn und Böhmen, welche sowohl in ihrem
deutschen Reiches Nahmen stipuliren, und der fränkischen Repu-
ndem besagte Se. Majestät Sich verbindlich machen, durch besagtes
ressen Ratification zu besagtem Tractat in gebührender Form geben
en. Von beyden Theilen wird die größte Sorge getragen werden,
ollkommene Eintracht aufrecht zu erhalten, und jedwede Feind-
keiten zu Lande oder zur See, für welche Ursachen
unter welchem Vorwand es auch seyn möge, zu ver-
en, indem man sich eifrig befleißigen wird, die glücklich wieder
ellte Einigkeit zu unterhalten. Es wird denen, welche dem einen
em andern der contrahirenden Theile Abbruch thun möchten, weder
ar noch unmittelbar, auf keinerley Weise Hülfe oder Schutz ge-
werden.
rt. 2. Die im dritten Artikel des Friedens von Campo Formio
jene Abtretung der ehemahligen belgischen Provin-
n Frankreich wird hier auf das Förmlichste erneuert; so daß
k. Majestät, für Sich und Ihre Nachfolger, sowohl in Ihrem
s deutschen Reiches Nahmen: allen Ihren Rechten und Ansprüchen
sagte Provinzen entsagen, und die fränkische Republik dieselben,
allen davon abhängigen Territorial-Gütern, in voller Souveränetät
igenthum, auf immer besitzen wird.
leicher Weise werden von Sr. k. k. Majestät, und mit förmlicher
lligung des Reichs, an die fränkische Republik abgetreten:
1. Die Grafschaft Falkenstern nebst ihren Zugehörungen.
2. Das Frikthal, und alles, was am linken Rheinufer zwischen
ach und Basel dem Hause Österreich angehört; wobey sich die
kische Republik vorbehält, das letztere Land der helvetischen
publik abzutreten.
rt. 3. In gleicher Erneuerung und Bestätigung des 6. Artikels des
tes von Campo Formio, werden Se. Majestät der Kaiser und
g, in voller Souveränetät und Eigenthum, die hier unten
nnten Länder besitzen:
strien, Dalmatien, und die davon abhängigen weiland ve-
anischen Inseln des adriatischen Meeres; die Mün-
des Cattaro, die Stadt Venedig, die Lagunen, und die
chen den Erbstaaten Sr. Majestät des Kaisers und
igs, dem adriatischen Meer, und der Etsch, von deren
ng vom Tyrol, bis zu ihrer Mündung im besagten Meere, gele-
n Länder, wobey der Thalweg der Etsch die Gränzlinie machen
und da die Städte Verona und Porto Legnago sich durch
agte Linie getheilt finden, so sollen mitten auf den Brücken der besagten
e Zugbrücken errichtet werden, um die Abtheilung zu bezeichnen.

Art. 4. Desgleichen wird der 18te Artikel des Friedens von Campo Formio in dem Stücke erneuert, daß Se. Majestät der Kaiser und König sich verbindlich machen, dem Herzog von Modena, zur Schadloshaltung für die Länder, welche dieser Fürst und seine Erben in Italien besaßen, das Breisgau abzutreten, welches derselbe unter eben den Bedingungen, kraft deren er das Modenesische besaß, besitzen wird.

Art. 5. Ferner ist bedungen, daß Se. königl. Hoheit der Großherzog von Toscana, für Sich, seine Nachfolger und Stellvertreter, auf das Großherzogthum Toscana, und auf den davon abhängigen Theil der Insel Elba, wie auch auf alle aus Ihren Rechten auf besagte Staaten entspringende Rechte und Ansprüche, Verzicht leisten, als welche Staaten künftighin, in voller Souveränetät und Eigenthum, Sr. königl Hoheit dem Infanten Herzog von Parma angehören werden. Der Großherzog wird für seine italienischen Staaten in Deutschland eine vollkommene und gänzliche Entschädigung erhalten.

Der Großherzog wird über die Güter und Eigenthum, die er entweder durch persönliche Erwerbung, oder als Erbschaft der persönlichen Erwerbungen Sr. höchstsel. Majestät des Kaisers Leopold's II., seines Vaters, oder Sr. höchstsel. Majestät des Kaisers Franz I., seines Großvaters, privatim besitzt, nach seinem Gutdünken walten; auch ist bedungen, daß die Activschulden, Etablissements, und andres Eigenthum des Großherzogthums, wie auch die gehörig hypothecirten Passivschulden, die auf diesem Lande haften, auf den neuen Großherzog übergehen werden.

Art. 6. Se. Majestät der Kaiser und König willigen ein, sowohl in Ihrem als des deutschen Reiches Nahmen, daß die fränkische Republik künftighin die auf dem linken Rheinufer gelegenen Länder und Domainen, welche zum deutschen Reich gehörten, in voller Souveränetät und Eigenthum besitze; so daß, demjenigen gemäß, was bey dem Rastadter Congreß von der Reichs-Deputation förmlich zugestanden, und von dem Kaiser genehmigt worden war, der Thalweg des Rheins künftighin die Gränze zwischen der fränkischen Republik und dem deutschen Reiche sey, nähmlich von dem Orte an, wo der Rhein das helvetische Gebieth verläßt, bis zu demjenigen, wo er in das batavische Meer tritt.

Diesem zufolge entsagt die fränkische Republik förmlich jedem Besitzthum auf dem rechten Rheinufer, und willigt ein, die Plätze Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, das Fort Cassel nebst den andern Festungswerken gegenüber von Mainz am rechten Rheinufer, das Fort Kehl und Altbreisach, wem es gebühren wird, wieder zu erstatten, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Plätze und Forts in dem nähmlichen Zustande zu bleiben fortfahren sollen, in welchem sie sich bey der Räumung finden werden.

Art. 7. Und da zufolge dessen, was das deutsche Reich an die fränkische Republik abtritt, mehrere Fürsten und Stände des Reichs sich, ganz oder zum Theil, insbesondere ihrer Besitzungen verlustig finden, während es dem deutschen Reiche insgesammt zukommt, den aus den Bedingungen des gegenwärtigen Tractats entspringenden Verlust zu tragen: so ist zwischen Sr. Maj. dem Kaiser und König, sowohl in Ihrem als des deutschen Reichs Nahmen, und der fränkischen Republik bedungen, daß, in Gemäßheit der förmlich beym Rastadter Congreß aufgestellten Grundsätze, das Reich gehalten seyn soll, den erblichen Fürsten, welche sich am linken Rheinufer ihrer Besitzungen verlustig finden, eine Entschädigung zu geben, welche, den Einrichtungen zufolge, die nach diesen Grundlagen weiterhin bestimmt werden sollen, in dem Schooße des besagten Reichs zu nehmen seyn wird.

Art. 8. Es ist bedungen, so wie es durch den 4. und 10ten Artikel des Tractats von Campo Formio geschehen war, daß in allen durch gegenwärtigen Tractat abgetretenen, erworbenen oder vertauschten Ländern, diejenigen, an welche sie fallen werden, die auf dem Boden der besagten Länder hypothecirten Schulden auf sich nehmen sollen; angesehen aber die Schwierigkeiten, welche in diesem Stücke wegen Auslegung der besagten Artikel des Tractats von Campo Formio eingetreten sind, so ist ausdrücklich verstanden, daß die fränkische Republik nur solche Schulden, welche aus Anleihen, in die von den Ständen der abgetretenen Länder förmlich eingewilligt worden, oder aus Ausgaben für die wirkliche Verwaltung der besagten Länder entspringen, über sich nimmt.

Art. 9. Sogleich nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats, wird in allen durch denselben abgetretenen, erworbenen oder vertauschten Ländern, allen Einwohnern oder Eigenthümern, wer sie auch seyn mögen, Aufhebung des wegen des Statt gehabten Krieges auf ihre Güter, Effecten und Einkünfte gelegten Sequesters bewilligt. Die contrahirenden Theile machen sich verbindlich, alles abzuzahlen, was sie für Capitalien, welche von besagten Particularen, wie auch von den öffentlichen Etablissements der besagten Länder, ihnen dargeliehen wurden, schuldig seyn mögen. Dem zufolge wird ausdrücklich anerkannt, daß die französisch gewordenen Eigenthümer von Actien der Wiener-Bank die Vortheile ihrer Actien zu genießen fortfahren, und die verfallenen oder künftighin verfallenden Interessen derselben beziehen sollen, ungeachtet jedes Sequesters, und jedes geschehenen Eintrags, nahmentlich dessen, welcher daraus entsprang, daß die französisch gewordenen Eigenthümer die von den Actionärs der Wiener-Bank durch Se. Maj. den Kaiser und König geforderten 30 und 100 Procent nicht leisten konnten.

Art. 10. Desgleichen werden die contrahirenden Theile allen Beschlag aufheben lassen, welcher wegen des Kriegs auf die Güter, Rechte und Einkünfte der Unterthanen Sr. Majestät des Kaisers und Königs im Gebiethe der fränkischen Republik, und der fränkischen Bürger in den Staaten besagter Sr. Majestät oder des Reichs, gelegt worden seyn mag.

Art. 11. Der gegenwärtige Friedenstractat, nahmentlich die Artikel 8, 9, 10 und der unten folgende Artikel 15, sind als der batavischen, der helvetischen, der cisalpinischen und der ligurischen Republik gemeinschaftlich erklärt.

Die contrahirenden Theile garantiren sich wechselseitig die Unabhängigkeit der besagten Republiken, und den Völkern, welche dieselben bewohnen, das Vermögen sich jede, ihnen schicklich dünkende Regierungsform zu geben.

Art. 12. Se. kais. königl. Maj. entsagen für Sich und Ihre Nachfolger, zu Gunsten der cisalpinischen Republik, allen, aus den Rechten, welche Sie auf die von Ihnen vor dem Kriege besessenen, und nunmehr, nach Maßgabe des 8ten Artikels des Tractats von Campo Formio, zur cisalpinischen Republik gehörigen, und von derselben, nebst allen davon abhängigen Territorial-Gütern, in voller Souveränität und Eigenthum zu besitzenden Länder ansprechen mochten, entspringenden Rechten und Ansprüchen.

Art. 13. Se. k. k. Majestät, sowohl in Ihrem als des deutschen Reiches Nahmen, bestätigen die bereits durch den Tractat von Campo Formio gegebenen Zustimmung zu der Vereinigung der ehemahligen kaiserlichen Lehen mit der ligurischen Republik, und entsagen allen aus Ihren Rechten auf besagte Lehen entspringenden Rechten und Ansprüchen.

Art. 14. Gemäß dem 11. Artikel des Tractats von Campo Formio, wird die Schifffahrt der zur Gränze zwischen den Staaten Sr. k. k. Majestät, und denen der cisalpinischen Republik, dienenden Etsch frey seyn, ohne daß vom einen noch vom andern Theile daselbst irgend ein Zoll errichtet, noch ein kriegsmäßig gerüstetes Fahrzeug gehalten werden kann.

Art. 15. Alle von dem einen und dem andern Theile gemachten Kriegsgefangenen, wie auch die während des Kriegs ausgehobenen oder gestellten Geißeln, welche noch nicht zurück gegeben worden sind, sollen innerhalb vierzig Tagen, von der Unterzeichnung des gegenwärtigen Tractats an zu rechnen, zurückgegeben werden.

Art. 16. Die nicht veräußerten, liegenden und persönlichen Güter Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Carl, und der Erben Ihrer höchstsel. königl. Hoheit der Frau Erzherzoginn Christine, welche sich in den an die fränkische Republik abgetretenen Ländern befinden, sollen Ihnen wieder erstattet, dagegen aber von Ihnen innerhalb drey Jahren verkauft werden.

Eben so soll es mit den liegenden und persönlichen Gütern Ihrer königl. Hoheiten des Erzherzogs Ferdinand, und seiner Gemahlinn, der Frau Erzherzoginn Beatrix, welche im Gebieth der cisalpinischen Republik gelegen sind, gehalten werden.

Art. 17. Die Artikel 12, 13, 15, 16, 17 und 22 des Tractats von Campo Formio *), sind besonders in Erinnerung gebracht, um nach ihrer Form und ihrem Inhalt vollzogen zu werden, gleich als ob sie wörtlich im gegenwärtigen Tractat eingerückt wären.

Art. 18. Die Contributionen, Lieferungen, Abgaben und alle und jede Kriegsleistungen sollen, vom Tage der wechslung der Ratificationen des besagten Tractats, durch Se. den Kaiser und das deutsche Reich eines, und durch die fränkis publik andern Theils, Statt zu haben aufhören.

Art. 19. Der gegenwärtige Tractat wird von Sr. Majestät de ser und König, dem Reiche, und der fränkischen Republik, in dreyßig Tagen, oder, wenn es möglich ist, noch früher, rati werden; und es ist bedungen, daß die Armeen der beyden Mächte, in Deutschland als in Italien, in den Stellungen, worin sie sich bleiben werden, bis daß die besagten Ratificationen des Kaisers nigs, des Reichs, und der fränkischen Republik, zu gleicher Zeit den respectiven Bevollmächtigten zu Luneville ausgewechsel den sind.

Auch ist bedungen, daß zehn Tage nach Auswechslung der Ratificationen die Armeen Sr. k. k. Majestät in Ihre Erbstaaten gekehrt, dagegen aber diese in dem nähmlichen Zeitraum von den schen Armeen geräumt seyn, und daß, dreyßig Tage nach besagt wechslung, die fränkischen Armeen das gesammte Gebieth des Reiches geräumt haben werden.

So geschehen und unterzeichnet zu Luneville, am 20. Jahr 9 der fränkischen Republik, (9. Febr. 1801).

Unterzeichnet:

Ludwig Graf Cobenzl. Joseph Bonapar

*) Der schnellern Übersicht wegen setzen wir diese Artikel hier

Art. 12. Alle, durch die Städte, oder die Regierung, bürgerlichen Verwaltungen der ehemahligen venetian Staaten zur Unterhaltung der deutschen und kischen Armeen, bis zum Tage der Unterschrift des gege gen Vertrags, vorgenommene Verkäufe oder Ver rungen, so wie andre eingegangene Verbindlichkeiten, wer stätigt und als gültig erkannt.

Art. 13. Die Domanialurkunden und Archive schiedenen, durch gegenwärtigen Vertrag abgetretenen oder tauschten Länder werden, innerhalb drey Monathen nach Abwe der Ratificationen, an diejenigen Mächte ausgeliefert, wel Eigenthum derselben erworben haben. Die Plane und der Festungen, Städte und Länder, welche die contrahirenden durch gegenwärtigen Vertrag erwerben, sollen ihnen getreuli stellt werden. Die Kriegspapiere und Verzeichnis während des jetzigen Krieges den Generalstäben der beyderseit meen abgenommen worden, sollen auf gleiche Weise zurück werden.

Art. 15. Es soll unverzüglich ein Handlungsvertrag a ge, und solche Grundlagen errichtet werden, welche Sr. M Kaiser, Könige von Ungarn und Böhmen, und der fränkis publik gleiche Vortheile zusichern, wie in den beyderseitigen die am meisten begünstigten Nationen genießen. Bis dahin sol Handelsverbindungen und Verhältnisse wieder in den Zustand sie vor dem Kriege waren, hergestellt werden.

Art. 16. Kein Bewohner in allen von den österreichis fränkischen Armeen eingenommenen Ländern kann, weder p noch in seinem Eigenthum, wegen seiner während des zwischen beyden Mächten geäußerten politischen Meinu oder bürgerlichen, militärischen oder kaufmänn Handlungen, vor Gericht gezogen oder gekränkt werd

Art. 17. Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn un men, soll, den Grundsätzen der Neutralität gemäß, in keine Häfen, während des gegenwärtigen Krieges, mehr als se waffnete Kriegsfahrzeuge von jeder der kriegfü Nationen aufnehmen dürfen.

Art. 22. Die Contributionen, Lieferungen, und jede Abgaben und Kriegsleistungen, die in den ge gen Staaten der contrahirenden Mächte Statt gehabt, sollen Tage der Auswechslung der Ratificationen dieses Vergle aufhören.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 2. und Freytag den 4. May 1810.

In Ungeduld nach größeren Dingen verschmähte Rudolph die langsamern Wege der Klugheit, so daß er in seinem Lauf durch nichts aufgehalten wurde, als durch zu vielen Eifer. Vor dem vierzigsten Jahre seines Alters wurde er seinem Hause verhaßt, von seiner Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zwey Mahl gebannt. — Die Krone Carls des Großen erwarb er, nicht weil er seinen Stamm bis zu den Großen des alten Reiches der Franken und in Geschlechter von Heiligen hinauf zählen konnte, nicht weil er die lang erniedrigte Macht seiner Väter durch Kyburg erhob, sondern weil er, wie Churfürst Engelbrecht von Kölln sagte; „Gerecht und weise, und von Gott und Menschen geliebt war." In dem achtzehnten Jahre, nachdem ihn, wie er oft sagte, „die göttliche Vorsehung aus der Hütte seiner Väter in den kaiserlichen Pallaß erhöhet," starb er. Ein Mann von großem Verstand, darum auch meist ein guter Mann.

Johann von Müller.

(53 und 54.)

Collin's Rudolphiade.

In den Tagen, wo Göthe's unvergängliches Genie im Schatten seiner Lorbern ruht, wo die Klage über des unsterblichen Schillers allzufrühen Verlust, von den meisten Grundpfeilern menschlichen Wissens wiederhallend, immer neu empfunden wird, dürfen wir stolz darauf seyn, Collin noch zu besitzen. — Seine „antike, jetzt meist nur Großgesinnten, einst der Nachwelt heilige Muse" (so nannte sie Johannes Müller) sichert ihm eine vorzügliche Stelle unter den Tragikern neuerer Zeit, und die erste unter den Dichtern, die jemahls in Österreichs weitem Umkreis ihren heimathlichen Boden segneten.

Aber wenn bisher der treffliche Dichter den Adelsbrief unseres vielfach gedrückten und entwürdigten Geschlechtes: „daß, das wahrhaft Große im Menschen, über jedes Übel, ja über den Tod selbst erhaben, aus solchen Kämpfen nur mit desto herrlicherem Triumph emporschwebe," wenn Er diese erhebende Wahrheit bisher in all' seinen sinnvollen Tragödien vom Regulus an, im Coriolan, Mäon und Balboa, in seiner Polyxena und Bianka, mit siegender Begeisterung zur Anschauung gebracht hat: um wie viel erfreulicher, daß seine Wahl von der vielbesprochenen Griechen- und Römer-Zeit und von fernen Schauplätzen, nunmehr auf einen vaterländischen Gegenstand und, zwar in der ganzen, altergrauen, thatenreichen Vorzeit Österreichs unstreitig auf den würdigsten gefallen ist!

Die Künste sind es, an denen der Zahn der Zeit, wie die Macht der Tyrannen ohnmächtig abgleitet, und spurlos vorüber geht; sie sind es, die den ganzen Menschen, den sinnlichen und übersinnlichen, Erkenntniß und Willen gleich gewaltig in Anspruch nehmen. — Und dieser unversiegbare Born der mächtigsten Kräfte und Gefühle sollte unbeachtet bleiben? Er sollte nutzlos durch weite öde Räume schleichen, statt der vollströmenden herrlichen Quelle sich zu bemächtigen, und mit ihrer durchdringenden Frische neues Leben und Treiben in den väterlichen Boden zu ergießen!

Das ist die Anwendung der Kunst auf vaterländische Gegenstände! — Keine Sorge kann so leicht des tiefesten und vielseitigsten Nachdenkens würdiger, für Mit- und Nachwelt wichtiger, in Beyden belohnender seyn als: die Historie und den Chor redender und bildender Künste (Sculptur, Mahlerey, Musik, Schauspielkunst, und „ihrer aller Königinn" die Dichtkunst) in einen Bund zu vereinen, und durch diesen, der öffentlichen Meinung Herr, dem Vaterlande, dem Gesetz, aus biedern Bürgern eben so viele begeisterte Parteygänger, aus einer der hartnäckigsten Reactionen zwischen Sollen und Wollen eine zahme, dienstbare Triebfeder, aus der Pflicht zugleich eine Leidenschaft zu machen!

Mögen wir uns hier den an einem anderen Orte ausgesprochenen Zuruf wiederhohlen: „Führet ein Mahl den Knaben vor das Bild eines Tapfern oder Weisen, und unüberlegt, ungehäuchelt, aber unwiderstehlich entfährt der zarten Brust der Wunsch: Auch zu werden, was der war."

„Dieses Auch ist der Funke, der fällt. Wahret ihn, fachet ihn an, umlegt ihn mit dem Stoffe der Geschichte, so erglimmt er, und lodert hoch auch, und jenes alte Bild wird wieder lebendig, und das Vaterland hat sich eines Weisen, eines Tapfern mehr zu erfreuen. — Und dieses Auch war die Seele der Erziehung aller der Männer, vor denen ihr Zeitalter erbebte; damit hat Hamilkar in dem neunjährigen Hannibal dem unbezwinglichen Rom seinen furchtbarsten Feind erzogen."

„Ist es aber überhaupt ein freudiger Vorsatz, den Nachruhm großer Männer zu wahren, wenn sie durch Jahrhunderte, oder durch Meere und dreygedoppelte Bergrücken von uns

schieden sind, um wie viel mehr gebiethen es nicht Pflicht und Gefühl, die mächtigen Thaten und weisen Gedanken derer zu bewahren, und zu verherrlichen, welche auf dem Boden, und für den Boden gethan, gelitten und gestritten haben, der uns trägt und unsere Kinder, der Alles umschließt, was heilt und erhebt, tröstet und spornt, — fürs: Vaterland!"

„Nicht vergeblich, nicht aus bloßer Eitelkeit hat Athen in der Pöcile die Bildnisse der Helden von Marathon, haben die Römer die Ceras ihrer Altvordern aufgestellt:*) „Sie wußten, wie wenige nach ihnen, an der Gluth vergötterter Vorältern, in den spätesten Enkeln gleiches Heldenfeuer anzuzünden, und ohne Unterlaß die Flamme anzufachen, welche die Marken schirmt, die Feinde vertilgt und nimmer verlischt!"

Und wäre denn nur unsere Geschichte so arm an großem, hehren Welteifer erweckenden Thun und Entsagen? — Der alten Habsburger heilige Biederkeit, — Leopolds, der Blume der Ritterschaft und Friederichs des Schönen innige Bruderliebe**) — jene „deutsche Treue" von welcher besiegt, selbst der arglistige Nebenbuhler Ludewig, als er

Gegen Friedrichs Heer hinaus ziehet, zum Wächter
Bayerns — — den Feind, den er bestreitet,

zurückließ, — Albrechts des Lahmen Großmuth gegen das feindselige, vom Himmel schwer heimgesuchte Basel, — des weisen Rudolphs herrlicher, seinem Zeitalter weit vorgeeilter Herrscherplan, — die wahrhaft Homerischen Kämpfe bey Sempach, — jener Friederich, der, dem Großoheim gleich, sein Fürstenwort höher schätzt als Krone und Länder und die Herzen der Tiroler durch ein Reimspiel erforscht, — die Züge wilder Größe in den Hussiten, in ihrem Ziska und Prokop, — der Cocles, Andreas Baumkircher, — des vierten Friedrichs Vormundstreue gegen Ladislav Posthumus, — und in dem Bruderzwist mit Albrecht noch die höchste Selbstverläugnung, — Mathias Hunniady Corvin in der Wiener Burg, — Maximilian, der letzte Ritter, — der mächtige, oft und lange siegreiche und doch fast immer unglückliche Carl, — der biedere Ferdinand, von seinem Feinde, dem Großsultan beweint, — die Thermopylen, an denen Zrini, Lodron und Kohary fielen, — die Christenheit drey Mahl gerettet durch Wien, und Neustadt,***) — des zweyten Maximilians Herzenswort über die Saint Barthelemy, — Ferdinand in der Burg zu Wien belagert, und von allen verlassen, nur von sich selber nicht und Theresia, fast in gleicher Lage auf dem Landtage zu Preßburg!!! und unter den Wladislawen, Brzetislawen, Ottokaren, Belas und Andräen, so viel Großes in Böhmen und Ungarn, — die Amazonen der Libussa, — unsere Cide, Wiprecht von Groitzsch, Jaroslav von Sternberg und der Gubernator Hunniady! — und nur Schiller sollte seinen Grafen von Habsburg gesungen, nur von Schiller und von Göthe sollen wir dramatische Meisterwerke aus der Geschichte des Hauses Habsburg (und zwar historisch betrachtet, ganz im Sinne der Gegenpartey) aufzuweisen haben? (Wilhelm Tell, Carlos, Egmont, Wallenstein). — Was für das stolze Selbstgefühl von Alt-England, Schakespeares Riesengeist, was in Spanien die Balladen gewirkt, sollte uns zu keinen ähnlichen Versuchen entflammen? Wir hätten nicht ein Mahl dem Otto von Wittelsbach, dem Kaiser Ludwig, Kaspar dem Thorringer, der Agnes Bernauerinn der Bayern, Etwas entgegen zu setzen? — Oder wäre die Klage dennoch gegründet:

Noch lebten die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.

Nein, das letzt verflossene Jahr allein reichte hin, diese Klage Lügen zu strafen, sie des ungerechtesten Undankes zu zeihen, aus unserm Schooß so Manchen zu preisen,

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel.
Krönt den Sieger — größ're Ehre
Ehret ihn, — das schön're Ziel.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch.
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Nahme noch.

Collin, der uns in seinem „Leupold von Solothurn," in seinem „Kaiser Max auf der Martinswand" (Nr. 4 und 8. dieses Archivs) mit romantischen Dichtungen aus der vaterländischen Vorzeit beschenkte *), berechtigt uns in seiner Rudolphiade zu den größten Erwartungen.

Und abgesehen von dem hohen poetischen Werthe, welcher Stoff hätte glücklicher, erfreulicher gewählt werden können, als Rudolph der wahrhaft genialische, kühne und doch unbefleckte Stifter, der Vater seiner Kinder, seines Hauses, seiner Erblande, des Reichs? Wo ist ein romantischerer Anfang hohen Glückes als seine Begegnung mit dem Priester auf der Jagd **), diese Erhöhung dessen, der sich selbst erniedrigte.

Häufige und angestrengte Berufsgeschäfte des trefflichen Verfassers dürften leicht und leider! über diese Epopee ein unwillkührliches: Nonum prematur in annum verhängen, aber entziehen dürfen sie uns ein Werk nicht, das dem Vaterland, dem Kaiserhaus und unserer Literatur zu gleichem Ruhme gereichen wird.

Also lautet das: Arma virumque cano,
das: Canto l'arme pietose e' l Capitano
Che' l gran sepolcro liberò di Christo,

dieses ächt vaterländischen Heldengedichtes:

*) Epilog des österr. Plutarch. — Und das hohe Jus imaginum der ersten Geschlechter der Siebenhügelstadt, — die Statuae iconicae, durch welche selbst die: — Kunst als das Höchste setzenden, alles idealisirenden Griechen, die Kunst der vaterländischen Tugend unterzuordnen wußten.

**) Österr. Plutarch I. — XVII. Theil.

***) Zwey Mahl (1529 — 1683) vor den Osmanen. Ein Mahl (1242) vor den Mongolen, als bereits Rußland im Joch, Pohlen und Schlesien überschwemmt, bey Schidlo und Liegnitz die tapfersten Heere zusammengehauen, Ungarns König auf den Dalmatischen Inseln flüchtig und verstellt war.

*) Möchte doch auch die vorzüglichste und am vielseitigsten gebildete der jetzigen Deutschen Schriftstellerinnen, unsere Caroline Pichler, von Zeit zu Zeit fortfahren, sich auch durch jene Art der Gesänge, wie ihr Ferdinand II. und Kremsmünster, ein bleibendes Verdienst um die vaterländische Literatur zu erwerben.

**) Dieser Priester kam als Caplan zum Erzbischof und Chur-Erzkanzler von Mainz. Das Bild, das er diesem von Rudolphs Rittertugend entwarf, lenkte bey der Kaiserwahl seine Augen vorzüglich auf den frommen Helden.

Östreichs Söhnen besinge mein Lied den Tag der Entscheidung,
Als sich Ottokar's Macht vor Rudolphs Waffen gebeuget,
Und der gewaltige König, im Kampf erleget, dahin sank,
Tief von den Seinen betrauert, und auch beweint von den Feinden.
Also lenkt es der Herrscher im Himmel. Vom Grafen von Habsburg
Hob er Rudolph empor zum waltenden Kaiser der Deutschen,
Daß er wiederverband dem Reich die blühende Ostmark,
Gläubigen Völkern ein sicherer Wall vor wüthendem Andrang
Wild einströmender Horden der gottverlassenen Heiden;
Denn Gott sah in des Helden Gemüth, das ihm gläubig vertraute.

Zwölf Gesänge sollte dies hohe Lied in sich begreifen. — Rudolph, nachdem er auch im Reiche „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" geendiget, kehret mit seinen zwey Söhnen, Albrecht und Rudolph nach Wien zurück. Zahlreiche Bothen von Ottokars Untreue vermögen nicht, ihn aus der Ruhe zu wecken, die das Vertrauen auf gegebenes Wort immerdar in großen Seelen erhält. Er sendet, dennoch Hülfe zu werben, die Söhne Albrecht und Rudolph, jenen zu Meinharden in Tyrol, diesen nach Schwaben und in's Reich, den Grafen Hugo von Taufers zum ungarischen Könige Ladislav in die Mitte der heidnischen Cumanen. — Abendmahl. — Der in den Wogen des Rheins ertrunkene Sohn Hartmann erscheint Rudolphen im Traum, ihn vor Ottokar zu warnen.

Ottokar in der Rathsversammlung. Czernin und Lobkowitz sind gegen den Treubruch und Krieg, die Königinn Cunigunde, gleich Lady Macbeth, für die That des Verderbens; die Andern, theils abgeschreckt, theils wohldienerisch, fallen ihr bey. Lobkowitz wird mit dem Absagebrief zum Kaiser geschickt. Ottokar erklärt dem Czernin, warum er Cunigundens Aufwallung gefolgt sey. Er trifft seine Tochter Agnes beschäftigt, Rudolphen, des Kaisers zweytgebornen Sohn, (nach dem ersten Friedensverkömmniß ihren Bräutigam,) zu mahlen. Darob erboßt, sperrt er sie ins Kloster.

Hugo von Taufers trifft den ungarischen König Ladislav in der Mitte der Cumanen. Ihre Tänze und Götzendienerey. Ihre Mädchen. Mittagsmahl. Heldensänger treten auf, und besingen die Siege über die Tataren und andere noch wildere Nomadenstämme.

Auf Bitten des Königs erzählt Hugo Rudolphs Abkunft, Ritterthaten und Wahl. Nach vollendetem Mahle zieht alles freudig zum Thore hinaus. Bundeseid unter freyem Himmel.

Von ihren Sendungen sind alle drey Bothen, Hugo von Taufers und die zwey Söhne Albrecht und Rudolph, zurückgekehrt. Lobkowitz kömmt an, als Gesandter des Böhmen Königs und erkläret den Krieg. Der Kaiser antwortet: läßt den schon abgegangenen Lobkowitz als seinen alten Freund und Fehdekumpan zurückrufen. Herzensgespräch.

Rudolph besucht einen frommen Camaldulenser und Magier auf dem Kahlenberge. Der weissagt ihm seines Hauses künftige Größe. Herabsteigend sucht er seinen, um der verlornen Braut Agnes, Ottokars Tochter willen, trostlosen Sohn Rudolph auf, und ermahnt ihn zu männlichem Sinn.

Das Heer versammelt sich, hält mit dem Kaiser Morgenandacht in der alten Kapelle Carls des Großen bey Mariastiegen, bricht auf, geht des andern Tages ober Haimburg über die Donau. Künstliche Schiffbrücke. Vorgefechte.

Ankunft bey Marcheck, wo einst Ottokar seinen herrlichsten Sieg über die Ungarn erfochten. Da kömmt König Ladislav mit seinen Ungarn und Cumanen. Heerschau.

Die Heere rücken aus und stehen sich im Gesichte. Der Oberbefehl und die Fahnen werden unter die Tapfern vertheilt. Gelübde Rudolphs. Die Nacht bricht ein. Ottokarn erscheint in seinem Gezelte, im beängstigten Schlaf, der Schatten seiner verstoßenen ersten Gemahlinn der Babenbergischen Margarethe, Erbinn von Österreich.

Ausrücken mit frühem Morgen. Ottokar und Rudolph reden zu den Ihrigen. Streifereyen der Ungarn, die das Böhmische Lager plündern. Ottokar stürmt vor. Hartnäckige, wuthvolle Schlacht. Rudolphs mannhaftes Gebeth greift in die Wolken zum Herrn der Heerschaaren. Er drängt Ottokarn zurück, kömmt aber selbst in größte Lebensgefahr, wird aber seinen Gegnern Meister und verzeiht ihnen. Die Ungarn, Ottokarn im Rücken. Die Nachhuth unter Milota wird vorbeordert, aber Milota, alter Rache fröhnend, flieht ohne Angriff und verläßt seinen König, die Schlacht ist entschieden.

Verzweifelnd stürzt sich Ottokar in die Mitte der feindlichen Schaaren und fällt, die Böhmen fliehen. Alsogleich thut Rudolph dem Blutvergießen Einhalt und befiehlt vor allem, Ottokars gesalbtes Haupt zu schonen. Vernimmt die Bothschaft seines Todes und weint an der Leiche seines gefährlichsten Feindes.

Ottokars Schwager, Markgraf Otto zu Brandenburg, erbittet und erhält von Rudolphen den Frieden für Ottokars Waise, den Kronprinzen Wenzel. Wechselheirath zwischen Rudolphs Kindern, Gutha und Rudolph und Ottokars Kindern, Wenzel und Agnes. Rudolphs erstgeborner Sohn Albrecht wird mit Einwilligung des gesammten Reichs feyerlich belehnt. Österreich kommt an das Haus Habsburg.

Wir freuen uns, ermächtiget zu seyn, einige Episoden des herrlichen Poems, im Voraus zum Besten geben zu dürfen:

Wo zum Fuße des Kahlenbergs sich Wellen von Hügeln
Dehnen, — in's Weingebirg bey Nußdorf, begab sich am Abend
Täglich Rudolphus der Sohn, und suchte den äußersten Hügel,
Sah, wie zur Rechten hin majestätisch die Donau vorbeyströmt,
Unter ihm, friedlich, ein Dörfchen vom Bache kühlig umspület,
Vor sich Neuburgs Stadt mit der Kette hoher Gebirge;
Und es ergötzt ihn da zu weilen, einsam und stille
Anzuschaun des Stromes Lauf und die Züge der Wolken,
Jetzt am Himmel und jetzt am Fluge der flüchtigen Schatten,
Die unruhig hinauf und hinab den umgrüneten Rücken
Zogen am Kahlenberg. — Es ergriff ihn unendliche Wehmuth.
Schnell, oft, faßt' er die Leyer, verhauchend seine Gefühle
In wehmüthigem Sang, dem rings die Gegend erschallte,
Seine Seele war trüb, — eng sein Gemüthe beklommen.

Nicht gefiel es dem Vater, daß also der Jüngling sich trennte
Von dem Lagergewirr, in den Tagen erhabener Thaten.
Und er sucht ihn auf, von keinem Gefolge begleitet,
An dem Lieblingsplatz, den man ihm deutlich bezeichnet.
Als nun der Jüngling ersah des Vaters Herrlichkeit nahen
Mächtig erschrocken entfiel ihm die Leyer aus bebenden Händen.
Dieser jedoch, als gewahrt er nicht des Jünglings Schrecken,
Reicht ihm die Hand zum Kuß, und sagt mit heiterer Miene:

„Sieh, du hast dir den Platz, mein Sohn, mit Gefühle gewählet,
Österreich herrliches Land, wie liegt es vor unseren Blicken
Paradiesisch im Abendlicht! — Nun wahrlich mein Rudolph:
Schade doch wär's um das Land, wenn wieder grimmig der Böhme
Wüthen sollte darin und verheeren die blühenden Fluren!

Kämpfen heißt es mein Sohn, der Preis ist würdig des Kampfes
Dann wohl sitzen wir einst glorreich in friedlicher Stille
Hier zusammen, und freuen uns noch der Freyheit des Landes,
All' des Segens von uns mit unserem Blute erstritten."

Aber der Jüngling entgegnet kein Wort und blicket zur Erde.
Jetzo gewahrt der Kaiser die Leyer und hebt sie vom Boden,
Fährt nun fort in der Rede, die goldene Leyer betrachtend,

„Auch des Sängers bedarf die Zeit! Er wecke zu Thaten
Schlummernde Kraft und stähle die weichgeschaffenen Seelen!
Also die Väter: — ein löblicher Brauch! — Und möchten doch wieder
Heldensänger im Land erstehn, ich wollte sie lohnen,
Kaiserlich, so wie Carolus, einst mein Vorfahr im Reiche.
Aber vom Großen schweiget der Sang und tändelt nur Liebe.
Wie ich jetzt das Gebirg durch die Rebenstöcke heraufstieg,
Hört' ich weichlichen Klang, ein süß ausathmend Geflüster."

„Lieb' ist göttlich, flüsterte leis und erröthend der Jüngling —
Wahr gesagt, entgegnet darauf mit Ernste Rudolphus!,
Lieb' ist göttlich, — doch Liebe bewährt sich einzig durch Opfer,
Nur durch Liebe hebt sich der Krieger in seinem Berufe;
Denn aus Liebe zum Vaterland, zum Wohle des Ganzen
Reißt sich los der Mann von den schön aufblühenden Kindern,
Los vom geliebten Weib, und der Jüngling los von dem Mädchen.
Nicht das Leben allein, die Güter höher als Leben
Opfert sich selbst bezwingend ein Held aus göttlicher Liebe.
Das ist unser Beruf und unser Lohn das Bewußtseyn.
Aber mir scheint — die Leyer klang von — anderen Tönen."

„Hast du's gehört, mein Vater, — entgegnet edel Rudolphus,
Läugnen will ich es nicht. — Ich sang erseufzend von Liebe, —
Agnes lieb' ich, du Vater, hast selbst mir gütig den Engel
Zugeführt — ich sah sie, und liebte und mußte sie lieben.
Hast du doch selbst die Mutter geliebt, und priesest dich selig,
Wenn nach längerer Trennung du wieder kehrtest nach Hause,
Du, ein mächtiger Herr, der ganzen Christenheit Erster.
Deine Seligkeit, Vater, wird nie dem Sohne zu Theile!
Grausam schloß die liebende Braut in düstere Zelle
Ottokar, ha der Barbar! — Die schöne Hoffnung des Lebens
Hat in erster Blüthe mir schon der Unhold zertreten,
Nein, ach nein, du zürnest mir nicht, wenn — traurend — ich klage,
Siehe, das volle Herz will mir im Busen zerspringen.
Hörst du der Nachtigall Schlag herüber vom Ufer der Donau,
Ach ein Wirbel süßhallenden Sanges flötet sie schmetternd
Aus den Schmerz der Liebe, daß hier die Hügel ertönen.
Was die Natur dem Thierchen verlieh, Organ und die Stimme
Für das Gefühl, das übermächt'ge, gab sie dem Jüngling.
Laß aushallen den Gram mich im Lied — wenn schluchzende Klage
Sich ergießt in — der Töne sanft hinfließenden Wogen,
Wenn mein wüthender Schmerz, gleich einem reissenden Bergstrom
Braust in dumpfem Gesang, — dann, guter, mitfühlender Vater,
Fühlt sich erleichtert mein Herz — ich kehre stiller nach Hause.
Darum zürne mir nicht, und laß mich Vater gewähren."

Also der Jüngling, und fiel um den Hals den liebenden Vater!
Reichliche Thränen strömten herab von den bleichenden Wangen,
Auf des Vaters Brust, der drückte das Haupt dem Geliebten
Sanft mit der Hand an das Vaterherz, sah auf zu dem Himmel,
Bethete leis' und die Thräne fiel dem Jüngling aufs Haupt hin.
Dieser sah nun empor, und drückt' ihn fester am Busen,
Küßt' ihm die Hand, nun das Haupt, und sagte ängstlich beklommen:

„Vater! mach' ich dir Gram? Das sey dem Himmel geklaget,
Lohnt' ich dir Liebe mit Schmerz — Sprich nur, ich will mich bezwingen,
Sieh', ich weine nicht mehr. Doch hilf und rathe mir, Vater,
Was du väterlich räthst, das will ich kindlich vollbringen."

Und mit sanfter Gewalt trennt sich vom Jüngling der Vater,
Winkt mit der Hand ihm stille zu seyn, und rückwärts gelehnet
Schaut er hinaus in die Flur, versenkt in tiefe Gedanken.
Izt am Himmel hob sich der Mond — Sanftduftende Kühlung
Hauchte der Abendwind — Da fanden zum innigen Drucke
Ihre Hände sich ein, sie saßen im Schauen entzücket.
Endlich sich rasch erhebend spricht festen Tones der Vater:

„Traue du Gott, mein Sohn! wie ihm dein Vater vertraute.
Er, der die Nacht erhellt mit dem Silberlichte des Mondes,
Sterne ringen mit Finsterniß heißt, wird dir auch die Seele
Einst erhellen, so nächtlich sie nun der Kummer umziehet.
Nichts ist unmöglich vor Gott, er kann noch Agnes dir schenken,
Wird es auch, wenn dieser Bund dir zum Heile gereichet.
Aber gelassen erwarte mein Sohn, was der Höchste beschlossen,
Er ist der Weise, Rudolph, wir sind kurzsichtige Kinder.
Siehe, mein Sohn, du sprachst vorhin vom Glücke des Vaters
An der Hand der Mutter, im Kreise liebender Kinder,
Ach, mein Sohn, nicht alle die Frauen gleichen der Mutter,
Der vortrefflichen Frau. — Zwar Agnes rühmet ein Jeder; —
Aber wie schnell kehrt oft das Gemüth sich vom Guten zum Bösen.
Und nicht alle Kinderpflänzchen gedeihen dem liebenden Vater,
Wie mein Rudolph du, — all' deine Brüder und Schwestern,
Deren Gedeihen mich freut, den alterlebeten Gärtner,
Als mein Trost im Alter, mein Stolz, mein einziges Leben."

So viel Liebe brach nun das Herz dem fühlenden Jüngling.
Hin zu den Füßen des Vaters sinkend, schluchzt' er wie laut auf!
Aber der Kaiser gerührt, legt segnend die Vaterhände
Auf des Sohnes Haupt und blickt zum gestirneten Himmel. —
Schweigend erhoben sich beyde, und gingen schweigend nach Hause.

Historische Versuche
durch
Johannes Müller.

.....

I. Abschnitt.
Die Zeiten der Anarchie.
(Fortsetzung.)

Achtes Jahrhundert. Bisher sahen wir nur Völker, sie hatten nur — Waffen, noch gab allein wilder Kriegesmuth die höchste Gewalt. Mit einem Mahl zeigt sich eine Regierung, neue Sitten, die Wissenschaften werden wiedergeboren. Zwey Prinzen theilen unsre Aufmerksamkeit; dem einen, Aaron al Raschild, Beherrscher der Gläubigen, (785) bekannt durch die Sultane Scheherazade, dankt man die Erhaltung der Künste, die überall vernachlässigt, in Bagdad mit offnen Armen aufgenommen wurden. Arabische Weise trugen sie von da zu unsern barbarischen Vätern, und machten sie zu ihren Schülern. Asien zitterte vor Aaron, er verbreitete sein Reich nach Europa hinüber, aber dennoch stand ein Zeitgenosse hoch über ihm. Doch nicht Aaron ist der Held des VIII. Jahrhunderts, neben ihm lebte Carl der Große. (768.) Er, der von Calais bis Roncesvaux, von Hollstein bis Neapel, und vom Innern Hungarns bis an die Atlantischen Küsten regierte, war Zweifels ohne der Mächtigste und dieser Macht würdig, da er, nachdem er seines Vaters Reich verdreyfacht, dennoch immer und überall nur durch sich selbst herrschte. Das Genie dieses Einzigen erschuf bloß durch seinen Willen aus dem

Schooße der Anarchie eine kräftige Regierung und vortreffliche Gesetze. Er beugte Deutschland unter das Joch, und fest entschlossen, das Andenken seiner Wildheit zu tilgen, nahm er ihm die rauhen Sitten, und gab ihm das Christenthum. Der Überwinder der Longobarden, Sachsen, Bayern und Hunnen, nachdem er jeden Tag alle Bedürfnisse seines ungeheuren Reichs und dessen ganze Lage geprüft und erwogen, unterhielt sich des Abends, oft bis tief in die Nacht mit dem gelehrten Alkuin. Carl der Große hat in Europa zuerst den Werth der Wissenschaften gewürdiget. Ihm war nichts zu hoch, nichts unter ihm: Er, den Thron der Cäsarn wiederherstellend und Er, die geringste Pachtung seiner Domänen bestellend, zeigte sich immer gleich, als der wahrhaft große Carl. Die Könige thäten genug, wenn sie ihre Staaten also in Ordnung hielten, wie er seine Meiereyen; glücklich der Privatmann, welcher so seines kleinen Hauswesens Herr ist, wie Carl seines ungeheuern Reichs. Diese außerordentlichen Wirkungen kamen aus jener äußersten Einfachheit hervor, welche allen seinen Grundsätzen und Maßregeln eigen war. Der Wiederschein dieser Einfachheit spiegelte sich in seinem ganzen Äußern, in seinem ganzen Hofstaate ab. Seine Eroberungen waren schwerer, als jene des jungen Macedoniers, seine Gesetze übertrafen weit die anderer gepriesener Fürsten. In seinen Sitten blieb er stets ein bloßer Ritter.

Nach ihm ist schwer von der Sächsischen Heptarchie zu reden oder von den Königlein Asturiens. Wie erbleicht nicht der blendende Prunk des Prinzen der: Tausend und eine Nacht vor dieser erhabnen Simplicität Carls. Das ist Carls des Großen Jahrhundert. Er war's, welcher Allem eine andere Gestalt gab.

Neuntes Jahrhundert. Die Anarchie schmeichelt mit trügerischen Hoffnungen ihres nahen Endes, statt dessen lodert sie nun erst in helle Flammen auf. Carl der Große hatte den Ruhm seines Vaters Pipin verdunkelt: Carls Größe wurde erst noch mehr herausgehoben durch die Schwäche seiner Abkömmlinge, die sein Reich und das ganze große Werk seiner Sorgfalt schmählich zu Grunde gehen ließen. Man erwarte ja nicht, nun irgend eine vorliegende Macht sich hervorstellen zu sehen; es gab keine, alle Welt riß die Macht an sich. Und hier ist es, daß mit einem Mahl eine ganze Welt neuer Völkerstämme plötzlich vor unsere Augen tritt, als wenn eben jetzt erst alle die Länder des Nordens aus dem Meeresboden aufgestiegen wären, unter welchem der Wahn der Alten sie bedeckt glaubte. Die Sitten der Völker im Mittag, die aus Hirten Ackersleute wurden, erhielten dadurch einen bedeutenden Umschwung. Die Größe Carls war die Wirkung seiner persönlichen, glücklichen Gaben, nicht des Geistes seiner Zeit gewesen, und so war auch nach ihm der Pfad des Genies wie verloren.

Es erzeugte eine große Änderung im Norden, daß sich die Dänischen Könige nach und nach alle kleinen Nachbarsstaaten unterwarfen, und (868) der schönhaarigte Harald in Norwegen die Herrschaft eines Einzigen einführte. Der Gegenschlag dieses Sturzes der alten Unabhängigkeit verbreitete seine Vibrationen bis auf die Küsten der Barbarey: fünf neue Staaten erhoben sich, zwey Königreiche umstalteten ihre Sitten.

Dänemark bekannte sich allmählig zum Christenthum.

Amund fing an die finstern Wälder Schwedens auszuhauen.

Wie sich der König mit dem schönen Haar in Norwegen mehr und mehr befestigte, waren viele, die es verschmähend dem zu gehorchen, der so eben noch ihres Gleichen gewesen, sich auf die Inseln flüchteten. Sie kamen da auf den Gedanken, sich auch fremdes Eigenthum zu hohlen, aus dem mildern Mittag. Nachdem sie das ganze westliche Küstenland Europa's erschreckt und geplündert, zogen sie durch die Meerenge, eroberten Pisa, und machten sich Meister von Luna, das sie für Rom hielten. Unterdessen zogen gleichwohl andere Normannen vor, sich eine Regierungsverfassung zu geben, und sie löseten die schwierige Aufgabe mit Weisheit. Während ihre Mitbürger Länder eroberten, plünderten, verwüsteten, durchzogen sie des Nordens ungeheure Einöden, und vor hundert unbekannten Völkern vorbey, kamen sie bis zu den Griechen, um sich dort zu unterrichten. Und darauf kehrten sie wieder zum ewigen Eis der freyen Heimath zurück, ihnen viel werther, als der mildere Himmel und die unzähligen Genüsse unterjochter Länder. Island ist der Freystaat, von welchem wir reden.

Während es allerwärts schien, nichts vermöge den Waffen der gewaltigen Normannen zu widerstehen, war unter ihnen Einer, auf welchen die Augen einer fremden, noch freyen Nation fielen, damit er ihren Thron bestiege. (862) Rurik, dessen nächste Nachfolger das Griechische Kaiserthum erschütterten, wurde berufen, der erste Czar zu seyn.

Wahrscheinlich um dieselbe Zeit (869) wurde das alte Volk, welches unter Fingal gefochten und die Lieder seines Sohnes gesungen, durch Kenneth gezwungen, aus dem mittägigen Schottland zu weichen, und im Hochlande eine Freystätte seiner alten Sitten zu suchen.

Der alte Graf von Söndmör in Norwegen hatte einen Sohn, von dem die Grafen der Orkaden herstammen. Er hatte einen zweyten Sohn, welcher der Ahnherr unzähliger Könige wurde. (907) Rollo war es, welcher sich der Normandie bemächtigte.

Aus den Wäldern von Masovien hohlten sich die Pohlen einen Edelmann, der seine Ländereyen baute, zum Herrscher. Es war Piast, der Stifter des Königreichs Pohlen, dessen Stamm erst 1675 völlig erlosch. (842)

Die Hungarn, gedrängt durch andere Barbaren, rückten vom Nordwest des Caspischen Meeres weiter vor. (894).

Im Mittag Europa's hatten sich die Araber Siciliens bemächtiget, von da kamen sie leicht vor die Thore Roms. (829 — 854).

Nach wem soll man es nun benennen, dieses Jahrhundert so fruchtbar an Helden, weit größer als jene, die sich in Ilions Feldern versuchten, durch Homers unsterbliches Lied gefeyert. Wohl könnte es daher das Jahrhundert der Normannen heißen. Aber wenn man zur selben Zeit einen Mann erblickt, der mitten in diesem Gräuel der Verwüstung seines Landes Befreyer und Gesetzgeber war, der Gründer eines ausgebreiteten Handels, der Freund der Alten, gleich denkwürdig durch den Scharfsinn seines Geistes und durch die Milde seiner Sitten, mit einem Wort würdig, neben Trajan und Carl dem Großen, den Königen zum Vorbilde zu dienen, — der Mann wird, wenn er auch nicht die vorzüglichste Macht in Europa besaß, doch eine solche Macht über die Herzen ausüben, um in denselben ewig zu leben. Uns sey darum

Jahrhundert das Jahrhundert der Normannen und — Alfreds.

Zehntes Jahrhundert. Das ist das Jahrhundert der Ottonen. Zwar waren die Normannen durch ihre Verwüstungen noch immerfort der Schrecken aller Welt, — die Hungarn machten sich Deutschland zinsbar, und mitten durch die Schweiz bis unter die Mauern von Besancon drangen die Araber auf ihren Streifzügen. Aber Otto hielt diese in Schranken; das Schreckbild der Unüberwindlichkeit der Hungarn hatte zwar schon der große Mann zerstört, dessen Sohn er war, aber Otto's Sieg behob die Furcht vor ihren Einfällen auf immer. Die Dänen zitterten vor Otto; Italien, von innerer Parteyung zerfleischt, fiel in seine schützende Hand; von Flensburg bis an die Tiber erstreckte sich sein von allen Nachbarn gefürchteter Scepter. Heinrich sein Vater war der Stifter der Deutschen Städte. Zugleich entstanden die schützenden Marken von Österreich und Brandenburg. Die Wissenschaften fingen an, wieder aufzublühen. Salamon, Bischof von Constanz, gab eine Encyklopedie; man las die Griechen. Virgil und Horaz entzückten den Hof, und selbst die Mönche thaten mehr als Schmausen und Psalmensingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mnemonik.

Die meisten Menschen haben in ihrem Leben die Erfahrung gemacht, wie unangenehm, ja nachtheilig es sey, gewisse Dinge entweder dem Gedächtnisse gar nicht oder doch nicht gehörig einprägen, oder derselben sich nicht zur rechten Zeit und am rechten Orte erinnern zu können. Eine Kunst nun, welche verspricht, jedermann, auch wenn ihm die Natur das schwächste Gedächtniß verliehen hätte, in den Stand zu setzen, jenem Mangel auf eine unfehlbare und nicht schwere Weise abzuhelfen, müßte, sollte man meinen, sogleich überall Eingang finden, und wenn sie ihr Versprechen wirklich erfüllte, unter allen Menschenclassen eine große Menge von Freunden und Schülern zählen — dessen ungeachtet findet man das Gegentheil; die neuern Versuche der Mnemonik oder Gedächtnißkunst, welche die Alten so hoch schätzten und so fleißig erlernten, wieder unter uns einzuführen, zu verbessern und zu erweitern, sind beynahe nur von den Erziehern oder denjenigen Gelehrten beachtet worden, welche sich mit der Untersuchung der menschlichen Seelenkräfte beschäftigen, also die Psychologie zum Gegenstande ihrer Forschungen machen. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieser Wahrnehmung aufzusuchen, wir glauben aber etwas nicht Unverdienstliches zu unternehmen, wenn wir unsern Lesern die Versuche, die Gedächtnißkunst oder Mnemonik von neuem ins Leben einzuführen, und auf immer sichere Grundsätze zu bauen, hier wieder ein Mahl ins Gedächtniß rufen. Die Gelegenheit dazu gibt uns die Erscheinung der

Systematischen Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, nebst den Grundlinien zur Geschichte und Kritik dieser Wissenschaft, von J. Chr. Freyherrn von Aretin. Mit drey Kupfertafeln.

Dieses Werk, welches zwar nur, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, ein Auszug aus seiner ausführlichen *theoretisch-practischen* Anleitung zur Mnemonik ist, welcher das größere Werk so bald als möglich nachfolgen soll, verdient, wie man aus folgender Inhaltsanzeige sehen wird, allgemeine Aufmerksamkeit und Beherzigung.

Es zerfällt nach der Eintheilung des Verfassers in vier Bücher; das erste enthält die Theorie der Mnemonik, das zweyte die Praxis, das dritte die Geschichte, und das vierte die Kritik derselben. Die Theorie dieser Kunst läßt sich auf folgende zwey Regeln zurück führen. 1) Verwandle das einzelne Wort, den einzelnen Gegenstand in ein Bild — denn nichts erleichtert das Aufbehalten einer Sache im Gedächtnisse mehr, als die Anschauung derselben in einem sinnlichen Bilde. 2) Verbinde dieses Bild mit einem raum- oder zeitgemäßen Gegenstande, der dir lebhaft vorschwebt, oder der dir vorschweben wird, wenn dir die Zurückrufung jenes Bildes nothwendig wird. Man kann zu diesen zwey Grundregeln noch folgende 3) hinzufügen, welche sich auf das Einprägen nicht eines einzelnen Gegenstandes, sondern ganzer Reihen von Worten und Sachen bezieht. Verbinde jedes der zu merkenden Worte oder jede der zu merkenden Sachen mit einem einzelnen Theile des raum- oder zeitmäßigen Gegenstandes, oder mit andern Worten: um die Aufeinanderfolge mehrerer Dinge zu behalten, mußt du Gegenstände suchen, deren Aufeinanderfolge dir hinlänglich bekannt ist, und mit jedem einen von den in ihrer Ordnung zu behaltenden Gegenständen verknüpfen. So entstehen zweyerley bildliche Vorstellungen oder mnemonische Bilder: die Stoffbilder (nach dem Gesetze der Klarheit), und die Ordnungsbilder (nach dem Gesetze der Ideen-Association); die erstern sind sonst imagines, die letztern loci (Gedächtnißplätze) genannt worden. Von den letztern wurde der Ausdruck memoria localis abgeleitet, welcher mit memoria artificialis gleichbedeutend ist. Auch gibt es eine Amnestonik oder Vergessungswissenschaft, welche gerade entgegengesetzte Regeln befolgen muß, um ihren Zweck sicher zu erreichen.

Das zweyte Buch, welches die Praxis der Mnemonik enthält, lehrt, wie man abstracte Gegenstände in sinnliche Bilder verwandeln solle, z. B. Zahlenbegriffe und dergl. und wie man es anzufangen habe, um diese Gegenstände in der nothwendigen Reihenfolge dem Gedächtnisse einzuprägen, und sie leicht und immer wieder erwecken zu können. Über die Art und Weise, einen übersinnlichen Gegenstand in ein Bild zu verwandeln, lassen sich im Allgemeinen keine bestimmten Regeln festsetzen, da die Ansichten jener Gegenstände sehr verschieden sind. Die Art, wie man Zahlen in sinnliche Bilder verwandeln kann, macht eine Kupfertafel anschaulich, worauf dergleichen verwandelte Zahlen vorgestellt sind, nicht minder zeigt eine andere Tafel die Art und Weise, andere Gegenstände, z. B. Schlangen, Dreyecke, Buch, Sense und dergl., durch Bilder dem Gedächtnisse leichter einzuprägen. Dieses Buch ist das interessanteste und reichhaltigste, kann aber deshalb nicht so im Auszuge dargestellt werden, daß nicht die Deutlichkeit darunter leiden sollte. Es verdient das aufmerksamste Studium.

In dem dritten Buche, welches die Geschichte der Mnemonik enthält, wird erzählt, unter welchen Völkern zuerst diese Kunst bekannt geworden. Der Orient wird als die Wiege derselben angegeben, und zugleich die Bemerkung gemacht, daß die Mnemonik in einem Zeitalter entstanden seyn müsse, in welchem man sich noch der Bildersprache allein bediente. Die

Chineſen hatten in den erſten Jahrhunderten ihrer Cultur eine durch Knoten und Verſchürzungen der Fäden geordnete Bilderſchrift. Ihre Geſtalt hat ſich unter dem Nahmen Ho-tu in einem ihrer älteſten Bücher erhalten, welches Y-King heißt. Eine ähnliche Schrift iſt auch bey den Phöniciern, Indiern, Äthiopiern, Ägyptern, Scythen, Griechen und Etruſkern üblich geweſen, ja die meiſten rohen Völker, von deren Schreibart ohne Buchſtaben wir Kenntniß haben, bedienten ſich einer wahren mnemoniſchen Schrift. Unter den Griechen wird auf Cicero's Zeugniß Simonides, bekannt durch ſeine Rettung durch die Dioskuren, als Erfinder der Mnemonik angegeben. Vorzüglich verweilt der Verfaſſer bey der Mnemonik der Römer, und theilt die wichtigſten claſſiſchen Stellen aus dem Cicero: de Oratore Libr. II. cap. 80 — 88. und aus dem Autore librorum ad Herennium libr. III. cap. 16 — 24 mit. Sodann verfolgt er die Spuren dieſer Kunſt durch alle Jahrhunderte bis auf unſere Zeiten. Dieſes Kapitel zeigt von vieler Beleſenheit.

Das vierte Buch endlich, die Kritik der Mnemonik enthaltend, zeigt den Nutzen und die richtige Anwendung der Mnemonik ſowohl überhaupt als beſonders nach des Verfaſſers Methode. Er widerlegt auch die Einwürfe, welche man gegen ſeine Methode hier und da gemacht hat, und zwar, wie uns ſcheint, mit ſehr triftigen Gründen.

Xaver Bettinelli.

Von dem zu Turin bey den Gebrüdern Bomba erſchienenen Werke: Vita dell'Ab. Saverio Bettinelli, con un discorso delle lodi di lui, recitato nell'adunanza publica dei Pastori della Dora al X. di Febbrajo 1809, können wir hier leider nur einen kurzen Auszug mittheilen, würden uns aber ſehr glücklich ſchätzen, wenn wir damit die Neugier des Deutſchen Publicums auf das leſenswürdige Buch zu reitzen im Stande wären. Es geht der Lebensbeſchreibung ein Schreiben des gelehrten Gianfrancesco Galeani Napione an die gebildete Madame Diodata Saluzzo vorher, aus welchem neben der anmuthigen Schreibart im ſchönſten Lichte die Empfindungen zärtlicher Freundſchaft und jene rührende Ergießung des Herzens hervorleuchten, wie wir ſie nur in den Briefen des Cicero an Atticus gewahr werden. Einige Bemerkungen über Selbſtbiographien eröffnen alsdann den Eingang zu dem Leben Bettinelli's. Er wurde im Jahre 1718 zu Mantua geboren, und genoß ſeine Erziehung in verſchiedenen Schulen der Jeſuiten, die ihn in ihre Geſellſchaft aufnahmen. Seine ſchnellen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften verriethen in ihm ſtets den Jüngling von ſeinem Sinne und früh gereifter Urtheilskraft, welcher dereinſt ſich und ſeinem Vaterlande ausgezeichnete Ehre und Ruhm bereiten werde. Er ſtudierte darauf ſowohl geiſtliche als weltliche Wiſſenſchaften zu Bologna, von wo er als Lehrer nach Brescia, ſpäter als Profeſſor der Rhetorik nach Venedig ging, wo ihm beſonders die Herausgabe ſeiner Versi sciolti und einiger Trauerſpiele einen ausgezeichneten Ruf erwarben.

Zu Parma hatte er gelehrten Umgang mit Tillot, Frugoni und Condillac: letzterer bewunderte beſonders ſeinen Scharfſinn und ſeine Einſichten im Gebiethe der Metaphyſik. Als Erzieher der Grafen von Styrum, wozu ihn der Fürſt von Hohenlohe beſtellte, übertraf er den Ruf ſeiner Ordensbrüder in einem ſo ſchwierigen und verwickelten Geſchäfte, und auf einer Reiſe nach Lothringen, die er auf jene Veranlaſſung unternahm, gewann er die beſondere Hochachtung des Königes Stanislaus, eines durch Weisheit und echte Liebe zu den Wiſſenſchaften vor allen berühmten Monarchen ſeines Jahrhunderts, ausgezeichneten Fürſten. Während er Frankreich durchreiſte, ſchrieb er die Lettere Virgiliane, welche den Italienern, vor allen aber dem Grafen Algarotti, ſo wehe thaten; denn letzterer beklagte ſich in einem Briefe an Madame Du-Boccage herzlich über Bettinelli, daß er in dieſen Briefen auch noch die Versi sciolti, gleich wie einen Beleg zu dem, was der vermeinte Virgil gegen die Väter der Italieniſchen Poeſie redet, beygefügt habe. Die Erzählung von Bettinelli's Zuſammentreffen mit Helvetius und Voltaire wird vor allen die Neugier der Leſer, beſonders der Liebhaber von Anecdoten anlocken. Nach ſeiner Rückkehr in Italien zogen ihm ſeine Anſtrengungen in Lehrſtunden und auf der Kanzel, wo man ihn beſonders ſchätzte, eine Kränklichkeit zu, die ſeine Thätigkeit auf ruhigere Beſchäftigungen beſchränkte. Er unterrichtete die Jugend in der Religion, ſchrieb ſeinen Entusiasmo und ſein noch beſſer gelungenes Werk: Il Risorgimento d'Italia, worin er mit männlichem Eifer als den Sachwalter ſeines Vaterlandes gegen das ungerechte Ausland ſich bewährte. Die Geſellſchaft der Jeſuiten ward aufgehoben, und Bettinelli kehrte mit dem Titel eines Segretario di belle Lettere del Duca di Modena nach Mantua zurück. Hier verſtrichen ihm ſeine Tage, zwiſchen den Wiſſenſchaften und der Religion getheilt, in glücklicher Ruhe als unermüdetem Streiter für die Ehre der Italieniſchen Literatur und des guten Geſchmacks, wie im Kampfe gegen die Manier der Ausländer (oltramontani e oltremarini). Das löbliche Beſtreben vieler Italieniſcher Frauenzimmer, näher mit der ſchönen Literatur bekannt zu werden, veranlaßte ihn daneben zu manchen Schriften ſolchen Inhalts, z. B. den Dialoghi di amore, den Lettere a Lesbia u. a., welche nur noch den Pariſer Damen ihren Fontenelle und Voltaire unentbehrlich machen. Während der Belagerung von Mantua lebte Bettinelli zu Verona, und ſetzte dort, bereits achtzig Jahre alt, im Genuſſe einer allgemeinen Achtung ſeine Lieblings-Studien fort, noch glücklicher als Horaz, der ſich eines ehrenvollen Alters ſchmeichelte, nec cythara carentem. Bettinelli's letztes Sonett, das einigen intereſſanten Anmerkungen zu der obgenannten Schrift vorangeſetzt iſt, verdient mit Recht den Nahmen ſeines Schwanengeſanges. Er ſtarb, dieſer Neſtor der Italieniſchen Literatur, in einem Alter von neunzig Jahren, einem Monathe und 26 Tagen.

Der jener Lebensbeſchreibung beygefügte Discorso delle lodi del Bettinelli vom Herrn Napione verdient dabey eine nicht minder ehrenvolle Erwähnung; denn die elegante Schreibart ſowohl als die natürliche Leichtigkeit (Nachahmung des Cornelius Nepos) und Unbefangenheit der Darſtellung geben ihm, beſonders in der gegenwärtigen Epoche der Literatur, einen ausgezeichneten Werth.

Miscellen.

Ob Päpste und Römische Kaiser auch Juden zu Leibärzten haben dürfen, war eine Frage, welche die Kirchenrechtslehrer der ältern Zeiten nicht wenig beschäftigte.

Mit Recht verneinten die Angesehensten derselben, z. B. ein Bartolus, ein Johann von Anagni u. a. diese Frage ungescheut. War es auch in der That nicht höchst anstößig, wenn ein irdischer Himmelsschlüsselführer Leib und Leben Leuten aus einem Volke anvertraute, das dem Bann und Fluch dahin gegeben war; Leuten, denen, nach wiederhohlten Gebothen der Kirche, kein Christ die Pflege seiner Gesundheit überlassen sollte? Doch schon Papst Bonifacius der IX. nahm den Israeliten Angelo di Manuele zum Leibarzt und Hausgenossen (Familiaris) an, und noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurden von Julius III. die beyden Juden Vitale Alatino und Teodoro de' Sacerdoti in gleicher Eigenschaft angestellt. Seit dieser Zeit aber haben sich die Päpste mit mehr Anstand betragen: es erscheint kein Hebräer (Medico ebreo) in der Reihe ihrer Leibärzte mehr.

Noch ärgerlicher muß es gewesen seyn, daß die Oberhäupter der christlichen Kirche Jüdinnen zu Leibwäscherinnen und Leinwandsverwalterinnen in Dienste nahmen, wie dieß vom Gegenpapste Benedict XIII. urkundlich bekannt ist. Übrigens zeigt es vom guten Geschmacke dieses Gegenpapstes; denn die Jüdinnen von Avignon sind bis auf den heutigen Tag als die schönsten in ganz Europa berühmt.

.....

Jöcher schreibt von Pindar:

„Er wird übrigens des Geitzes, der Schmarotzerey, der Knaben- „und Mädchenliebe, auch eines affectirten und verwegnen Styli beschuldiget."

Wie ist das Lächerliche dieser Äußerung am treffendsten zu benennen? Drollicht ist zu schwach, und possierlich nicht bestimmt genug.

.....

Die Geschichte der Staatskunde (Statistik) in ein helles Licht zu setzen, haben sich vornähmlich Schlötzer, Meusel, Niemann und Goeß bemüht. Aber allen diesen Untersuchern ist eine bedeutende, hierher gehörige Nachricht unbekannt geblieben.

Venedig nähmlich war der Staat neuerer Zeiten, von dessen Ursprung, Einrichtung und Verwaltung man die älteste, bis jetzt bekannte, umständliche Beschreibung hat. Es verfaßte sie der Inländer Paul Morosini mit dem Beynahmen il Savio, (geboren 1406, † um das Jahr 1482), und zwar auf Verlangen eines Deutschen, der sich durch Bekämpfung der päpstlichen Anmaßungen so vielen Ruf erworben, des Nürnbergischen Syndicus Gregor v. Heimburg. Das Werk hat die Aufschrift: Pauli Mauroceni de rebus ac forma Reip. Venetae, und ist noch ungedruckt. Morosini behauptet: der Venetianischen Fahrzeuge, die sich täglich auf Meeren oder Flüssen befänden, seyen nicht weniger, als 20—30.000. Die Volksmenge der Stadt belaufe sich auf 150.000. Jeder Mensch brauche im Durchschnitte zu seinem Unterhalte 20 Goldgulden (Aureos).

Man darf also die Geschichte statistischer Forschungen neuerer Zeit nicht mit Franz Sansovino, sondern man muß sie billig ein Jahrhundert früher, mit Morosini anfangen.

.....

Als Julius Cäsar nach Bezwingung der Gallier in höchster Siegespracht seinen Einzug in Rom hielt, sangen seine ihn begleitenden Krieger:

Urbani! Servate uxores!
Moechum calvum adducimus.
(Hüthet, Bürger, eure Weiber!
Wir bringen den kahlköpfigen Ehebrecher.)

Was würde wohl erfolgen, wenn heut zu Tage Soldaten sich ähnliche Freyheiten erlauben wollten?

.....

Carl XI. König von Schweden, († 1697), ward von einem Bauer vor das Dorfgericht gefordert, weil herrschaftliche Beamten, unter der Versicherung: der König habe es befohlen, demselben eine Wiese abgenommen hatten. Carl nahm die Vorladung an, und erschien mit einem Anwalde persönlich vor Gericht. Wer hier den Rechtshandel verlor, war der König. Aber dieser grollte nicht, sondern ernannte auf der Stelle den gewissenhaften Urtheilsprecher zum Provinzial-Richter.

.....

Gibt es eine längere Predigt als diejenige, die der Superintendent Goerdes 1725 in Wismar drucken ließ? Sie enthält nicht weniger, als 5½ Alphabet, das ist, 62½ Bogen in 4.

.....

Zu der wichtigen Parlaments-Versammlung im Jahr 1688 ward von der hohen Schule zu Cambridge als Stellvertreter abgeordnet, Isaac Newton. Allein der große Denker soll während aller Sitzungen auch nie ein Wort gesprochen haben. Unbekümmerniß um die Angelegenheiten seines Vaterlandes war gewiß nicht die Ursache dieses Schweigens. War der Grund desselben etwa ein immer hemmendes Mißtrauen in seine Rednergabe, oder eine stäts brütende Vertieftheit in mathematischen Forschungen?

.....

Die Überlegenheit der französischen Kriegskunst zu Lande hat unstreitig zum Theile darin ihren Grund, daß die Franzosen, mehr wie irgend andere Krieger, bemüht sind, sich durch Zeichnungen und Charten die genaueste Kunde von dem Waffenschauplatze zu erwerben. Überall hat man bemerkt, daß, in den neuesten Kriegen, nicht nur ihre höheren Anführer, sondern sogar Unterofficiere und Gemeine, wo sie nur hinkomen, eine allgemeine Jagd auf Landcharten und Plane machten. Dieß führt auf die Frage:

„Seit wann bedienen sich die Franzosen bey Kriegsunternehmungen der Landcharten und Situationsplane?"

Scepeaux de Vieilleville († 1571 als Marechal de France) war es, der diesen so zweckdienlichen, man darf sagen, unentbehrlichen Gebrauch zuerst in Frankreich einführte. Als König Heinrich II. im Jahr 1552, mit seinen Heerschaaren bey Speyer gelagert, auf den Rückzug in die Heimath Bedacht nahm, entstand wegen der Lebensmittel und der Wege zwischen den Anführern und Verpflegsbeamten Streit. Vieilleville legte seine Charten (unter andern eine vom Laufe des Rheinstroms) vor, und der König trat seiner Meinung mit der Äußerung bey: was dem Seefahrer der Compaß, das sey dem Landsfolde die Charte.

Ob indessen Vieilleville diesen Gebrauch der Charten im Kriege nicht von den Italienern gelernt hat, mag Hoyer in einer neuen Ausgabe seiner Geschichte der Kriegskunst untersuchen. Der Lebensbeschreiber sagt bloß: Vieilleville habe von seinem König das Lob erhalten, daß er diese Erfindung zuerst nach Frankreich gebracht habe.

.....

Welches ist der älteste Historiograph des Teufels? Der neueste, Joh. Gottfr. Mayer, starb im Sommer des Jahres 1807 als Superintendent zu Lustnau im Würtembergischen.

.....

Von den besondern, oft wunderbaren Wirkungen der Freude gibt es Beyspiele genug. Merkwürdiger indessen ist vielleicht keines, als das von den Folgen der Freude über den Sieg bey Trenton im Jahr 1776. Alle Kranken unter dem amerikanischen Heere sollen durch diese lustvolle Aufwallung vollkommen und ohne Rückfälle wieder hergestellt worden seyn.

Dies versichert der berühmte Amerikanische Arzt Rush vor aller Welt; aber wie viele unbeobachtete Ursachen und Zufälligkeiten können hierbey ihre Hand im Spiele gehabt haben!

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 7. und Mittwoch den 9. May 1810.

So hoch stieg ein einziger Graf, daß, nachdem er durch Österreich und Elsaß Hochdeutschland umfaßt, und hier Französischen, dort Slavischen Fürsten seine Freundschaft wünschenswerth, und seine Waffen furchtbar gemacht, nach ihm inner dreyßig Jahren sein Sohn und Enkel den Thron der Deutschen und einer den Thron des Reichs der Tschechen in Böheim besessen, der Markgraf zu Meißen sie um Thüringen fürchtete, und Ungarn, Bayern und Schwaben verschiedentlich und ohne Unterlaß durch Krieg oder Unterhandlungen beunruhigt wurden: weil die furchtbarsten Mächte die sind, welche um vieles zu wagen stark genug, und nicht groß genug sind, um sich in den Hoflüften zu vergessen. Durch die Weisheit Eines Mannes (in den allergrößten Sachen pflegen, wie zu gutem Privatglück, die schwersten Schritte die ersten zu seyn), durch Rudolph kam das Haus Habsburg in fünfhundertjährige hohe Gewalt, endlich über Nationen, von welchen er nie gewußt, in Ländern, deren Daseyn er nicht wähnte; so oft hat Europa von keinem andern Hause für die allgemeine Freyheit gefürchtet; und im Lauf des höchsten Glückes wurde Habsburg auch durch sich selbst unterbrochen, durch den Mangel weiser Mäßigung, der Kunst Rudolphs.

Johann von Müller.

(55 und 56.)

Schatten der Vorwelt.

Der Böhmenkönig Ottokar.

Am 26. August 1279 früh Morgens geschah die Entscheidungsschlacht bey Laa im Marchfeld. — Ottokar hatte sein Heer in sechs Schlachthaufen getheilt. — Der erste bestand aus Böhmen, der zweyte aus Mährern, aus Meißnern und Thüringern der dritte, im vierten standen die Pohlen und Schlesier, im fünften die Reussen unter ihrem König Leo, die Sachsen und Bayern führte Ottokar selbst in Silberrüstung, die Krone auf dem Helm.

Bevor das Getümmel anging, sprach er mit dunkelglühendem Auge und mit der Gluth der Rache in Blick und Ton zu den Seinen: „Da schauet hin auf die, welche Mich und Euch vor zwey Jahren betrogen und verhöhnt haben, diese Schuld mögt ihr ihnen heute bezahlen. Jener Graf soll vor mir auf den Knien liegen, wie dort ich vor ihm. — Hier steh' ich vor euern Augen, und lege Wehr und Waffen von mir. Hat Einer etwas Untreues gegen mich vor, er vollbringe es jetzt lieber, als in offener Schlacht, wo er nebst mir noch Tausenden der Meinigen das Leben kosten wird. — Die mir entrissenen schönen Länder seyen der Lohn eurer Tapferkeit, mich schauet an, ich will euer Verfechter und Vorfechter seyn. Lasset ja aus jener Handvoll Feind keinen entrinnen!" — Prag war der Böhmen Losung, Christus jene der Völker Rudolphs.

Nach dem Rathe Hugo von Taussers, vielmehr nach langjähriger eigener Erfahrung theilte Rudolph die Seinen in vier Heersäulen. Die erste und zweyte bildeten die Ungarn, Mathias von Trenczin und Graf Stephan von Schildberg zu Anführern; — die dritte (an deren Spitze Rudolph selbst, Albrecht sein Sohn, mit der Rennfahne des Kreuzes, und Heinrich, Markgraf von Hochberg mit dem Reichsadler) bestand aus Schwyzern, Zürchern, Schwaben, Salzburgern, und dem rüstigen Volk der Steyermark, Kärnthens und Krains. Die vierte, bestimmt, als Schlacht- und Gewalthaufen sich überall hinzuwenden, wo die Noth es erfordern würde, machten die Österreicher aus. Ihr Banner führte der hundertjährige Ritter Conrad von Haslau. Ihm war, zur Wahrung dieses Kleinods, an die Seite gegeben Herr Heinrich von Lichtenstein. Die Cumanen sollten auf den beyden äußersten Flügeln des Feindes das Treffen beginnen, den Feind aus seiner festen Stellung hinter einem Sumpfe herauslocken, und während der Schlacht allenthalben Verwirrung unter den Rotten Ottokars verbreiten, wo der Sieg am zweifelhaftesten seyn würde. Berchtold von Capell hielt einen Kern rüstiger wehrhafter Gesellen, von der vierten Heersäule, abgesondert auf einer Anhöhe, zum Rückhalt für unvorgesehenen Zufall.

Rudolph sprach im Vorüberreiten an den geordneten Gliedern, nach seiner Gewohnheit kurz und stark, aber aus seinen Augen blitzte der Sieg.

Heinrich Schorlin, ein Schwäbischer von Adel aus dem Gefolge des Bischofs von Basel, wurde von seinem unbändigen Pferde mitten unter die feindlichen Glieder gerissen, der Bischof schrie den Seinen zu, tapfer nachzuhauen, bald wurde das Treffen allgemein mit dem übermächtigen Feind. Zwey Stunden wurde von Reuterey und Fußvolk mit wechselndem Glücke gestritten, die Sonne stand schon hoch, die Hitze des Tages zehrte mit an den Kräften der Streitenden. Nun brachen die Österreicher herein mit voller Wuth, und durchbrachen die Ordnung der Pohlen mit großem Blutvergießen. Es sank

ihr Banner in der zitternden Hand des Greisen Conrad von Haslau. Da erfaßt es behend Heinrich von Lichtenstein, schwang es hoch empor, und stürzte sich, wie in einem gleichen Streite mit heldenmüthiger List der Römische Consul Decius, in den dichtesten Haufen der Feinde. Die Seinen ihm nach, der von Falkenberg der erste; dreyzehn vom Hause Trautmannsdorf fielen hier, gleich den Fabiern, ritterlich auf ihre Schilder. Burggraf Friederich von Nürnberg, des Kaisers Freund und Eidam, war Zeuge des unermüdbaren Muthes der Steyrer und Tyroler, die Schwaben warfen die Sachsen über den Haufen.

Bey dieser Gelegenheit stürzte Herbod von Füllenstein, ein Pohlnischer Ritter, riesenmäßiger Größe und Stärke, und was sehr selten vereinigt ist, eben so tapfer als prahlerisch, mit eingelegter Lanze und verhängtem Zügel auf Rudolphen, um ihn, wie er es Ottokarn gelobt, zu tödten oder zu fangen. Der Kaiser wendete sein Pferd, daß Herbods Stoß vorüberging, und fällte ihn mit eigner Hand. Ein anderer Wagehals aus Thüringen erlegte wirklich des Kaisers Pferd, aber Rudolph vertheidigte sich noch im Falle muthig fort, und da viele Ritter und Berchtold von Capell zu Hülfe herbeyeilten, sprach er lächelnd: „Sorget nicht für einen einzelnen Menschen, eilet in das Treffen, stehet andern bey." Berchtolds Pferd nahm er an, und rannte mit seinem Haufen wider den Feind. Da schrie auf einmahl der Markgraf von Hochberg, indem er den Adler hoch in die Lüfte flattern ließ: „Die Feinde fliehen!" seine Schaar rief es gewaltig nach, und die wankenden Böhmen gaben sich bestürzt auf die Flucht.

Nun schickte Ottokar, welcher immerdar als Held gefochten, dem Milota von Diedicz, aus dem Geschlecht der Rosenberge, Befehl mit seinem frischen Schlacht- und Gewalthaufen vorzurücken, um dem Streit eine andere Wendung zu geben. Aber jetzt gedachte dieser der Schmach und Marter, so ihm und seinem Bruder Beneß durch den König widerfahren, antwortete dem keuchenden Bothen mit Hohngelächter, ließ ihm in die Ohren schmetternd zum Rückzuge aufblasen, und eilte mit der ganzen Reserve davon. Ottokar nahm dieses alsobald wahr. Außer sich, mit der krampfhaften Kraft Eines, der außer dem Leben schon alles verloren hat, sprach er zu einem Häuflein Getreuer: „Mich ereilt mein Verhängniß, aber besser, daß ich durch fremden Verrath falle, als durch eigene Zaghaftigkeit. Wie der Erste im Leben, so muß ein König auch im Tode der Erste seyn. Ich will diese meine Würde behaupten, so lang ich noch einen Arm regen kann" — und er sprengte sein Roß in das dichteste Gedränge hinein. Hätten alle gethan wie er, der Sieg wäre ihre gewesen.

Wie Rudolph vor der Schlacht seines Feindes Leben geschützt, so ließ er auch jetzt allen Haufen befehlen, des gesalbten Hauptes zu schonen. Aber Schlacht und Tod kennen und achten nichts, als die Gewalt. Mitten im Gewühl suchten Ottokarn rastlos auf Seyfried von Merenberg, ein Vetter des Ermordeten, und Berchtold der Schenk von Emerberg, beyde selbst und in ihren Anverwandten eben so schwer beleidigt, als der flüchtige Milota. Er traf hart auf sie, und hätte sie vielleicht, wie so viele andre hingefällt, wäre nicht sein Pferd unter ihm zusammen gestürzt. Nach grimmigem Widerstand, mit achtzehn Wunden bedeckt, fiel er. Seine Mörder entfernten sich, die Rache wich der Erinnerung seiner alten Größe. Sie rühmten sich ihrer That so wenig, daß viele Widersprüche darüber sind, durch wen eigentlich der König gefallen? — Ihn fand Heinrich von Bertholdsdorf, des königlichen Schmuckes beraubt, halb nackt, von Staub, Blut und starrenden Wunden entstellt, noch heftig athmend, die Augen offen, die Züge voll Zorn, im harten Todeskampfe. Er eilte ihn mit Wasser aus der nächsten Quelle zu laben, und die Blöße seines, kurz vorhin so gefürchteten königlichen Herrn mit dem groben Wamms seines Schildknappen etwas zu bedecken. — Rudolph selber kam hinzu. — Tief ergriff es ihn — das milde Auge füllten Thränen bey dem Anblicke dieser hohen Warnung: wie alles Irdische eitel sey. Den fremden Krieger erschütterte, des Gewaltigen ehemahlige Unterthanen zermalmte der grauenvolle Anblick.

Die erlauchte Leiche wurde zu den Schotten nach Wien gebracht, von dannen unter Begleitung des gesammten Clerus, doch ohne Gesang und Geläute, mit tiefem Schweigen, weil er im Banne verstorben, zu den minderen Brüdern. Dort wurde er im königlichen Schmuck und wider die Gewohnheit mit entblößtem Angesicht, wohl balsamirt fast durch 30 Wochen zur öffentlichen Schau ausgestellt, daß jedermann sich selber überzeugen möge, Ottokar sey wirklich umgekommen. So sehr ward Er gefürchtet! — In der Folge wurde er nach Znaim, und von dannen in den hohen Dom zu St. Veit nach Prag überführt, wo er in der Sternbergischen, oder Marienkapelle noch ruhet, der im Leben nie geruhet hat.

Ottokar war groß und ansehnlich von Gestalt, Blick, Ton und Gang verkündeten den König. Hätte er nicht schon einen Thron ererbt, er würde sich einen errungen haben.

Geschildert haben wir ihn schon anderwärts als einen Fürsten voll geistiger und körperlicher Kraft und nimmer ruhiger Thätigkeit, ehrgeizig ohne alle Schranken. — Aber dort erschien er als Gegner; hier als Hauptfigur. Darum ist nöthig, hier mit Bestimmtheit auszumahlen, was dort nur im kecken Umriß hingezeichnet ward, um Rudolphs mildes Licht der geschichtlichen Wahrheit gemäß zu schattiren.

Wenn die Männer der Historie, welche über Alles erhoben, und die, welche unter Alles herabgesetzt worden sind, jene etwas vertieft werden, diese etwas erhöht, so gewinnt meistens die Wahrheit; denn die Menschheit lebt nicht in Extremen, am wenigsten in rein einseitigen.

Der ungestüme, strenge, nur stückweise kluge Ottokar hatte einen ruhigen, berechnenden, milden Gegner, hatte der neuen Herrschaft spornende Hoffnungen, zuletzt auch den Erfolg wider sich. — Mehr als genug, ihn bey dem großen Haufen seiner Zeit gänzlich versinken zu machen; nicht genug, auch des späteren Urtheils lauteren Strom gerade gegen ihn zu lenken.

Er war ein böser Mann im Handeln mehr als im Vorsatz, hintendrein und bedingt, aber nicht im voraus und ohne Unterlaß. Den Frieden konnte er nicht lieben, den Widerstand nicht leiden, die Untreue nicht vergeben, nicht lavieren, nichts erwarten. Das sind Eigenschaften eines stürmischen, nicht eines schwarzen Gemüthes.

Daß er königlich lohnte und hart bestrafte, und das Eine und das Andere schnell that, mögen ihm Thoren verargen. — Das Reich geht zu Grunde, wo es herkömmlich ist, daß man Arges thun dürfe, ohne Arges zu leiden, und sich aufopfert, um Nichts zu empfangen. Da muß sich alles verwirren, Recht und Unrecht, Ehre und Schande, Lob und Tadel, und von Gränze zu Gränze mit frecher Stirn die herzlose Gleichgültig-

keit den nächtlichen, bleyernen, giftträufelnden Fittig ausbreiten.

Was er einmahl als seinen Willen erklärt hatte — (und Er erklärte ihn, Listigere verbergen ihn, die Listigsten verschwemmen ihn in breiten, auch den Klügsten verwirrenden Phrasen, über alles das, was sie etwa thun könnten) daran wagte er Alles, dafür that er in seiner Hast oft selbst das, was seinem Vorhaben am schädlichsten war, denn die innere Gluth trieb ihn fort. Ja, er freute sich wohl der Hindernisse, weil er lange Zeit alle überwand, aber dafür unterlag er auch dem ersten unüberwindlichen, mit Krone, Ruhm und Leben.

Ottokar war ein tragischer, Rudolph ein epischer Held. Jener, der Fluth entgegen, die Umstände seinem Willen unterordnend, erkämpfte den eigenen Untergang. Dieser, von der Fluth getragen, seinen Willen nach den Umständen gestaltend, mehr benützend, als schaffend oder zwingend, endete in Sieg und Herrlichkeit. — Rudolph stritt bauend, Ottokar zerstörend. — Rudolph kriegte, weil er es nicht vermeiden, Ottokar, weil er es nicht lassen konnte:

„Etwas Fürchten und Hoffen und Sorgen
Mußte er stäts für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben,
Kräuselnd bewege das stockende Leben.
Ihm gefiel ein ewiges Schwingen und Schweben,
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden.
Müßige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es ebnen und verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen.

In ihm hat sich Macbeth, der König der Schotten, abgespiegelt. Wie diesen Shakespeare vorstellt, so könnte Ottokar aufgeführt werden. Beyde Gestalten würden der Geschichte zusagen, wie der Bühne. Shakespeare hat seine Könige nicht gemacht, er hat sie nur durchschaut.

Beyde folgten dem, was sie für höhere Winke hielten, dem Rath der Zauberschwestern, beyde wurden durch ihre Königinnen zur That des Verderbens hingezogen, beyden war der Gedanke unerträglich, ihre Kronen auf den Häuptern der Söhne und Enkel ihrer Nebenbuhler zu sehen, beyde hatten durch Gewalt und Abfall gewonnen, beyde hatten keine Rast, so lange noch ein Blutsverwandter des alten Stammes übrig war. Aber es war auch „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" ganz jener ähnlich, in welcher schon der bloße Anblick der Befreyer

— — — — Krieger erschuf,
Und Weiber selbst zum Fechten trieb.
So müd' war Schottland seiner langen Noth.

Beneff war Banquo und Merenberg das Fife, aus welchem Ottokars Macduff hervorging. Beyde verloren ihr Leben in der Schlacht, durch düster anhebenden Zweykampf.

Auch übrigens war Ottokar unstreitig ein Fürst im Nahmen und in der That. Böhmen hat er mächtig gemacht, wie es weder vor, noch nach ihm gewesen, selbst nicht unter den Kaisern Carl IV. und seinem Sohne Sigismund. Den Handel hat er überall durch das befördert, was ihm am meisten gilt, durch Freyheit. — Obgleich in den Künsten des Kriegs ungleich mehr, als in jenen des Friedens, erfahren, war doch sein unabläßiges Trachten, als er Böhmen groß genug sah, es auch recht blühend zu machen. — Er war Gesetzgeber. Brünn dankt ihm seine städtischen Satzungen, Iglau seine Bergrechte, Österreich einen kraftvoll gehandhabten Landfrieden und bessere Gerechtigkeitspflege, Böhmen, außer vielen einzelnen Ordnungen auch eine allgemeine über Maß und Gewicht*) (1268).

Er stiftete in Prag öffentliche Schulen, worin Philosophie, Theologie, Medicin und mathematische Elemente gelehrt wurden. (Nicht die vielseitigsten Kenntnisse fürchten solche Zwingherren, sondern das Genie, das jene Masse erst lebendig macht, daß keine Gewalt geben, keine nehmen, keine hemmen kann — und Fürsten können wohl diese Freyheit dulden; aber Tyrannen nie).

Auswärtige Gefahren hielt schon allein die Furcht seines Nahmens ab. Dennoch sah man ihn mit Heeren zu Felde ziehen, dergleichen außer bey Nomadischen Völkern seine Zeit sonst nirgend sah. Hradisch und Marcheck hat er wider die Ungarn erbaut, Haimburg neu befestigt. Wider die Bayern hat er das, den Rosenbergen entrissene, Budweis durch Hiercz von Klingenberg angelegt, Eger verstärkt, Zittau in der Oberlausitz wider die Pohlen. — Fürsten, deren Nahmen kaum gehört, und deren Lande unbekannt waren, beschickte er durch prunkvolle Gesandtschaften, wenn sie ihm nur dienen konnten, wo nicht durch Hülfsvölker, doch seinen Feinden anderwärts zu schaffen zu geben. — Um Rudolphen zu hindern, den, dem Papste gelobten, Kreuzzug zu unternehmen, oder ihm, falls er ihn doch unternähme, das Schicksal des heiligen Ludwig zu bereiten, sendete er eine Gesandtschaft mit Biberhäuten, Glasperlen, und Anderem, was dort neu und selten war, an den Sultan von Babylon und Ägypten, Bendokdar Melek el Wacher. In ihrem Creditive verwahrte er sich doch sorgfältig, daß er „wie jeder, welcher Christum ehret, zwar den großen Propheten herzinnig hasse, aber sein Glaube befehle doch, die Menschen als Geschöpfe des Allerhöchsten zu lieben, wenn man ihre Laster und Mängel verabscheue."

Nicht minder kräftig handhabte er die innere Ruhe. So lange noch ein Sprosse der alten Babenberger lebte, hielt er seine Herrschaft nicht für gesichert, die er eigentlich auch nur durch den Trug der, nach Meissen bestimmten Gesandten, durch den Willen einer Partey und durch seine nahe Macht erhalten

*) Man hat einen Brief von ihm, worin er seinem Günstlinge, dem Oberstkämmerer von Böheim, Domislav hart verweist, daß er eine schwangere Frau, die ihren Mann meuchelmörderisch aus der Welt geschafft, habe hinrichten lassen, ohne die Geburt abzuwarten. „Strafe sey nur ein Mittel, kein Zweck, und zwischen ihr und dem Verbrechen müsse stäts ein gewissenhaftes Ebenmaß gehalten werden." So pflegte er auch selbst heimliche Kläger den Angeklagten gegenüber zu stellen. — Einzelne Grausamkeiten kommen daher auf Rechnung seiner angebornen Heftigkeit, und im höheren Alter, in dem sie fast ausschließend vorfielen, auf Rechnung seines finsteren Argwohns. Weichlich, wollüstig war er nicht, Eigenwille vielmehr trieb ihn zu jenen wenigen, aber folgenreichen Vergehungen gegen einige Frauen von hohem Adel. Nichts sollte man ihm versagen dürfen, Liebe so wenig als Gehorsam, und was sich nicht an ihn schmiegte, [illegible] an sich.

hatte. Er kannte die Wirkungen alter Anhänglichkeit, und wie sich die Liebe des Volkes zwar von einem Zweige, aber nicht vom ganzen Stamm wegwendet, und wie das Unglück selbst hohe Eigenschaften und Anhänger gibt! — Er und Andre verglichen sein Recht, seinen Anspruch mit jenen der Frauen vom Babenbergischen Haus, und mit jenem des Reichs. Bey ihm fand man die Gewalt, welche gut ist für die Gegenwart, bey jenen die Erbschaft und das Recht, welche Vergangenheit und Zukunft unauflöslich verbinden.

Die Höchsten, die Nächsten drückte er am meisten, wie auch Orkan und Blitz das Hohe zerstören, des Niedrigen fast immer verschonen. Die Rathschläge *), die jener König der Gabier seinem Freunde, den der Abt von Hueska seinem Könige Ramiro gaben, hat auch Ottokar treu befolgt. Jedes Jahr seines Lebens liefert zahlreiche Belege dazu. Bürger und Landvolk liebten den glücklichen, königlichen Mann, der sich ihrer wider alle Größeren bediente. — Durch Theilung wollte er herrschen, wie — alle Despoten.

Ottokar hatte gegen seinen Vater Wenzel gehandelt, wie Pharnaces wider Mithridat, Syroes wider Cosroes, Sueno wider Harald, Sanctius wider Alphons von Castilien, Selim wider Bajazeth. — Wie er Österreich und Steyer an sich gezogen, haben wir gesehen. Daher in ihm, wie in allen Usurpatoren, jene unablässige Angst vor innerer Meuterey, welche ihrer Strenge Triebrad, wo nicht Rechtfertigung ist. Darum sind sie nie so aufgebracht, als wenn Andere gegen sie ihre eigenen Künste und Waffen gebrauchen. Diese (so möchten sie's) soll man nun einmahl nicht kennen. — In ihren Rüsthäusern sollen sie verrosten, wenn sie Alles damit erreicht haben. Was für sie heilige Pflicht war, ist gegen sie — Kirchenraub und Hochverrath. Kriegsheere fürchten sie nicht; denn die Ihrigen sind meist besser, schneller, kriegsgewohnter. Vor dem Grimme des Volks aber zittern sie, welcher freylich alle Berechnungen täuscht, und dem sie nichts entgegen zu setzen haben.

Hierin ist kurz zusammengefaßt, was Ottokar gegen Margareth, Gertrud und Agnesen von Babenberg und gegen ihre Anhänger, — was er für und wider den stürmischen Philipp — in Steyer wider die Ungarn, alsdann wider den Adel daselbst, und in Österreich und Böhmen und in seiner letzten Zeit wider die gethan hat, die ihn verließen, stets besorgt um die öffentliche Meinung, stets bemüht, den Thaten der List und Gewalt einen unverdächtigen, rechtlichen Anspruch zu geben.

Welchen sonderbaren Gegensatz machen nicht in dieser Rücksicht, zumahl nach den Begriffen jener Zeit, sein Kreuzzug nach Preußen und seine Gesandtschaft an den Sultan von Babylon?

Wie schlau wußte er nicht die zeitlichen Vorsteher der in seinen Landen mächtig begüterten Hochstifter, Salzburg, Freysingen, Passau, Regensburg, Bamberg zu Verträgen zu zwingen, die das Band ihrer Abhängigkeit immer enger zusammenzogen, und sie nach und nach und unvermerkt seinen übrigen Vasallen völlig gleichstellen sollten?

Das zum Andenken des bey Kroissenbrunn über Bela erstrittenen Sieges gestiftete Kloster Güldenkron unterstand der Österreichischen Abtey Heiligenkreuz. Als er aber jenes Land verloren, forderte er das General-Capitel von Cisterz gebietherisch auf, es der Böhmischen Abtey Plass zu unterwerfen, damit kein Auswärtiger im Schein oder in der That irgend etwas zu schaffen habe in seinen Landen.

Je gewaltiger ein Körper geschleudert wird, desto verheerender ist sein Flug; aber desto weiter wird er auch zurückgeworfen, wenn er einmahl auf Etwas stößt, das er nicht umwerfen kann.

So Ottokar. — Frühes, langes, fast ununterbrochenes Glück hatte ihm seine Bahn nicht nur geebnet, sondern auch gewiesen. — Er war vom Schicksal ergriffen, konnte nicht zurück, nicht seitwärts. Unaufhaltsam trug ihn das eilende Glück dem wartenden Unglück entgegen. Die Stunde schlug. Zum ersten Mahle konnte Ottokar nicht, was er wollte, und die Hälfte seiner Kraft war dahin, sein Geist schien aus einander gefallen, das Unmögliche (unmöglich hielt er, daß man ihm widerstehe) war geschehen. — Durchdringen konnte er nicht, ausbeugen wollte er nicht, er mußte zerschellen.

Der nie gebrochene Wille war gebrochen, die lange Gewohnheit unterbrochen, die allgemeine Meinung gewendet, das Nebelgebilde seiner Unwiderstehlichkeit zerflossen. Er wurde zuerst wie andere Fürsten, dann minder. Bey diesen hatten Glück und Unglück in kurzen Fristen abgewechselt, bey ihm theilten sie sich in zwey große Hälften.

Wer lange auf schnurebnem Weg ungehindert oder siegreich fortgeschritten ist, der wähnt zuletzt: was bisher war, müsse immer so seyn und ihm selbst liege ob, seinem alles verschlingenden Glück nur immer neue, größere Beuten vorzuwerfen. — Aber eben da lauert das Verhängniß, das nach der uralten Dichtung den am Fuße herabzieht, der mit der Hand schon den Giebel umklammert hält. Auffahren dann urplötzlich ringsum die lange geduldigen Schaaren der Getäuschten, Verdunkelten, Niedergehaltenen, Mißhandelten, gleich zahllosen Rachegeistern. Die Geschichte tritt hervor, die Vergleichungen — und man wundert sich nur, daß man nicht eher daran gedacht hat!

Und mitten unter diesem Getöse steht der erschütterte Held da, der alten Macht im Busen wohl noch eingedenk, aber ihrer nicht mehr Meister. Er sieht, aber nicht mehr so helle, oder zu viel auf ein Mahl, er nimmt zum Außerordentlichen seine Zuflucht *), dadurch seinen außerordentlichen Unfall zu bannen. Er befiehlt, aber nur Theile gehorchen, — hier siegt Er, dort unterliegen seine Feldherrn. Sonst schrieb er vor, jetzt will er unterhandeln. Ein Schritt zurück, sind hundert Schritte zurück. Noch könnte er vielleicht einlenken, vermitteln, aber in der Erinnerung der vorigen Größe verstößt er den demüthigenden Gedanken, noch ungeboren. — Seine Feinde, durch ihre Niederlagen vorsichtiger, durch den langen Druck schlauer, durch

*) Sie führten sie in den Garten, und hieben mit bedeutungsvollem Schweigen mit einer scharfen Gerte allen über die übrigen hervorragenden Mohnblumen die Köpfe ab.

*) So befahl er zu derselben Zeit, wo er Alraunen und Hexen um Rath fragte, seiner Gemahlinn Cunigunde, den heiligen Jacob durch ganz Böhmen als ersten Schutzheiligen verehren zu lassen; — so hab' es ihm Cunegundens Schwester, Margarethe, Äbtissinn zu Ofen angerathen, als ein unfehlbares Mittel des Sieges. Der Heilige hätte für ihn kämpfen sollen, wie bey Clavijo für die Asturier. (So berief auch Carl der Kühne, nach den Schlachten bey Granson und Murten, zur nähmlichen Zeit Astrologen und den heiligen Andreas).

Sterndeuterey hielt Ottokar hoch in Ehren. Er führte der erste den Löwen, als Böhmens Wappenschild, weil dieß Königreich unter dem Himmelszeichen des Löwens gelegen sey.

seine Unbilden hartnäckiger, verfolgen ihn ruhelos, wie der Alpenjäger sein Wild. — Da reißt ihm die Geduld. Er will sie alle von sich schütteln, die er so oft und so leicht gehöhnt und geschlagen, — und es mißlingt; denn Er und sie sind nicht mehr das, was sie noch jüngst gewesen. — Da faßt ihn die Verzweiflung: er wählt nicht, er ordnet nicht, herrscht nicht; er sucht den Tod und der Tod ihn und sie begegnen sich, in eiskalter, ewiger Umarmung.

So ereilte Haralden bey Hastings, — bey Laa Ottokarn, — Adolphen von Nassau bey Gelheim, — bey Nancy Carl den Kühnen; — bey Bosworth Richarden III. ein und dasselbe Schicksal. — Es heißt: Vergeltung!!

Aus Collins Rudolphiade.

Weit vom Lager entfernt trabt schon der stattliche Ritter,
Düstrer Gedanken voll, und nagenden Gram in dem Herzen;
Doch drey Reuter sprengten ihm nach, als sie ihn erreichten,
Hielten die Rosse sie an, und grüßten mit blinkenden Schwertern
Zierlich; — Einer dann nahm das Wort, und sagte, wie folget:

„Lobkowitz, biederer Ritter, dich grüßt der Kaiser der Deutschen
Rudolph, ladet dich ein, zu ihm zurücke zu kehren,
Denn vertrauliches Wort, freundschaftliches, woll' er noch wechseln,
Eh' die Sonne sinkt; glüht auf am Himmel der Vollmond,
Läßt er dich ziehn, nicht einsam, nein mit Ehrengeleite."

Ihm entgegnet darauf der biedere Lobkowitz seufzend:
„Wahrlich zu jeder Zeit folgt' ich dem Rufe mit Freuden,
Aber nun theilt sich mein Geist zweyfach in düstere Zweifel,
Ob dem Ruf ich folg', ob weiter ziehe von dannen."
Zürnend fuhr ihn nun an Rudolphus muthiger Bothe:
„Wahrlich, die Zweifel ehren dich nicht, so ehrbar du scheinest;
Wer nicht Rudolph vertraut, mag fliehn aus der Menschen Gesellschaft,
Darum fürchte dich nicht, dir wird kein Unheil begegnen."

Feuer fuhr nun dem Greise hervor aus blitzenden Augen,
Ruft: „Nie kennet ein Lobkowitz Furcht, du thörichter Ritter,
Auch kein Mißtrau'n wohnt mir heimlich im offenen Busen.
Andre Sorge nur quälet mein Herz, du magst sie erwägen:
Ob wohl dieser Besuch nicht schmälert die Rechte des Herren,
Ottokars, dessen Person ich hier vorstelle, des Königs!"
Milder sagte darauf Rudolphus verständiger Bothe:
„Weißt du auch wohl, ob nicht dem Böhmen-Könige frommet,
Was Rudolphus beschließt mit dem Freunde Lobkowitz freundlich?
Manches gewährt er dem Freund, was streng er dem Bothen versaget."

Länger nicht säumet der Greis, und wendet den Rappen behende,
Spornt mit beyden Füßen das Roß, es bäumt sich, und flieget,
Feld und Wald vorbey, im sausenden Donnergalopp
Immer dem Lager zu, bald lag's den Rittern vor Augen,
Aber nun hielt er an, und ritt gemessen im Schritte,
Ließ ausschnauben das Roß, und streichelt den Hals ihm gelinde.
Als sie nun kamen zum Lagerthor, zur stattlichen Brücke,
Hielt den Zügel er kurz, und ließ auf tönenden Bretern
Stolz und hoch hintanzen das Pferd zur Rechten, zur Linken,
Freudig wiehert es auf, und nagt den Schaum vom Gebisse.

Hoch am Hügel stand erwartend Kaiser Rudolphus,
Denn ihn zog das Herz, er liebte den Jugendgefährten;
Als er nun sah auf der Brück' ihn nah'n, den stattlichen Reuter,
Schlug er die Hände verwundernd zusammen, und sagt zum Gefolge:
„Schauet den Greis, wie zähmt er das Roß so zierlich und sicher!
Wahrlich ein jüngerer Mann im vollesten Blühen der Kräfte,
Ringen müßt' er, das Pferd so kunstgerecht zu beherrschen.
Daran erkennt' ich ihn wohl, und brauchte kein anderes Zeichen.
Bräche dem Alten auch selbst ein Bein, beym Himmel, ich glaube,
Fest noch säß er im Sattel, und lenkte noch sicher den Zügel."

Als nun Lobkowitz kam in die Nähe des prangenden Hofes,
Hielt er still, und hob das Schwert, und senkt' es zum Boden
Tief, — und eröffnet das blendende Gitter am Helme.
Schnell die Knappen eilten heran, und hielten den Bügel.
Und im kreisenden Schwung sprang ab der Ritter vom Pferde
Auf der Spitze des Fußes, nicht klirrte die stählerne Rüstung;
Gab dem Knappen die Zügel, und schritt enthelmet zum Kaiser.
Diesen trieb nun die Lust, ihm schnell entgegen zu gehen,
Daß an die klopfende Brust den Freund zu drücken und küssen,
Aber es schreckt ihn der Ernst zurück, und der fey'rliche Anstand,
Womit Lobkowitz naht, als Freund nicht, sondern als Bothe.
Stille nun harrt, erwartend mit Ruh' des Kaisers Befehle.

Sieh', nun lächelt Rudolphus mit Huld, und saget zum Ritter:
„Zürne mir nicht, daß ich dir noch die Reise verspäte,
Denn es verlangte mein Herz mit dir am Mahle zu sitzen,
Anzuklingen den Becher, der alten Zeiten gedenkend,
Als an Ottokars Hof wir saßen in fröhlicher Eintracht.
Damahls dachten wir nicht uns also wieder zu sehen."
Und es erwiedert der Ritter, im tiefsten Herzen gerühret:
„Wahrlich, es zieret dich sehr, in deines Glanzes Umgebung
Noch an jene Zeit und deinen Freund zu gedenken.
Freylich dachten wir nicht, uns also nieder zu sehen.
Aber ein Anderes fügt des Himmels gewaltiger Wille;
Ihm sich zu sträuben ist Thorheit. — Und jeder vollbringe
Recht und ganz, wozu ihn hart sein Schicksal bestimmet.
Darum laß mich gnädig nun ziehn, nicht darf ich des Mahles
Mich erfreuen mit dir, noch klingen mit tönendem Becher
Zu des Kaisers Wohl. — Es würde schlecht mir geziemen!
Denn, von Lobkowitz hofft vertrauend, der König der Böhmen,
Seines Feindes Verderben, und soll es vergeblich nicht hoffen.
Kaiser: ich kenne die Pflicht, und werde gewißlich sie üben,
Weigert sich gleich das fühlende Herz, und will's mir auch brechen."

Jetzt erfassend mit beyden Händen die Rechte des Grußes,
Tritt ihm nahe der Kaiser, und sagt, ihm blickend ins Auge:
„Treuer Geselle, du Biedermann, du Blitz in dem Kampfe,
Wahrlich du irrst, wähnst du von mir so trotzend zu gehen,
Ohn' Umarmung und Kuß, und ohne die Labung des Bechers.
Mir zwar trinkst du nicht zu, so sehr es mein Herz auch erfreute,
Aber dich ehret die Weig'rung, sie zeigt dein hohes Gemüthe!
Laß uns trinken auf Ottokars Wohl! — Was staunest du, Alter?
Sieh! ich weiß es ja doch, wer ihn zum Kriege getrieben,
Cunegunde — Fürwahr sonst säßen wir ruhig zu Hause.
Redlich hat er's gemeint, als auf der Insel der Donau
Er im Arme mir lag, und, süße Thränen vergießend,
Fest mich drückt' an das Herz — man wird mich nie anders bereden.
Darum, wo man ihn trifft, im Felde oder im Kampfe,
Sey geheiligt sein Haupt, er ziehe sicher von dannen,
Das geboth ich ja schon, und werd' es noch ernstlich gebiethen.
Knappen, füllt mir die Becher, wir wollen die Becher nun leeren."

Sieh, da nahmen die Mondenkelche behende die Knaben,
Füllten sie bis zum Rand, mit altem, duftenden Rheinwein,
Stellten auf Tragen sie hin, und faßten die goldenen Henkel,
Eilten dann fort zum Kaiser, der faßte den einen,
Gab ihn Lobkowitz hin, sprach dann, ergreifend den andern:
„Angeklungen! — Ottokar gilt's, dem König der Böhmen,
Lange leb' er und hoch, bald walte zwischen uns Friede."

Und sie leerten nun um die breiten, goldenen Kelche,
Aber, rückwärts gebeugt das Haupt, ehrwürdig zu schauen,
Stand der Greis, und hielt den ausgeleereten Becher,
Lang' ans Gesicht, es deckt ihm der breite Vollmond das Auge.
Siehe da zog ihm mit sanfter Gewalt Rudolphus den Arm weg,
Und gewahrte die — Thränen — im Aug' des zärtlichen Freundes.
Nicht mehr hielten sie sich, nun flogen voll inniger Liebe
Aus einander die Arme, sie lagen einander am Herzen.

Literarische Notizen.

Unter den vielen Geburten der Zeit verdienen auch die verschiedenen historischen Piecen einer Erwähnung, welche die Äußerung des Senators Grafen Lacepede ausführen und belegen, daß unter den Monarchen Frankreichs 15, und unter diesen 4 vorzüglich berühmte Fürsten ihre Ehen getrennt haben: Carl der Große, Philipp August, Ludwig XII. und Heinrich IV.

Das häusliche und eheliche Leben der Fürsten ist für andere Regenten stets lehrreich, folgenreich für die Nationen und die Mutter großer Ereignisse. Bey schwachen Regenten ist es vom fernsten Osten Asiens bis zur westlichsten Spitze Europens unzählige Mahle die Quelle unendbaren Elendes für ihre Familien und Völker gewesen, und selbst die glänzendsten Charaktere haben oft durch dasselbe die Früchte eines langen thatenreichen Lebens eingebüßt, oder ihre Nachkommen und Völker die gehoffte Ernte einer kostbaren Aussaat verloren.

Von beyden Fällen gibt die Geschichte aller Völker, aller Zeiten treffende Belege. Die des erstern sind so mannigfaltig und einleuchtend, daß es ein bloßer Überfluß ist, wenn wir außer denen, die wir unsern Lesern im Verfolge dieser Blätter aufstellen werden, die Nahmen Heinrich VI. und VIII. von England und Christian II. von Dänemark in das Gedächtniß rufen.

Die des zweyten Falls möchten es weniger seyn, obwohl Artaxerxes Mnemon, Alexander und Pompejus der Große, Marcus Antonius, Marcus Aurelius und mehrere Helden der Vorwelt und neuern Zeiten merkwürdige Beyspiele liefern. Eine etwas nähere Erörterung zweyer der merkwürdigsten aus ihnen werden daher als Einleitung hier nicht unzweckmäßig angebracht seyn, zumahl da die Resultate derselben sich weniger deutlich zu ergeben scheinen, und der Klang eines großen Nahmens oftmahls allein hinreichend gewesen, dem scheuen Auge einen tiefern Blick hinter dem Vorhang zu verbiethen.

Alexander der Große, der den Gordischen Knoten mit dem Schwerte trennte, sich durch diese Art seiner Lösung zum Herrn von Asien berufen fühlte, und durch dieß hohe Zutrauen zu sich selbst; es wirklich ward; der die Pythia mit Gewalt zu ihrem prophetischen Sitze führte, und als sie, seinem Ungestüm nachgebend, unwillkührlich in die Worte ausbrach: Jüngling, Du bist unwiderstehlich: sich mit diesem Orakelspruch begnügte; den sein Muth, sein alles übersehender Geist zum Herrn eines Welttheils, zum Schöpfer eines neuen Welthandels machte; eben dieser Alexander war nicht Herr in seiner Familie, nicht Herr in seinem Hause; und indem er demjenigen, was Griechenland für das häusliche Leben anständig hielt, entsagte, mußte er auch zugleich auf die Achtung seiner ganzen Nation Verzicht thun. Ist es, wie einiger Grund vorhanden, gewiß, daß ein ihm beygebrachtes Gift das Ende seiner Tage beschleunigt hat; so ist er dem ehrlosen Mörder, der es ihm bereitete, wenigstens den größten Theil seines Ruhms schuldig. Menschlichen Einsichten nach konnte er nur mit jedem neuen Tage seines Lebens in den Augen seiner Zeitgenossen und der Nachwelt verlieren. Den Meridian seines Glanzes hatte er längst zurückgelegt, und schneller, als dieß prachtvolle Meteor auf dem Wege der Ehre und des Ruhms zwey Welttheile überstrahlte, würde es dem Abgrunde der Schande und Verwünschung zugeeilt seyn.

Jener Brief Alexanders an den Antipater, der die Worte enthält: „Alle Deine Klagen, Deine gerechten Beschwerden, Freund, schwemmt eine Thräne meiner Mutter fort" ist vielfältig als Beweis seiner kindlichen Liebe, seines zärtlichen Herzens angeführt worden. Aber auch abgesehen von dem schrecklichen Umstande, daß Olympias allgemein für den Mörder ihres Gemahls, seines Vaters, gehalten wurde, der auf seine Zärtlichkeit und Liebe einen gleichen Anspruch hatte, so waren die Schritte und Unternehmungen derselben von der Art, daß auf ihnen nicht die Pflichten des Sohnes gegen die Mutter, sondern das Ansehen des Königs und Herrn gegen den Unterthan Anwendung finden mußte, und indem Alexander dieses verabsäumte, indem er als erklärter Feind des häuslichen Lebens seines Vaterlandes sich zeigte, rief er den Untergang seiner Familie und das Unglück eines halben Welttheils herbey.

Das Privatleben des großen Pompejus, obschon es den schönsten Contrast mit dem Alexanders bildete, und, als solches, selbst in unsern Tagen ein Muster abgeben könnte, führte dennoch, indem er aus den Armen einer jungen Gemahlinn, die der Tod ihm entriß, in die einer andern eilte, den Untergang der Römischen Freyheit herbey. Er überlieferte Rom den Händen Cäsars, der, wo nicht Mitverschworner, doch der Freund Catilina's war. Irgend ein berühmter Schriftsteller hat es zuerst gesagt, das freyheitsmüde Rom habe in keine bessere Hände als Cäsars, fallen können, Tausende haben es nachgebethet, und so ist es ein Evangelium geworden. Aber nur demjenigen, der die Geschichte Roms nicht genau kennt, oder dem, dessen Augen, von dem ersten Glanz geblendet, ächtes Gold zu sehen glauben, und der daher jede weitere Probe für unnöthig hält, kann es ein solches dünken. (?!) Die Talente des Kriegers, des Staatsmannes, des Gelehrten, des angenehmen Gesellschafters hat in einem so hohen Grade die Welt vielleicht nur ein Mahl vereint gesehen, alles hatte ihm die Natur, nur ein Einziges nicht, nähmlich nicht Redlichkeit verliehen. Sein Betragen gegen den Clodius, der die Ehre seines Hauses auf die empfindlichste Weise angetastet *), seine Verbindung mit dem Catilina, die Strafloſigkeit, die er für diese und andere Verbrecher zu organisiren stets bemüht war, die Cato und andere rechtschaffene Männer mit Recht als gänzlich unvereinbar mit jeder

*) Clodius, noch sehr jung, hatte mit der Pompeja, der Gemahlinn Cäsars, ein Liebesverständniß. Er erwählte zur Zeit seiner Zusammenkunft mit ihr die Feyer eines Festes, dem nur Frauenzimmer beywohnen durften, er steckte sich in Weibskleidung, ward aber ertappt. Cäsar schied sich sogleich von seiner Frau. Clodius ward als Schänder des Gottesdienstes gerichtlich belangt. Man forderte den Cäsar zum Zeugniß gegen ihn auf. Er verweigerte solches, unter dem Vorwande, er wisse von nichts. „Warum hast du dich denn von deiner Frau geschieden?" fragte man ihn. Stolz erwiederte der Listige: „Weil Cäsars Ehebette nicht nur von Schuld, sondern auch vom Verdachte frey seyn muß."

wohlgeordneten Staatsverfassung schilderten, liefern die bündigsten Beweise; mit der so allgemein gepriesenen Güte seines Herzens verhielt es sich nicht besser. Seine Thränen, sein Mitleiden, sagt ein berühmter Geschichtschreiber neuerer Zeiten eben so wahr als schön, hätten sich am Rubicon und nicht zu Corfinium zeigen sollen *). Den Sylla, Marius, Cinna kann man loben, sagt Cicero in einem seiner Briefe an den Atticus, aber nicht diesen; unter seinen Anhängern ist keiner, der nicht sein väterliches Erbe durchgebracht, der nicht vor dem Richterstuhl des Prätor gestanden hätte. Sylla war der erste unter allen Römern, der es ahndete, was sein Vaterland von diesem gefährlichen Manne zu befürchten habe. Cäsar, ungefähr 18 Jahre alt, befand sich auf der Proscriptions-Liste des Dictators; man bath für sein Leben, und führte dem Sylla zu Gemüthe, was ihm der Tod eines solchen Kindes nützen könne. „Er lebe," erwiederte Sylla, „aber ihr seyd blind, wenn ihr nicht seht, daß mehr als ein Marius in diesem Knaben steckt." Die Folge der Geschichte zeigte, wie richtig dieses Urtheil Sylla's gewesen. Cäsar pflegte oftmahls im Kreise seiner Freunde des Sylla zu spotten, daß er die mit so vieler Mühe und Blute errungene Gewalt freywillig niedergelegt; aber Cäsar war zu ehrgeizig, um den Geist, der Sylla beseelte, zu fassen **).

Cäsars Tod überlieferte Rom in die Hände der unwürdigsten Menschen, und freylich sehnte jetzt nach der Niederlage des Brutus und Cassius, jeder Rechtschaffene sich nach dem Cäsar zurück. Aber dieser Wunsch aus den Händen eines Octavius, Antonius und Lepidus, in mildere zu fallen, darf für den moralischen Werth Cäsars nichts Schmeichelhaftes haben. Pompejus hat den Untergang der Republik und mit ihr den Untergang Roms veranlaßt. Cato und Cicero hatten ihn oftmahls gewarnt, aber Julie, die Tochter Cäsars, war die Angel, an der er den Pompejus und mit ihm den Römischen Weltkreis fing. Ihr Tod zerriß das Band zwischen diesen beyden Männern, und hätte den Pompejus an sich selbst erinnern sollen, aber der Weiberfreund, wie nach dem Zeugnisse Plutarchs, Pompejus selbst von seinen Freunden genannt wurde, flog, obwohl schon in die Mitte der Funfzig, in die Arme der schönen Cornelia, der er ein so liebender, zärtlicher Gatte, als ein von allen Sorgen freyer begüterter Landedelmann ward. Rom ward die Beute Cäsars, Cornelia beweinte an der Seite ihres Pompejus sein Schicksal und er selbst, der stets Glückliche, mußte zur Strafe seiner Sorglosigkeit, für alle kommende Zeiten, als das merkwürdigste Beyspiel der Wandelbarkeit dienen, der alles hienieden unterworfen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Fergusons, Geschichte des Umsturzes der Römischen Republik, Th. III. Als ein listiger und munterer Streich des 19jährigen Cäsars wird vielfältig die Geschichte erzählt, wie er unter Räubern gefangen, bis zur Auslösung auf ihren Schiffen allein geblieben, und sie bey jedem ihn störenden Geräusch Barbaren gescholten, und gedroht habe, sie kreuzigen zu lassen. Als er sich rancionirt hatte, bemannte er schnell einige Schiffe, hohlte mit diesen die Seeräuber ein, nahm sie gefangen, und führte sie zum Junius, den Prätor dieser Gegend Klein-Asiens. Als dieser solche nicht zur Strafe des Kreuzes geeignet fand, ließ er sie aus eigener Macht kreuzigen.

**) Die Niederlegung der Dictatur des Sylla, war der einzige Zug in der verflossenen Weltgeschichte, und wird es auch die nächsten Tausende von Jahren wohl bleiben; es ist ein bisher seinem wahren Werth nach noch nicht genug beleuchtetes Factum. — — Mehrere Monarchen haben ihre Kronen niedergelegt, aber wie verschieden ist diese Niederlegung der Kronen von der der Dictatur. Es ist die sonderbarste Erscheinung, daß ein Mann, der seine Hände mit dem Blute fast jeder Familie des Staats befleckt, die errungene Gewalt aus den Händen geben, und weder Privat-Anfällen, noch öffentlicher Ahndung ausgesetzt war; daß eben diesem schrecklichen Manne, der mit kaltem Blute und lächelnder Miene 10,000 Menschen im Circus neben dem Tempel der Bellona würgen ließ, alle Rechtschaffenen des Staats anhangen, daß sein Tod eine öffentliche Trauer ist, daß alle Autoritäten Roms seiner Leichenfeyer beywohnen, daß man an 2000 goldene und silberne Kronen zählt, die die Municipalitäten und Communen Italiens freywillig dem furchtbaren Würgeengel darbringen; während zu Cäsar nur der Ausschuß nur die Hefen des Volks sich hinbegeben, während alles, was auf Rechtschaffenheit Anspruch machen kann, von ihm entflieht, wie z. B. Titus Labienus; daß eben dieser Mann von den edelsten Männern Roms im Heiligthum des Staats ermordet, nur von dem Pöbel beweint, und sein Tod von Tyrannen gerächt wird. Nur der Überzeugung, die der bessere Theil der Nation von dem wahren Werthe beyder Männer hatte, sind diese anscheinenden Widersprüche zuzuschreiben. Sylla ist noch nicht genug studiert, die richtigsten Urtheile über ihn, die bisher in dem Publicum erschienen sind, sind unstreitig die des Baron von Hollberg und des Engländers Fenguson.

Miscellen.

Welcher unter den großen Herren der neueren Zeit war der erste, der sich einen eigenen Beschreiber seiner Thaten gehalten hat? Schon im Jahr 1110 ward der Schottländer David, vorher Schullehrer in Würzburg, von Kaiser Heinrich V. in dieser Eigenschaft angestellt. David beschrieb auch wirklich des Kaisers Italiänischen Feldzug in drey Büchern in einem leichten selbst Layen faßlichen Vortrag; allein das Werk ist verloren, oder wer weiß wo? vergraben.

.....

Es ist ein sonderbarer, nicht unmerkwürdiger Gedanke, den der Brittische König Richard II. im J. 1399 hatte. Er vermachte nähmlich in seinem letzten Willen (der aber nie zur Vollziehung kam) jedem christlichen König in Europa einen goldenen Becher, 45 Pfund Sterlinge werth. Wäre es wohl schlimmer zugegangen, wenn die Europäischen Weltbeherrscher, im Geiste solch einer Stiftung, bisweilen Zusammenkünfte gehalten, und mit einander gebechert hätten.

.....

Als einst der König (erzählt von Heinrich VIII. Hubert Thomas in seiner Lebensgeschichte des Pfalzgrafen Friedrich II., der ihn abgeordnet hatte) lange mit mir auf und nieder gegangen war, bekam er Durst, und befahl, zwey große Pokale, einen mit Wein, den andern mit Bier gefüllt, herein zu bringen. Er überließ mir die Wahl. Er selbst, sagte er, wolle mir vortrinken, damit ich sehen möge, daß auch die Engländer und ihr König dazu nach Deutscher Sitte zu trinken verständen; ich möge dann meinem Fürsten berichten, daß ihm, wenn er einmahl, dem Könige sehr willkommen, nach England käme, keine Zechbrüder fehlen würden. Ich antwortete dem Könige: es sey nicht meine Gewohnheit, und mein Fürst habe es bey Verleihung eines Ringes, den ich vorzeigte, verbothen, auf solche Weise Becher zu leeren. Aber euer Fürst, erwiederte der König, hat kein Recht in meinem Lande, hier bin ich allein Herr und Gebiether. Als ich noch immer zögerte, denn mich schreckte des Bechers Größe, fragte er weiter, was die Strafe des Übertretens sey. Rückgabe des Ringes, antwortete ich, und obendrein ein Goldgulden an die Armen. Hier habt Ihr einen Goldgulden, und hier einen andern Ring, versetzte er, und leerte auf einen Zug den Becher mit Bier. Ich aber konnte meinen Weinpokal nur auf vier Züge leeren.

.....

Sehr interessant ist die Relation Melvills, welchen die unglückliche Maria Stuart an die Königinn Elisabeth sandte, über seine Aufnahme, und zeigt uns in dieser großen Monarchinn das Weib mit allen seinen Schwächen.

Sie erschien während Melvills Anwesenheit täglich in einer andern Nationaltracht, und fragte den Gesandten: welche nach seiner Meinung sie wohl am besten kleide? Melvil stimmte für die Italienische, und dieß schien ihr zu gefallen, weil sie in den kleinen Italienischen Mützen, die man damahls trug, ihre blonden (vielmehr goldgelben) Haare am besten zeigen konnte; denn mit diesen prunkte sie gerne.

Sie fragte den Gesandten: welche Farbe von Haaren man für die schönste hielte, die ihre, oder die seiner Königinn? (Maria war brunett) Der Gesandte half sich, so gut er konnte.

So wollte sie auch wissen, welche von ihnen größer sey? Maria, antwortete Melvil.

Sie muß also zu groß seyn, erwiederte Elisabeth, denn ich bin weder zu klein noch zu groß.

Sie fragte nach Mariens Ergötzungen. Melvil antwortete unter andern, sie spiele bisweilen die Laute, oder das Clavier.

Spielt sie gut? fragte Elisabeth. Gut genug für eine Königinn! war Melvils Antwort.

Nach Tische ließ ihn ein Höfling (Lord Hansdem) in eine entfernte Gallerie gehen, um Musik zu hören, und gab ihm zugleich einen Wink: die Königinn selbst werde spielen.

Sie spielte wirklich. Plötzlich schien sie den Gesandten zu bemerken, fuhr heftig auf, empfing ihn mit Faustschlägen, und wollte wissen, wie er dazu gekommen wäre, sie zu belauschen, da sie nie öffentlich spiele.

Als der Gesandte sein Geschäft geendet hatte, und sich beurlauben wollte, erhielt er Befehl, noch zwey Tage zu bleiben, und zwar um — wie er nachher erfuhr, Se. Majestät tanzen zu sehen! — Nach dem Tanze fragte sie ihn: Ob sie oder seine Königinn besser tanze? — Melvil half sich auch hier als ein gewandter Höfling, und versicherte: Ihre Majestät tanzten mit mehr Ernst und Gravität. —

Nie ist wohl das Spiel der Gefallsucht, Eitelkeit und des weiblichen Neides weiter getrieben worden, bis es endlich der unglücklichen Maria das Leben kostete.

.....

Ollivier Maillard, Beichtvater Carls VIII., strafte jeden moralischen Unfug in seinen Predigten, und verschonte den König selber nicht. Einst, als er es wieder sehr arg gemacht, das heißt, freymüthig gesprochen hatte, ließ der König (dessen Vater unlängst die Posten eingerichtet) ihm sagen, er werde ihn ersäufen lassen. „Sehr wohl," antwortete der Beichtvater, „so gehe ich zu Wasser ins Paradies, wo Se. Maj. mich mit ihren Postpferden nie einholen werden." — Der König lachte, und ließ hinfort ihn schelten, so viel er Lust hatte. Es ist auch in der That nichts leichter, als diese Nachsicht, so lange man, trotz alles Scheltens, doch immer thun darf, was man Lust hat. Und dennoch waren die Mächtigsten oft am empfindlichsten gegen Tadel, und lähmten die Zungen, aber die Nachwelt erreichen sie ja doch nicht.

.....

Drays, der Tyrann, fand einst im Tempel Jupiters ein knieendes Weib, das mit großer Inbrunst für seine Erhaltung bethete. Das gefiel ihm, er nahte freundlich-grinsend, und fragte die Bethende, wodurch er ihre Liebe gewonnen? — „Ach Herr!" antwortete sie, „du bist der dritte Tyrann, den ich über Sicilien herrschen sehe. Zur Zeit des ersten hatte ich vier Kühe; er nahm mir Eine, ich flehte um seinen Tod, und er starb. Sein Sohn nahm mir die zweyte Kuh, und auch ihn hab' ich zu Tode gebethet. Du hast mir die dritte genommen, und nun flehe ich Tag und Nacht um dein Leben, um wenigstens meine vierte Kuh zu erhalten."

.....

Daß jeder Gegenstand einer poetischen Bearbeitung fähig sey, hat ein gewisser Vigi, ein Italiäner bewiesen, indem er ein Lateinisches Gedicht auf die Trüffeln, und ein anderes auf den Hanf verfertigt hat.

.....

Vor mehr als dreyßig Jahren stiftete ein Herr Artan zu Paris eine Lotterie für keusche Jungfrauen (filles sages); jetzt hört man nichts mehr davon. Ist diese Lotterie eingegangen? oder gibt es keine filles sages mehr?

.....

Man hat wohl sehr oft Ungläubige gefunden, welche die Köpfe schüttelten; wenn sie in den Zeitungen lasen, eine Partey hätte 20 oder 30,000 Feinde erschlagen, und selbst dabey nicht mehr als 40 oder 50 Mann, ein Mahl (1792 bey Pellingen im Trierischen) gar nur einen kleinen Finger verloren. Hier ist ein Beyspiel aus der alten Geschichte, daß dergleichen Fälle nicht unerhört sind. Es wird freylich von einem verlornen Geschichtschreiber erzählt, über welchen der Spötter Lucian sich weidlich lustig macht, indessen war er doch Augenzeuge einer Schlacht zwischen den Römern und Vologesus, König der Parther, dessen Stickerey auf dem Gewande er sogar beschrieben hat. Als es zum Treffen, und zwar zum Handgemenge kam, kletterte er weislich auf einen Baum, von wo herab er alles mit ansah, und nachher auch die Todten zählte. Von den Barbaren, sagte er, sind siebenzig tausend, zweyhundert und sechs und dreyßig geblieben, die Römer hingegen hatten nur zwey Todte, und neun Verwundete. — Das war doch schon in alter Zeit ein tüchtiges Bülletin!

.....

Die alten Chroniken erzählen einen Traum Carls des Kahlen. Ihm erschien ein Engel, band einen Faden um seinen Daumen, und zog ihn in die Hölle. Unter andern Verdammten erblickte er auch seinen eigenen Vater, Ludwig den Frommen, und seine Brüder, die in siedendem Pech herum schwammen, heulten, und ihm zuriefen: „Carl! Carl! weil wir Todschlag, und Krieg, und Raub geliebet, deswegen schmooren wir hier in Pech und Schwefel!" — und eine Menge grinsender Teufel, die hinter ihm standen, schrien gräßlich: „sie waren groß und mächtig auf Erden, jetzt leiden sie große Pein!" —

.....

Die Deutschen Damen werden jetzt häufig des Mangels an Patriotismus angeklagt. Sie mögen sich damit trösten, daß es ihnen doch nicht geht wie der Römerinn Clodia. Sie war die Schwester des Clodius, der eine Römische Flotte commandirte, welche von den Carthaginensern vernichtet wurde. Eines Tags befand sie sich im Schauspiel, und wurde sehr gedrückt. „Gott sey Dank," rief sie aus, „daß in der Seeschlacht, die mein Bruder verloren hat, so viele Römer umgekommen sind; denn wo sollte man bleiben, wenn auch diese noch im Schauspiele wären! Möchte doch mein Bruder vom Todten wiederkehren, und eine zweyte Flotte nach Sicilien führen, und all den Pöbel darauf laden, der mich hier erstickt!" — Dieser unpatriotische Ausbruch des Unmuths bekam ihr übel, denn die Ädilen citirten sie vor Gericht, und verdammten sie zu einer Strafe von 2500 Pfund Erz. Wie haben noch manche Clodia, aber keine strengen Ädilen mehr.

.....

Die Franzosen sind uns wohl nicht immer in der Tapferkeit, aber gewiß immer in der Gewandtheit überlegen. Hier ein Beyspiel aus einem der ehemahligen Kriege gegen die Engländer. Diese landeten einst bey Nacht 50 Mann auf den Küsten der Normandie. Ein gewisser Cabieux stand Schildwache, und beschloß, sich zu vertheidigen; zufälliger Weise war sein Bruder nicht fern, den rief er, ließ ihn schnell eine Trommel ergreifen, und den General-Marsch schlagen. Zugleich rannten beyde hin und her, veränderten ihre Stimmen alle Augenblicke, und klapperten mit ihren Holzschuhen. Cabieux führte sogar in der Geschwindigkeit eine Comödien-Scene auf; er stellte nähmlich einen Officier vor, der mit einem Soldaten in Wortwechsel geräth, und der zuletzt den Soldaten in Arrest schickt. Dann commandirte er, seine Truppe sollte nicht auf ein Mahl, sondern jeder einzeln feuern; dann schrie er, Cabieux, gib Feuer! Schoß, und verwundete den Anführer der Engländer. Die übrigen liefen davon, weil sie meinten, es wenigstens mit einigen Compagnien zu thun zu haben. Cabieux führte seinen Gefangenen im Triumphe ein.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 11. und Montag den 14. May 1810.

Allen durch die Zeit herbeygeführten Änderungen menschlicher Dinge ist nur durch Mitfortschritte im Geiste der Zeit zu begegnen. Aber List und Gewalt schien den Meisten bequemer. Die Fürsten suchten Größe und Sicherheit in Unterdrückung des Adels, Entfernung weiser Männer, Darniederhaltung aufkeimender Volksvernunft, Unterhaltung der Parteyungen und des Mißtrauens, in Spionen und Leibwachen, in Beschäftigung des Volkes mit bloß physischen Bedürfnissen und auswärtigen Kriegen. Gemeine Edle, statt ihre Landwirthschaft zu verbessern, und in Arbeitsfleiß mit Bürgern zu wetteifern, erpreßten von Gerichtsangehörigen in schauervollen Burgverließen übertriebene Geldstrafen, mißbrauchten selbst in Andachtszeiten für sich und Vieh und Knechte die Schirmvogtey furchtsamer Klöster, oder sie lauerten auf vorüberziehende Kaufleute, oder übten Unterdrückungen, die sie durch vorgebliche Nothwendigkeit entschuldigen wollten. Indessen sie sich so viel erlaubten, versäumten sie, durch Geschicklichkeit und Kriegskunst öffentliche Achtung zu behaupten; im Genuß, nicht in Kühnheit, suchten sie Zierde, weniger Lust selbst auf Jagden, als beym Schmausen. Daher wurden die verfallenden Burgen auf den Felsen und im Walde verlassen; die Junker zogen städtisches Leben vor; seltener um das gemeine Wesen zu führen, als auf Trinkstuben zu zechen, und alternde Vorzüge zur Schau zu tragen, oder in allem unter die Classen herab zu steigen, welche edler gewesen wäre, zu sich zu erheben.

Johann von Müller.

(57 und 58.)

Aus Collins Rudolphiade.

Als nun der stärkende Schlaf die hellen Augen des Kaisers
Leis' umflorte, — die Augenlieder sanft sich verschlossen,
Nahte der göttliche Traum dem Lager des hohen Rudolphus,
Hartmann glich er in Allem, dem zärtlich beweineten Sohne,
So an Stimm' und Gestalt, an Blick und Gange derselbe,
Welchen die Wogen des Rheins dem Vater zum Jammer verschlungen.

Wie Rudolphus nun sah herschweben den blühenden Jüngling,
Richtet bebend, er sich auf, und blickt ihm ins bläuliche Auge,
Faltet die Hände dann, und ruft mit bebender Stimme:

„Täuschet mich ein Gesicht, wie, oder wärst du mein Hartmann?
Wahrlich; du bist es selbst. — Woher mein Sohn, mein Geliebter,
Sieh, mir war, als hätten dich, Sohn, die Wogen des Rheines
Fortgewälzet, man hätte sodann entseelet zu Füßen
Mir die Leiche getragen, — unendlicher Jammer befiel mich,
Daß ich zu Boden mich warf, und schlug die Brust mit den Fäusten.
Sieh', und nun stehst du lebend vor mir, und blühend wie eh' dem.
Wie er mich quälte der Traum! Doch sey's dem Himmel gedanket,
Daß es Traum nur war! — Er hat mich schrecklich ergriffen."

Ihm entgegnet darauf die Gestalt, sich über ihn bückend,
Liebevoll — wie er oft lag an dem Herzen des Vaters,
„Weither vom waldigen Land der erzausgrabenden Böhmen,
Rah' ich, von Ottokars Hof dir schleunige Kunde zu bringen.
Sieh', du ruhest nun hier, auf seine Freundschaft vertrauend,
Unbesorgt, als blühte dir auf, ein ewiger Friede,
Denn von jeher war es dein Brauch, großherziger Vater,
Wie du redlich bist, auch andere redlich zu denken.
Aber nächtlich wälzt im tief verschloss'nen Busen
Haß und Rache der Böhmen gewaltiger König,
Ja, schon rüstet er Krieg, und wird im Krieg dich verderben
Trifft er dich müßig an, und unbereitet zum Kampfe.
Darum höre den Rath, du wirst bewähret ihn finden.
Sende der Fürsten einen, dem stark von beredeten Lippen
Strömt das gewaltige Wort, und trifft vom Herzen zu Herzen.
Diesen sende sogleich, mit Brief und Vollmacht gerüstet,
Hin zum großen König der rosseliebenden Hungarn,
Daß er dir reiche die Königshand, zum kräftigen Bündniß,
Wenn sich der Böhme vermißt, und wagt unseligen Treubruch.
Auch die Vasallen entbiethe dein Ruf zum ehrenden Heerdienst,
Alle lieben dich sie, — sie werden willig dir folgen."

Und es entgegnet darauf tiefseufzend Kaiser Rudolphus:
„Trauriges kündest du mir, ich liebe den wüthenden Krieg nicht,
Herrschte wohl gerne in Ruh, als Hirte leitend die Völker,
Aber nahet der Feind, er soll mich als Mann wohl erkennen,
Bleicht sich mein Haupthaar gleich, noch lebet mir Muth in dem Busen.
Hartmann, immer zeigst du dich doch denselben gegen den Vater,
Wirkst auch, weit getrennet durch Berge, Länder und Ströme,
Heimlich und stille für ihn, wenn er's am mind'sten vermuthet.
Sieh', mich sehnet es sehr nach meines Sohnes Umarmung,
Komm an mein Herz, mein Sohn, du hast es wahrlich verdienet!"

Also Rudolphus, und streckt die liebenden Vaterarme,
Sehnend aus zur Umarmung, da bleichte und wankte der Schatten,
Floß nun dahin in Duft, und nächtig erschrak nun der Kaiser,
Daß er wach sich erhob, und rief mit ängstlicher Stimme:
„Ach, so war's nur ein Traum, der meinen Hartmann mir zeigte."

Joann de Mascarenhas.

Die Festung Diu, auf einer felsigen Spitze der Küste von Guschrate (Guzurate) gelegen, von der Seeseite durch glückliche Lage, von der Landseite durch Thürme und Bastionen geschützt, deren Vertheidigung schon einem Portugiesischen Krieger, dem tapfern Anton de Sylveira, herrlichen Ruhm erworben, ward im Jahre 1546 zum zweyten Mahle angegriffen, als Joann de Mascarenhas seit kurzem Befehlshaber geworden war. Der Indische Fürst, zu dessen Gebiethe die Stadt gehörte, der König von Cambaya, konnte es nicht vergessen, daß sein Vorfahr, Sultan Badur, welcher den Portugiesen die Erbauung des festen Schlosses bewilligt hatte, von der Hand der mächtigen Fremdlinge gefallen war, und sein Feldherr Khojah Zaffar (Lojé Soffar) nährte in ihm den Gedanken der Rache und das schmerzliche Gefühl der Abhängigkeit. Kriegserfahrung, Muth und Schlauheit hatten diesen Mann, der von der Insel Scio stammte, und nach manchen Abenteuern auf die Indische Küste geführt ward, zu hohem Ansehen gebracht. Sieben Jahre rüstete er sich heimlich zu dem neuen Kriege, während die Streitkräfte der Portugiesen, in langem Frieden minder geübt, viel von der alten Energie verloren. Nur zweyhundert und funfzig Krieger schützten Diu, dessen Mauern seit der ersten Belagerung sehr befestigt waren; aber wie durfte die kleine Schaar hoffen, während des langen Winters*), wo auf dem stürmischen Meere kein Entsatz nahen konnte, einem wohlgerüsteten Heere zu widerstehen, dessen Kern aus 5000 erlesenen Söldnern von den tapfersten Muhamedanischen Völkern und vielen abgefallenen Christen bestand. Zum Heil der Portugiesen war an ihrer Spitze ein kräftiger Mann, schon bewährt durch Waffenthaten, der mit festem Muthe in Gefahren und weiser vorausblickender Vorsicht die Gaben vereinte, die Gemüther seiner Krieger klug zu leiten. Er war gerüstet hinter seinen Mauern, als Khojah Zaffar (am 18. April) mit seinem Heere und zahllosem Kriegsgefolge die Stadt und ihre Umgegend besetzte. Alle Thürme und Bollwerke waren acht bewährten Officieren anvertraut, deren jeder über zwanzig bis dreyßig Krieger geboth. Mascarenhas behielt funfzig für sich, um überall, wo die Gefahr drohend werden mochte, hülfreich hinzueilen. So erwartete er muthig den Angriff.

Khojah Zaffar erbaute mit einer Schnelligkeit, welche die Portugiesen selbst überraschte, in einer Nacht auf der nahen Anhöhe, von welcher man die Festung übersah, einen hohen Wall, der mit Geschütz besetzt und rings mit Baumwollballen umgeben ward, um das Werk gegen die Kugeln der Belagerten zu schützen. Rüstig setzte er seine Arbeit in den folgenden Nächten fort, und bald war die Festung längs der Landseite durch eine Reihe von Bollwerken und Thürmen bedroht. Mascarenhas konnte bey beschränktem Pulvervorrathe die Arbeiten der Feinde nicht kräftig hindern. Während dieser Vorbereitungen sann der kluge feindliche Anführer auf die Ausführung des wichtigen Entwurfes, den Portugiesen einen Thurm zu entreissen, welcher in der Mündung des Flusses lag, der auf der südlichen Seite der Küstenspitze ins Meer fließt. Das Gelingen dieses Unternehmens hätte die Annäherung jedes Hülfschiffes, das hier einen sichern Hafen fand, erschwert, und die Eroberung der Festung erleichtert. Die Wachsamkeit des Portugiesischen Befehlshabers vereitelte den gefährlichen Versuch, als das große Schiff, worauf Khojah Zaffar einen hohen Thurm hatte erbauen lassen, von einigen kühnen Kriegsleuten nächtlich angegriffen und im Hafen verbrannt wurde. Dieser glückliche Erfolg sicherte den Belagerten die nahe Hülfe, denn wenige Tage nachher erschienen acht kleine Schiffe, in welchen der Vicekönig, Joann de Castro, seinen jüngsten Sohn mit Soldaten und Kriegsbedürfnissen sandte. Jetzt musterte Mascarenhas seine Mannschaft, und zählte 450 Krieger, meist Männer edler Herkunft, welche sich freywillig gesammelt hatten, Ruhm zu erwerben in Diu's Mauern. Die Belagerten empfingen die unerwartete Verstärkung freudig als des Sieges gewisse Bürgschaft.

Bis zu dieser Zeit hatte Khojah Zaffar noch keine kräftigen Anstrengungen gemacht. Bey Tage ließ er die Festung beschießen, und Nachts die Belagerungsarbeiten fortsetzen. Die Ankunft des Königes von Cambaya, der ihm neue Kriegsvölker zuführte, gab Anlaß zu lauter Freude im feindlichen Lager. Aber wie überraschte hier das stolze Selbstgefühl, womit Mascarenhas den Feinden enthiethen ließ: die Portugiesen freuten sich über des Königs Ankunft, denn jetzt würden sie nicht bloß über zusammengeworbenes Kriegsvolk, sondern über das Heer eines mächtigen Fürsten ruhmvollen Sieg gewinnen.

Die Festung ward nun heftiger angegriffen. Unablässig wüthete das feindliche Geschütz gegen die Thürme, welche den Aposteln Thomas und Jacob geweiht waren, und nach wenigen Tagen war der erste Thurm zerrissen und die Zinne des andern zerstört. Das Geschütz der Feinde ward so gut bedient, daß jede Kugel die Schießscharte traf, so oft sich ein Portugiese sehen ließ. Zwey neue Werke wurden dem schwachen Joannesthurme gegenüber errichtet, und so von allen Seiten bedroht, hatten die Portugiesen jeder irdischen Hoffnung entsagt. Begeistert von dem Gedanken an die Belohnung im unsterblichen Leben gingen sie mit heldenmüthiger Ergebung jeder Gefahr entgegen.

Bald lagen zwey Thürme der Festung in Trümmern, und immer neue Bollwerke errichtete die rastlose Betriebsamkeit der Feinde, deren stets wachsende Übermacht die Thätigkeit der Vertheidiger leicht ermüden konnte. Mascarenhas schien von immer höherm Muthe beseelt, immer reicher an Hülfsmitteln zu werden, je bedrängter seine Lage ward. Mehr als die Schutzmauern, welche er aus den Trümmern abgetragener Gebäude innerhalb der Festung errichtete, mehr als die Wirkung seines Geschützes, sicherte ihm glücklichen Erfolg sein ruhiger Muth und die männliche Besonnenheit, die er nie verläugnete, so furchtbar auch die Gefahr drohen mochte. Was jedes andre minder starke Gemüth leicht zu unweiser Aufwallung verleitet hätte, konnte ihn nicht irre machen in seinen Entwürfen. Gleichgültig hörte er den Spott der Feinde, welche oft die Portugiesen aufforderten, nicht länger ihrem muthlosen Anführer gehorsam, hinter ihren Mauern sich zu verbergen, sondern kühn hervorzutreten, und im Gefechte Mann gegen Mann zu zeigen, was Tapferkeit vermöge. Mascarenhas antwortete den Schmähern mit den Kugeln seines Geschützes.

Näher rückten die Feinde mit ihren Linien und Batterien den Mauern der Festung, und um den Graben mehr auszufüllen, als es die herabgestürzten Trümmer gethan hatten, ersann Khojah Zaffar neue Mittel, dieß Unternehmen zu vollenden, ohne seine Arbeiter dem feindlichen Geschütze auszusetzen.

*) Er fängt in jenen Gegenden im April an, und dauert 6 Monathe.

Mascarenhas, mit dem Erfindungsgeiste des Feindes wetteifernd, benutzte einen unterirdischen Gang, der in den Graben auslief, um die untersten Lagen, womit dieser ausgefüllt war, vorsichtig wegzunehmen, und so wußte er eine Zeitlang die Arbeit der Feinde mit leichter Mühe zu vereiteln. Aber der Versuch ward nur durch die zufällige Folge wichtig, das Khojar Zaffar, als er selbst in die Laufgräben kam, um mit eigenen Augen die glückliche List seines Gegners zu sehen, durch eine Stückkugel aus der Festung sein Leben verlor. Gewiß hätte er den Portugiesen den Sieg schwer gemacht; aber sein Tod unterbrach nur auf wenige Tage den Eifer der Belagerer, denn Rumekhan, des gefallenen Anführers Sohn, war dem Vater gleich an Feuer und Muth. Neue Thürme wurden errichtet, und endlich gelangs den Feinden, durch Baumstämme und Schiffstrümmer die Tiefe des Grabens, dem Joannesthurme gegenüber, auszufüllen. Mascarenhas ließ durch Holzbündel, die mit Pech und Harz gefüllt waren, durch ganze Fässer mit ähnlichem Brandstoffe, den Graben wieder ausbrennen; aber leicht konnten zahllose Arme im feindlichen Lager überall herstellen, was er durch sein Geschütz und durch Feuer zerstörte. Schon waren mehr als hundert und funfzig Portugiesen bey der Vertheidigung der Mauern und in einzelnen Kämpfen gefallen, oder tödtlich verwundet, und noch war kein Hauptangriff gewagt. Kaum war Hoffnung, daß die Hülfsmacht, welche Mascarenhas um diese Zeit dringend vom Vicekönig verlangte, die Winterstürme besiegen werde; aber alle, von dem Beyspiele des großherzigen Anführers begeistert, selbst Männer aus dem geringsten Volke, wetteiferten an Muth und Beharrlichkeit mit den wackersten, und so geschah es, daß der Krieger, von den Feuermassen der Feinde verbrannt, oder verwundet von ihren Waffen, nicht durch der Gefährten Ermahnung, nicht durch der Anführer Befehl, bewogen ward, den heiligen Kampf zu verlassen. Keiner, wie erschöpft er auch seyn mochte von Krankheit, Arbeit und Nachtwachen, weigerte sich je der Pflicht, welche die gemeinsame Sache geboth. In der Geschichte dieser Belagerung glänzen die Nahmen heldenmüthiger Frauen, die ihre Gefährtinnen ermunterten, der Krieger Arbeiten zu theilen, und den Streitern Waffen und Pulver zu reichen. Nicht wenige sah man, welche, von Pfeilen oder Wurfspießen verwundet, mit eigner Hand sich verbanden, und dann kühn den Gruppen der Kämpfenden sich wieder nahten. „Streitet für euren Gott," rief einst Isabella Fernandez den Männern im heißen Kampfe zu — „streitet für euren König, ihr Ritter Christi, denn Er ist mit euch." Wo also die Kraft des begeisterten Gemüths, vereint mit der Kraft der Idee, mächtig wirkte in allen, konnten alle nur rühmlich siegen, oder rühmlich fallen.

Endlich, als die Feinde ihre Werke vollendet, und den Graben ausgefüllt hatten, sahen die Portugiesen von den Zinnen des höchsten Thurmes in der Nacht vom 24. zum 25. Julius die Schaaren der Bether mit Fackeln, zu den Tempeln der Stadt ziehen, dem vorsichtigen Mascarenhas das Zeichen des nahen Angriffs. Der Morgenstern war noch nicht aufgegangen, da rückten die feindlichen Schaaren gegen die Mauern. Es war der Festtag des Apostels, den alle Bewohner der Pyrenäischen Halbinsel hoch verehren, und, froh an dem heiligen Tage zu streiten, eilten die Portugiesen mit dem Feldgeschrey, das so oft Sieg gebracht in den Tagen der Vorzeit: Sant-Jago! Sant-Jago! zu dem blutigen Kampfe. Es galt Portugalls Ruhm, Portugalls Herrschaft über Indien, das fühlten beyde Theile; denn die mächtigsten Indischen Fürsten, längst unwillig über die fremde Beherrschung, warteten auf dieses Krieges Ausgang, um ihren Entschluß zu fassen. Alle Thürme und Bollwerke der Landseite, fast schon zertrümmert, wurden mit unbezwinglicher Tapferkeit vertheidigt, welche den stürmenden Feinden zahlreiche Opfer kostete. Während Mascarenhas bald hier, bald dort helfend und anordnend zugegen war, wurden die Wächter, welche er vorsichtig auf die Mauer an der Seeseite gestellt hatte, von dem Rufe der kämpfenden Waffenbrüder verleitet, diesen Ort zu verlassen, welchen der schroff ansteigende Fels gegen jeden Angriff zu sichern schien. Da kamen plötzlich zwey Soldaten zu dem Befehlshaber, der, von einem Pagen begleitet, durch die Straße ging, und verkündeten mit lauter ängstlicher Stimme, die Feinde hätten das Schloß von der Seeseite erstiegen. Mascarenhas befahl dem Unglücksbothen Schweigen, damit nicht die Kunde sich verbreite, und den Muth der Streiter lähme. Dem andern Soldaten geboth er, alle in der Festung zerstreuten Krieger ihm eilig zuzuführen. Die Feuermassen, welche die Feinde auf der andern Seite gegen die Mauern schleuderten, verbreiteten hier so hellen Glanz, daß Mascarenhas die Feinde erblickte, die sechzig an der Zahl, von der abnehmenden Fluth begünstigt, den Fels erklimmt hatten. Schon waren mehrere auf die nahen Gebäude gestiegen, zwey Siegeszeichen aufpflanzend, andere, mit Plünderung zu beginnen, in die Häuser gedrungen, wo nur Weiber den einsamen Herd hüteten. Muthvoll ergriff eine der Frauen die Lanze, und ihre furchtsamern Gefährtinnen, zu gleicher Entschlossenheit ermuntert, gingen mit ihr zu den bedrohten Häusern, deren Eingang sie besetzten, bis sich mehrere Krieger gesammelt hatten. Rasch eilte nun Mascarenhas zu der erstiegenen Mauer, und bey der Weiber lautem Geschrey wähnten die bestürzten Feinde, es dränge ein zahlreicher Kriegerhaufen heran. Sie wurden von den Dächern herabgestürzt, nach heftiger Gegenwehr von den Mauern geworfen, und fielen, an den schroffen Felsenspitzen zerschmettert, in's Meer, während manche der übrigen in den Häusern unter Weiberhänden erlagen.

Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Portugiesen, als Mascarenhas, von der Seeseite durch aufmunternden Zuruf die ermatteten Tapfern zu erneuten Anstrengungen entflammte. Die Feinde gaben das Zeichen zum Rückzuge. Das anbrechende Tageslicht zeigte ihnen die verstümmelten zerrissenen Leichen der Erschlagenen in dem Graben; da stürmten sie, von Schmerz und Wuth entzündet, wieder heran, den Tod der Waffenbrüder zu rächen. Erst Mittags eilten sie, nach neuem Verluste, zurück ins Lager. Mascarenhas ließ seine Todten bey dem Schalle der Trompeten und Pauken, und dem festlichen Gesang der Begleiter in die Kirche zu Grabe tragen; als Märterer wollte er sie ehren, deren Tod nicht in Trauerklagen beweint, sondern durch Danklieder und Siegeshymnen gefeyert werden mußte. So erhob er die Gemüther seiner Krieger, und sagte zugleich den Feinden, daß sie mit Männern zu thun hätten, welche der Tod ihrer Gefährten nicht entmuthigen konnte, welchen solcher Tod selbst willkommen war. Zwey Tage nach diesem Sturme wagten die Feinde einen neuen heftigern Angriff, nicht glücklicher als am Jacobstage. Verderblich war's bey diesen Kämpfen für die Indischen Krieger, daß fast alle, der Landessitte gemäß, baumwollene oder linnene Zeuge tru-

gen, welche plötzlich die Flamme durch ganze Reihen verbreiteten, wenn die Vertheidiger der Burg ihre Feuergefäße auf sie schleuderten; die Portugiesen, in wollenen Kleidern, und mit ledernen Handschuhen und Stiefeln, selbst mit einer ledernen Bedeckung der Schenkel versehen, waren mehr gesichert gegen die Feuermassen, welche die Feinde ohne Unterlaß über die Mauern warfen; und als endlich auch das Leder zu diesem schützenden Gebrauche selten ward, opferte Mascarenhas seine köstlichen Tapeten von vergoldetem Leder, die er zerschneiden, und unter die Kriegsleute vertheilen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige.

(Fortsetzung.)

I. Die Carolinger.

Pipin mit dem Zunahmen der Kurze (Le Bref) erster König der Carolingischen Dynastie, gelangte durch den Sturz der Merovinger im Jahre 750 in einem Alter von 36 Jahren zur Krone. Er starb an der Wassersucht zu St. Denis, in einem Alter von 54 Jahren, im 17. seiner königl. Regierung. Er war der erste der Französischen Könige der sich feyerlich in der Kirche krönen ließ. Diese Ceremonie geschah in der Cathedrale zu Soissons (Dep. Aisne) durch den heiligen Bonifaz. Legaten des Papstes und Erzbischof zu Mainz (Dep. Mont Tonnerre). Er hatte nur eine Gemahlinn, diese war Berta oder Bertrade, eine Tochter Cariberts, Grafen von Laon (Dep. Aisne); sie starb 783. Seine Kinder waren; Carl der Große und Carlomann. Die übrigen starben jung, bis auf eine Tochter Gisela. Der Griechische Kaiser verlangte solche für seinen ältesten Sohn Leo, nachher wurde sie dem Prinzen des Longobardischen Königs Desiderius bestimmt. Allein dem ersten ward sie wegen der Religion, dem andern aus Politik versagt. Sie wurde daher eine Nonne. Pipin soll außer diesen noch 10 bis 12 natürliche Kinder hinterlassen haben.

Carl der Große und Carlomann folgten beyde ihrem Vater Pipin, im Jahre 768, indem sie das Reich unter sich theilten, der Tod Carlomanns, im Jahre 771, machte Carl den Großen zum alleinigen Herrn des Fränkischen Reichs. Carl der Große starb den 28. Januar 814 im 71. Jahre seines Alters, im 47. seiner Regierung. Er wurde zu Aachen, (Dep. Röer) seinem Lieblingsaufenthalte, beygesetzt. Die Geschichte seiner Ehen und seines häuslichen Lebens ist interessanter und verwickelter als die seines Vaters, wenigstens hat uns die Geschichte mehrere Data davon aufbewahrt. Wir heben davon das Merkwürdigste aus. Carl der Große war fünf Mahl verheirathet. Seine erste Gemahlinn, Himiltrude, verdient nur eine nahmentliche Erwähnung, er verstieß sie bereits im Jahre 770 aus nicht bestimmt anzugebenden Ursachen, und heirathete auf den Antrieb seiner Mutter die Ermengarde, Tochter des Desiderius, Königs der Longobarden, obwohl der Papst, der diese Könige theils ihrer ihm gefährlichen Nachbarschaft, theils ihres Arrianischen Glaubens wegen auf das äußerste haßte, sich mit allen Kräften gegen diese Verbindung setzte.

Diese Ehe war indeß von keiner Dauer, Carl der Große hatte sich kaum mit dieser Prinzessinn vermählt, als er sie bereits wieder verstieß, und sie ihrem Vater im Jahre 771 nach Italien zurück schickte. Eginhard, der Geheimschreiber Carls des Großen, von dem wir, wie bekannt, eine Lebensbeschreibung dieses Monarchen besitzen, versichert, er wisse nicht, welches der Grund dieses Verfahrens seines Monarchen gewesen. Ein Mönch von St. Gallen, der hundert Jahre nach den Zeiten Carls lebte, erzählt, Ermengarde wäre Kinder zu gebären untüchtig gewesen. — Hellsehende Geschichtschreiber und unermüdete Forscher, unter den Franzosen le Cointe in seinen Annalen beym Jahre 771, und unter den Deutschen der Baron von Bünau, schreiben diese Handlung auf Rechnung des Papstes Stephan IV. Für ihre Meinung führen sie an: da der Papst bereits im vorigen Jahre sein ganzes Ansehen zur Hintertreibung dieser Vermählung angewendet, dabey aber nicht seinen Endzweck habe erreichen können, so sey es gar nicht wahrscheinlich und mit der Politik des Bischofs von Rom im Widerspruch, daß er es bey diesen ersten Vorstellungen solle haben bewenden lassen; im Gegentheil sey es wahrscheinlich, daß er mit seinem Andringen fortgefahren, um den Verein zwischen Carl und Desiderius der vielleicht seinen Ruin verursacht haben würde zu trennen. Historisch gewiß ist, daß der Papst die Verstoßung der Ermengarde billigte; hingegen haben die tugendhaftesten und frömmsten Prälaten Frankreichs, sowohl in diesen als spätern Zeiten, solche Strenge getadelt.

Carl vermählte sich darauf mit der Hildegarde, aus Schwaben, von ihr hatte er eine Menge Kinder, die indeß sämmtlich vor ihn starben, bis auf einen Sohn, Ludwig, der sein Nachfolger wurde, und zwey Töchter: Bertha und Gisela, von denen die erstere bis zum Jahre 833 lebte.

Nach dem Tode der Hildegard heirathete er Fastraden, die Tochter eines Grafen Rudolphs, aus Franken, die dem Kaiser viel Unruhe verursachte, und die Großen Austrasiens, die Carl schon zu sanftern Sitten gewöhnt hatte, gegen ihn aufbrachte. Sie starb im Jahre 794; er hatte zwey Töchter von ihr, die er beyde mit Abteyen in Frankreich versorgte. Zum letzten Mahl vermählte er sich mit der Lutgarde, die indeß, ohne ihm eine Nachkommenschaft zu hinterlassen, bereits im Jahre 800 starb. Außer diesen Gemahlinnen hatte Carl verschiedene Beyschläferinnen, von denen er mehrere Kinder hinterließ. Die Existenz einer Tochter, Nahmens Emma, von der behauptet wird, er habe sie an Eginhard verheirathet, da er das Verständniß derselben zufällig entdeckt, ist nicht historisch gewiß.

Ludewig I., genannt der Gütige oder Fromme, (Le Debonnaire) in allen seinen Staaten, als Kaiser und König von Frankreich, im Jahr 814 bereits 36 Jahre alt. Er starb auf einer Insel des Rheins nahe bey Mainz, den 23. Juny 840. Er ward zu Metz (Dep. Mosel) beygesetzt. Er hatte zwey Gemahlinnen, die erste, Ermengarde starb schon im J. 818, nachdem sie ihm folgende Kinder geboren hatte: Lothar, König von Italien, der in der Folge nach dem Tode seines Vaters Kaiser wurde; Pipin, König von Aquitanien, der 838 starb; Ludwig König von Bayern, der 876 starb, und Gisla die den Grafen Eberhard heirathete, Mutter von Berengar, König von Italien war, und noch bis zum Jahre 876 lebte.

Ludewig, der unter seine ebengenannte Sohne von der Ermengarde, seine Staaten wie angeführt vertheilt hatte, war

zwey und vierzig Jahre alt, und hatte mehr als ein Mahl den Wunsch geäußert, in ein Kloster zu gehen, indem ihn der Tod seiner Gemahlinn so niedergeschlagen, daß er den Thron mit dem Mönchs-Habite zu vertauschen wünschte. Seine Hofleute bothen indeß alle Geschicklichkeit auf, diesen Entschluß zu hintertreiben; um dem Kaiser die Lust zum Klosterleben zu vertreiben, ließen sie aus mehreren Gegenden des Reichs die vornehmsten und jüngsten Frauenzimmer an den Hof kommen. Unter ihnen fesselte gar bald Judith, ein achtzehnjähriges Mädchen, die Tochter des Herzogs Welf von Bayern, des Stammvaters des Großbritannisch-Braunschweig-Lüneburgischen Hauses, sein Herz. Die Vermählung ward zu Aachen 819 vollzogen. Die Kaiserinn Judith gebar im Jahre 828 einen Sohn, Carl, der, da bereits Ludewig sein ganzes Reich unter seine ältern drey Söhne getheilt hatte, jetzt auf Kosten dieser Brüder entschädigt werden, und mit dem Reiche eine neue Theilung vorgenommen werden sollte. Dieß gab Gelegenheit zu Unruhen, die den Kaiser bis ans Ende seines Lebens verfolgten, und wodurch er mit Schmach und Kummer ins Grab gebracht ward. Seine junge Gemahlinn hatte an diesen traurigen Begebenheiten, theils aus Ehrgeiz, theils aus Liebe zu dem jungen Prinzen Carl, den Hauptantheil. Aber sie selbst hatte auch einen großen Theil von dem Unglücke, welches ihr Ehrgeiz verursachte, zu tragen. Man beschuldigte sie eines verbothenen Umgangs mit dem Grafen Bernhard von Barcellona, ja es wurde sogar der Prinz Carl als eine Frucht desselben ausgegeben, und sie war genöthigt, ihre Ehre auf die damahls übliche öffentliche Art zu reinigen. Nachdem sie die mannigfachen, bald guten, bald bösen Schicksale ihres Gemahls getheilt hatte, folgte sie demselben im Jahre 843 in die Gruft, noch immer in Ungewißheit wegen des Schicksals ihres geliebten Carls, der von seinen ältern Brüdern gehaßt wurde.

Carl II., genannt der Kahle, (Le Chauve) bestieg den Thron in einem Alter von 17 Jahren, 840. Er starb auf einer Rückreise über die Alpen, vergiftet von seinem Arzt Zedekias, den 5. oder 6. October 877, in einem Alter von 54 Jahren; er hatte 38 Jahre regiert, und war zwey Jahre Kaiser gewesen; seine Gebeine wurden nach St. Denis gebracht, wo er zur Zeit, da er in Gewalt seiner ältern Brüder gerieth, Abt gewesen war. Er hatte zwey Gemahlinnen. Erstens Ermentrude, sie starb im Jahre 869. Von ihr hatte er folgende Kinder, die in der Geschichte eine Rolle spielten. Ludewig, dieser wurde sein Nachfolger; Carl, er starb 865 Lothar er starb 866. Carlomann, dieser ist in dem Verdacht der Mörder seines Vaters gewesen zu seyn, er starb 886. Seine Tochter Judith ward die Gemahlinn Graf Balduins I. von Flandern, und starb gleichfalls 886.

Richildis, Carls des Kahlen zweyte Gemahlinn, verdient einer etwas nähern Erwähnung; sie war eine Schwester Bosos, Königs von Arles. Carl verliebte sich in sie, während seine erste Gemahlinn noch am Leben war. Wenn er diese nicht verstieß, um sich mit der schönen Richilde zu vermählen, so geschah es nur aus Furcht seine Krone zu verlieren. Richilde mußte sich also begnügen, bloß Beyschläferinn zu seyn, welches damahls noch nicht das Erniedrigende jetziger Zeiten mit sich führte. Nach dem Tode der Ermentrude ward sie Königinn. Ihre feyerliche Vermählung geschahe zu Aachen, den 22. Januar, 870. Ludewig, Carls des Kahlen ältester Sohn, mußte ihr ihre Mitgift garantiren. Als Carl der Kahle, im Jahre 875, nach Italien zog, bestellte er sie zur Reichsverweserinn, doch erwarb sie sich durch ihre Verwaltung keine Liebe. Auch ihr Wittwenstand scheint nicht erbaulich gewesen zu seyn. Denn Fulko, Erzbischof von Rheims, schreibt von ihr, daß sie, anstatt wie eine christliche Wittwe zu leben, sich dem Teufel ergeben, daß Uneinigkeit, Ausgelassenheit, Mord, Räuberey, Mordbrennerey, Unzucht und alle mögliche Greuel, das Gefolge wären, welches sie überall begleitete. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt. Sie gebar Carl dem Kahlen mehrere Kinder, die sämmtlich in der Jugend starben.

Ludewig II., genannt der Stammelnde, (Le Begue) gelangte in einem Alter von 33 Jahren, im Jahre 877, nach dem Tode seines Vaters, Carls des Kahlen, auf den Thron. Er starb den 10. April 879 zu Compiegne (Dep. Oise) und ward in der Abtey St. Corneille beygesetzt. Von seinen zwey Gemahlinnen war Ansgarde die erste von niederer Herkunft, deshalb ward er von seinem Vater genöthigt sie zu verstoßen. Er hatte zwey Söhne von ihr, Ludewig und Carlomann; von seiner zweyten Gemahlinn Adelaide, hatte er einen Sohn Carl.

Ludewig III. und Carlomann, folgten ihrem Vater 879. Ludewig starb im Jahre 882 ohne Erben. Carlomann folgte ihm 884 im Tode. Jetzt gebührte Carln, dem Sohne zweyter Ehe, Ludewigs des Stammlers, nach allem Rechte die Krone. Aber da Carl nur noch ein Kind von 5 Jahren war, und die Nation starken Schutz gegen die Normannen nöthig hatte, so geschah es, daß der Enkel Ludewigs des Frommen, von dessen Sohne Ludewig.

Carl III., bekannt unter dem Nahmen Carl des Dicken, (Le Gros) die ganze Fränkische Monarchie bekam, wie sie Carl der Große besessen hatte, mit Ausnahme einiger kleinen Provinzen und sie im Jahre 884 wieder, aber auch zum letzten Mahl, in der Person eines Monarchen vereinigte. Diese Vereinigung dauerte indeß nicht lange, indem Carl der Dicke bereits im Jahre 888 ohne Erben starb. Mit abermahliger Übergehung des jungen Carls wurde.

Odo, (Eudes) Graf von Paris, in einer Versammlung zu Compiegne, zum Könige erwählt. Rudolph, Sohn des Conrad Grafen von Paris, errichtete ein zweytes Burgundisches Königreich, wie Boso bereits das erste errichtet hatte. Odo starb zu la Ferre, in einem Alter von 40 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt. Nach seinem Tode gelangte endlich der jüngste Sohn Ludewig des Stammelnden.

Carl IV., genannt der Einfältige, (Le Simple) im Jahre 898 auf den Thron, er starb in einem Alter von fünfzig Jahren, 929. Er hatte drey Gemahlinnen, von der ersten deren Namen man nicht weiß, die Gisla, die im Jahre 912 den Rollo, ersten Herzog von der Normandie, heirathete. Die zweyte, Frederune, starb im Jahre 917, und es ist ungewiß, ob sie ihrem Gemahl Kinder geboren. Die dritte, Ogine, gebar ihm einen Prinzen, Ludewig; diese Ogine war die Tochter Eduard I. Königs von England. Sie hatte bey allen Begebenheiten ihres Lebens vielen Muth gezeigt, und endete damit, daß sie den Grafen Herbert von Troyes, (Dep. Aube) zweyten Sohn Heiberts von Vermandois, der ihren Gemahl die letzten 7 Jahre seines Lebens gefangen gehalten hatte, heirathete.

Rudolph, Herzog Richards von Burgund Sohn, ward während der Gefangenschaft Carls des Einfältigen, im Jahre 924, zum Könige erwählt; er regierte bis 935, wo er ohne Erben starb. Ihm folgte der Sohn Carl des Einfältigen von der Ogine

Ludewig IV., genannt übers Meer (d'Outremer); er bestieg den Thron in einem Alter von zwanzig Jahren, und wurde im Jahre 936 durch Artaud, Erzbischof von Rheims, gekrönt. Er vermählte sich mit der Gerberge, Schwester Otto des Großen, Witwe Gilberts, Herzogs von Lothringen. Er starb im Jahre 954, durch einen Sturz mit dem Pferde, indem er auf der Jagd einem Wolf nachsetzte. Unter mehreren seiner Kinder verdienen hier nur Lothar und Carl, Herzog von Lothringen, einer Erwähnung.

Lothar, sein ältester Sohn, den er die Vorsicht gehabt, drey Jahre vor seinem Tode zum Mitregenten aufzunehmen, bestieg 954, in einem Alter von 15 Jahren, durch Hülfe Hugo des Großen, Grafen von Paris und Orleans, der ein Stiefbruder seiner Mutter Gerberge war, den Thron; nur durch Hugos Schutz, der durch seine Macht nur nach einen Schritt bis zur Krone hatte, war er König. Er starb an Gift 986, in einem Alter von 45 Jahren, und hinterließ von seiner Gemahlinn Emma, die man seiner Ermordung wegen in Verdacht hatte, und die eine Tochter des Königs Lothar von Italien war, einen Sohn,

Ludewig V., zugenannt der Faule, (Le Faineant) bestieg den Thron in einem Alter von 20 Jahren, 986. Von seiner Gemahlinn, Blanca, Tochter des Herrn von Aquitanien, hatte er keine Kinder. Er regierte nicht länger als ein Jahr, und ward im Jahre 987 wie sein Vater vergiftet. Auch hier ward der Gemahlinn, die ihn nicht liebte, das Verbrechen zugeschrieben. Sein Oheim, Carl, versuchte es, ihm auf dem Thron zu folgen; aber Hugo Capet bemächtigte sich desselben. Mit Ludewig V. erlosch die Herrschaft der Carolinger in Frankreich.

.....

II. Die Capetinger, dritte Dynastie.

Hugo Capet gelangte in einem Alter von 45 Jahren zur Krone, und ward den 3. Julius 987 zu Rheims gesalbt und gekrönt. Er ist der Stammvater der dritten Dynastie der Könige. Er starb den 29. August 996 in einem Alter von 57 Jahren, und wurde zu St. Denis beygesetzt. Seine Gemahlinn war Adelaide, eine Tochter von Wilhelm III., Herzog von Guienne und Grafen von Poitou. Seine Kinder waren Robert, ferner Adwige, Gemahlinn Regniers IV., Grafen von Hennegau, und in der Folge Hugos III., Grafen von Dasburg. Adelaide; Giselle, Gemahlinn Hügo I. von Abbeville; außer diesen hatte er noch einen natürlichen Sohn, Gauzelin, Erzbischof von Bourges, der im Jahre 1030 starb. Ihm folgte sein Sohn Robert im Jahre 996 in einem Alter von 25 Jahren. Er starb zu Melun den 20. Julius 1031, in einem Alter von 60 Jahren, und wurde zu St. Denis beygesetzt. Er hatte zwey Gemahlinnen. Die erste, Bertha, war die Witwe Eudes, Grafen von Provence, und Gemahlinn des Königs Ludewigs IV. Sie war also eine Verwandte, und zwar im verbothenen Grade; dazu kam, daß er eines der Kinder, welches sie in der ersten Ehe gehabt, aus der Taufe gehoben hatte. Gregorius V., der damahls die päpstliche Krone trug, wagte es zuerst unter allen Päpsten, da Robert seinen Ermahnungen kein Gehör gab, und sich von seiner Gemahlinn nicht scheiden lassen wollte, seine Bannstrahlen gegen das ganze Reich zu schleudern, denen zu Folge der öffentliche Gottesdienst in ganz Frankreich verbothen, den Lebenden die Sacramente, und den Todten die Beerdigung untersagt wurde. Robert ward von allen seinen Bedienten verlassen, außer von zweyen, welche aber, weil sie alles, was er anrührte, für entweiht hielten, von den Speisen nicht essen wollten, die ihm vorgesetzt wurden, und alles Geräthe vernichteten, dessen er sich bediente. Der Gram beförderte eine unzeitige Geburt der Königinn, die die Anhänger des Römischen Hofes zu einer Mißgeburt stämpelten. Robert sah sich endlich bey diesen Umständen genöthigt, nachzugeben. Bertha wurde verstoßen, und Robert vermählte sich im Jahre 998 mit Constanzen, Wilhelm des Grafen von Arelat Tochter. Er hatte von dieser zweyten Gemahlinn sechs Kinder; Hugo, der vor seinem Vater starb, Heinrich, seinen Nachfolger. Robert I. Herzog von Burgund, Odo, Adelaide, Gemahlinn Richards III., Herzogs von der Normandie, die in der Folge Balduin, Grafen von Flandern, heirathete, und 1079 starb.

Constanze war stolz und herrschsüchtig; sie herrschte über Gemahl, Haus, Kinder, ja selbst über die Nation. Sie war eine Freundinn der Vergnügungen und des Luxus; Pracht und Aufwand nahmen an dem Hofe überhand, die ernsten und strengen Sitten, die bisher daselbst geherrscht hatten, verschwanden. Sie brachte die Provencalen, das heißt die ersten Troubadours oder Dichter, nach Frankreich, die durch ihren Unterricht in der Kunst zu dichten und zu lieben, die Sitten sanfter machten. Aber das Gute, was Frankreich der Constanze zu danken hatte, wurde durch die Nachtheile, die sie demselben zufügte, bey weitem überwogen. Da sie tyrannisch über ihren Gemahl herrschte, so war es in ihren Augen ein unverzeihliches Verbrechen, wenn irgend einer sich fand, der diesen ermahnte seiner Würde eingedenk zu seyn. Ein solcher Mann war Hugo von Beauvais; er war der vertrauteste Freund seines Königs, und lag ihm stets an, den Einfällen der Königinn nicht immer blindlings nachzugeben. Dieß empörte Constanzen. Sie schmiedete verschiedene Plane, sich an dem ihr verhaßten Mann zu rächen; da keiner derselben gelingen wollte, hatte sie endlich die Kühnheit, Beauvais in einem Zimmer des Schlosses vor den Augen des Königs ermorden zu lassen, dessen Kleidung durch das Blut seines sterbenden Freundes besprengt wurde.

Unter ihren Kindern hägte sie gegen Robert, den dritten ihrer Söhne, ausschließend eine zärtliche Neigung; die andern haßte sie. Als der König im Jahre 1017 den ältesten, Hugo, zu seinem Nachfolger ernannte, ward ihr ganzer Unwille rege; die Kränkungen, die sie von dieser Zeit an dem Prinzen zufügte, verkürzten sein Leben. Er starb im Jahre 1026, zum Bedauern Frankreichs, welches die schönsten Erwartungen von ihm hägte.

Jetzt mußte der folgende Bruder Heinrich die Schwere ihres Zorns empfinden; aber alle Bemühungen, ihm auf Kosten ihres Lieblings die Nachfolge zu entziehen, waren vergebens. Sie hatte den Verdruß, zu sehen, wie dieser durch Hülfe des Herzogs von der Normandie sich auf dem Throne behauptete, und starb zu Melun 1032 ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls.

Heinrich I. bestieg den Thron am 20. Julius 1031 in einem Alter von 27 Jahren. Er starb am Ende des Jahrs 1060 zu Vitri in Brie, in einem Alter von 55 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt. Er war zuerst mit der Tochter des Kaisers Conrad, Mathilden, verlobt, allein die Heirath kam nicht zur Vollziehung. Er heirathete darauf Annen, Tochter des Russischen Großfürsten Jaroslav. Von dieser hatte er drey Söhne und eine Tochter, Philipp, Robert, der 1060 starb, und Hugo, welcher sich mit Adelaiden, der Tochter Herberts vermählte, und hierdurch Graf von Vermandois wurde. Er starb 1102. Von der Tochter des Königs Emma finden sich keine Nachrichten. Anna heirathete nach dem Tode des Königs, ihres Gemahls, im Jahre 1062, Raoul von Peronne, Grafen von Crepi und Valois. Heinrich dem I. folgte sein Sohn

Philipp I. im Jahre 1060, in einem Alter von 8 Jahren. Er ward zu Rheims bey Lebzeiten seines Vaters gesalbt. Seine Regierung ist die längste unter allen vorhergehenden, die des Königs Clotar allein ausgenommen, und auch die längste unter allen nachfolgenden, wenn man die Regierung Ludewig XIV. davon ausnimmt, gewesen. Eben diese Regierung ist das Zeitalter vieler großen Begebenheiten, an welchen aber Philipp I. keinen Antheil nahm, und dieser Prinz erschien seinen Unterthanen um so verachtungswürdiger, je fruchtbarer sein Jahrhundert an Helden war. Unter ihm sank das königliche Ansehen tief herab. Er starb zu Melun im 57. Jahre seines Alters, den 29. July 1108. Sein Leichnam ward nach der Abtey St. Benoit, an der Loire, gebracht, die er zu seinem Grabmahl gewählt hatte. Seine Gemahlinn war Bertha, Tochter Florenz, Grafen von Holland; ihre Kinder Ludewig, Heinrich, der jung starb, Carl und Constanze, die dem Hugo, Grafen von Troyes, vermählt ward; in der Folge ward Boemund I., Prinz von Antiochien, ihr Gemahl.

Im Jahre 1092 fiel es Philipp I. ein, die Bertha zu verstoßen. An einem Vorwand zur Ehescheidung konnte es in einem Zeitalter, da der geringste Grad der Verwandtschaft zur Aufhebung der Ehe hinreichte, so leicht nicht fehlen. Diese Verwandtschaft ward bald erwiesen, und eine zwanzigjährige Vermählung für nichtig erklärt. Bertha war weder jung noch schön; ihr Schicksal erweckte nur ein schnell vorübereilendes Mitleiden. Man sah sie ruhig nach Montreuil bringen, welches Schloß Philipp ihr schenkte, wo sie bald vor Kummer starb.

Vergnügt über die gelungene Ausführung seiner Absichten, schickte Philipp eine Gesandtschaft an den Grafen Roger, einen Bruder des damahligen Herzogs von Sicilien, des berühmten Robert Guiscards, und ließ um dessen Tochter werben, und seine Bitte wurde ihm nicht abgeschlagen. Emma, so hieß die Prinzessinn, verließ mit einem standesmäßigen Gefolge die Provence. Aber sie wurde nicht Königinn von Frankreich. Philipp hatte sich bereits durch eine andere Liebe verführen lassen. Die Schönheit, die ihm sein Herz raubte, hieß Bertrade von Montfort, und war die Gemahlinn Fulko des Mürrischen, Grafen von Anjou; ein Frauenzimmer von hohem Verstand und Ehrgeitz, und, nach dem verschiedenen Geschmack ihrer Liebhaber, bald gebietherisch, bald nachgebend, bald ernsthaft, bald lustig, bald sittsam, bald kokett. Mit dem empfindlichsten Verdruß sah sie ihre Jugend einem schwächlichen, podagraischen eigensinnigen Alten aufgeopfert. Kaum hatte sie die Trennung des Königs von Berthen erfahren, so schickte sie einen sichern Menschen an ihn, mit dem Vorschlag, sie ihrem Grafen zu entführen und zu heirathen. Der ausgebreitete Ruf von ihren Reitzen versprach ihr einen guten Ausgang. Philipp und Bertrade wurden feyerlich durch den Bischof Odo von Bajeur getraut, der für seine Bemühung einige fette Pfründen erhielt.

Diese ärgerliche Handlung brachte alle edeldenkende Personen in Bewegung. Das Volk murrte, die weltlichen Herren ergriffen die Waffen, und die Geistlichen beeiferten sich gegen das sündhafte Paar, den päpstlichen großen Kirchenbann auszuwirken, der auch auf der Kirchenversammlung zu Clermont, zu Auvergne, am 18. November 1095, trotz der dem Papste gemachten Vorstellungen und Geschenke, förmlich über ihn verhängt wurde, allein die davon gehofften Wirkungen erfolgten nicht. Man predigte wie vorher bey offnen Thüren, der König hatte sogar von den Bischöfen die Erlaubniß erlangt, daß in seinem Zimmer Messe gelesen werden durfte. Was man noch allenfalls zur Befolgung des päpstlichen Decrets that, bestand darin, daß man an dem Orte, wo sich der König aufhielt, den Gottesdienst bey verschlossenen Thüren verrichtete, daß man mit keinen Glocken läutete, und mit schwacher Stimme sang und sprach.

Aber es waren nicht Verdrießlichkeiten mit Rom allein, die Philippen durch Bertraden erweckt wurden, er hatte ihr deren auch in seiner Familie zu danken. Philipp hatte seinen Sohn Ludewig zur Mitregentschaft aufgenommen. Die Siege und das Ansehen dieses Prinzen im Staate mißfielen seiner Stiefmutter. Sie hatte bereits zwey Söhne von Philipp, von denen der eine auch Philipp, der andere Florus oder Fleuri hieß. Den ältesten hätte Bertrade gern auf dem Throne gesehen; daher ihre Anschläge auf Ludewigs Untergang. Vermuthlich war ihr ungezähmter Haß Schuld daran, daß dieser junge König mit Erlaubniß seines Vaters auf eine Zeit lang Frankreich verließ, und sich an den Hof des Königs Heinrich von England begab. Kaum war er daselbst angekommen, so empfing Heinrich einen mit König Philipps Siegel verschlossenen Brief, den aber Bertrade hatte schreiben lassen, worin man ihn ersuchte, Ludewigen Lebenslang als einen Gefangenen bey sich zu behalten. So grausam sonst auch Heinrich war, so wollte er doch, nachdem er die Sache mit seinen Räthen überlegt, weder die Gesetze der Gastfreyheit beleidigen, noch ein Diener von Bertradens Leidenschaften seyn. Vielmehr beschenkte er den von der Sache unterrichteten Prinzen, und ließ ihn sogleich wieder nach Frankreich überschiffen. Philipp erstaunte als ihm der zornige Sohn die Begebenheit erzählte, und ihn um die Ursache seines Hasses fragte; er versicherte, daß er von diesem schwarzen Vorhaben im Geringsten nicht unterrichtet gewesen sey. Ludewig, von Rache glühend, forderte Genugthuung, und den Tod der Stiefmutter. Hierin konnte ihm aber der Vater nicht willfahren, und Bertradens Verfolgungsgeist wurde nur desto unternehmender. Denn sie ging so weit, daß sie ihrem Feind, der wegen der Achtung der Großen, und wegen der Liebe des Volks sehr furchtbar war, Gift beybringen ließ. Ludewig, von einem innerlichen Feuer gepeinigt, konnte weder essen noch schlafen, und er würde gewiß verloren gewesen seyn, wenn nicht die außerordentlichen Mittel eines fremden und verachteten Arztes ihn gerettet hätten. Ludewigs Haß entbrannte dadurch so sehr, daß er Bertraden selbst tödten wollte; aber

der König, der beyde liebte, stiftete einen Vergleich, und trat dem Mitregenten zu dessen Befriedigung das ganze Französische Vexin als ein Eigenthum ab.

Auf der Kirchenversammlung zu Beaugeney 1104 empfing Philipp die Lossprechung von der Excommunication, und legte auf den Evangelien den Eid ab, mittelst dessen er angelobte, sich alles unerlaubten Umganges mit Bertraden zu enthalten, und mit ihr nie wieder zu reden, als nur in Gegenwart unverdächtiger Zeugen. Bertrade schwur eben diesen Eid. Indeß ward die Lebensart des Königs dadurch um nichts geändert.

Bertrade hatte außer den beyden oben genannten Söhnen Philippen auch noch zwey Töchter gegeben; nähmlich: Cäcilie, erst mit Tankred, dem Neffen Bohemunds, und dann mit Pons de Toulouse, Grafen von Tripoli, vermählt; endlich Eustachie, Gemahlinn des Grafen Johann von Etampes. Ein Beweis, daß diese zweyte Ehe von den Päpsten gebilligt worden, sind auch die Umstände, nach welchen Bertradens zwey Söhne für fähig erklärt wurden, Philippen oder Ludewigen in der Regierung des Reichs nachzufolgen, und daß Bertrade von den königlichen Domainen ein Leibgeding bekam, nähmlich die Landschaft Ober-Brüyere, in der Diöces von Chartres, wo sie eine einträgliche Priorey stiftete, und kurz hernach als eine Nonne von Fontevrault starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Den Franzosen waren ehemahls an ihren Königen auch Kleinigkeiten von Bedeutung. Um so sonderbarer ist es, daß Ludewig XVI. als Übersetzer der drey ersten längst gedruckten Bände der Gibbon'schen Geschichte so lange verborgen bleiben konnte. Erst im Jahre 1806 machte Barbier, der Bibliothekar des Pariser Staatsraths, diesen Umstand bekannt, und seiner Versicherung darf man ohne Zweifel Glauben beymessen.

Wie würde sich der eitle, ruhmredige Gibbon gebrüstet haben, wenn er erfahren hätte, daß eine Königshand sein etwas zu sehr gelobtes Geschichtwerk in eine fremde Sprache übertragen habe!

.....

Im Lateinischen, Italiänischen, Französischen und Russischen richten sich die Verkleinerungs-Wörter (Diminutiva) dem Geschlechte nach genau nach ihren Haupt- oder Stammwörtern. Sie sind immer, wie diese, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, Puerulus wie Puer, Animula wie Anima, Gloriole wie Gloire, Roitelet wie Roi. Im Deutschen hingegen sind sie ohne Ausnahme ungewissen oder sächlichen Geschlechts (Generis neutrius), als das Mütterchen, das Männlein, das Plätzchen, das Vögelchen, das Hännchen, das Kätchen u. s. w. Woher stammt diese Eigenheit unserer Sprache?

Der verdiente Stosch leitet die Endsylben, mittelst deren jene Wörter gebildet werden, chen und lein von Kind und Klein ab, und erklärt die Sache folgender Weise: „Wird den Wörtern das Wort chen, d. i. Kind angehängt, so müssen sie nach der Regel aller zusammengesetzten Hauptwörter das Geschlecht des letztern annehmen, also das Knabekind oder Knäbchen, Magdkind oder Mägdchen."

Aber so kühnbildend und alles personificirend ist wohl Teutona nicht. Wie wäre es auch zu erweisen, daß sich unsere Vorfahren bey dem Worte Gläschen gleichsam das Kind von einem Glase, ein Glaskind gedacht hätten, bey Stuhlchen ein Stühlkind, bey Örtchen ein Ortkind, bey Brezelchen ein Brezelkind, und bey jungfräulichen Spitznäschen ein jungfräuliches Kind von einer Spitznase!

.....

Was dem jetzigen Oberhaupte des Französischen Reichs gelungen ist, sich zum Beschützer der Deutschen Bundesstaaten zu machen, das wollte schon König Heinrich II. im J. 1551.

In diesem Jahre waren der Pfalzgraf von Simmern, ein Graf von Nassau, auch Bürgermeister einiger Reichsstädte bey dem genannten König in Fontainebleau, als geheime Abgeordnete mehrerer gegen Kaiser Carl V. verschworenen Deutschen Fürsten. Ihre Anträge wurden im königlichen Staatsrath erwogen. Mehrere Mitglieder desselben stimmten gegen die Annahme des Erbiethens; Scepeaux de Vieilleville aber dafür, mit den merkwürdigen Worten:

„Mir dünkt, diese Herren (die Vorgänger im Abstimmen) „wollen Eure Majestät der höchsten Ehre berauben, die je einem „König von Frankreich widerfahren kann, indem man ihn (den Kö„nig) zum Beschützer des heil. Römischen Reichs wählen will, „was ungleich mehr werth ist, als wenn man Eurer Majestät die „Kaiserkrone selbst darbiethen würde."

Daß Heinrich auch wirklich einen in Deutscher Sprache gedruckten Sendbrief (Manifest) erließ, auf dessen Titel er sich

Vindex Libertatis Germaniae
et Principum captivorum

nannte, daß er Metz, Toul und Verdun vom Reiche abriß, und dann, nach einem bis Speyer gemachten Streifzuge, wieder heimkehrte, ist bekannt.

.....

Die Zahl der im 15. Jahrhundert gedruckten Werke beläuft sich doch auf ungefähr 15000. So schätzt sie einer der neuesten gelehrten Bücherkenner, der Spanier della Serna Santander.

.....

Unter den oft genannten Nahmen neuerer Zeiten steht der des Doctor Faust vielleicht oben an. Bürger und Bauern führen ihn, selbst in Dänemark und Norwegen, tagtäglich im Munde. Aber wo er geboren, und wer er gewesen, das wissen von seinen eignen Landsleuten, den — Würtembergern, schwerlich nur zwanzig.

.....

Welch ein gefährliches Spiel Ärzte, oder vielleicht nur Afterärzte, in der Ausübung ihrer Kunst noch vor wenigen Jahrhunderten in Europa spielten, davon mögen folgende Beyspiele zeugen.

Den König Johann von Böhmen befiel im Jahr 1337 eine so bedeutende Augenkrankheit, daß er zwey fremde Ärzte zu sich berief, einen Araber und einen Franzosen, beyde fruchtlos. Der Araber durfte ungestraft zurück, weil man ihm ein sicheres Geleit gegeben hatte; aber den Franzosen ließ, wegen seines schlechten Heilverfahrens, Johann in einen Sack nähen, und in den Oderstrom werfen.

Dasselbe Schicksal hatte im Jahr 1371 ein anderer Franzose, der den Erzbischof Gerlach von Mainz von einem Leibesübel heilen sollte, ihn aber dagegen durch ein allzu starkes Abführungsmittel in das Grab beförderte. Der Arzt ward ohne Gnaden im Main ertränkt.

.....

Der Respects-Widrigkeit wird wahrscheinlich nirgendwo kräftiger gesteuert, als bey den Wilden um den Hafen Braslin in der Südsee. Wer auf den Schatten seines Königs tritt, wird mit dem Tode bestraft.

.....

Bey den Rheinbewohnern, den Franken und andern Ausländern steht der Neckarwein nicht im besten Rufe. Das war ohne Zweifel schon im 16. Jahrhundert der Fall. Wenigstens schrieb Melanchton von Augsburg aus im Jahr 1530 an einen Freund: „Wir trinken hier Neckarwein, der aber gar kein Nektarwein, sondern so matt, so rauh und sauer ist, daß er gleich am ersten Tage dem Kanzler Christian die Darmgicht zugezogen hat."

.....

In Amsterdam war ehemahls die sprichwörtliche Redensart gewöhnlich: „eher dürfe man einen Statthalter schlagen, als einen Storchen beleidigen." Theils hat seine Nützlichkeit in dem wasservollen, sumpfigen Holland diesen Vogel so werth und beliebt gemacht, theils jene rührende Begebenheit, da ein Storch, bey dem schrecklichen Brande in Delft, lieber in den Flammen umkommen, als seine Jungen verlassen wollte, die er jedoch, trotz allem Bestreben, nicht retten konnte.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 16. und Freytag den 18. May 1810.

In dem Gesang der Minnesänger ist viele Anmuth und Kühnheit, oft Höhe, einfaltsvoll, edel, oft wohllautender als unsere, ist ihre veraltete Sprache. Nicht an Worten sind sie arm, sondern an besserer Kenntniß. In dem blühenden Zeitalter des Hohenstaufischen Geschlechtes keimten schöne Wissenschaften auf; sie ergossen unendlichen Reiz, die höchste Wollust, über das menschliche Leben. Eine neue Achtung für Bildung des Geistes, Eifer, sie selbst in entfernten Ländern zu suchen, Entschlüsse, das Nothwendige zu Hause zu verlassen, drangen selbst in Stifte, der Unwissenheit Wohnung, wo man sonst nur auf das Äußerliche sah. Aber die Verwirrung des Kaiserthums und neuer Ehrgeiz der Fürsten sowohl, als der Gewerbe, welche in den Städten den Handel störte, vertrieb den Geschmack des Schönen; hierauf kam die Scholastik, alsdann die theologische Polemik, bis endlich die Seuche der Nachahmung den Deutschen Geist verfinsterte, und unter seinem natürlichen Schwung zurück hielt. So beharrten viele Gegenden der Schweiz in ungelehrter Einfalt, oder die Gelehrten schrieben, ohne Rücksicht auf das Land, nur für ihres Gleichen.

Johann von Müller.

(59 und 60.)

Aus Collins Rudolphiade.

Alle freuten sich nun des kaiserlich prangenden Mahles,
Munter kreisten die Becher, zum Wohle des herrlichen Gastherrn,
Und Rudolphus entgegnet Bescheid den stattlichen Gästen.
Sieh'! da löste der Wein die gebundenen Herzen und Zungen
Bald zum frohen Gespräch. Vielstimmiger, munterbelebter
Tönte des Saales Gewölb bis hinab zum Volk in den Burghof,
Und es erkannte des Herrschers Ton aus der Stimmen Gemenge,
Hoch erfreut es sich dran, denn es liebte den mächtigen Kaiser.
Vier der Trachten waren vorbey, schon trugen den Nachtisch,
Kostbarer Früchte voll, und künstlichen Zuckergebäcken,
Edelknaben nun auf, in goldgetriebenen Schalen.
Sieh'! da trat ein Sänger herein, im Purpur-Talare,
Weiß von Haar und Bart, und mildestrahlenden Blickes,
Neigt vor dem Kaiser sich tief, und hebt majestätisch sich wieder,
Jetzt die Leyer von Elfenbein, mit Golde gezieret,
Legt er in Arm, schlägt suchend und stimmend den Ton an.
Plötzlich wird es nun still, ihm horchet die ganze Versammlung.
Aber Rudolphus ruft nun einem der dienenden Knaben,
„Knabe, was weilest du dort, und lässest den Sänger hier stehen?
Einen Sitz verschaff' ihm schnell," — dann zu der Versammlung:
„Noch verehr' ich der Sänger Geschlecht, und wär' ich kein Kaiser,
Sänger würd' ich, — sie, sie auch, sind Herrscher, die Sänger,
Herrschen durch süß eindringendes Wort, harmonische Klänge.
Wär' uns doch gleiche Herrschaft gegönnt! Doch zwingt uns das Schicksal,
Herrscher zu seyn durch Gewalt und wild verheerende Kriege.

Eilig schaffte der Knabe den Sitz dem stattlichen Sänger.
Als sich dieser nunmehr im Angesicht aller gelagert,
Säumt' er länger nicht, und hob erfreulichen Sang an,
Wie am Ufer der Limmat, von Regenbächen geschwollen,
Traf, mit dem heiligen Leib, ein reisender Ritter den Priester,
Der nun blößte den Fuß, und dachte zum Heile des Kranken,
Durchzuwaden den Bach, wie sehr die Kiesel auch schmerzten.
Doch der Ritter duldet es nicht, und steiget vom Pferde,
Hält demüthig die Bügel und heißt den staunenden Priester
Es zu besteigen, und so den heiligen Gang zu vollenden,
Kniet am Ufer dann hin, und empfängt den heiligen Segen.
Als nun des anderen Tags der Priester kam zu dem Ritter
Rückzustellen das Pferd, und seinen Dank ihm zu künden —
Gegnet der Ritter darauf: — „Ich Ärmster fühle mich unwerth,
Jenes Roß zu besteigen, das meinen Herrn getragen,
Seinem Dienste hab' ich's geweiht, ihm mag es verbleiben."

Also der Sänger, und fügte nun Segen dem Sang bey;
„Wählen möchten den Frommen zum Schirm der heiligen Kirche
Deutschlands Fürsten und Volk als heiligen Römischen Kaiser,
Ihn und sein ganzes Geschlecht — Urenkel im spätesten Gliede,
Allgeliebet vom Volk, und weit gefürchtet von Feinden."

An dem Segen erkannte der herrliche Kaiser Rudolphus
In dem Sänger den Priester, den lange verstorbenen, frommen,
Welchen schon damahls als Greisen, er selbst noch ein blühender Jüngling,
Mit dem heiligen Leib antraf im stürmischen Wetter,
Dem das Roß er gab, und hielt demüthig die Bügel,
Dann den Segen kniend empfing. — Wohl wirkte der Segen,
Denn als Graf, erhielt er ihn noch, dann wählten zum Kaiser,
Deutschlands Fürsten den Grafen, zum Schutze der heiligen Kirche.
Und Rudolphus beugte sich tief, und hüllte das Antlitz,
Aber die Gäste faltten hoch zum Himmel die Hände.
Heilig ward nun das Mahl, denn ringsum betheten alle.
Als die Entzückung vorbey, man sah nach dem stattlichen Sänger,
War geleeret der Sitz, und der Sänger im Saale verschwunden,
Unbemerkt, ihn sah der Gäste keiner hinausgehn.
Da ergriffen Schauer den Kaiser und die Versammlung,
Schweigend hob der Kaiser sich auf, verlassend die Gäste.
Schweigend theilten, diese sich schnell in ihre Gemächer.

Joann de Mascarenhas.

(Beschluß.)

Zum dritten Mahle, im Anfange des August, hatte Rumekhan die zerrissenen Mauern vergeblich stürmen lassen, als er ein neues Mittel ersann, den Vertheidigern der Burg Verderben zu bereiten. Es ward eine Mine gegen den Joannesthurm hin angelegt, und durch falsche Angriffe und allerley lärmende Unternehmungen das Geräusch der unterirdischen Arbeiter den Portugiesen schlau verborgen. Glücklich gelang die List. Ein verstellter Überläufer berichtete in der Festung: Rumekhan werde am 10. August den letzten Sturm wagen, und wenn auch dieß Unternehmen mißlänge, die Belagerung aufheben. Die Feinde rückten an diesem Tage unter dem Schalle kriegerischer Musik gegen die Burg, und es begann ein ungewöhnlich heftiger Angriff auf den Joannesthurm; aber als zahlreiche Krieger auf das bestürmte Bollwerk gekommen waren, eilten die Feinde schnell von den Mauern in's Lager zurück, stürmten dann wieder heran, und flohen wie von plötzlichem Schrecken ergriffen. Überrascht durch diese ungewöhnlichen Bewegungen, ahndet Mascarenhas den verderblichen Anschlag, und ließ der Besatzung des Thurms entbiethen, sich eilig zurück zu ziehen. Des Anführers weise Vorsicht ward verkannt von den Verwegenen, welche in jenem Befehle nur kleinmüthige Furcht sahen. Sie zögerten; wenige Minuten nachher sprang die Mine, und gegen siebzig der tapfersten Krieger wurden in die Luft geschleudert. Bey diesem furchtbaren Anblicke war es auffallend, wie die unglücklichen Opfer ihres Übermuths Lanze und Schild so fest umklammert hatten, daß erst in dem Augenblicke, wo die Leichname leblos auf der Erde lagen, die geliebten Waffen ihren Händen entsanken. Nur zwanzig, aber von den Flammen verletzt, retteten ihr Leben. Jetzt drangen die Feinde in den weiten Riß, den der zertrümmerte Thurm geöffnet hatte; nur wenige muthvolle Männer mußten den ungestümen Angriff aushalten, bis Mascarenhas mit siegreicher Hülfe herbey kam. In diesem Gefechte war's, wo Isabella Madera, ein blühendes Weib, als ihr geliebter Gatte an ihrer Seite fiel, die klagenden, tröstenden Freundinnen tadelnd, zur Fortsetzung der gemeinsamen Arbeit aufforderte, und sich und allen ihren Kindern den rühmlichen Tod wünschte, welchen der Vater gefunden.

In der Nacht des unglücklichen Tages ließ Mascarenhas von Männern und Weibern auf den Trümmern des gesprengten Thurms eine starke Mauer aufführen, die bey Sonnenaufgang vollendet war. Die Feinde aber, muthvoller durch glücklichen Erfolg, arbeiteten rüstig an der Vernichtung der übrigen Bollwerke. Als es ihnen endlich gelungen war, einen der festesten Thürme zu zerstören, drangen sie ungestüm durch den Riß, und tapfern Widerstand überwältigend, pflanzten sie ihre Siegeszeichen auf die eroberten Mauern. Die Kirche ward bestürmt, und mehrere Tage hier gekämpft, so, daß bald dieser Theil bald jener den Ort behauptete. Jetzt galt es Kampf für Altar und Herd, und nach der muthigsten Anstrengung gelang es den Portugiesen, durch eine Mauer die Kirche zu theilen, worin nun Christen und Muhamedaner abgesondert ihre gottesdienstlichen Gebräuche feyerten.

Mit jedem Tage ward die Lage der Vertheidiger bedrängter; nach jeder tapfer überwundenen Gefahr drohte eine neue den ermatteten Siegern. Mascarenhas wachte schützend wie ein höherer Geist über ihre Erhaltung, stärkend, ermunternd durch Wort und That. Er zählte nicht hundert unverwundete Krieger, alle Lebensmittel waren so selten geworden, daß man mit ekelhafter Nahrung den Hunger stillte, der Vorrath von Pulver war erschöpft, und bey dem Mangel an den erforderlichen Bedürfnissen konnte täglich kaum so viel bereitet werden, als zu einem Stücke nothwendig war. Die stolze Haltung, welche die Belagerten bey aller Noth behaupteten, war ihre Rettung. Es ahndeten die Feinde nicht den Mangel, womit die Tapfern kämpften, nicht ihre geringe Anzahl, und so unbegreiflich es war, wie über die stürmische See Beystand kommen könnte, sie glaubten fest, es wären heimlich Hülfsvölker angelangt. Der feindliche Anführer ward in dieser Meinung bekräftigt, als er einst, auf die Aussagen entflohener Sclaven, welche die Noth der Belagerer verriethen, einen Angriff wagte, und tapfer zurückgeschlagen ward, oder als ein gefangener Portugiese, Qualen und Tod nicht achtend, mit stolzer Festigkeit behauptete, noch sechshundert Krieger wären bereit, die zertrümmerten Mauern zu schützen. Je mehr die Feinde das Innere der Burg selbst bedrohten, je mehr ihr Geschütz und ihre Minen überall zerstörten, desto unermüdeter war Mascarenhas, zu sichern, was die Tapferkeit der Seinigen noch behauptete. Da sah man den edeln Anführer selber auf seinen Schultern Steine herbey tragen, um die neue starke Schutzmauer in der Festung zu erbauen. Endlich, als die Pfeile und Kugeln, welche die Feinde von den eroberten Bollwerken und Mauern sandten, die Straßen immer unsicherer machten, ließ Mascarenhas die inneren Wände aller Häuser durchbrechen, damit seine Krieger gefahrlos von einem Orte zum andern gehen möchten.

So schien sich alles zum Untergange der Tapfern zu neiden, so rückte immer näher der Augenblick, wo die letzten Trümmer der Mauern fallen, und jede Heldenbrust entblößen sollten; da kam ein Schiff von der Flotte, welche der Vicekönig ausgerüstet hatte, die nahe Hülfe verkündend; und bis zum 28. August landeten nach und nach, wie das unruhige Meer sie trieb, fünf und zwanzig kleine Schiffe, welche vier hundert kampflustige Krieger brachten. Es waren Männer voll kühnen Muthes unter ihnen, aber die Meisten ärmer an Kriegserfahrung, als die vielgeprüften Waffenbrüder, welche in der Schule der Noth und Gefahr Vorsicht und Besonnenheit gelernt hatten. Vorlaute Sprecher erhoben sich, den weisen Anführer zu tadeln, der auch jetzt noch, hieß es, hinter den zertrümmerten Mauern verweilen, und den Hohn eines verächtlichen Feindes ertragen wolle, statt den Sieg in offener Feldschlacht zu hohlen. „Will er uns nicht zum Kampfe führen," sagten sie, „so wird sich unter so vielen edlen Jünglingen wohl Einer finden, der würdig an unsrer Spitze stehen mag." Vergebens suchte Mascarenhas den heftigen Jünglingen begreiflich zu machen, wie leicht jetzt durch unbesonnenes Wagen die Herrschaft über Indien könne gefährdet werden; vergebens bath er sie, ihren kriegerischen Muth für den Augenblick aufzusparen, wo er, durch die übrigen Hülfsvölker verstärkt, mit festerer Siegeshoffnung den Angriff gegen die überlegene Macht wagen dürfe. Ein neuer Vortheil, den die Feinde im Angesichte der Portugiesen erwarben, reizte noch mehr die unwilligen Gemüther; und um offenbare Empörung zu verhüthen, mußte Mascarenhas das Zeichen zum Ausfalle geben. Der An-

griff mißlang. Die lautesten kühnsten Sprecher waren die ersten, welche durch schmähliche Flucht Verwirrung unter ihre Waffenbrüder brachten; und ohne des Anführers besonnene Tapferkeit wäre unrühmlich verloren worden, was er bis dahin so ehrenvoll erhalten hatte. Dieß Unheil verbreitete solche Furcht unter den Geschlagenen, und erhob so sehr den Muth der Sieger, daß Mascarenhas seine ganze Festigkeit, seine ganze Geistesgegenwart brauchte, um jene aufzurichten, und diesen kraftvoll zu begegnen.

Zwey volle Monathe noch mußte er, obgleich von Zeit zu Zeit verstärkt, alle Hülfsmittel aufbiethen, die Trümmerhaufen seiner Mauern und Thürme zu schützen, und die Angriffe der Feinde abzuwehren, die immer heftiger wurden, je näher des Winters Ende heran rückte. Am 7. Nov. erschien der Vicekönig, der heldenmüthige Joann de Castro, mit einer mächtigen Flotte auf der Höhe von Diu. Drey Tage nachher führte er die Portugiesen, fast drey tausend an der Zahl, dem Feinde entgegen; und voran zog Mascarenhas mit seinen Tapfern, um blutige Rache zu üben für alles, was sie sechs Monathe lang erlitten und geduldet. Der Feinde zahllose Schaaren flohen; die Herrschaft über Indien war gerettet.

Einige Worte zur Charakteristik der Zeitschriften und der Zeit.

Schon in Nr. 43 und 44 dieses Archivs standen einige wahrhaft merkwürdige Pröbchen von der gewissenhaften Wahrheitsliebe und der, ganz im Sinne des:

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni

jedwedem Wechsel äußerer Umstände unzugänglichen Gerechtigkeit der ephemeren Blätter des südlichen Deutschlands. — Diese Pröbchen datirten gleichwohl noch hinauf in die Epoche eines, mit riesenmäßiger Anstrengung geführten, von zahlreichen Heldenthaten erglänzenden und darum Versöhnung durch wechselseitige Hochachtung und durch diese eine, von Millionen gesegnete Vereinigung stiftenden Krieges. — Aber gewiß übertrifft es jede, durch die bereits erprobte historische Treue und Würde jener Zeitungen und Zeitschriften auch noch so hoch gespannte Erwartung, daß sie auch noch jetzt, und noch unter den gegenwärtigen Umständen, vollständige Handschreiben der ersten Souverains der Welt liefern, die geradezu und durchaus erdichtet sind.

Die Wiener-Hofzeitung vom 2. May und der Österreichische Beobachter vom 4. enthalten über die gedachte, unglaubliche Unverschämtheit folgende Artikel:

„Der „Correspondent von und für Deutschland" Nro 109 und mit ihm auch die Augsburger-Zeitung Nro. 95 und 96 erzählen mit vielem Detail eine, ihre Majestät die Kaiserinn der Franzosen betreffende Anecdote, welcher nur eine Kleinigkeit abgeht: Die Wahrheit. Wenn man auf der einen Seite die Großmuth, mit welcher die Redacteurs öffentlicher Blätter über einige Dutzend von Millionen zum Besten eines von ihnen eben nie sonderlich begünstigten Staates disponiren, mit Dankbarkeit und Rührung anerkennen muß, so darf man auch auf der andern Seite den Berge versetzenden Glauben nicht unbewundert lassen, mit welchem sie alles, auch das Unwahrscheinlichste und Ungereimteste, auffassen, miniaturmäßig ausmahlen und verschönern, und sich so zwar nicht als prüfende Sammler der Materialien für die Geschichte ihrer Zeit beurkunden, dafür aber in die Reihe sinnreicher und angenehmer Erzähler sich aufschwingen, welchen man gerne zuhört, auch wenn man ihnen nicht glauben kann."

„Eine gleiche Kleinigkeit, nähmlich Ächtheit, fehlt auch einem in mehreren öffentlichen Blättern erschienenen angeblichen Schreiben des Kaisers Napoleon an den Erzherzog Carl, um selbem die Procura bey der Vermählungsfeyer in Wien zu übertragen."

Die geschätzten vaterländischen Blätter für den Österreichischen Kaiserstaat enthalten in Nr. CIII eine, wenn schon keine so erhabenen Personen betreffende, doch den herrschenden Lügengeist nicht minder darthuende Berichtigung rücksichtlich des edlen Grafen Harrach, welcher sich ganz im Geiste der ältesten Brüder des Deutschen Ritterordens mit der seltensten Aufopferung und Begeisterung der Heilkunde weihte, die Doctorswürde in derselben erhielt und verdiente, und sie wirklich als Wohlthäter und Vater seiner Patienten ausübt.

„Während der Anwesenheit der Französischen Truppen in Wien verbreitete sich die Sage: „Der edle und geistvolle Graf Carl v. Harrach sey zu S. M. dem Kaiser Napoleon berufen worden. Dieser habe ihn erst über seine seltene Hingebung für die leidende Menschheit, besonders über das, was er für die kranken und verwundeten Französischen Soldaten gethan hätte, mit Dank und Lob überhäuft, aber zugleich auch die starke Bemerkung angereiht: nur um dieser Aufopferungen willen erlasse er ihm die Strafe, die seine ungebührlichen Äußerungen gegen Ihn (den Kaiser) und gegen die Französische Armee verdient hätten."

Diese Sage verbreitete sich bald durch die ganze Österreichische Monarchie, und ging sogar in öffentliche Blätter des Auslandes über.

Wenn die Zeitungen des untersten Ranges, welche Publicität und Anecdoten-Hascherey für gleich bedeutende und gleich gute Dinge halten, ohne Prüfung alles aufnehmen, was ein unbesonnener Correspondent niederschreibt, und eine mitleidige Censur zuläßt, so mag das hingehen. Wenn aber das Archiv für Theater und Literatur in Hamburg und sogar die Zeitung für die elegante Welt, welche durch Mahlmanns sonst so besonnene Leitung wieder zu Ehren gebracht wurde, solche Sagen aufnehmen, und zu wirklichen Thatsachen erheben, dann ist ein Gegenwort nöthig, so bald dabey die Ehre eines wackeren Mannes angetastet ist.

Hier tritt dieser Fall ein: Graf Carl von Harrach gehört nach Geist und Herz unter die trefflichsten Menschen. Seinen Verehrern und Freunden, oder welches eines ist, Allen, die ihn kennen, kann es nicht gleichgültig seyn, ihn seinen Zeitgenossen als einen Unbesonnenen dargestellt zu sehen, der auf eine so starke Weise „von unzeitigen und unvorsichtigen Äußerungen" (wie die elegante Zeitung nicht ganz elegant sich ausdrückt) zurückgeschreckt zu werden verdient habe. Die Erklärung ist also nicht überflüssig:

„Daß die ganze Erzählung eine vollständige Fiction sey; daß Graf Harrach nie bey dem Kaiser

ser Napoleon gewesen, und daß auch nicht der kleinste Umstand vorhanden war, welcher irgend eine Veranlassung zu jener Sage hätte geben können."

Von dem achtungswürdigen Hofrath Mayrmann darf man erwarten: daß er nicht nur diese Erklärung in seine interessante Zeitschrift aufnehmen, sondern zugleich auch seine Correspondenten in Wien erinnern werde, in ihren Notizen mit dem Reitze der Neuheit, zugleich auch den noch höheren Reiz der Wahrheit zu vereinigen, welche von ihnen nicht selten etwas unsanft verletzt wird."

Noch ungleich reichhaltigern Stoff biethet eine andere, nicht minder traurige literärische Erscheinung dar. Es ist J. A. Schultes, M. D. und Professors an der königl. Bayerischen Universität zu Innsbruck, Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804, und 1808, zwey Theile mit einer Charte und fünf (schlechten) Kupfern. Tübingen bey Cotta, 1809. *)

Wer dieses Buch mit gewöhnlichen Erwartungen oder gar mit Minoischem Recensenten-Sinne zur Hand nimmt, dürfte wohl kaum zu sich selbst kommen, wenn er diese Unzahl factischer Irrthümer und Verläumdungen, diesen sträflichen Leichtsinn in der Construction des Styls wie des Inhaltes, (mit dem es offenbar großen Theils auf bloße Anschwellung der Bogenzahl gemünzt war) diese rasenden Ausfälle gegen Österreich liest, die in Österreich selbst, in Österreichs Dienste niedergeschrieben, widerlicher sind, als wenn der tolle Hund immerfort knurrend und murrend in den Eckstein beißt, jenseits dessen ihm sein Gegner entschlüpfte, weil er sonst

— — Si non aliqua nocuisset, mortuus esset! **)

und wenn er das ganze 500 Seiten dicke Buch mit seinen unzähligen Ziffern und Tabellen, statistischen Minutien und frivolen Invectiven, deren Zahl Legion ist, durchwatet hat, sieht er gewiß in jenem von dem unerreichten Sänger von Tibur ***) mit ergreifender Lebendigkeit entworfenen Bild und in der beygefügten Warnungstafel, das leibhafte Contrefait des Herrn Schultes und die Moral aller seiner Werke vor sich abgespiegelt:

Foenum habet in cornu: longe fuge! dummodo risum
Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico:
Et quodcunque semel Chartis illeverit, omnes
Gestiet a furno redeuntes scire, lacunas,
Et pueros et Anus — — absentem qui rodit amicum;
Qui non defendit, alio culpante; solutos
Qui captat risus hominum, famamque dicacis;
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nescit: hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Nicht minder wird jedwedem aufmerksamen Leser die Klage des Verfassers unstreitig sehr begreiflich seyn „daß die Engbrüstigkeit der Österreichischen Censur ihm nicht gestattet habe, „diese schon 1804 so fertig wie jetzt liegenden Briefe „drucken zu lassen (Seite 2. 3. I. 2. 3. II.) daß man die Hälfte „derselben durchgestrichen haben würde, weil jene Censur kein „freyes Aufstreben des Geistes und keine männliche Äußerung „der Wahrheitsliebe und Verachtung der Unheilbringenden Ver„finsterer zu ertragen vermöge, weil der Verfasser seit zehn „Jahren unter dem Drucke dieser unheiligen Hermandad — „oft und zu tief gelitten habe (???), um auch ein sol„ches (!!!) Werk in ihren Löwenrachen zu werfen."

Noch einige Stellen dieses Schlages, und man wird in großer Verlegenheit seyn, das Land zu errathen, dessen Censurs-Behörden derley unpatriotische Gallergießungen und unwahre Schmähungen eines damahls in Eid und Pflicht gestandenen Staatsdieners hätten sanctioniren können!

Der neueste Proceß, der in dem fernen, freyheitsstolzen England (das doch die Preßfreyheit, wie die Great Charter und die Habeascorpus-Acte als constitutionelle Kleinode betrachtet) in diesen Tagen abgeführt wurde, ist Bürge, daß man auch dort die Scheidelinie zwischen Preßfreyheit und Preßfrechheit nicht minder unterscheide.

Auch die Erwerbungsart des technischen Hauptheiles des ganzen Buches (denn alles Übrige ist theils ermattende Landschaftsmahlerey, theils augenscheinlich nur da, um zu ergießen, quod jussit splendida bilis! S. 3.) dürfte der Discretion manches Biedermannes ein Stein des Anstoßes seyn, zeigte nicht jede Seite, daß Herr Schultes selbst von Dienstverhältnissen eben keine gar zu delicaten Begriffe hege. Er sagt nähmlich; man würde die Verlautbarung dieser Notizen in Österreich „als Hochverrath an den weisen Einsichten des Salz„Oberamts, und wohl gar als Staatsverrath erklärt ha„ben," (und II. S. 39) „es sey den Salinen-Beamten sogar „ausdrücklich verbothen, über einen Gegenstand ihres Amtes „mit Fremden zu sprechen" — und einige Zeilen tiefer sagt er unaufgefordert, daß er alles, was er hier liefert, der Güte und dem Vertrauen k. k. Salinen-Beamten zu verdanken habe!!! (S. 2. 3. 87.)

Allein ein Werk, das uns, theils durch die felsenfeste Zuversicht des Verfassers, noch mehr aber durch die Sorglichkeit des Verlegers als classisch angepriesen wird, darf nicht mit der geringfügigen Scala des sens commun und gewisser bürgerlicher Gefühle und Tugenden bemessen werden; der Panzer, der des Pygmäen schmächtigen Körper zwingt, kann nicht einem solchen Riesenleib anpassen! — Der bedeutungsvolle Einklang dieses Buches mit mehreren andern, die in der gleichen Epoche, unter dem gleichen Grad der Breite, mit eben der ledernen Stirne ans Licht traten, hält unser Urtheil gebieterisch zurück, und flößt uns die zerknirschende und beschämende Überzeugung ein, daß nur Wir noch nicht reif, noch nicht empfänglich seyen, so vieles Große und Neue und bisher im buchstäblichen Sinne noch Unerhörte zu verstehen, und in dem engen Busen zu umfassen, dem kühnen Adlerfluge mit unsern gelähmten Schwingen nachzufolgen! — Vermag es denn das ungewöhnte und unbewaffnete Auge, den plötzlichen Sonnenglanz zu ertragen???

Doch wir gehen zu den einzelnen Stellen über, die aus dem Meere von Trefflichkeiten als eben so viele Cabos tormentosos hervor ragen.

Welcher Stoff des Nachdenkens liegt z. B. für den Miniister des Innern in dem Großherzogthume Warschau nicht in der Entdeckung (S. 3. 4.) „daß die Menschen an der „Weichsel, die das Jammerthal des ewigen Branntweins und

*) M. s. Nr. 44. S. 197 dieses Archives.
**) Virg. Ecl. III. 15.
***) Horatius. L. I. 4. 34. 38. 81. 86.

„der Wichtelzöpfe bewohnen, noch unter dem Ursus Aretos L., „stehen? und daß in West-Galizien jeder 915. Kopf ein Cri„minal-Verbrecher sey."

Man wird durch dieses treffliche Buch mit der edelsten Freymüthigkeit belehrt, daß man in Österreich „mit bey„spielloser Engherzigkeit und durch alle möglichen Mittel die „statistischen Daten und Größen in undurchdringliche Schleyer „des Geheimnisses zu hüllen suche." — Freylich könnte sich einem hiergegen aufdringen, was Schwartner, was der Freyherr von Lichtenstern, was Kindermann, Engel, Jekel, Schwoy, Demian, Bisinger, die vaterländischen Blätter (großentheils aus officiellen Quellen) binnen dem letzten Jahrzehend zur öffentlichen und allgemeinen Kenntniß bringen durften, und wirklich gebracht haben; ja man könnte sogar auf den Gedanken gerathen, diesen Vorwurf aus Schultes eignen frühern Reisen, und aus zahlreichen Stellen der einst von ihm redigirten Österreichischen Annalen zu dementiren. Allein gleich einer Seifenblase schwinden diese nichtigen Einwürfe vor dem (II. 3.) so majestätisch hingeworfenen αυτος εφα des Verfassers: „Man kümmert sich in Öster„reich höchstens alle 25 Jahre ein Mahl um die Statistik „der Monarchie, und so wird es wohl (da 1801 durch den „Erzherzog Carl oder vielmehr durch einen Mann, dem „er das Zutrauen schenkte, die erste und wohl auch die „letzte statistische Nachfrage geschah) Reisenden und Statisti„kern vor 1825 unmöglich werden, etwas Officielles über ein „Land zu erfahren, das durchaus ein China für das übrige „Europa seyn soll!!!"

Daß Herzog Albrecht IV. (der am 14. September 1404 starb) 1459, also 55 Jahre nach seinem Tode, den Hallstädter Berg besucht habe (I. S. 38.) ist gewiß eben so merkwürdig, als die öftere Ausspendung solcher Wunderthaten dem Herrn Schultes als ausübendem Arzte herzinniglich anzuwünschen ist.

Mit eben der schätzbaren chronologischen Genauigkeit erfährt man S. 228, daß der Tod des großen Maximilians zu Wels 1513 (12. Jänner 1519) erfolgt sey.

Allein nicht bloß im Inhalte, auch im Ausdrucke finden sich allerwärts derley Genie-Blitze.

Welcher Unbefangene könnte Herrn Schultes Schriften das Zeugniß versagen, in ihnen sey nur wahrhaft plastischen Bildern und Ideen Raum gegönnt, jenes dem geschmackreichen Hellas so verhaßte in pejus Angere dürfe auch diese geheiligte Schwelle nicht betreten.

Welche liebenswürdige Bescheidenheit, welche idealisirende Grazie, und welches Hochgefühl für die eigene und für des Publicums Würde liegt z. B. nicht darin, daß Österreichische Abteyen (S. 239) „umgeschlagne Mistbeeten des heiligen Benedicts" — daß unsere Hofräthe in Solidum „arme Narren" genannt (S. 233.) — daß (S. 98 II.) auch die Böotischesten Erscheinungen schlechtweg durch „Österreichischen Fajakismus" erklärt werden, — daß (S. 43.) der zierliche Rath ertheilt wird: „das uralte Cadaver der Krakauer Universität dem Schinder zuzuerkennen und, wie lieblich (S. 55. II.) Luder und Aas als Referens und Relatum, in die natürlichste Wahlverwandtschaft verschwistert sind.

Der überhaupt als ein ächtes Götterkind nur mit der ambrosischen Milch der Classiker großgenährte Verfasser scheint doch nach alle dem, von ihnen und z. B. von Aristophanes und aus dem Zank zwischen Demosthenes und Äschines, zwar nicht das, was diese Alten eigentlich alt gemacht hat, ihre originellen, unverwelklichen Vorzüge, wohl aber das Schmutzige, Freche und Fischweiber-Ähnliche behalten zu haben, was den Schatten zu ihrem Glanze gab.

Welche reine Herzensgluth und Liebe zum Bessern sieht nicht daraus hervor, daß (I. S. 106) docirt wird „die Forstwissenschaft in Österreich sey einzig und allein darauf beschränkt, Rehe und Schwarzwild zu schießen, um damit die Küche der höhern Staatsbeamten und der Buchhalteristen zu versehen!"

S. 43. I., erfährt man, daß „das Commissions-Wesen eine „der lustigsten Seiten in der Österreichischen Staatsverwal„tung sey, indem man die Hofräthe immer dahin schicke, wo „ihnen weder Sprache noch Landessitte bekannt wäre, alsdann „Tausende verzehrt, die Elaborate ein paar Jahre liegen ge„lassen und alsdann von der betreffenden Landesstelle mit Pro„test zurückgeschickt werden."

An einer andern Stelle wird es sogar den armen Commissarien hart vorgeworfen, daß wo der große Kaiser Max hinaufging, sie sich hinauf ziehen oder tragen lassen. Allerdings dürften Wenige Lust haben, mit ihm die Martinswand zu erklimmen, so wie es sehr weichlich ist, daß man nicht jetzt noch, Mann und Roß, selbander geharnischt umherzieht.

S. 169, gewahrt man einen der sonderbarsten Vorwürfe, der der Österreichischen Staatsverwaltung je gemacht worden ist, nähmlich: daß „der Staat aus übel verstandenem Geiz alles an sich reisse, was die Privat-Industrie beleben und begünstigen kann." Gleichen Gelichters ist, was der Verfasser von dem, in der Regel herrschenden Elend der Bauerschaft, der erzeugenden Classe in Österreich, von ihrer saeva Paupertas (!!!) spricht und (II. 44) daß zu Fußreisen von 8 — 10 Tagen über die Alpenkette Steyermarks und des Landes ob der Enns „das Einkommen eines Fürsten ge„höre, denn das Vermögen eines Privatmannes würde schwer„lich zureichen, zu einer solchen Unternehmung, die jetzt „in Österreichischen Bancozetteln eben so viel kostet, als „ehedem eine Reise um die Welt," (der Herr Schultes scheint geraume Zeit in dem geheimen Cabinete des Baron von Münchhausen gearbeitet zu haben,) und wie er sich dann (S. 30. 231. 233.) über denselben Gegenstand widerspricht. Dieser Verwickelung kann der nicht entgehen, der, um ein frostiges Späßchen anzubringen, oder seinem unwiderstehlichen Schmähdrang nachzuhängen, gar kein Bedenken trägt, seine eigne innere Überzeugung mit Füßen zu treten, und im buchstäblichen Sinne der erkannten Wahrheit zu widerstreben.

Dagegen lernt man, daß wer gegen Herrn Schultes zürnt, in der Regel, sich nicht bessern könne, denn (II. 4.) „der Wirth „Eisenmayer in Gmünden war einst theuer, Schultes tadelte ihn „öffentlich, und er hat sich seines Zornes gegen den Tadler „ungeachtet sehr gebessert, so daß der Herr Professor ihn „jetzt allen Reisenden empfiehlt."

S. 44. II. erfährt man folgendes wahrhaft Neue, und besonders nach dem thaten- und verhängnißreichen Jahre 1809 doppelt Merkwürdige: „Österreich hatte von jeher das Unglück, keinen Patriotismus zu finden in seinen mächtigeren und reicheren Bewohnern (die ungarischen Fürsten und Grafen allein ausgenommen). Jene Herren, die nur ihren

Bauch für das natale solum anerkennen, glauben nur dann dem Vaterlande gedient zu haben, wenn sie über ihren Bauch ein gefurchtes Ordensband hinab hängen lassen. !!!"

Man erfährt weiters S. 47. daß „der edle Ungar in der ganzen großen Österreichischen Monarchie die einzige Nation sey."

Was würde Carl IV., der sogar jedweden Kaiser in der goldenen Bulle verband, der slavischen Sprache mächtig zu seyn, was würde Schlözer (mit dem Schultes wahrhaftig nichts gemein hat als die Anfangsbuchstaben), was kann endlich jeder Mensch mit gesunden Sinnen davon denken, wenn er (S. 46. 47.) liest, daß die „Slaven (eine „Population von 50 Millionen) keine Menschen, sondern „Hunde wären, für welche sie unsere Deutschen Urväter längst „erklärten; daß die Böhmen*) unedel und die Pohlen „noch nichtswürdiger seyen!" — daß wir Celten (Deutsche) gar kein anderes Interesse haben können, als alle Slaven zu exterminiren! (Oho!) denn wer seit Jahrtausenden kein Mensch geworden sey, könne auch nach Jahrtausenden kein Mensch mehr werden. (!!!) —

Die sinnvolle Stelle über den Gränzstein Österreichs und Steyermarks und über die Siege des unüberwindlichen Bayerischen Löwen über den zweyköpfigen Adler II. 49. 50. wurde bereits in Nr. 44 dieses Archivs geziemend angepriesen.

S. 49 ersieht man zu nicht geringer Verwunderung, daß es in Österreich noch immer Märterer unter den Protestanten gebe, eine Nachricht, die doppelt auffällt, weil man in Österreich so wenig mehr von Toleranz sprechen hört, als bey strotzender Gesundheitsfülle von Arzney, weil unlängst noch **) ein eigenes Handschreiben des Monarchen seinen dießfälligen Gesichtspunct laut zu erkennen und zur allgemeinen Richtschnur gab. Das ganze Handschreiben ist viel zu interessant um es nicht eben an dieser Stelle herzusetzen:

.....

Gegen keine Flugschrift unserer Tage hat sich die öffentliche Meinung so stark, so einstimmig und mit einem so kräftigen Unwillen erklärt, als gegen die Zeitschrift: „der Morgenbothe."

Es liegt außer der Zeit, über die revolutionaire und fanatische Tendenz dieser Ausgeburt eines Vereins der Mittelmäßigkeit mit dem bösesten Willen noch erst ein Wort zu verlieren. Aber in einem Augenblicke, wo ganz Deutschland an der daraus hervorgegangenen literarisch-politisch-religiösen Fehde Theil nimmt, muß es unseren Zeitgenossen willkommen seyn: über jene Zeitschrift und den Geist derselben einen Ausspruch Sr. Majestät des Kaisers von Österreich zu kennen, welcher Höchstdesselben Gerechtigkeitsliebe und Duldungsgeist auf eine eben so schöne als herzerhebende und beruhigende Weise beurkundet. Wir können den zweyten Jahrgang der vaterländischen Blätter nicht interessanter schließen, als mit diesem denkwürdigen Actenstücke, das keines weiteren Commentars bedarf:

„Ungeachtet nicht zu besorgen ist, daß solche grundlose „Schmähungen, wie sie in der Zeitschrift: der Morgen„bothe, häufig vorkommen, bey den biederen und verständigen „Bewohnern Meiner Staaten jemahls andere Eindrücke als jene „eines gerechten Unwillens erregen werden! so will ich doch, „daß der Verbreitung dieses Libells selbst auch in dem Anbe„trachte entgegen gewirket werde: weil es schamlose Aus„fälle gegen die Protestanten enthält, deren „sich so viele, und darunter sehr achtungswür„dige Männer unter der Zahl Meiner Unterthanen befinden, und ich nie zugeben würde, daß „solche Geburten eines fanatischen Hasses und „der ungerechtesten Vorurtheile in Meinen Staa„ten, wo ächter Geist der Verträglichkeit und „gegenseitige Achtung der verschiedenen Reli„gionsparteyen herrschet, ans Licht treten."

Wien den 3. April 1810. Franz.

.....

Nach dieser Erklärung ist der heilige Eifer und Windmühlenkampf gar possirlich, mit welchem Schultes „von den „Gräuelthaten gegen die unglücklichen Protestanten, von dem „Jammer der Witwen und Waisen, vom Fluche der Erschla„genen, durch die von Menschenblut triefenden Felsen (S. 50. 51.) im Innersten seines, nichts als Liebe und Güte athmenden Herzens erschüttert, sich hier zu ihrem Retter und Schirmvogt aufwirft. Wird man hierdurch einer Seits an jene ernste Rüge gemahnt: Totius injustitiae nulla capitalior est quam eorum, qui, cum maxime fallunt, id agunt, ut boni viri esse videantur*); so dringt sich anderer Seits jene treffende Äußerung des Kaisers Napoleon in einem ähnlichen Falle auf: „Rien n'est si dangereux qu'un ami sot."

Über die Angabe, daß auch der (Spanische und Österreichische) „Successions- und der siebenjährige Krieg mit allem ihrem Elende" durch Religionszwist entstanden (II. S. 51), machen wir den Verfasser gegen jedweden Grammatical-Schüler der Historie verantwortlich. Wegen der Äußerung, daß es „einer der unglücklichsten Unfälle sey, welche die Menschheit je auf ihrem Fortschreiten zur Vollendung trafen, daß der Protestantismus in Österreich fallen mußte," und nicht herrschend geworden ist, wird hiermit Herr Schultes, mit dem Benito auf dem Haupt feyerlich dem brachio saeculari des Freyh. von Aretin und des Morgenbothen überliefert.

Bey den Stellen (S. 51. 54. 55. 56.) „daß das Loos „der Protestanten in Österreich mit jedem neuen Jahre wenger beneidenswerth sey, und ihre Zahl sich jetzt schon anfange „zu vermindern, daß, wenn man in Österreich fortfahre zu„rück zu sinken, wie seit 10—12 Jahren, sie sich getrost auf die „Saecula Ferdinandi bereiten mögen," — daß

„der Same des Guten, den der vortreffliche Bischof Gall „ausstreute, nun vom jetzigen Bischof von Linz, einem Ex„jesuiten quarti Voti, dem ehmahligen Staatsrath Lorenz **) „ausgereutet werde"

*) Schon S. 82 II. heißt Böhmen sehr geistreich das krostige.

**) In den vaterländischen Blättern Nro. 103.

*) Cicero L. 2. de off. Nur der väterlichen Tutel unsrer von ihm so bübisch geschmähten Censur hat Schultes zu danken, daß viele ihn, den Schriftsteller, bis jetzt noch für einen ungezogenen Menschenfreund, seine Ausfälle für ein wohlwollendes: Mit der Thüre ins Haus fallen hielten, obgleich schon gegen die Stockner-Reise manche verunglimpfte Privaten und selbst die damahlige Chur-Salzburgische Regierung auftreten wollten.

**) Galls unmittelbarer Nachfolger war der verdienstvolle General-Vicar in Klagenfurt und Ritter des Leopoldsordens v. Hohenwart. Der noch in Wien befindliche Staatsrath Lorenz war eben so wenig jemahls Jesuit, als er je einen Augenblick lang Bischof

„daß in Österreich die Jesuiten *) alle Erzbisthümer „und Bisthümer, alle Erziehungsanstalten und selbst die „wichtigsten Referate im Staatsrath besetzt haben, mit einem „Worte, das Staatsruder führen, und daß dieser Kochemsche „Geruch jetzt alles, was emunctae und nicht obesae naris ist, „und was fliehen kann, aus dem unglücklichen Österreich „treibe,"

„daß — wenn Österreich sich anders noch halten kann „oder soll — es seine Jesuiten vernichten müsse, um nicht „von ihnen vernichtet zu werden."

Was kann man bey solchen Stellen anders fühlen, als die tiefste Verachtung solcher verläumderischen Lügenhaftigkeit, und eines selbst um die Leichtigkeit der Entlarvung und um den daraus folgenden Verlust aller Glaubwürdigkeit und aller Reputation unbekümmerten Leichtsinnes.

Wie wenig dem Herrn Schultes an der historischen Treue liege, wenn er irgend eine Invective von sich lassen kann, mögen nur zwey kleine Pröbchen zeigen.

Man kennt erst neuerlich durch den Fleiß des verdienstvollen Chorherrn Kurz die Geschichte des in dem unseligen Bruderzwist zwischen Rudolph und Mathias eine so große Rolle spielenden Passauer-Kriegsvolkes, auch welchem Zufall es diesen Nahmen verdankt. Herr Schultes hält sich aber ganz getrost an den Nahmen, um, was ganz Andere thaten (53. II.), dem Erz(?)bischof von Passau aufzubinden. Selbst der Ausdruck, „daß Passauisch-Römische Kriegsvolk" machte ihn hierin nicht im Geringsten irre.

S. 145 — „1680 besuchte Leopold I. dieses Schoßkind „der Jesuiten, das Salzkammergut, als er vor den Türken „floh, und seine treuen Unterthanen im Stiche ließ."

Daß Leopold das belagerte Wien verließ, und nicht ins Salzkammergut, aber wohl nach Passau ging, daß er noch in Korneuburg war, als die Türken schon das Kloster auf dem Kahlenberg in helle Flammen auflodern ließen, daß die Tataren, von Ungarischen Malcontenten geführt, ihm bis Linz nachsetzten, alles dieses geschah zwar erst 1683 im July, allein ein Genie, wie Schultes, ist nicht an die Armseligkeiten von Zeit und Ort gebunden.

von Linz war. Übrigens erinnert sich Referent sehr wohl, in frühern Zeiten den Herrn Schultes capite depresso, cervice incurvato, (anderer Epitheten aus Borns Monachologie zu geschweigen) gar oft im Vorzimmer eben dieses Herrn Staatsraths gesehen zu haben.

*) Wahrlich, die tuba mirum spargens sonum hat sich so toll doch nicht geäußert. Sollte man nicht glauben, der Herr Schultes wäre mit von den alten Weibern gewesen, deren sich der Minister Pombal bediente, um gegen den Pater Malagrida zu zeugen. Überhaupt, wie lächerlich und wie gemeinschädlich ist es nicht, zumahl für solch einen wüthenden Aufklärer, irgend einer öffentlichen oder geheimen Gesellschaft alles Unglück und Unheil auf die Schultern zu laden, weil sie Manches wirklich verschuldet haben mag. Thöricht ist dieser Wahn, weil es dem Laufe der Natur und ihrer unberechenbaren Wechselwirkungen geradezu widerspricht, daß alles Übel nur aus einer und derselbden Quelle komme, er ist aber auch gemeinschädlich, weil Erfahrungen aller Zeiten genugsam erproben, wie gerne Dummheit, Feigheit, Egoismus und überhaupt jede Art der Insufficienz ihre traurigen Folgen auf die Rechnung großer geheimnißvoller Ursachen schreiben, um dadurch der Verantwortung und den Verwünschungen um so leichter zu entgehen.

Der Abdruck solcher schleppenden Lappalien, wie S. 57. 93., solcher erbärmlichen Annalium Volusi S. 133 — 149 „von der alten heidnischen Stadt Gvisernburg" lassen sich schlechterdings durch nichts rechtfertigen, als durch das Bedürfniß, eine gewisse Bogenzahl voll zu machen.

Historisch merkwürdig ist auch S. 189 daß die Nonnen in dem uralten Kloster Traunkirchen, gestiftet vom Steyerischen Ottokar zum Andenken seines Sieges über die Hunnen um d. J. 900 — (NB. Ottokar II. war freylich erst Markgraf von 991 bis gegen 1039, wo er zu Rom starb) heidnisch lebten, daß Ferdinand II. äusserst schwach (M. S. Nr. 33 dieses Archivs) und Ferdinand III. gar kindisch war.

S. 225 wird geklagt, daß die Österreichische Regierung sich so wenig für die Kuhpockenimpfung interessire, daß ihre bestellten Impfärzte falsche Vaccine verbreiten, und daß geistreiche Pfarrer gezwungen seyen, wegen des seit einem Jahrzehend in Österreich herrschenden unglücklichen Zeitgeistes die Bibliothek in Küchenkästen aufzustellen; endlich, daß man in den Abteyen Lambach und Kremsmünster barbarisch und ruchlos genug sey, sogar gelbe Schuhschnallen zu tragen!

S. 231 lernt man, daß der beste Schlag der Österreicher, ursprünglich von Bayrischer Abkunft ist.

S. 235 wird die Abtey Kremsmünster weidlich gelästert, dort supplirt S. 235 „ein Hausknecht den Astronomen, „dort hungert und friert der Arme! und die Fische thronen „dagegen in sardanapalischen Piscinen, ja man muß noch froh „seyn, daß hier nicht („damit die hochwürdigen Herrn aliquid „de haereticorum sanguine in visceribus suis gustarent") die „Fische mit Protestanten gefüttert werden, wie Vedius Pollio „seine Fische mit seinen Sclaven fütterte!!!"

Leser, die an Seelenwanderung glauben, können wenigstens nach solchen Äußerungen nimmermehr verlegen seyn, das Fischegeschlecht zu bestimmen, in das die Nemesis dereinst den Verfasser relegiren wird.

Aber wohl bleibt verschwiegen, daß außer dem, was hier für National-Erziehung und Bildung geschieht, dies Kloster allein einem halben Hundert hoffnungsvoller dürftiger Zöglinge Speise und Trank, Kleidung und alle Mittel des Unterrichts verschafft.

In Kremsmünster erinnert man sich wohl der Ursache dieser gerechten Indignation, und betrauert die Ommissions-Sünde mit blutigen Thränen, durch welche Hr. Schultes dazumahl im Falle war (Seite 234) „zu fasten und zu kasteyen."

Ein willkommenes Geschenk für: des Knaben Wunderhorn liefert der unerschöpfliche Schultes in dem naiven und seiner dichterischen Ader nicht wenig Ehre bringenden Vaudeville:

„3' Kremsmünster
is finster, ja finster
z' Kremsmünster!"

Er hat durch diese Nänie wegen der dortigen schlechten Bewirthung, andern Gastkargen zum warnenden Beyspiel, eine nicht minder furchtbare Rache genommen, als Cäsar an den Piraten, und als der Doge Heinrich Dandolo an dem treulosen Byzant.

Sehr wahr ist, was Schultes S. 240 bey Gelegenheit seiner Anrühmung des Stiftes St. Florian besorgt: „Sein „Lob dieser würdigen Männer sey indiscret und werde in

ihnen Verdruß statt angenehmer Gefühle" erwecken. Vera laus est laudari a viro laudato. Von solchen Reisebeschreibern läßt sich alles verschmerzen. Ihre Pfeile verwunden nicht, und beschmutzen kaum. Man verzeiht ihnen Alles — nur das Lob nicht! — Wie, wenn es nur Einem der Geschmähten der Mühe lohnte, ernsthaft gegen Schultes aufzutreten, und ihm Beweise seiner Sarkasmen abzufordern, wie würde Er die Oscillationen wiederhohlen, die ihn beym Herabfahren über die Traun (und man will wissen, noch mehr 1809) befielen, (S. 164. I.) wo er nicht gebethet hat, denn:

„Il n'est pas né pour célébrer les Saints"

— — „aber — — gezittert!!!"

Die S. 240 erwähnte Geschichte des Bauernkrieges im Lande ob der Enns ist sammt mehreren, höchst schätzbaren Beyträgen zur Historie dieses Landes nicht, wie Herrn Schultes beliebt, von Magnus Klein, sondern vom Florianer Chorherrn Franz Kurz. — Magnus Klein war einer der von Hrn. Schultes so betitelten, und „dem Abscheu der Nachwelt" übergebenen „Verfinstrer von Göttweih." Er hat die vortreffliche Notitia Austriae antiquae et mediae zur Beleuchtung einer der finstersten Epochen geschrieben. Sie dient als Vorläufer des mit Rechte hochberühmten Chronicon Gottwicense des gelehrten Abtes Gottfried Bessel.

Ohne der unbestreitbaren Auszeichnung des Stiftes St. Florian, seines (gleich dem Prälaten von Admont, mit dem Leopolds-Orden betheilten) Propstes Leopold Ziegler, und des (mit der großen goldenen Verdienst-Medaille geschmückten) Herausgebers der theologisch-practischen Monathschrift Freindaller, oder des eruditen und unermüdeten Chorherrn Kurz das Mindeste zu benehmen, wäre es doch höchst ungerecht, darüber den weit vorzüglicheren Bücherschatz von Göttweih und die Verdienste dieses Klosters um die Historie Österreichs und des gesammten Deutschen Mittelalters, oder Mölk zu lästern und hintanzusetzen, welches durch die Brüder Hieronymus und Bernhard Petz, Philibert Huber und Martin Kropf, (script. rer. austriacar. Thesaur. anecdot. cod. dipl. hist. epist. Austria ex archivis Mellicensibus illustrata, Bibliotheca Mellicensis) an Petrak und ganz besonders an Reyberger wahrlich einen genugsamen Beytrag zum gelehrten Österreich geliefert hat.

Heillos ist auch, was S. 242 über die Kaiserliche Hof-Bibliothek zu Wien (gewiß neben der Pariser und Göttinger der vorzüglichsten in Europa) gesalbadert wird! — Da standen nach Schultes „evangelische Renegaten, „Schufte, Schönschreibmeister, lippis et tonsoribus noti, „Verungnadete, und Leute, die man ihrer Dummheit und Grob„heit wegen sonst nirgends brauchen konnte."

So hat denn der biedere Schultes gar nie etwas gehört von Celtes, von Cuspinian, Lazius, Hugo Blotius, Tengnagel, Gentilotti, von Spannagel, Heyrenbach, Schwandner und van Swieten dem Vater, und Lambecius ist ihm gar nichts anders als ein evangelischer Renegat? Denis, der unstreitig sehr ausgezeichnete lyrische Dichter, der treffliche Übersetzer Ossians, der unermüdete Bibliograph, hat also in seinen Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek, in seiner Buchdruckergeschichte Wiens, in seiner Bücherkunde und in den emsigen Supplementen zu den eruditen Verzeichnissen Maittaires ꝛc. gar nichts gethan, als „nur die theologischen Codices angegriffen?" Und wie glücklich der Hr. Schultes in der Wahl seiner Epitheten ist! Johannes Müller, der tiefe Quellenforscher, der eruditeste Historiker, vielleicht aller Zeiten, der mit einem seltenen Scharfsinne omne aevum tribus explicare cartis vermochte, das kindliche weiche, fast unbedachte und dem practischen Leben völlig fremde Gemüth, heißt da „ein feiner, ja der feinste Mann" — Wahrscheinlich hatte Schultes, als er diese Feinheit niederschrieb, eben Reichhards vertraute Briefe über Wien aus der Hand gelegt. — Nicht erst nach seiner Dimission vom Studien-Präsidenten, sondern lange bevor gleich nach seiner Rückkunft vom Berliner-Gesandtschafts-Posten, und nach seines Vaters Tode wurde Van Swieten der Sohn, Hof-Bibliotheks-Präfect. Außerordentlich muß man sich wundern, hier nicht auch Lästerungen auf den jetzigen Bibliotheks-Präfecten, den gelehrten Grafen Ossolinsky zu finden, da er doch den Doctor Schultes während seines Aufenthalts in Wien, durch litterarische Hülfsmittel unterstützt, und durch besonderes Wohlwollen ausgezeichnet, hiermit auf seinen Undank eben so vollgültige Ansprüche erworben hat, wie der Staatsrath Lorenz, der Baron von Jacquin und der Propst Hofstätter.

Nur ein Vorwurf hat Ref. in Verlegenheit gesetzt, nähmlich (II. 149.) der, daß das weite Österreichische Kaiserreich unter allen großen und kleinen Europäischen Staaten fast der einzige sey, dem es noch bis zur Stunde an einer Akademie der Wissenschaften gebricht, an einem „Vereinigungspuncte seiner in der That zahlreichen Gelehrten aus allen Fächern, an einem Schlußstein der vielen vom Staate mit den großmüthigsten Opfern unterhaltenen Unterrichtsanstalten, an einem Senat-Conservateur aller literarischen Institutionen und Sammlungen.*)

Wenn in diesem Buche alles dasjenige, was daran des Verfassers eignes Werk war (so viel es die Natur der Sache erlaubte) sine ira et studio beleuchtet worden ist, so darf man zuversichtlich von unseren montanistischen Behörden erwarten, daß sie diesem ehrenrührigen Anfall, diesem (Seite 3. I.) allen Kennern in Sachsen, Bayern und Tyrol bloßgestellten halurgischen Krebsbüchlein unzweydeutige Thatsachen entgegen zu setzen, und es dadurch verdienter Maßen zu beschämen wissen werden.

Alsdann darf man es diesem literarischen Catilina um so mehr wiederhohlen **) das nachdrückliche Wort: „Cum in Te neque modum, neque modestiam ullam animadvertimus, respondebitur tibi, ut si aliquam Voluptatem male dicendo cepisti, eam male audiendo amittas!

*) Freyherr v. Eggers über den öffentlichen Unterricht in Österreich aus den Papieren des Staats-Ministers Grafen Rottenhahn.

**) Sallust.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 21. und Mittwoch den 23. May 1810.

Aus der ganzen Ansicht, sowohl der Geschichte als des Zustandes der Welt, glaube ich gelernt zu haben, daß eben Mannigfaltigkeit durchgängig, Zweck der Natur, Geist der Weltregierung, und also durchaus gar nicht zu scheuen ist; selbige aber ihren wahren Schauplatz gerade in Ländern hat, deren physische Gestalt selbst so viele Verschiedenheiten darbiethet, daß sie zu Mustercharten, zu Experimenten-Apparat für die mancherley Verfassungen ganz organisirt scheinen: so Griechenland; so unsre Schweiz. Wozu denn auch dem Alpenhirten gleiche Bildung und Erziehung wie dem Kaufmann von Basel!

Johann von Müller.

(61 und 62.)

Aus Collins Rudolphiade.

Dort im grünenden Thal, von waldigen Bergen umschlossen,
Traf Graf Hugo von Tauffers, in Mitte des prangenden Hofes
Sitzend unter dem Zelt aus Rohrgeflechten gespannet,
Ladislaus den König und die Mutter des Königes Ava,
Schauend den Tanz der Cumanen, der rauhen Zeltebewohner,
Welche Bela berief ins Reich und ganz sie zu fesseln,
Ava sich anvermählte, die Tochter ihres Beherrschers.
Denn er bedurfte des kräftigen Arms der muthigen Kämpfer
Gegen Tataren-Wuth, die weithin Hungarn verheerte.

Als nun Hugo den König gewahrte, wie eifrig im Anblick
Er versunken schien, nun kos't mit Cumanischen Weibern:
Däucht' ihm das Beste zu seyn, auf des Tanzes Ende zu warten,
Nicht zu stören, die Lust, und des Königs Gemüth zu verstimmen.
Ferne blieb er stehen, und sah dem feurigen Tanz zu.
Denn zur Rechten die Männer gereiht, zur Linken die Weiber,
Schlugen sie, vorgebeugt den Leib, den Tact mit den Händen
Sinnend, als prüften sie erst die zurückgehaltenen Kräfte.
Aber nun kehrten sie schon einwärts die Spitzen der Füße,
Stießen die Fersen zusamm, daß die Sporne getroffen erklirrten;
Leis' und langsam zuerst, dann immer lauter und schneller.
Jetzt im Gefühl der Kraft, die losgebunden erwachte,
Schlugen die Waden sie rasch, stets wechselnd mit Händen und Füßen
Unter höherem Sprung und mächtigerm Klirren der Sporen.
Und den glühenden Mann ergreift unbändig die Lust nun
Nach des Weibes Besitz, er stürmet gewaltsam auf sie los
Vorgestrecket, gebückt, mit weit aushohlenden Schritten,
Aber das klügere Weib hascht selbst den Mann bey dem Schnurrbart,
Welcher auf beyden Seiten des Kinns bis zur Brust ihm herab fällt,
Langsam weicht er zurück, doch läßt das Weib nicht die Beute,
Fasset ihn kräftiger an, und zieht ihn nach eigenem Willen.
Jetzo zu Paaren gestellt, in eine Kette verschlungen,
Wirbelt und schlingt sich der Zug in wilden bachantischen Reihen.
Wieder reißen sie los, und stürzen, die Beine gespalten,
Auf den Boden nun hin, rasch wieder sich hebend im Sprunge,
Noch im Sprung' aufziehend die Schenkel, und schlagend mit Händen,
Noch im Fluge selbst erklirrend mit tönenden Spornen,
Also brauste die Kraft der luftgestählten Cumanen
Aus sich im kräftigen Tanz, und schien sich nie zu erschöpfen.

Wie nun geendigt der Tanz, und der König sich hob von dem Throne,
Sieh, da gewahrt er Hang, und schickte den Bothen behende,
Ihn um Nahmen zu fragen, und seines Daseyns Bestimmung.
Als nun der König gehört, er nahe als Bothe Rudolphus,
Sey gesandt ein Bündniß zu schließen, dem König der Hungarn
All' das Land zu versichern, das ihm die Böhmen geraubet,
Hugo von Tauffers nenn'er sich, von Geburt — ein Tyroler;
Freudig berief er ihn, und reichte die Hand ihm zum Kusse,
Darauf sein Roß zu bringen, befahl er, und hart ihm zur Seite
Hieß er Taufers nun reiten, und wechselte mit ihm Gespräche.
„Wenn du Rudolphus verkündest, (so saget etwas beschämet
Ladislaus) du hättest der Hungarn mächtigen König
Unter Cumanen gefunden und unter Cumanischen Weibern,
Anzuschauen den Tanz, den freyeren, muthigen, wilden,
Was mir Gregor verargt, der Christenheit heiliger Vater.
Setze dann auch hinzu, was Wahrheit zu sagen gebiethet,
Klugheit beseelt dem Ladislav diese Heiden zu ehren,
Wohl auch ein vaterländisches Herz; — denn dieser Cumanen
Gleiche Sprach' und Sitte, verräth mit dem feineren Hungar
Gleichen Ursprung, — nur näher der rauheren Wiege,
Sind sie den Vätern ähnlich, an Kraft und Muth und an Stärke;
Rüstige Pferdelenker, und weithin treffende Schützen,
Abgehärtet zum Krieg, und aller Weichlichkeit Feinde.
Sieh', mit diesen gedenk' ich wohl zum Besten Rudolphus,
Niederzuschmettern den Stolz des übermüthigen Böhmen.
Darum schmelz' ich ihr rauhes Gemüth, das leicht zur Empörung
Stachelt des Herrschers Stolz, und die Kälte seiner Befehle,
Durch der Geselligkeit Reitz und herzenfesselnde Milde,
Nicht auch ruh' ich zuvor, bis sich der Cumane und Hungar
In ein Volk verschmolz, an Sitten gleich und an Rechten.
Ein Volk waren sie ja und sollen wieder es werden."

Und nun rühmet von Tauffers verständig die Klugheit des Königs,
Lobt der Cumanen Tanz und Wuchs, und männliche Schönheit,
Wohl auch das weiße Geschlecht, mit dichtgeflochtenen Zöpfen,
Hebt er preisend empor und rühmet mit Feuer die Reitze.
Baß erfreuet sich deß der jugendumflorete König,
Und sie kamen nun Jaßberenyi nah, an der Kabajna Ufern.

Die Normannen.

Ein welthistorisches Gemählde.

Von

J. W. Ridler.

Zwischen dem 48. und 48. Grade O. L. und dem 54. und 66. Grade N. B. *) hatte die Natur einen zweyten großen Wasserbecken zu Gunsten ihres Lieblingsweltheils Europens geschaffen. Dieser große Meerbusen nimmt einen Flächenraum von 3650 Quadratmeilen ein; seine Länge von der Mündung der Sley in Jütland bis zur Mündung der Newa in Ingrien, beträgt mehr als 240 geographische Meilen; seine Breite ist wegen der verschiedenen Busen, die er bildet, sehr ungleich, so wie die Tiefe seines Wassers, welche jedoch nirgends die von 50 Klaftern übersteigt. Man hat in ihm nur wenige Merkmahle einer höchst unbedeutenden Fluth wahrgenommen; **) daher nur heftige Süd- oder Nordwinde eine wesentliche Verschiedenheit in der Höhe seiner Wasserfläche bewirken; mit Ungestümm stürzen sich dann die Wellen durch den Sund, manchmahl in einer Stunde 4 geographische Meilen weit. Sein Wasser enthält so wenige Salztheile, daß man bisher nur drey Arten von Meerpflanzen in demselben gefunden hat, ja es sogar an einigen Orten zum häuslichen Gebrauch verwendet; auch weniger Fischarten findet man darin, als in andern Meeren, und von den Wallfischarten kann man nur das Meerschwein hieher rechnen, denn keine andere wagen sich durch die Straßen, welche diesen Meerbusen mit dem Kattegat verbinden. Seine Wellen sind nicht so hoch und lang, als die der Nordsee; sie fallen kürzer, aber auch geschwinder und häufiger auf einander, und sind daher weit gefährlicher bey Stürmen, die wegen der engen, und felsigten Küsten in diesem Meere weit verderblicher, als in vielen andern sind. In den Herbstmonden decken ihn dichte Nebel, in den Wintermonden große Eisfelder; im Herbste wird daher die Schifffahrt höchst gefährlich, im Winter gar unmöglich. Darf man sich wundern, daß die Römischen Geographen ihn mit unserm Eismeere verwechselt haben?

In seiner Mitte gegen O. zu bildet er drey andere Meerbusen. Der kleinste drängt sich gegen S. zwischen das heutige Liefland und Kurland, die Getreidekammern des Nordens hinein, und nimmt hier die Düna auf, die, so wie die Weichsel, mit Recht die Säugamme vieler entfernter Nationen genannt werden kann. Der zweyte Meerbusen erstreckt sich 60 M. weit gegen O. zu; 15 M. ist er breit; in ältern Zeiten hieß er Balagurds-Seite; heute zu Tage nennt man ihn den Finnischen Meerbusen, weil ihn Finnland im Norden, das Land der Ingrier und Esthen, beyde Völker vom Finnischen Stamme, im O. und S. begränzet. Von dem Archipelagus der Alands-Inseln bis zur Mündung der Tornea-Älfwe zieht sich 80 M. lang der Bothnische Meerbusen (Nord-Botton); seine größte Breite beträgt 30 geogr. M. Obgleich wenig fischreich ist er dennoch für die Bewohner dieser nördlichen Gegenden ein unschätzbares Geschenk der Natur; sein Wasser ist noch weniger salzig als das des Baltischen Meeres; deshalb findet man in ihm auch nicht eine Art von Meerpflanzen.

Der Baltische Meerbusen scheint nach den Zeiten, als sich Wasser und Land auch in diesen nördlichen Gegenden geschieden hatten, gleich dem schwarzen Meere ein Landsee gewesen zu seyn, dessen Wassermasse durch die Gewässer, die ihm die Oder und Weichsel, die Pregel und Memel, die Düna und Newa, der Kymmene und die Dal-Älfwe nebst vielen kleinen Flüssen zuführen, so angewachsen war, daß er sich eine Verbindung mit dem Nordmeere erzwang. Beweise für eine solche Naturrevolution führen die Geognosten mehrere an. Die Ostsee ist um 8 Schuh höher als die Nordsee; „die Ufer von Seeland und der kleinen Insel Hveen *) scheinen abgerissen zu seyn, so auch die nördliche Seite der weit entlegenen Küste von Möen, wo der hohe Kreideberg in steilen Ruinen über das Meer hängt. Auch Bornhelms Felsen-Ufer sind gegen die See steil und romantisch abgerissen. Der ganze Sund ist ein Fluß voll Untiefen, besonders gegen die schwedische Küste, wo ein langes hie und da gebrochenes Riff sich wie eine eingefallene Mauer hinstreckt. Das Kattegat und besonders die Uferwogen der Kullafelsen brausen und sieden im ewigen Kampf mit westwärts geworfenen Klippen. Ganze Wälder liegen in Bornholm im Boden, die irgend eine Revolution gegen Westen gelegt hat **)"; ja zwey Verbindungskanäle der Ost- und Nordsee heißen noch in unsern Tagen der große und kleine Belt; ein Nahme, der den gewaltsamen Durchbruch der Gewässer bezeichnet, und der Ostsee die Benennung des Baltischen gegeben hat, ***) das auch schon im Mittelalter seiner Lage wegen das Ostmeer (Eistra-Salt und Austur-Vaeg) genannt wurde. — So war im N. W. vor Europa ein ähnlicher Archipel, ein vom Meere gleich zerrissenes Küstenland, wahrscheinlich durch dieselbe Natur-Revolutionen wie im S. O. dieses Welttheils, entstanden. Ob aber alle diese nördlichen Sunda-Inseln ihr Daseyn und ihre heutige Gestalt schon bey dem ersten Durchbruch des Baltischen Meeres erhalten haben; ob damahls schon Ösel und Dagho von der Estnischen, Bornholm, Gottland und Öland von der Schwedischen, Rügen und Femern von der Deutschen Küste abgerissen; ob damahls die romantische

*) Als den nördlichsten Punct des Bothnischen Meerbusens kann man die Mündung der Tornea-Älfwe annehmen. Tornea liegt unter dem 65°, 51′ 50″. Der südlichste Punct des Baltischen Meeres ist die Rhede von Wismar; die in demselben liegende Insel Poel liegt gerade unter dem 54sten Grade N. Breite.

**) Die von Büsching angeführten Gründe einer schwachen Ebbe und Fluth in der Ostsee sind: 1. Die Ströme in Öresund; (nach den neuesten Entdeckungen eines geschickten Brittischen See-Officiers findet hier, so wie in der Meerenge von Gibraltar, eine doppelte Strömung statt, von welchen die untere weit stärker, als die obere zu seyn scheint.) 2. Das abwechselnde Steigen und Fallen des Wassers an den anliegenden Ländern, und 3. die tägliche Veränderung der Seetiefe im Hafen zu Weichselmünde, von welcher Joh. Daniel Titius 20jährige Beobachtungen mitgetheilt hat.

*) Berühmt durch eine Sternwarte, auf der Tycho Brahe durch eine geraume Zeit Beobachtungen gemacht hat.

**) Bonstettens eigene Worte aus den Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil von Seeland und auf der Küste von Schonen. S. dessen neue Schriften. Kopenhagen 1799 S. 60.

***) Das Wort Baelte oder Belt heißt in der Dänischen, Schwedischen und Englischen Sprache ein Gürtel, Degengehenke; einige glauben daher, die Benennung des Baltischen Meeres davon herleiten zu können, weil es gleich einem Gürtel das Land umfasse. Grotius leitet aber diese Benennung von dem Frisischen Worte Belt her, das einen Durchbruch des Meeres bezeichnet. Da das erste Wort in einer schon übertragenen, das zweyte in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht wird, so verdienet auch die Meinung des Grotius wegen ihrer Einfachheit den Vorzug. S. Nov. Coment. Societ. Gott. T. I. Ph. Murray descriptio terra. septem. p. 132.

Gruppe der Alands-Inseln, und alle die unzähligen Klippen, mit welchen die Küste von Schweden und Finnland umgürtet, der Finnische Meerbusen angefüllt ist, vom festen Lande getrennet worden, oder aus dem Meere hervorgetreten sind; das bezweifelt der Geognost mit Recht, der in den zerrissenen Küsten, in den gebrochenen Granitstöcken, den wunderbaren Erdschichten und den vielen größern und kleinern Landseen und Meeresbuchten der nordischen Länder die Ruinen von mehr als einer Revolution vor Augen zu haben glaubt. Was er aus stummen Steinen zu erklären sich erkühnt, das bestätigt die Geschichte durch Sagen, die auf die Nachwelt übergegangen sind. Sie sprechen von einer großen Überschwemmung des Meeres, die 108 ante Chr. einen großen Theil der Halbinsel Jütland verschlungen, und die Cimbern genöthiget haben soll, ihre Heimath zu verlassen, und den Schrecken ihres Nahmens bis nach Rom zu verbreiten, der sie selbst nach dem für sie verderblichen Tage von Verona noch auf Jahrhunderte überlebt hat. Als ein Beweis dieser schrecklichen Naturbegebenheit wird noch heut zu Tage die Jütische Sandbank gezeigt, und erfahrene Geognosten behaupten, daß Jütland in Gestalt einer Sichel sich weit in die Nordsee ausgedehnt, sich südlich von dem heutigen Bergen in Norwegen geendigt, und zwischen seinen Sandbänken und diesem Reiche einen tiefern Canal in die Ostsee zurückgelassen habe. *)

Doch ein so wichtiges Geschenk der auch in ihren Verwüstungen manchmahl noch wohlthätigen Natur, wie der Baltische Meerbusen, wäre fruchtlos geblieben, hätte sie nicht noch zwey andere hinzugefügt, durch welche das erste seinen vollen Werth erst erhalten hat. Sie schied Europa von Asien durch eine hohe Gebirgskette, bedeutungsvoll von den Tatarén Ural (der Gürtel) von den Russen Kamenoi oder Weliki Pogas (steinere oder große Felsengürtel) genannt, und auch den Alten unter dem Nahmen der Riphäischen Gebirge nicht ganz fremde. Ein Arm desselben scheidet bereits im S. zwischen dem Don und der Wolga die kleinen Flüsse, welche sich in jene beyden Ströme ergießen. Höher hinauf im N. wird er da, wo die Wolga sich östlich wendet, oberhalb Samara, selbst durchschnitten, und erhält bey Bielaga, wo er durch einen andern Arm, der zwischen dem Caspischen Meere und dem Aral-See seinen Lauf gegen N. nimmt, am breitesten wird, den Nahmen Obtschei-Syrt (Gemein-Gebirge). Von nun an läuft der Ural in gerader Richtung nach N. hinauf, macht beym Petschora etwas über den 60° einen Winkel, wodurch er eine östliche Richtung erhält, und zieht sich bis an die Meerenge Waigatz, welche Nowaja Semlja von Asien scheidet. — Ein zweytes Gebirg **) umfaßt den nördlichsten Theil unsers Welttheils in Gestalt eines Hufeisens. Ein Arm desselben zieht sich gegen S. herab, und bildet die Norwegischen, Schwedischen und Schottischen Alpen. Ein anderer Arm läuft vom Nordcap der nördlichsten Landspitze Europas (72° 30′) durch das Eismeer, wo Spitzbergen und die nördlichste uns bekannte Inselgruppe, die sieben Schwestern, als die höchsten Gipfel dieser Kette hervorragen, gegen den Nordpol zu, und hindert das Strömen mächtiger Eisschollen aus dem östlichen ins westliche Nordmeer, dessen eigene Eisfelder ungehindert nach S. fließen, wo sie bereits unter dem 55. Grade zerschmolzen sind. Milder ist daher dessen Klima, freyer seine Schifffahrt, und weiter als irgendwo gelang es hier den kühnen Sterblichen gegen den Nordpol vorzudringen. *) Diese beyden Gebirge, der Ural und die nordischen Alpen schützen Europa gegen die zerstörenden Nord- und Nordostwinde des Eismeeres und der Schneesteppen Sibiriens. So ward es möglich, daß in dem Norden unsers Welttheils die schwarze Fähre (Pinus Pinaster Linn.) sich noch schlank erhebt, während in Asien unter gleichem Grade der Breite nur die krüppelhafte Zwergkiefer (Pinus Pumilio) in einem 11monathlichen Winter unter der Last des Schnees fast erstickt; daß in Schweden und Norwegen Getreidearten, ja selbst noch einige Obstgattungen reifen, indessen im nördlichen Sibirien kaum einige Moose und Flechten unter dem Schnee noch fortkeimen; daß in Europa unter dem nördlichen Polarzirkel der Mensch noch in zahlreichen Familien hauset, während diese Gegenden in Asien nur noch der Wohnort weißer Bären und blauer Füchse sind; wo Seehunde auf der Erde erstarrt gefunden werden, Vögel aus der Luft todt herabfallen, und die gefrorene Luft eine außerordentlich melancholische Dämmerung zeigt.

So ward durch den Gang dieser Gebirgsketten, durch die Bildung dieses nördlichen Meerbusens der Zweck des Schöpfers laut angekündigt: daß auf diesen nördlichen Europäischen Sundländern, wenn auch mit langsamem, doch sicherem Schritte sich mächtige Staaten emporheben; daß diese Völker ihre Heldenperiode, die Periode ihrer Literatur und die ihrer Pracht und ihres Luxus erleben sollten, während in Asien unter gleichem Grade der Breite höchstens wandernde Jägerhorden durch den Forst eilen. Von der Natur begünstigt war der Fleiß der Menschen im nördlichen Europa nicht verloren; niedergebrannte Wälder wurden in Ackerland verwandelt, tiefe Moräste mußten, wenn auch nicht der Hitze der Sonnenstrahlen, doch der unermüdeten Kraft der Menschen weichen, und durch ihren thätigen Scharfsinn ward wenigstens für einige Monden des Jahres ein südliches Clima erzeugt, welches die Natur dem nördlichen Asien ganz versagt hat. Die Scenen, die den Freund der Humanität einst an der Küste Phöniciens und Kleinasiens entzückten, sehen wir am Gestade des Baltischen Meeres sich erneuern. Schon seit dem IX. Jahrhundert erheben sich da wichtige Handelsstädte; in ihnen erschallet der erfreuliche Hammerschlag arbeitsamer Menschen: und so wie dort, wurden auch hier aus Seeräubern friedliche Handelsleute; in Julin **), das wenn auch nicht der Stap-

*) Man sehe Introduction to the arctic Zoology by Pennant. Second edition, London, 4. p. 82 sqq. Solchen Überschwemmungen sind niedere Länder öfters ausgesetzt. Die Insel Helgoland war einst weit größer als jetzt; allein in dem Zwischenraum von 800—1649 versank sie nach und nach bis zu ihrem jetzigen unbedeutenden Umfang. — Die nicht weit von dieser gelegene Insel Nordstrandt wurde 1634 durch eben die Ursache von 20 Kirchsprengeln bis auf einen gebracht. 6—7000 Menschen, und gegen 50,000 Stück Rindvieh wurden dabey ein Raub der Wellen. Im J. 1277 am 23. Januar und 25. December verschlang der Dollart einen Strich Landes von Ostfriesland, welcher von zwey Flüssen, der Tiam und Ecke, durchschnitten wurde, und über 43 Dörfer, nebst einer sehr blühenden Stadt, Nahmens Torum enthielt.

**) Pallas vermuthet eine Verbindung dieses Gebirges mit dem Ural längst der Küste des Eismeeres.

*) Bis zum 81°; über den östlichen Europa kostet es im Sommer schon Mühe jenseits des 74sten oder 75sten Grades zu gelangen.

**) Fischer in seiner Geschichte des Deutschen Handels, und Storch in seinem historisch-statistischem Gemählde des Russischen Reiches, nennen Vineta auf der Insel Usedom (das häufig mit Julin auf der Insel Wollin verwechselt wird) den Stappelplatz Asiatischer und Griechischer Waaren. Gegen diese Äußerung erhob sich Schlözer, und beweist, (Neuer Deutscher Mercur von Wieland 1801. des

pelort Griechischer und Asiatischer, doch aller Waaren der kalten Zone, und der reichen Binnenländer, die südlich der Ostsee liegen, gewesen ist, erblicken wir das nordische Sidon; Arkonas feste Mauern und der Heldenmuth seiner Bewohner erinnern uns an das tapfere Aschdod*), und an Wisbys**) Flotten und Reichthümern, der Erbinn von Julins Handel, erkennen wir das nordische Tyrus. Als aber durch den Ungestüm der Wellen und durch die noch größere Wuth ihrer Feinde diese Städte in Trümmer versanken, traten andere mit größerer Pracht hervor, und bewahrten dem Belt seinen Handel, der von Jahrhundert zu Jahrhundert blühender wurde. Während das üppige Asien, das an großen Männern einst so reiche Hellas ihre sonst so fruchtbaren und reitzenden Fluren in Einöden verwandelt sehen, und ihre ehemahlige Größe nun noch in prächtigen Ruinen erblicken, sieht man in volkreichen Städten am Baltischen Meere Marmorpaläste sich erheben, wie sie nur die ehemahlige Weltbeherrscherinn, die stolze Roma sah; zahlreiche Flotten führen ihren Häfen die kostbarste Ausbeute ferner Welttheile zu, und der kalte Norden wetteifert an Pracht und Luxus mit dem üppigen Süden.

Auf den Inseln und den buchtenreichen Ländern des südlichen Mittelmeeres hatte sich im Alterthum ein dreyfaches Hellas gebildet; eben so entwickelte sich im Laufe der Zeiten an den Küsten der nordischen Meere ein dreyfaches Skandinavien; eine Benennung, die wahrscheinlich vom Skaney, dem südlichen Theile Schwedens, abgeleitet, und vom Plinius zuerst gebraucht worden ist.***) Die Natur hatte auch hier den Grund zu dieser Eintheilung gelegt. Das heutige Jütland, Fünen und Seeland, nebst den kleinen Inseln, die sie umgeben (820 Quadratmeilen) können wir Skandinavien diesseits des Meeres nennen. Dieser ganze nördliche Archipelagus war den Römern nur unvollkommen bekannt; Mela nennt ihn Codonania †) und das diesen Inseln nördlich gelegene Meer den Codanischen Meerbusen. Diesen heißen die Bewohner des Nordens heut zu Tage Skagerak, von der Jütischen Landzunge Skagen; auch Cattegat (das Katzenloch). Die letztere Benennung mögen sie ihm wohl wegen der vielen Sandbänke und Untiefen, welche die Schifffahrt auf demselben so gefährlich machen, gegeben haben.

Jütland, daß die Eyder von Nordalbingien scheidet, zwischen den 54° 20′ und 58′, 40¹ N. B., die Chersonesus Cimbrica der Römer, ist auf unserm Erdball die einzige bedeutende Halbinsel, die vom S. nach N. zuläuft, wo sie sich in der Landzunge Skagen endigt, die dem ältern Plinius bekannt war, und von ihm deutlich beschrieben wird.*) Es bildet eine Ebene, die durch unbedeutende Sandhügel, und durch einen Landrücken, der die Halbinsel der Länge nach in der Mitte durchzieht, nur wenig unterbrochen wird. Auch die meisten Inseln sind bloße Flächen, und nur hie und da erstrecken sich an den Küsten nackte Kalk- oder Sandfelsen als Vorgebirge ins Meer hinaus. Die Chronisten des Mittelalters schildern diese Länder als rauhe unfruchtbare Provinzen. Landseen und Moräste, welchen die Überschwemmungen der Küstenflüsse und Meere Daseyn und Dauer gaben, wechselten mit Heiden, Sandflächen und großen, manchmahl undurchdringlichen Wäldern ab; unter diesen war der Isanho, in dessen Mitte die Eyder entsprang, der genannteste. Bey einer solchen Beschaffenheit des Landes konnte der dichte Nebel auf lange Zeit im Jahre nicht verschwinden, und wiederhohlte Regengüsse und häufiges Schneegestöber mußten dieß Land noch unfreundlicher und unwirthbarer machen, als es der finstere Anblick seiner Küsten ahnen ließ. Darf man sich dann wundern, daß auf demselben Boden, auf dem heut zu Tage der schönste Weitzen gedeiht, damahls kaum der Hafer reifte? Daß da, wo jetzt der Kirschbaum aus Pontus von köstlichen Früchten strotzet, sonst der Mensch mit dem Thiere des Waldes um die Eichel kämpfen mußte? — Kein unbedeutender Vortheil war es für die Bewohner dieser Länder, daß zahllose Schaaren von Zugvögeln auf ihren Wanderungen aus dem entfernten Norden in ein milderes Klima hier einen Ruheplatz suchten, und nebst den Fischen, an welchen das Baltische Meer damahls noch reicher war, als es jetzt ist,**) für die Einwohner ein wichtiger Nahrungszweig wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Züge.

Am 4. May starb in der Nacht, vom Schlagflusse getroffen, Joseph Graf O'Donel, k. k. wirklicher geheimer Rath, Großkreutz des St. Stephans-Ordens, und Präsident der k. k. Hofkammer, Ministerial-Banco-Deputation, Finanz- und Commerz-Hofstelle, im 54. Jahre seines Alters. Nachdem derselbe seine erste Bildung in der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie erhalten, und die Rechtswissenschaft auf der Universität zu Göttingen studiert hatte, trat er seine Laufbahn als Geschäftsmann im Jahre 1775 bey der Galizischen Hofkanzley an, und gab bald solche Hoffnungen von sich, daß ihm Ihre Majestät die Kaiserinn Maria Theresia im Jahre 1777 die Stelle eines Appellations-Rathes in Lemberg verlieh. Kaiser Joseph II., welcher die vielseitige Ausbildung seines lebhaften Geistes erkannte, ließ ihn diese gegen die Stelle eines Gubernial-Rathes daselbst im Jahre 1783 verwechseln, und ernannte ihn am 14. August 1787 zum wirklichen Hofrathe bey der vereinigten Hofkanzley. Auf diesem Standpuncte konnte er die ihm vorzüglich eigene Übersicht und Leitungsgabe an den Tag legen, welche Se. Maj. Kaiser Leopold bestimmten, ihn am 6. December 1791 zum Landes-Hauptmann in Kärnthen,

Heft S. 166 und folgende,) den Ungrund dieser Behauptung mit den triftigsten Gründen.

*) Aschdod (Azotus) eroberte Psammetich, König von Ägypten, erst nach einer Belagerung von 29 Jahren. Auch für eine Blokade, sagt Hr. Prof. Heeren in seinen Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker, wäre diese Zeit zu lang, und soll wohl nur so viel heißen, als durch 29 Jahre sind Versuche gemacht worden, diesen Platz zu erobern. Auch Arkona, auf der Insel Rügen, trotzte lange seinen Feinden, bis Waldemar I. König von Dänemark, sie 1168 erobert und zerstört hat.

**) Wisby auf der Insel Gottland wurde um das Jahr 811 erbauet, 1361 von Waldemar III., König von Dänemark, erobert und verwüstet.

***) S. dessen Hist. nat.

†) Lib. III. c. 3. 8.

*) Promontorium Cimbrorum, excurrens in maria longe peninsulam efficit, quae Cartris appellatur.

**) Schon der Heringsfang hat in früheren Zeiten mehrere Städte bereichert. Zwischen 1169 und 1203 gingen so viele Schiffe auf den Fischfang bey der Insel Rügen, daß die Dänen sich in Scharlach und feines Linnen kleiden konnten.

und zur geheimen Rathswürde zu erheben. Von Sr. jetzt regierenden Majestät wurde er am 10. Nov. 1794 zum General-Kriegscommissär ernannt, welche Stelle er bis zum 30. Dec. 1795 mit Ruhme versah. Nach der Schlacht von Fleurus hatte er die Rettung der Verpflegsartikel, der Kriegserfordernisse und der Spitäler in wenigen Tagen durch seine rastlose Thätigkeit und die Weisheit seiner Einleitungen bewirkt, und überhaupt die beschwerlichen und verantwortlichen Geschäfte dieses Amtes so geführt, daß ihm hierfür zu wiederhohlten Mahlen, und nach seinem Abgange die Allerhöchste Zufriedenheit in den kräftigsten Ausdrücken bezeugt wurde. Am 28. Aug. 1808 beriefen ihn Se. Majestät, überzeugt von seinen seltenen Talenten, aus einer ehrenvollen Ruhe zu der wichtigen Stelle eines Hofkammer-Präsidenten. Mitten unter den Vorbereitungen und den Unruhen des letzten Krieges, sann sein Geist auf die Mittel, um nach Vollendung desselben zur Wiederherstellung des öffentlichen Credits und der Staatsfinanzen einen festen Grund zu legen. Die Ausführung dieses Werkes, zu welcher sein Geist alle Zweige der Staatsverwaltung harmonisch umfaßte, war das rastlose Bestreben seiner Tage und Nächte. Seine Bemühungen erwarben ihm wiederhohlte Bezeugungen der höchsten Zufriedenheit, von welcher er schon im zweyten Jahre seiner Finanzleitung ein ausgezeichnetes Merkmahl durch die Verleihung des Großkreuzes vom Stephans-Orden erhielt. Allein er mußte zuletzt dem hohen Grade von Anstrengung, mit welchem er sein schönes Ziel zu erreichen strebte, erliegen. So hat er die Verehrung und Liebe wohl verdient, welche nach seinem Tode allgemein in laute Klagen ausbrach. Wer ihn näher beobachten konnte, wie er jedes Talent schnell anerkannte, an sich zog, und belebte; wie bescheiden und billig er fremde Meinungen würdigte; wie seine Seele so zugänglich für Freundschaft, so verschlossen für Feindschaft war; wie er jeden ämtlichen Widerspruch, auch den heftigsten, nur immer der Lebhaftigkeit einer verschiedenen Ansicht zuschrieb; wie fremdes Leiden, wo er es antraf, schnell zu dem seinigen wurde; welche einfache Freuden in dem Kreise seiner Familie ihm als liebevollen Gatten und Vater sein Leben versüßten: der wurde nicht nur von seinem großen Geiste, sondern auch von seinem edlen und schönen Gemüthe mit Liebe und Ehrfurcht durchdrungen.

Dieser traurige Fall gab beyden Majestäten einen neuerlichen Anlaß, jene Gesinnungen in ihrer wohlthätigsten Fülle auszusprechen, welche Allerhöchstdieselben, gegen die Personen, gegen die rückgelassenen Familien, und gegen den Nachruhm Derjenigen beseelt, die sich im Felde oder im Rath ausgezeichnete Verdienste erworben. Ihro Majestät die Kaiserinn geruhten nach Allerhöchst Dero Ankunft, und kurzen Anwesenheit allhier es zu Ihrem ersten Ausgange zu machen, die Witwe Gräfinn O'Donel zu trösten und aufzurichten. Ihre Maj. der Kaiser begnadigten diese Dame mit folgendem Allerhöchsten Handschreiben:

„Liebe Gräfinn O'Donel! Ich theile Ihren Schmerz um den Verlust Ihres Gemahls, der als ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, und von hohem Verdienste um den Staat und Meine Person aus Meinem Andenken nie verlöschen, und Meinem Herzen immer theuer seyn wird."

„Ich lasse Ihnen unter Einem mit Einschluß Ihrer Kinder eine Pension jährlicher sechs tausend Gulden, und sechs tausend Gulden zur Bestreitung der Auslagen, anweisen, welche der obgedachte traurige Fall verursacht haben muß."

„Sie werden übrigens überzeugt seyn, daß die Kinder eines so verdienten Staatsmannes auch noch in der Zukunft ein theurer Gegenstand Meiner Sorgfalt seyn werden."

Gutenbrunn am 8. May 1810. Franz.

Welche Empfindungen derley Züge in dem Herzen aller gefühlvollen Leser und aller treuen Unterthanen, welche Erhebung und Aufmunterung sie insbesondere unter den Dienern des Staats hervorbringen müssen, wäre sehr überflüssig anzudeuten.

Decret Sr. Excellenz des Hrn. Oberstkämmerers Rudolph Grafen von Wrbna, an den k. k. Hrn. Hof-Statuar und Director der Akademie der bildenden Künste, Franz Edlen von Zauner.

„Seiner Majestät waren alle die Hindernisse nicht unbekannt, die der Künstler bey der Errichtung des Monuments Ihres verewigten Oheims, Joseph II. zu besiegen hatte; um so größer ist daher unsers gnädigsten Monarchen Zufriedenheit, da Sie diese Arbeit auf eine so ruhmvolle Art beendiget haben."

Was bey Errichtung ähnlicher Denkmahle nur durch die Vereinigung mehrerer Talente bewirkt werden konnte, das haben Sie allein, in der Hälfte der Zeit, und mit dem fünften Theile der Kosten, die anderen Künstlern nothwendig waren, ausgeführt. — Ob Ihr Werk nicht zugleich weit größere Kunstvorzüge besitze, als ähnliche dieser Art, auf die einige Nationen Europens mit Stolz hinweisen, wird die Nachwelt, deren Urtheil wir nicht vorgreifen wollen, entscheiden. Doch nie wird sie dem Manne ihre hohe Bewunderung versagen, der nicht nur als Erfinder, Modellirer und Former, sondern auch als Gießer, Ziselirer und Architekt als ein vollendeter Künstler sich zeigte, dessen alles berechnender Geist bey den verschiedenen Arbeiten gegen jede mögliche Gefahr, durch die sein Werk hätte mißglücken können, so zweckmäßige Gegenanstalten zu treffen wußte, „daß er nie vom Glücke begünstigt, nur vom Unglücke nicht verfolgt seyn wollte,*)" und dann des besten Erfolgs schon sicher war.

Mit den Gefühlen der Bewunderung vereinigt sich auch der warme Dank Ihrer Mitbürger. Nie haben diese Ihr Kunst-Talent bezweifelt, durch frühere classische Werke war es hinreichend erprobt; und doch sahen viele Patrioten mit Bangigkeit dem Ende Ihrer Arbeit entgegen. Die schwerste Aufgabe, die in Österreichs weiten Staaten einem Künstler zu Theil werden konnte, sollte von Ihnen gelöset werden. Sie sollten ein Monument verfertigen, das vollkommen würdig sey des großen Monarchen, der eisern und sparsam gegen sich, nur wohlthätig gegen sein Volk war, dessen Glücke er sein ganzes Leben weihte. — Allein Sie, ein Zeitgenosse Josephs und Staatsbürger Österreichs, mußte die Rückerinnerung an Josephs Thaten begeistern. Sie arbeiteten nun nicht mehr Ihres Ruhmes wegen; nein, Sie arbeiteten für den Nationalruhm Österreichs, für Josephs Andenken, und so mußte das große Meisterstück aus Ihren Händen hervortreten, das allen Ihren Mitbürgern das freudige Geständniß abzwingt: Joseph der Große habe seinen Künstler gefunden, Sie seyen es werth gewesen der Nachwelt seine Züge in Erz aufzubewahren. Seine Majestät wollen beweisen, wie sehr Sie mit

*) Eigene Worte des würdigen Künstlers.

dem in allen Theilen so wohl gelungenen Monumente zufrieden sind, wie sehr Sie ein so großes Talent schätzen. Sie wollen zugleich den unermüdeten eilfjährigen Fleiß, die Uneigennützigkeit des Künstlers bey Verfertigung seines Werkes belohnen, und bewilligen demselben die lebenslängliche Beybelassung der bisherigen jährlichen drey tausend Gulden, so wie Sie ihm auch seinem Wunsche gemäß den Deutscherbländischen Adelstand mit Nachsicht der Taxen in Gnaden verleihen.

Wien am 17. November 1807. R. Gr. Wrbna.

Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staate und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht.

(Fortsetzung.)

Nun begann eine neue Periode. Die Römischen Adler durchflogen fremde Welttheile, Rom fühlte aber dessen ungeachtet noch einen schwer drückenden Mangel und seine nachtheiligen Folgen; es besaß noch keine Seemacht.

Die punischen Kriege hatten noch gefehlt. Sie kamen, und Rom, welches kaum aus den Trümmern eines an Italiens Küsten vom Sturme zerschmetterten Schiffes der Carthager die Structur desselben erspähte, besaß schnell eine gefürchtete Flotte.

Endlich wurde Hannibal den Römern der letzte Lehrer der Kriegskunde — lehrte sie Tapferkeit mit Schlauheit, Muth mit Klugheit verbinden — und Carthago fiel.

Jetzt ward Asien schon mehr durch den Schrecken des Römischen Nahmens als durch die Macht der Römischen Waffen erobert.

Die Heere blieben nun Jahre lang von ihrem Vaterlande entfernt, und man bekriegte Nationen, nur um Triumphe zu erhalten und Schätze zu erbeuten.

Die Folge davon war, daß die alte Kriegszucht entartete, der Soldat mehr Räuber als Krieger wurde, und der edlere und vermöglichere Bürger diesem entwürdigten Stande sich entzog.

Rom hatte Welttheile besiegt, und wandte nun sein Schwert gegen sich selbst. Die blutigen Bürgerkriege begannen, und die Heere erhielten eine ganz neue Gestalt, da die Urheber dieser verderblichen Zwiste sich gezwungen sahen, in ihre Legionen alles aufzunehmen, wessen sie nur habhaft werden konnten.

Man hatte bisher drey Gattungen von Legions-Soldaten gehabt, Hastaten, Prinzipen, und Triarier. Dieser Unterschied hörte auf. Eine sinnlose Jugend folgte in wildem Taumel den Fahnen eines jeden Feldherrn, sobald das Glück das ihn begünstigte, und nur wenige alte und geübte Centurionen schmückten die zügellosen Heere vergebens. Marius und Sylla wütheten, und Ströme Bluts flossen durch das verödete Italien, und selbst in Roms gräuelvollen Straßen. Diese und die darauf folgenden Bürgerkriege, nebst den Asiatischen Feldzügen waren die Ursachen des Verderbens der Römischen Miliz; denn es kämpften jetzt nicht mehr Bürger für ihr Vaterland, sondern Miethlinge um Sold und Beute, und hingen also nicht mehr am Staate, sondern an ihren Feldherrn, von welchen sie alles zu erwarten hatten, und deren Schicksal auch das ihrige war.

In diesen Truppen glühte daher auch immerwährend ein Geist des Trotzes, der Empörung und des Ungehorsams selbst *gegen ihre Feldherren*, so daß diese nur durch äußerste Klugheit und Geistesgegenwart sie im Zaume zu erhalten vermochten, und dessen ungeachtet sich von ihnen oft verspottet, verlassen und verrathen sahen, und Krieger, die heute noch die ihrigen waren, am nächsten Tage schon auf der Seite ihrer Gegner erblickten.

Erst unter Augusts Regierung erhielten diese verwilderten kriegerischen Horden wieder Ordnung und bessere Zucht. Die Verbindlichkeit, Kriegsdienste zu leisten, war den Bürgern schon einige Zeit vor August erlassen worden. Dieser Monarch erließ sie endlich selbst den Bundesgenossen, so daß die Heere der Cäsarn fast bloß aus Ausländern bestanden.

Kuffner.

Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Philipp I. folgte sein Sohn und bisheriger Mitregent Ludewig VI., zugenannt der Dicke, (Le Gros). Er bestieg den Thron im Jahre 1108, in einem Alter von 29 Jahren, ob er gleich schon bey Lebzeiten seines Vaters gesalbt war, so geschahe solches demungeachtet noch ein Mahl, diese Feyerlichkeit ward durch den Erzbischof von Sens verrichtet, weil in der Kirche zu Rheims ein Schisma über eine zwiespaltige Wahl des Erzbischofes statt fand. Ludewig VI. starb zu Paris am 1. August 1137, in einem Alter von ungefähr 60 Jahren, nachdem er 30 Jahre lang nach seines Vaters Philipp Tode regiert hatte. Er ward zu St. Denis beygesetzt.

Im Jahre 1115 vermählte er sich mit Adelaide, einer Tochter des Grafen von Maurienne und Savoyen. Eine Dame, die sehr gerühmt wird, weil sie die Abtey Montmartre gestiftet, und ihre Kinder mit großer Sorgfalt erzogen hat. Denn diese ließ sie alle Morgen und Abend zu sich kommen, und unterrichtete sie selbst in der Frömmigkeit und Tugend. Der König, ihr Gemahl, liebte sie zärtlich, und that ihrentwegen was keiner seiner Vorgänger gethan hatte. Er verordnete nähmlich: daß die Urkunden, Verordnungen und andere dergleichen Denkmahle, nicht allein von seinen Regierungsjahren, sondern auch zugleich von den Jahren der Krönung seiner Gemahlinn dadirt werden sollten. Nach dem Tode des Königs verheirathete sie sich wieder mit Mathieu von Montmorency Connetable von Frankreich, und starb im Jahre 1154.

Außer seinem Nachfolger, Ludewig VII., hinterließ Ludewig VI. noch 5 Söhne und eine Tochter, nähmlich Heinrich, er war Anfangs Mönch zu Clairvaux, in der Folge Bischof zu Beauvais, und zuletzt Erzbischof zu Rheims, er starb 1175. Hugo starb jung. Robert, das Haupt des königl. Hauses zu Dreux, dessen Enkel Peter, genannt Mauleclerc, durch seine Vermählung mit Alix, der Erbinn von Bretagne, zum Besitz dieser Grafschaft gelangte; er starb 1188. Philipp, Archidiaconus der Kirche zu Paris, der dem berühmten Peter Lombard das Bisthum dieser Stadt überließ, als er selbst dazu gewählt ward; er starb 1161. Peter, der durch Isabellen, Herr von Courtenai wurde, und dessen Nachkommenschaft beym Ausbruche der Französischen Revolution noch vorhanden war, er starb 1183. Konstantia, die zuerst mit Eustachius

von Blois, der noch bey Lebzeiten seines Vaters, des Königs Stephan, zum König von England gekrönt wurde, und dann mit Raymund dem Sechsten, Grafen von Toulouse, Herzogen von Narbonne und Markgrafen von Provence vermählt war; sie starb 1176. Der älteste Sohn, Philipp, welchen der König die Mitregentschaft übertragen hatte, starb noch vor seinem Vater 1131. Ihm folgte Ludewig VII., zugenannt der Jüngere, (Le Jeune) er bestieg den Thron am 1. August 1137, in einem Alter von 18 Jahren. Man nannte ihn den Jüngern, um ihn von seinem Vater, mit dem er einige Jahre gemeinschaftlich die Regierung führte, zu unterscheiden: er starb zu Paris, den 18. Sept. 1180, in einem Alter von 60 Jahren; auf einer Wallfahrt, die er zum Grabe des heiligen Thomas von Canterbury, um die Genesung seines Sohnes zu erflehen, anstellte, ward er von einem Schlagfluß überfallen. Er fand seinen Sohn bey seiner Rückkunft bereits genesen, verfiel aber selbst in eine Entkräftung, an der er starb. Er wurde in der Abtey Barbou, bey Melun, beygesetzt. Er war zu drey Mahlen verheirathet. Die erste unter seinen Gemahlinnen war Leonore, die einzige Tochter Wilhelm X. Herzogs von Guienne und Grafen von Poitou. Dieser setzte Ludewig im Jahre 1136 auf dem Sterbebette zum Erben ein, unter der Bedingung, daß er seine Tochter heirathen sollte. Eine glänzendere Verbindung konnte kein Französischer Prinz treffen. Ludewig VI. selbst dem Tode nahe, nahm Wilhelms Anerbiethen willig an, gab seinem Sohn einen prächtigen Hofstaat, und ließ ihn nach Guienne reisen, damit er sich dort nebst Leonoren von seinen neuen Unterthanen huldigen ließe. Leonore war 16 Jahr alt, schön und lebhaft. Ludewigs Figur konnte Liebe einflößen, sie gewann ihn auch in der That lieb, aber das Feuer war von keiner Dauer. Bald nach dem Tode seines Vaters, führte sie ihr Gemahl nach Frankreich. Hier war ihm das Ansehn des Abts Suger, Ludewigs VII. vertrautesten Rathgebers, bey ihren Vergnügungen entgegen. Hievon befreyte sie der Einfall ihres Gemahls nach dem gelobten Lande zu ziehen, und sich von ihr auf diesem Kreutzzuge begleiten zu lassen. So sehr der Abt Suger diesen Zug widerrieth, so angenehm war ihm dagegen, als er hierin nachgeben mußte, die Entfernung der Königinn. Er würde, wäre sie in Frankreich geblieben, sie vielleicht als Reichsverweserinn gesehen haben, anderer Seits glaubte Ludewig, der eifersüchtig war, es sey gefährlich, sie aus den Augen zu lassen, auch hoffte er, daß sie durch ihren Einfluß über ihren Oheim, den Fürsten Raymund von Antiochien, dessen Gebieth und Stadt das Heer zu berühren hatte, seiner Unternehmung nützlich seyn könnte.

Aber Ludewig veruneinigte sich auf diesem unglücklichen Kreutzzuge mit Raymund, und Leonore nahm Partey für ihren Oheim. Der Fürst von Antiochien hatte das Geheimniß gefunden, ihr zu gefallen, und der König schöpfte bald Verdacht. Übelgesinnte versicherten ihn sogar, die Königinn habe einen strafbaren Umgang mit einem jungen Türken. Über dem ließ Leonore immer mehr Neigung blicken, in Antiochien zu bleiben, jemehr der König auf Entfernung drang. Mit aus diesem Grunde hatte Ludewig ein Gesuch des Fürsten abgeschlagen, und dadurch Gelegenheit zur Uneinigkeit gegeben. Raymund dürstete nach Rache, aber der König entfloh in einer Nacht, und wußte seine Gemahlinn mit sich zu nehmen.

Da der Kreutzzug eine gänzlich unglückliche Wendung genommen, so eilte der König in seine Staaten zurück. Aber das Mißvergnügen über das allzufreye Betragen seiner Gemahlinn begleitete ihn mit dahin. Es war seit dem Vorgang zu Antiochien immer höher gestiegen, so daß sie endlich nicht mehr mit einander umgehen konnten. Als Suger noch lebte, war Ludewig schon Willens, sich von seiner treulosen Gemahlinn zu scheiden, die seine Güte und Geduld auf alle Art mißbrauchte; und sie, die ohnehin Ludewigs Ernsthaftigkeit und übertriebene Frömmigkeit für ihren lebhaften Charakter unerträglich fand, sehnte sich eben so sehr nach einer Trennung. Der wise Minister hielt aber immer noch den König von diesem Vorhaben ab, indem er ihm vorstellte, daß er dadurch das Herzogthum Guyenne verlieren würde, welches Leonore ihm als ein Heirathsgut mitgebracht hatte. Kaum aber war Suger gestorben, so verlor dieser bündige Staatsgrund sein ganzes Gewicht. Ludewig zog seine Ruhe der Vergrößerung des Staates vor, und verschob die Ausführung seines Entschlusses nicht länger, zu Beaugenci ward daher unter dem 18. März, des Jahres 1152, ein Concilium gehalten, und unter dem gewöhnlichen Vorwand einer allzunahen Verwandtschaft seine Ehe mit Leonoren für ungültig erklärt. Zwey Töchter waren die Frucht dieser unglücklichen Ehe gewesen: Marie, sie ward mit Heinrich I., Grafen von Champagne vermählt, und starb 1198. Alix, ward die Gemahlinn Thibauds von Blois, und lebte noch im Jahre 1183. Leonore vermählte sich, nicht lange nach Trennung ihrer Ehe, mit Heinrich, Herzog von der Normandie und Grafen von Anjou, der im Jahr 1154 den Thron von England bestieg, und starb 1204.

Ludewig VII. vermählte sich hierauf mit Constantia, einer Tochter König Alphons VIII. von Castilien, die im Jahre 1160 in der Niederkunft starb. Sie gebar dem Könige zwey Töchter; Alix die jüngere starb in früher Jugend; Margaretha die ältere, hatte erst Heinrich III. König von England, und hernach den König Bela III. von Ungarn zum Gemahl; sie starb 1197.

Vierzehn Tage nach dem Tode seiner zweyten Gemahlinn vermählte sich der König schon wieder, und zwar auf den Rath der Erzbischöfe, Bischöfe und anderer Baronen des Reichs. Die wahre Ursache war, Ludewig befürchtete, es möchte ihn der Tod übereilen, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Diese dritte Gemahlinn Ludewigs hieß Alix, und war eine Tochter des verstorbenen Grafen Theobalds von Champagne; sie starb im Jahre 1206. Ihre Kinder waren: ein Sohn, Philipp August, der seinem Vater in der Regierung folgte; zwey Töchter, die durch ihre Schicksale in der Geschichte berühmt sind, die eine, mit Nahmen Alix, wurde mit dem Herzog Richard von Guyenne verlobt, der sie aber hernach nicht annahm, weil sein Vater, Heinrich II. König von England in den Verdacht einer unerlaubten Vertraulichkeit mit dieser Prinzessinn gekommen war. Ihr Bruder, der König Philipp August, verheirathete sie darauf an den Grafen Wilhelm von Ponthieu. Agnes, die jüngste, war anfangs dem morgenländischen Mitkaiser, Alexius Comnenus, versprochen; es nahm sie aber hernach Andronicus, der Verwandte und Mörder des jungen Prinzen, zur Gemahlinn. Endlich verheirathete sie sich mit einem bloßen Edelmann, Theodor Branas, Herrn von Adrianopel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In den meisten neuern Zeitschriften findet man den echten Nahmen Granada durch Grenada verdrängt; was ist wohl der Grund? Die Neuigkeiten, die wir aus Spanien erhalten, kommen durch Französische Blätter zu uns. Nun glaubt der Deutsche Zeitungsschreiber schon alles gethan zu haben, wenn er das letzte e in a verändert, ohne auf das erste zu achten; und doch ist das Wort Granada nur zu viel metamorphosirt, so daß es nicht durch eine neue Reform seinen Ursprung gänzlich verläugnen würde. Diese Stadt wurde von ihren ersten Einwohnern Garnata genannt, weil in einer Hütte, die am Flusse Darro stand, ein hübsches Mädchen gefunden wurde, die Garnada hieß. Nachher, als das Wort verdorben wurde, nannte man die Stadt Granada *). Jedoch sie Grenada zu nennen, ist gar kein Grund; sonst sollten wir ja auch statt Brasilien (Brésil) Brefilien schreiben.

S — g.

.....

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kamen zwey Engländer mit dem Packetboot zu Calais an, und kehrten dort bey einem Gastwirthe mit Nahmens Dulong ein. Sie verlangten einige geräumige und bequeme Zimmer, aßen und tranken fast immer bey ihm, und schienen sich überhaupt in ihrem Quartiere sehr zu gefallen.

Sie verzehrten viel, und da sie gut und richtig bezahlten, so wandte der Wirth alle Sorgfalt an, so einträgliche Gäste auf das eifrigste zu bedienen.

Nach einigen Wochen ließen die Fremden den Wirth zu sich auf ihr Zimmer rufen:

„Wir dürfen sobald nicht wieder nach England zurück kehren, hub der eine an, „die Jahreszeit ist schön, die Gegend gefällt uns, und wir haben daher Lust, hier noch wenigstens Jahr und Tag zu bleiben; aber es ist dabey eine Bedingung."

„Unsre Zimmer sind recht hübsch, doch alle nach vorn heraus, und in Ihrem Hintergebäude sind keine, die diesen gleich kommen. Wir gehen oft spät zu Bette, und schlafen dann gern etwas lange. Das Geräusch auf der Straße stört uns im Morgenschlaf, und, lieber Dulong, wenn man gut leben will, muß man auch gut schlafen können."

Dulong wollte so gute Kunden nicht verlieren, und fragte also, was er thun soll, daß sie künftig in ihrer Ruhe nicht gestört würden?

„Sie werden uns für ein bischen närrisch halten," nahm nun der andere das Wort, „aber wir haben schon einmahl unsre Grillen. Unsre Umstände sind ziemlich gut, Sie sind ein gefälliger Wirth, wir befinden uns wohl bey Ihnen, und es hängt bloß von Ihnen ab, ob Sie uns noch lange bey sich behalten wollen; ja, vielleicht länger, als Sie und wir selbst jetzt glauben. Würden Sie wohl unsertwegen, versteht sich mit uns zur Hälfte, eine nicht sehr bedeutende Ausgabe übernehmen?"

Dulong hatte seit zwey Monathen sowohl von den beyden Engländern, als auch von ihren Landsleuten, die sie vielfältig an sich zogen, beträchtlichen Gewinn gehabt. Er verstand sich also zu jeder billigen Forderung.

„Die Sache selbst ist nicht schwierig," sagte darauf der eine, „Sie haben hinter Ihrem Hause einen kleinen Garten, den Sie eben nicht zu benutzen scheinen. Der wäre uns recht gelegen. Es kommt nur darauf an, daß an der alten Gartenmauer ein kleines Gebäude, gerade groß genug für uns beyde, errichtet wird. Wir wollen die Kosten mit Ihnen zur Hälfte tragen, und wenn wir wegreisen und Sie verlassen, so bleibt es Ihr Eigenthum, und Sie können damit schalten und walten nach Gefallen."

Der Wirth war mit diesem Vorschlage sehr zufrieden; er ließ sogleich einen Bauverständigen rufen, den Riß entwerfen, er wurde von den beyden Engländern genehmigt, der Kostenanschlag gemacht, und das Gebäude eiligst aufgerichtet.

Die Fremdlinge zogen ein, und führten ihre alte Lebensart unverändert fort.

Zwey Monathe nachher nahmen sie von dem Wirthe auf drey Tage Abschied, um in der Nachbarschaft einen Besuch zu einer Jagdpartie zu machen.

Die drey Tage waren verflossen, es verstrichen noch ach, noch vierzehn Tage, aber keiner kam zurück. Der Wirth ward endlich über das lange Ausbleiben seiner Gäste unruhig, und da sie die Schlüssel des kleinen Gebäudes mitgenommen hatten, so konnte er es nicht anders als mit Hülfe eines Schlossers öffnen lassen.

Um sich keiner Verantwortung auszusetzen, zeigte er den Vorfall der dortigen Obrigkeit an, und diese schickte eine Gerichtsperson zu ihm, in deren Gegenwart das Gebäude aufgemacht wurde.

Als Dulong mit der Gerichtsperson in's Zimmer trat, fand er einen offenen Zettel auf dem Tische, folgenden Inhalts:

„Beunruhigen Sie sich um uns nicht, lieber Dulong. Wir verlassen Sie viel zu zufrieden, um Ihnen nicht ein recht herzliches Lebewohl zu sagen. Sie sind ein zu gutdenkender Mann, um es uns übel zu nehmen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, wieder zu dem Besitz eines Theils des Nachlasses unsrer Vorfahren zu gelangen."

„Das Haus, das Sie bewohnen, und der kleine Garten hinter demselben, gehörten vormahls unsrer Familie. Ohne Zweifel wissen Sie, daß der Herzog von Guise, bey der Einnahme von Calais, das zwey hundert und zehn Jahre lang den Engländern zugehört hatte, dort alle Britten verjagte. Es ist also nicht zu verwundern, daß einer unsrer Vorfahren den beträchtlichsten Theil seines Vermögens, den er nicht fortbringen konnte, in Calais zurück ließ, und in der dicken Mauer ihres Gartens verbarg. Vor ungefähr sechs Monathen entdeckten wir dieß durch einen glücklichen Zufall in alten Familienpapieren. Sie werden sich auf der Öffnung in der Mauer, die wir gemacht haben, und aus dem zurückgelassenen Kasten von der Wahrheit unsrer Angabe am besten überzeugen. Sie werden es nicht unrecht finden, daß wir diesen Weg einschlugen, um unsern Zweck zu erreichen. Verzeihen Sie uns unsre List, werther Herr Dulong, und behalten Sie, als ein geringes Merkmahl unserer Erkenntlichkeit, dieß Häuschen, und die von uns darinn angeschafften Meubles als Ihr völliges Eigenthum. Stellen Sie übrigens über uns in England keine Nachforschungen und Untersuchungen an, sie würden nur fruchtlos seyn. Denn wir sind Ihnen nicht unter unserm wahren, sondern nur unter einem angenommenen Nahmen bekannt. Leben Sie nochmahls recht wohl, lieber Dulong, und behalten Sie uns eben so in gütigem Andenken, wie wir Sie nie vergessen werden."

M — r.

.....

Als der Geschwaderführer Mendanna auf seiner Entdeckungsreise im stillen Ocean im J. 1595 starb, übernahm seine Witwe Donna Ysabel de Baretos den Oberbefehl, und wagte sich in die unbekannte gefahrvolle See, um die Salomonischen Inseln aufzusuchen. Es diente unter ihr der nachher so berühmt gewordene Länderentdecker Quiros.

Findet man in den Jahrbüchern des schönen Geschlechts oder des Seewesens mehrere solche Beyspiele von weiblicher Schifffahrtskunde und Beherztheit?

.....

Wäre es nicht eine wahrhaft rührende, vielleicht heilbringende Feyerlichkeit, wenn jeder Europäische Fürst gleich am Tage seines Regierungsantritts die Kosten seiner Beerdigung in einer Kirche öffentlich hinterlegen müßte? Zu einer solchen Entrichtung war ehemahls jeder Doge von Venedig verpflichtet, und selbst bey den halbwilden Bergschotten fand (wenigstens vor 50 Jahren) die schöne Sitte Statt, daß die junge Frau gleich nach dem Hochzeittage sich niedersetzte, und ihren Todtenkittel spann.

.....

Nach der Berechnung eines Engländers, Nahmens Stanhope, braucht jeder entschiedene Tabakschnupfer zum Bedienen und Schnäutzen seiner Nase jährlich nicht weniger, als — 36½ Tag. Stanhope setzt nähmlich voraus: jeder solcher Schnupfer nehme alle 10 Minuten eine Prise, und jede Prise koste durch das Nehmen, Hinaufheben, Spielen und Wischen 1½ Minuten Zeit; 1½ Minuten aus 10 genommen, betrage also dieser Genuß täglich (den Tag zu 16 Stunden gerechnet) 2 Stunden 24 Minuten. — Reicher Stoff zum Nachgrübeln für unsere Staatswirthe neuesten Schlags.

*) Garnata, respecto que en una cueva que estava junto al rio Darro, fué hallada una hermosa donzella que se dezia Garnata ——— despues corrompido el vocablo, se Uamò Granada. — Bibliotheca española. Tomo I. en Gotha 1805.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 25. bis Mittwoch den 30. May 1810.

Das ganze Gemeinwesen, wodurch bisher Europa in allen seinen Theilen lebt, also daß (so lange es besteht) nichts Gutes und Großes von einem Caligula mit Einem Streich ausgerottet werden kann, beruhet auf demselben Gemeingeist und Muth, auf demselben Verstand, welchen damahls die Orte hatten, keines das andere fallen zu lassen, auf einem einfachen kraftvollen Sinn, mit Furcht und Zweifel unbekannt.

Johann von Müller.

(63 — 65.)

Historische Versuche
durch
Johannes Müller.
(Fortsetzung.)

II. Abschnitt.
Die Zeit der eiteln Schrecken.

Eilftes Jahrhundert.

Alle Völker, die wir bisher gesehen, hatten jedes zu seiner Zeit, die Übermacht erlangt, durch kriegerische Stärke; in der Folge verweichlichte diese in beständigem Genuß. Theodorich und Carl der Große erregten aller Welt Erstaunen, und verschwanden. Die Angelsachsen hatten gute Könige, aber noch war ihre Insel, ihre Welt. Otto war so glücklich, seinen Nachfolgern zu so vieler Macht auch so viele Geistesgaben zu hinterlassen, um sie vor der Hand zu erhalten, ja, zu erweitern: aber wenn sie auch Alles bezwungen hätten, hätten sie doch nimmermehr Alles in die Länge behaupten können. Den Occident bewohnte eine Menge kleiner Völkerschaften ohne allgemeine Satzungen, die ihre Sitten gemildert hätten, in allzu rauher Kraftfülle, um einem Kaiser zu gehorchen. Selbst ihre eigenen Könige waren ohne Gewalt; wie wenig würden jene Nationen diese anerkannt haben in einem auswärtigen Herrscher. Seine Waffen würden ihre Waffen zu zerstörendem Streit heraus gefordert, seine Gewalt ihre Freyheitsliebe desto mehr aufgestachelt, seinen Gesetzen würden sie die unaustilgbare Liebe zum Herkommen der Väter entgegen gesetzt, seine Auflagen würden ihrem Eigennutz unerschwinglich geschienen haben.

Nichts desto weniger fand sich ein Oberhaupt aller Abendländischen Völker, und sie eilten sogar, sich vor ihm zu beugen. Was Theodorich, was Carl der Große, und die Ottom nicht vermocht, das unternahm der Papst, und führte es aus. Rom erschien noch ein Mahl als die Königinn der Welt. Ohne ein Volk besiegt zu haben, beherrschte der Papst gleichwohl Alle und ihre Könige, weil er's verstand, ihnen zu imponiren. Er galt für den Schlüsselbewahrer des Himmels: vor der Kühnheit seiner Ansprüche verstummten die Geister, die Beherrschung alles Übrigen war ihm alsdann nur ein Spiel. Er breitete dann sein Heer, die Mönche, immer weiter aus, um den menschlichen Geist desto sicherer und für immer niederzuhalten. Auch das neue Rom wählte das Parcere subjectis et debellare Superbos zur herrschenden Maxime. Der Papst bannte und entthronte willkührlich die gegen sein Ansehen widerspänstigen Kaiser und Könige, war überall der Schirm der Mindermächtigen, unterhielt allerwärts Spaltungen und Mißtrauen, auf daß er Niemanden zu fürchten habe, aber Jedermann seiner bedürfe. Seine Macht war bisher unerhört. Die alten Reiche waren gestiftet durch politisches oder militärisches Übergewicht, das seinige verdankte seine Dauer der allgemeinen Unwissenheit. Die größten Päpste hatten selten jenen schlichten gemeinen Sinn. Von mehr als 270, die bis jetzt auf dem heiligen Stuhle saßen, hat man nur von wenigen gute Werke. Diejenigen, die das Übermaß ihrer Forderungen am weitesten trieben, waren die glücklichsten. Daraus können wir lernen, daß weder Geist noch Kenntnisse allein die höchste Gewalt geben, sondern daß fast immer die Stärke der Leidenschaften zu diesem Ziele durchdringt. So fängt denn auch erst mit dieser päpstlichen Oberherrschaft die wahre Barbarey an. Die Blitze des Vatikans, welche die Sterblichen grauenvoll erschütterten, machten die allgemeine Finsterniß nur immer dichter und schwärzer, und schienen endlich sie gar verewigen zu wollen.

Dieses Jahrhundert nennen wir das Jahrhundert Gregor's des VII., (1073) weil er der erste zu gleicher Zeit der Hoheprieſter des Occidents und der König der Könige war.

Die Normannen eroberten England (1066), und stifteten das Königreich beyder Sicilien (1037). In diesem Jahrhundert sind auch, so mag man annehmen, die Isländer nach Grönland übergeschifft, und zu den Landsleuten der Grönländer in Labrador. Die Czaars gaben Gesetze, belebten den Handel, und sendeten nach Ägypten und Syrien, um von dort her Kenntnisse und Künste in ihren fernern Norden zu bringen. Pohlen, Böhmen und Ungarn hatten ihre eingebornen Könige, aber die Russen ausgenommen, zitterten diese streitbaren Völker alle vor dem

wehrlosen heiligen Stuhl, und die entferntesten zitterten am allermeisten.

Das zwölfte Jahrhundert schien endlich die Folgen dieser päpstlichen Weltherrschaft zu spüren. Es war die Zeit der religiösen Schwärmerey des heiligen Abtes von Clairvaux, Thomas Beckets, der Kreuzzüge, der harten Verfolgungen des Geliebten Heloisens und Arnolds von Bressia, welcher Rom von Rom befreyen wollte. Die Gedankenfreyheit schien bereits völlig erloschen, so sehr war sie unterdrückt. Die beyden Heinriche, Friederich Barbarossa, Ludewig der Dicke hatten nur vergebliche Versuche gegen diesen Druck gemacht. Man könnte dieses wohl auch das Jahrhundert der Legenden nennen, und kaum lohnt es der Mühe, von demselben zu reden (???) Die Papstsgewalt war schrecklicher als jene der verheerendsten Eroberer, denn sie erstreckte ihre Gerichtsbarkeit auch noch jenseits des Grabes. Alles hatte diese unselige Richtung. Als das Römische Recht wieder aufgefunden ward, mischte sich Aberglauben in den Vortrag und in den Gebrauch desselben. Als (1139) Alonso Henriquez das Königreich Portugal gründete, mußte das auf einen Befehl geschehen seyn, den ihm der Heiland geraden Weges vom Kreutze herab ertheilt hatte.

Im dreyzehnten Jahrhundert überschritt endlich der Römische Hof alle Schranken der Mäßigung. Friederich II. trat auf, weniger furchtbar durch die vereinigte Macht Deutschlands und Italiens und durch den blendenden Glanz seines Ruhmes, der ihn selbst an den Ufern des Nils so lang überlebte, als durch die Kühnheit, das Joch des Aberglaubens abzuwerfen, und durch mächtige Ermunterung der Wissenschaften seine Hauptstütze zu brechen. Dieß Beginnen erregte solches Aufsehen, daß der Papst gezwungen war, zu gewaltsamen Maßregeln die Zuflucht zu nehmen. Die Welt erkannte nun ihre Sclaverey. In dem ganzen, in schnöde Unwissenheit begrabenen Europa regen sich allmählig Zeichen des Lebens, der schwache Anfang des Neuen, das da kommen sollte.

(1215) Aus diesem Jahrhunderte stammt das Deutsche Staatsrecht. Die Nachfolger Friederichs, durch seinen Ausgang geschreckt, überließen Italien sich selbst, um nicht immer vor dem Papst zittern zu müssen. Die Deutsche Nation, als gewänne sie neues Leben, ergab sich der Dichtkunst; immer der erste Schritt noch ungebildeter Völker zu höherer Entwicklung. Man sah viele Städte und Handelsbündnisse entstehen. Sachsens Bergwerke waren ergiebiger als zuvor. (1282) Der größte Mann aus dem Hause Habsburg gründete seine Macht, und verbarg sie. (1306) Als die alten eingebornen Königsstämme von Böhmen und Ungarn ausgingen, gewann Österreich in diesen Ländern schon überwiegenden Einfluß. (1294) Damahls theilten sich die zwey Äste des Pfälzischen Hauses. (1248) Aus den Trümmern des alten Thüringischen Hauses bildete sich die Macht des Sächsischen, und die Landgrafschaft Hessen. Der Norden des Deutschen Reichs civilisirte sich nach und nach, und die Barbaren lernten gehorchen; denn es gab große Männer in dem Hause Braunschweig, in Pommern und Dänemark. (1230) Preußen, Curland und Liefland erhielten aus den Händen der Deutschen Ritter Gesetze und das Christenthum; seitdem blühten diese Länder im hohen Grade.

(1261) Während dieser Zeit ging die Isländische Republik durch ihre Uneinigkeiten zu Grunde; der Handel auf dem Lappländischen Meere verlor sich. (1217) Der Thron der Czaare ward von den Tatären zermalmet; Batu eroberte Rußland, und äscherte Breslau ein, während sechs Mahl hundert Tausende desselben Volkes über die Chinesen herfielen. (1242).

So verlor der Norden seine alte Macht, aber der Süden entwickelte die seinige. (1212) Denn die Schlacht, welche alle Spanischen Christen mit den Mauren bey las navas de Tolosa fochten, entschied den Fall ihrer Herrschaft. (1246) Bald darauf kam Alphons X., ein Beschützer der Wissenschaften und Gesetzgeber Spaniens.

Der Normannische National-Geist, das Andenken alter Größe, die Meere, welche Freystätten, Eroberungen und Reichthum darbothen, der Handel, und der natürliche Hang aller Menschen zur Freyheit, führten eine Menge von Städten zur republikanischen Regierungsform. Ihre Begründung schien leicht und nothwendig wegen Entfernung der Kaiser, und wegen der Zwistigkeiten einer Menge von Tyrannen. Die Tapferkeit vermochte alles. Seit diese Städte im Besitze der Freyheit, war ihre Bevölkerung, ihr Reichthum, ihre Bildung, ihre Größe und ihr Glanz erstaunenswürdig, ihrer Zwietracht ungeachtet, so alt und so dauernd als die Freyheit der meisten dieser Republiken. Man begriff, daß die Italiäner nur die Freyheit brauchten, um von ihrem Clima und ihrem Charakter über alle Nationen erhoben zu werden. So viele Erfindungen und große Unternehmungen findet man in der Geschichte dieser Freystaaten. Sie haben die erste Erschütterung zu allen großen Umwälzungen der nachfolgenden Jahrhunderte gegeben.

Frankreichs Könige fingen an, durch die Anhänglichkeit des Bürgerstandes mächtig zu werden, den sie zu erheben wußten, und der hinwieder ihrer bedurfte. Die Tugenden und die administrativen Einrichtungen des heiligen Ludewigs.*) erregten in jedem Franzosen den Wunsch, sich an den König wenden zu können, durch sein Ansehen beschützt, und von einem so weisen Fürsten beherrscht zu werden.

Es ist falsch, daß England immer frey gewesen, aber es ist wahr, daß den alten Engländern stets ein besonderer Hang zur Freyheit inwohnte. Dieser ging bey andern Völkern in Leidenschaft über, bey den Engländern war es ein überlegtes Gefühl, das sich eben so auf die politische, als auf die philosophische und sittliche Freyheit bezog. Daher geschah es, daß anderswo dieses Gefühl mit der Rohheit abnahm, in England mit den Einsichten zunahm, daß anderswo die Freyheit in Verachtung der Gesetze, in England in deren Verehrung und Verbesserung gesetzt ward. Am Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts befestigten die Reichs-Baronen ihre Freyheiten durch die magna charta, (1214), und gegen das Ende desselben nahmen die Gemeinen Antheil an den Staatsgeschäften.

So fingen in diesem Jahrhundert mehrere Mächte an, sich zu bilden; keine herrschte, außer dem Papste; selbst dieser wankte.

Vierzehntes Jahrhundert. In dem vierzehnten Jahrhunderte hatten die Völker nichts unter einander gemein, als die beständige Veränderung ihrer Staatsverfassungen.

(1303) Als Philipps des Schönen Abgesandter einem der hochmüthigsten Päpste eine Ohrfeige gab, die nicht gerächt wurde, gab dieser Schimpf ihrer Macht einen heftigen Stoß.

*) Die so genannten Etablissemens de S. Louis.

Der Hof ward nach Avignon verlegt; der Norden fand darin nicht die apostolischen Tugenden, und nahm Ärgerniß. Der Papst hatte ein Land verlassen, worüber er Herr war, um eines andern willen, worin er es nicht war. Als die Kaiser nicht mehr an Italien zu denken schienen, glaubte der Papst nichts mehr befürchten zu müssen. In dieser unklugen Beruhigung vergaß er das Interesse des Papstthums, der kleinlichen Vortheile einiger Anverwandten wegen, die er zu bereichern trachtete. Wenn die Großen vergessen, was sie sind, und wie Privaten handeln, ist alles verloren. — Die Eifersucht der verschiedenen Mönchsorden war schwer zu bezähmen. Der Papst machte sich unter ihnen Feinde, die um das Geheimniß seiner Macht mußten. — Die Französischen und Italiänischen Cardinäle konnten sich nicht vereinigen; (1378) es gab zwey Päpste, bald darauf drey. (1409) Die Vorwürfe, womit sie sich überhäuften, verminderten die Meinung, die man von ihrer Heiligkeit hatte. Der Fanatismus hat mehr als alles Übrige, seine Zeitgränze. Drey hundert Jahre Verehrung mußten den Eifer der Gläubigen erschöpfen.

Deutschland verlor damahls seine ganze Macht, weil die Kaiser, so wie die Päpste nur an ihren eigenen Vortheil dachten. Daraus entstand ein Wettkampf mehrerer großer Häuser; die goldene Bulle bestimmte ihre Rechte. (1356) Als die Gelehrten über die Distinctionen ihres Deutschen Rechtes alles Übrige vergassen, unterlag ihr Geist dieser Erudition; man vergaß sogar die Staatsverfassung, um über ihre Formen zu streiten. Die alten Germanischen Sitten wurden von einigen Fürsten bewahrt, die von diesem tiefen Wissen sehr entfernt waren.

(1291) Als die Kaiser nicht mehr die Beschützer des Reichs waren, entschlossen sich Völkerschaften, die unter ihrem Schutze gelebt hatten, und sich der Raubsucht der Großen preis gegeben sahen, ihr Schicksal zu verbinden, und alte Tugenden der Fremdlingsmacht entgegen zu setzen. Seit dieser Zeit schmeichelten und fürchteten diese Völker Niemand, verlangten weder Krieg noch Frieden, und wurden niemahls in ihrem eigenen Lande überwunden. Während die ganze Welt sich umgeändert hat, kennen sie nur immer noch vom Hörensagen die Steuern, die Höfe, und das Fremdlingsjoch, und leben noch heut zu Tage in ihrer alten Freyheit; es sind die Schweizer.

Zu gleicher Zeit, als das Deutsche Reich von dem übrigen Europa auf diese Weise abgesöndert ward, befestigten sich die Reiche von Hungarn, Pohlen, und Böhmen unter Fürsten, die sie zu beherrschen, zu vertheidigen und auszudehnen vermochten.

Die Czaare machten fruchtlose Anstrengungen; sie wurden gezwungen das Joch der Tataren zu tragen.

(1396) Schweden ward von den Dänen unterjocht; Norwegen gehorchte ihnen schon; aber Schwedens Unglück war nur dem Fehler der Könige zuzuschreiben; diese haben oft ihre Völker zu Grunde gerichtet.

(1338) England hatte auf die Welthändel Einfluß, weil es die ganze Macht der Französischen Könige beschäftigte. Eduard III. beherrschte sein Volk mit so vielem Ruhme, daß es nicht nöthig zu haben schien, von seiner Freyheit Gebrauch zu machen. Europa bewunderte des Halifax Sternkunde, des Duns Spitzfindigkeit, Occams Kühnheit, und Bradwardin's Tiefsinn; der Britte schien zu Nachforschungen und kühnen Unternehmungen hingezogen.

Am Anfang des Jahrhunderts stand Frankreich unter Philipp dem Schönen, der sich schon mächtig genug fühlte, um Ausschweifungen der Tyranney zu wagen; er verbarg diesen Geist unter dem Schleyer der Hofformen, und hatte nur seinen Willen zur Richtschnur. In der Folge vermehrten die Schwierigkeiten in der Thronbesteigung des Valoisischen Hauses die Ergebenheit der Franzosen in den Willen ihres Fürsten. Die Valois, der Gesammtkräfte ihres Volkes bedürftig, waren eifrig, ihm zu gefallen, und zwar Carl V. (1564) aus Regierungsgrundsätzen; er war einer der ersten Könige, welcher deren gezeigt hat, und ohne Blutvergießen zu siegen wußte.

So interessant dieses Jahrhundert in Beziehung auf verschiedene Nationen gewesen ist, so schwer hält es, ihm in dem Europäischen Hauptgemählde Interesse zu verschaffen. Alle Staaten waren Inseln ähnlich; und ungeachtet der großen Staatserschütterungen findet man darin keine allgemeine Tendenz. (1380) Nur der Freystaat Venedig, damahls in dem Zeitlaufe seiner Größe, gab den ersten Gedanken zu Länderentdeckungen; diese haben die Welt umgestaltet. Venedig war der bemerkenswertheste aller Staaten, wegen des Handels, womit er Indien, Ägypten, Italien, die Schweiz, Frankreich und Flandern verkettete. Die Hanseestädte beschäftigten sich nur mit der Überführung der Waaren; die Flandrischen und Italiänischen Städte verfertigten sie; die erstern waren auf jenes allein beschränkt; letztere waren überdieß noch mächtige Freystaaten; daher geschah es, daß Venedig und Florenz darum nicht zu Grund gingen, als der Welthandel umgewälzt wurde, und es bedurfte ganz andere Ursachen, um den Glanz der Flandrischen Städte zu verdunkeln. Mehrere Deutsche Städte gingen dadurch plötzlich zu Grunde, und man kennt sogar die Lage einiger der berühmtesten unter ihnen nicht mehr. Dieß beweiset, daß der Staat die Quelle seines Reichthums in sich selbst suchen soll. Wer alles entbehren kann, ist reicher als jeder, der von Andern abhängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Züge.

A. F. Fourcroy

(geb. 15. Jun. 1755, gest. 16. Dec. 1809.)

Anton Franz Fourcroy, lebenslänglicher Staatsrath, Reichsgraf, Commandant der Ehren-Legion, General-Director des öffentlichen Unterrichts, Mitglied des National-Instituts und Professor der Chymie an den medicinischen und polytechnischen Schulen und am Museum der Naturgeschichte — war zu Paris von armen adeligen Ältern geboren. Sein Vater bekleidete die Stelle des Apothekers beym Herzoge von Orleans. Von schwächlichem Körperbau, war Hr. Fourcroy in seiner Jugend oft kränkelnd. Im siebenten Jahre starb ihm seine Mutter, die ihn zärtlich gepflegt hatte. Dieser Verlust zerriß sein Herz, und man hatte Mühe, ihn in seiner Verzweiflung davon abzuhalten, sich in die Grube zu stürzen, welche die geliebte Leiche decken sollte. Im neunten Jahre ward er ins Collège d'Harcourt gebracht, wo er im vierzehnten seinen Studien-Curs vollendet hatte. Durch lebhaften Geist, muntere Laune, vortreffliches Gedächtniß und leichte Fassungskraft

unterschied er sich von seinen Mitschülern; aber er mißbrauchte die herrlichen Gaben, und überließ sich regellosen Zerstreuungen.

Sein Vater hatte inzwischen seine Stelle aufgegeben, und lebte in dürftigen Umständen. Der junge Fourcroy, stets kränkelnd und schwächlich, fühlte die Nothwendigkeit eines Berufes, unentschlossen, welchen er wählen sollte. Seine Liebhaberey für Musik und Dichtkunst, und seine Versuche in Theater-Stücken führten ihn auf den Gedanken, Schauspieler zu werden. Bereits waren alle Einleitungen dafür getroffen, als glücklicher Weise das Mißgeschick eines seiner Freunde, der ihn auf die schlüpfrige Laufbahn hinzog, und ihm darin vorgegangen war, der Neigung zum Theater auf immer ein Ende machte.

Müßig konnte er jedoch nicht bleiben. Er wollte sich jetzt dem Handel widmen, nahm Schreibunterricht und beschäftigte sich mit dem Wechsel-Studium. Ein seiner Familie befreundeter Kanzelleybeamter verschaffte ihm ein kleines Amt, wodurch er in Verbindung mit Schreibstunden, die er in Privat-Häusern ertheilte, sich eine tägliche Einnahme von neun Franken erwarb. Dieß dauerte zwey Jahre. Jetzt ward eine Stelle in der Kanzelley erledigt, auf die Hr. Fourcroy durch seine Arbeit und seinen Fleiß sich gegründeten Anspruch erworben hatte. Man überging ihn, um einen Neueingetretenen zu begünstigen. Empfindlich über diese Kränkung verließ er seine Schreibstube, um nie dahin zurück zu kehren; allein jetzt befand sich der junge Mann ohne Stand und Vermögen, voll Leben und Thätigkeit, zum dritten Mahle in Verlegenheit und Ungewißheit über die Laufbahn, die er sich wählen sollte. Dieser Zeitraum fällt in die Jahre 1770 bis 1772.

Eben damahls war glücklicher Weise für Hrn. Fourcroy der berühmte Vicq-d'Azyr Kostgänger seines Vaters geworden. Diesem entging im vertrauten häuslichen Umgange des Jünglings Geist, und was er in den Wissenschaften leisten könnte, nicht. Vicq-d'Azyr hatte kurz zuvor seine Studien beendigt, sein Ansehen und sein Ruf nahmen täglich zu. Das Beyspiel, die Rathschläge, die Aufmunterung und die Unterstützung, die er Fourcroy darboth, entschieden diesen, sich der Arzneykunst zu widmen. So wie sein Entschluß gefaßt war, so wurden nun auch sein Fleiß und seine Anstrengung gränzenlos. Mit gleichem Eifer widmete er sich der Anatomie, der Chymie, der Botanik und der Naturgeschichte. Zwey Jahre später übersetzte er die Schrift Ramazzinis von den Krankheiten der Künstler, und begleitete sie mit Anmerkungen, welche den Eingeweihten in die neuesten Entdeckungen der Scheidekunst bezeichneten.

Fourcroys erste Arbeiten waren unter den Auspicien der königlichen Gesellschaft der Arzneykunst erschienen, welche auf Herrn Vicq-d'Azyrs Veranlassung im Jahre 1776 zu Stande kam; dieser Umstand versetzte jenen in ein seltsames und schwieriges Verhältniß gegen die Facultät. Diese nähmlich sah die neue Gesellschaft mit scheelem Auge und als einen Eingriff in ihre Rechte an, und die Ärzte, welche in die Gesellschaft übergetreten waren, behandelte sie als Rebellen und Abtrünnige. Im Besitzthume der akademischen Würden glaubte sie durch strengere Maßnahmen bey ihrer Ertheilung an die Candidaten die alte Disciplin zu handhaben und ihre gekränkten Rechte herzustellen. Während dieser Kampf eben am lebhaftesten geführt wurde, sollte im Jahre 1778 ein Stipendium vergeben werden, welches dem würdigst befundenen unter den Studierenden die akademischen Würden unentgeldlich verschaffte. Fourcroy, der alle Bedingnisse für die Zulassung erfüllt hatte, ließ sich zu den Prüfungen einschreiben, und übertraf in jeder Hinsicht seine Concurrenten; aber als ein Günstling Vicq-d'Azyrs ward er zurück gewiesen, und man freute sich, in seiner Person die ganze königliche Gesellschaft demüthigen zu können. Der Dr. Bucquet versuchte umsonst, die Schande seiner Collegen zu tilgen, indem er ihnen vorschlug, die Kosten für Fourcroys Aufnahme zusammen zu legen; sie wollten davon nichts hören, und glaubten sehr großmüthig zu seyn, wenn sie sich dazu verständen, ihn mit der für dürftige Studierende gebräuchlichen Formel usque ad meliorem fortunam zuzulassen. Dieß schlug nun aber Fourcroy hinwieder aus; er beendigte seine Studien, unterwarf sich allen Prüfungen, und fand bey seinen Freunden hinlängliche Unterstützung, um alle Kosten zu zahlen. Im Jahre 1780 erhielt er denn also die Doctorwürde; aber Docteur régent (der Zusatz berechtigte zu öffentlichem Lehramte) sollte er nicht eher heißen, bis er der Facultät das Gelübde gethan hätte, jene Verbindung mit der königlichen Gesellschaft abzubrechen. Dieß war nun zu bunt: Fourcroy gelobte zwar, was man so unbesonnen forderte, er blieb dabey aber nicht minder einer Gesellschaft treu, die ihn früher durch die Aufnahme unter ihre Mitglieder geehrt hatte.

Die Ausübung seiner Kunst und die Chymie beschäftigten ihn jetzt mehrere Jahre hindurch. Er war Armenarzt, an des Doctors Cocquerau Stelle, in den dürftigsten und volkreichsten Vorstädten St. Laurent und St. Marceau. Seine chymischen Vorlesungen wurden überaus zahlreich besucht, und sein glänzendes Lehrtalent hatte ihn schon sehr berühmt gemacht. Im Jahre 1784 starb Macquer, und die Lehrstelle der Chymie am königl. Garten ward von Buffon, dem ihre Vergebung zustand, auf die Empfehlung des Herzogs von Larochefaucauld, an Fourcroy übertragen. Ein Jahr später erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, wo er anfänglich in der Abtheilung der Zergliederer, nachher aber freylich passender in jener der Scheidekünstler Platz nahm.

Die Wissenschaft erhielt damahls eine gänzliche Umgestaltung. Lavoisier hatte einen Verein der trefflichsten Köpfe um sich gebildet: Condorcet, Laplace, Monge, Berthollet, Vicq-d'Azyr, Baume, Vandermonde, Poullerier de la Salle u. a. m. Ihnen trug er seit dem Jahre 1778 die zahlreiche Reihe seiner folgenreichen Entdeckungen vor. Fourcroy erhielt im Jahre 1782 dabey Zutritt. Vier Jahre später ging aus eben diesem Vereine, und im Einverständnisse mit dem Hrn. v. Morveau, die reine wissenschaftliche Nomenclatur hervor, welche, auf das Wesen des neuen Systems gegründet, demselben hinwieder schnellere Ausbreitung, längere Dauer und höheren Glanz verhieß. Im Jahre 1787 machte Fourcroy die Resultate der denkwürdigen Arbeit auf eine ihrer sehr würdige Weise bekannt.

Man will hier weder ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften geben, die Hr. Fourcroy in schneller Folgenreihe erscheinen ließ, und die auf Arzneykunst, Naturbeschreibung und Scheidekunst Bezug haben, noch die Verbindungen aufzählen, in welche er mit einer großen Zahl, durch Rang und Wissenschaft berühmter Mäuner gerieth; es mag die Bemerkung

hinreichen, daß der Ruhm seiner wundervollen Redekunst (son admirable talent à manier la parole), welchen ganz Europa anerkannt hat, den höchsten Gipfel erreichte, und daß jede seiner öffentlichen Vorlesungen, im königlichen Garten, in der Ecole d'Absort, in den Sälen des Lycäums, oder in seinem Laboratorium, davon ein neuer und stets glänzenderer Beweis ward.

Einem Manne von so ausgezeichnetem Ruhme und Verdienste konnten die Ereignisse der Revolution nicht fremd bleiben. Die Theilnahme, welche Hr. Fourcroy, als Mensch, als Bürger, als Gelehrter, daran äußerte, war groß und lebhaft, und mit Enthusiasmus ergriff er jede schönere Hoffnung. Auf den politischen Schauplatz drängte er sich nicht hin, und nur erst im J. 1792 ward er als Mitglied des Wahl-Corps von Paris zum fünften Suppleanten für den National-Convent gewählt. Ein Jahr später, und geraume Zeit nach des Königes Tode, erfolgte sein Eintritt in diese Versammlung. Seine Thätigkeit blieb eine lange Weile auf die Arbeiten des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht beschränkt. Nur zwey Mahl trat er während dieses ersten Jahres in der Versammlung als Redner auf: Das eine Mahl im Nahmen des Ausschusses, um einen Beschluß für die Erzielung der gleichen Maße und Gewichte zu empfehlen; das andre Mahl, um in eigenem Nahmen über den öffentlichen Unterricht zu sprechen. Den akademischen Einrichtungen und den lebenslänglichen Stellen abgeneigt, empfahl er damahls die Maxime des Laissez faire, und die Aufmunterung des Verdienstes, wo es sich immer finden möge, durch Ehre und Belohnung. Den politischen Debatten blieb er fremd, und die bescheidene Offenheit, mit welcher er sein Stillschweigen, diesen besten Beweis seiner von Ehrsucht reinen Bestrebungen, bey den Jacobinern, die ihm darüber Vorwürfe machten, vertheidigt hat, mag man in seiner eigenen Sprache lesen *).

Wie nach Robespierre's Sturze der Heils-Ausschuß neu besetzt ward, erhielt Fourcroy eine Stelle in demselben, und damit die besondere Aufsicht und Leitung des Artillerie-Wesens. Aber auch jetzt blieben es immer nur wissenschaftliche Gegenstände, die ihn beschäftigten; die Ecole centrale des travaux publics, aus welcher später die Ecole polytechnique hervor ging, die drey großen Ecoles speciales de médecine, die Ecole normale, verdankten ihm guten Theils ihr Daseyn; seine Berichte über diese Anstalten, so wie jene über die Fabrication des Salpeters, über die Gärbereyen von Seguin u. s. w., müssen ihm stets zur Ehre gereichen. Er setzte inzwischen seine Vorlesungen fort, und als im J. 1795 ein Parteyblatt ihm den Vorwurf machte, daß er die gehäuften Besoldungen von fünf verschiedenen Stellen (als Mitglied der Legislatur und des Instituts und als Professor an der Ecole polytechn., an der Ecole de santé und am Lycäum), mit jährlichen 24,630 Fr. beziehe, da erklärte er alsobald: „Auf bestimmte Verläumdungen halte er es für Pflicht zu antworten, während er unbestimmte Anklagen nur verachten könne: die Zeugnisse der Administratoren der vier Institute, die er drucken ließ, würden darthun, daß er seit drey Jahren seine Stellen ohne Besoldung bekleidet, und einzig den Gehalt als Mitglied der Legislatur bezogen, mithin dem Staate wenigstens dasjenige erspart habe, was andere an diesen Stellen gekostet hätten."

Aus dem Convente trat Fourcroy in den Rath der Alten über, und er widmete die nunmehrige größere Muße der Ausarbeitung seines Systeme des connoissances chimiques, (10 Bände in 8.), diesem schönsten Denkmahle, welches bis dahin der Französischen Scheidekunst ist errichtet worden. Wenige Wochen nach der Revolution des 18. Brumaire berief ihn der erste Consul zu sich ins Luxemburg, und noch am Abend des nähmlichen Tages ertheilte er ihm Sitz im Staatsrathe. Aufgemuntert durch diese Beweise des ehrenvollsten Zutrauens, setzte Hr. Fourcroy seine früheren Arbeiten über den öffentlichen Unterricht weiter fort, und er arbeitete den umfassenden Plan aus, der nachher vielfältig umgearbeitet, und durch die Einsicht und Klugheit des erhabenen Hauptes der Regierung, in seinen einzelnen Theilen abgeändert und modificirt — in Vollziehung gebracht ward. Nachdem die Leitung dieses wichtigen Verwaltungszweiges während einiger Zeit dem Grafen Roederer anvertraut war, gelangte sie wieder an Hrn. Fourcroy zurück. Die Stelle des General-Directors des öffentlichen Unterrichts verpflichtete ihn während der Jahre XI und XIII (1802 und 1804), für die Einrichtung der Lycäen einen Theil der Departements zu bereisen. Unparteyische Gerechtigkeit und ein humaner Sinn leiteten seine Auswahl der Lehrer sowohl, als der auf Kosten des Staates zu unterrichtenden Schüler. Seine Thätigkeit und sein Eifer haben den Flor der Schulen, so viel es die Umstände gestatten konnten, befördert: mit der Errichtung der kaiserlichen Universität ging sein Ministerium in die Hand ihres Großmeisters, des Grafen von Fontanes, über.

Die Gesundheit des Hrn. Fourcroy war durch so mannigfache Anstrengungen und Arbeiten erschöpft geworden. Ein nur selten unterbrochenes Gefühl von Schwäche und Beklemmung drückte ihn nieder. Er verglich den Schmerz in seiner Brust einer Kralle von Eisen, die ihm das Herz zerreisse, und sein Schlaf ward durch krampfhaftes Herzklopfen und furchtbare Erstickungsanfälle oft mitten in der Nacht verdrängt. Die Krankheit stieg immer höher, und sie täuschte den Kranken nicht. Mit Ergebung und Entschlossenheit sprach er von seinem nahen Ende, und am 16. Dec. 1809 früh 9 Uhr, nach ein Paar Stunden leichter Arbeit und ruhiger Unterhaltung, entriß ihn ein Schlagfluß seiner Familie und seinen Freunden. Er starb, als er eben neue Beweise der Großmuth und des Vertrauens des Kaisers erhalten sollte.

Dieß ist die Skizze des Lebens eines Mannes, der Frankreich zum Ruhme gereicht hat. Eine umständlichere Darstellung wird ihren Platz an der Spitze der vollständigen Sammlung seiner Werke finden. Es sey hier einzig vergönnt, noch einen

*) Je n'entrerai pas dans le détail de la continuité de mes travaux depuis mon enfance. Je dois la facilité de m'exprimer autant à l'art qu'à la nature. Si cette facilité a été remarquée dans mes cours de médecine, je la dois à l'étude approfondie que j'ai faite de mon état pendant plus de 20 ans. Après ces 20 ans de travaux, je suis parvenu en professant la médecine à nourrir mon père et mes soeurs. J'ai parlé à la Convention toutes les fois que j'ai cru pouvoir y dire quelque chose d'utile: mais l'étude des sciences et des arts ne m'a pas permis de m'occuper également de politique et de législation; et j'ai cru que le sage ne devoit point parler de choses qu'il ne connoissoit pas parfaitement, mais au contraire se renfermer dans son état. (Monit. 12. Dec. 1793.)

Augenblick bey demjenigen Theile seines Ruhmes zu verweilen, dessen Andenken nicht erlöschen wird. Fourcroy war zum Redner geboren, und er hat sein natürliches Talent zur höchsten Vollkommenheit erhoben. Ordnung, Klarheit und Ausdruck, alle Eigenschaften des Redners, besaß er in gleicher Vollkommenheit. Sein Vortrag hatte Zauberkraft. So wie er den Mund öffnete, fühlten Herz und Geist der Zuhörer sich mächtig ergriffen. Die zartesten Erscheinungen, die tiefsinnigsten und verworrensten Sätze, erhielten durch seinen Vortrag eine zum Erstaunen und zur Bewunderung hinreissende Klarheit und Einfachheit. Sein lebhafter, leichter, abwechselnder, zierlicher und dabey doch sehr ungekünstelter Ausdruck schien jedes Hinderniß spielend zu beseitigen, und gleichsam im Fluge den Schleyer abzuheben, der die Natur der Dinge verhüllt. Denkt man sich dazu das Gewicht der zum Theil neuen Gegenstände des Vortrages, den Wohllaut der biegsamsten Stimme, und das lebendige Spiel einer ausdrucksvollen Physiognomie des Redners; so vermag man es einiger Maßen, sich von der wunderbaren Kraft jener, ich möchte beynahe sagen, dramatischen Vorstellungen einen Begriff zu machen. Man verließ den Hörsaal mit Eindrücken, wie diese letztern sie zu geben vermögen: der Geist fühlte sich von Wahrheiten, das Herz von Bewunderung getroffen, und dem Ohre schmeichelte noch immer die erhabene Harmonie der Rede, der man nicht satt ward, weil sie unerschöpflich zu seyn schien,

Ein in dieser Vollkommenheit bisher unbekanntes Talent hat der Scheidekunst vielleicht größere Dienste geleistet, als es die glänzendsten Entdeckungen thun konnten. Die Wissenschaft ward eine Lieblingssache und gewisser Maßen das Idol des Publicums. Man war erstaunt, Reitze und Wunder zu finden, die man da nicht vermuthet hatte, und deren magische Kraft durch die Beredsamkeit Fourcroy's noch erhöht ward. Auch fand sich sein Hörsaal, wo er ihn immer wählen mochte, nie groß genug für die Menge der Zuhörer. Man sah Männer, welche die ersten Staatswürden bekleideten, oder die dem Throne zunächst stehen, auch fremde Fürsten, sich als seine Zuhörer aufzeichnen, seine Werkstätte besuchen, und mit ganz Paris das Entzücken und die Bewunderung theilen, deren Niemand sich enthalten konnte. Es mag auch nicht minder bemerkenswerth seyn, daß Hr. Fourcroy am nähmlichen Tage, und in nicht sehr von einander entfernten Stunden, seine Vorträge in der Ecole de Médécine, im Lyceäum und im Pflanzengarten hielt, und immer mit gleicher Leichtigkeit und Zuversicht, mit gleicher Fülle und gleichem Glanze des Talentes.

Es bleibt noch übrig, ein Wort von dem Charakter des Hrn. Fourcroy zu sagen. Man hat sehr ungleich über ihn geurtheilt. Sein lebhafter und heftiger Geist, und das Ungestüm seiner ersten Empfindungen konnten Blößen geben; aber sein Herz war der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und den heiligen Pflichten der Freundschaft stets offen und treu ergeben. Nie haben Ruhm und Würden ihn der Einfachheit häuslicher Sitten und den Gefühlen seiner ersten Neigungen entfremdet. Den Einfluß, den er als Staatsmann genoß, und den Antheil, den er an der öffentlichen Verwaltung hatte, wandte er anders nicht, als zum allgemeinen Wohle, zum Dienste seiner Freunde, und zur Tröstung des Unglücks an. Tausende von Hausmüttern erkennen in ihm ihren Beschützer, ihren Retter und Wohlthäter. Dieß sind die Stimmen, die man aufrufen muß, wenn eine Rechtfertigung nothwendig seyn könnte.

Fourcroy's Körper ist in einen bleyernen Sarg verschlossen worden. Man hat an seiner Brust eine Kette von Platina befestigt, an der auf einer Platte von gleichem Metall sein Nahme und seine wichtigsten Schriften verzeichnet sind, um gleichsam die Überreste eines um die Menschheit verdienten Mannes der frommen Achtung der Nachkommen zu empfehlen.

Attila und die Ázimunter.

Den besten Staat, wie die beste Frau, erkennt man, nach dem bekannten Distichon, daran, daß man von beyden nicht spricht. Für den ersten Theil der Behauptung geben die Einwohner der kleinen Thracischen Stadt Azimus, an der Illyrischen Gränze, einen glänzenden Beweis. Die Geschichte nennt ihren Nahmen nur ein Mahl, und die Welt erfährt ihr Daseyn nur in der Nachricht von ihrem bewundernswerthen Muth, der sie über alle Städte ihrer Zeit hoch erhob, und ihrem Nahmen ewigen Ruhm sicherte.

Attila hatte mit seinem ungeheuren und siegreichen Heere schon die Römischen Gränzfestungen in Illyrien erobert, viele der volkreichsten und blühendsten Städte von Grund aus zerstört, und die Länder vom schwarzen Meere an, bis an das Adriatische verwüstet und mit seinen Hunnen überschwemmt, als Kaiser Theodosius II. noch ruhig zu Constantinopel unter Andachtsübungen und Vergnügungen lebte, ohne den traurigen Zustand seines Reichs zu ahnden, oder auf Vertheidigung gegen den unaufhaltsam vorwärts dringenden Feind zu denken. Aufgeschreckt endlich durch die laut werdenden Besorgnisse der Einwohner in der Residenz, und durch die furchtbaren Nachrichten von den Verwüstungen der Barbaren, die sich nicht mehr dem Kaiser verbergen ließen, zog er aus den entlegensten Theilen seines Reichs eine Macht zusammen, der Macht Attila's gleich, und fähig, dem vordringenden Feind die Spitze zu biethen. Stolz auf den alten Ruhm Römischer Waffen, rückte die Armee unter drey Anführern gegen Attila aus. Die Feldherrn trotzten auf die bewährte Kriegskunst des unüberwundenen Cäsars, die Soldaten auf ihre Menge, und die seit Jahrhunderten berühmte Römische Disciplin. Allein der Römische Nahme hatte den Römischen Geist überlebt. Attila vernichtete in drey Schlachten das große Römische Heer, dessen Feldherren des Befehlens so ungewohnt waren, als die Soldaten des Gehorchens, und zog, Verwüstung überall verbreitend, gegen Constantinopel. Siebenzig Städte des Morgenländischen Kaiserthums wurden der Erde gleich gemacht. Brand und Blut bezeichneten überall den Weg des Siegers, und die aufsteigenden Flammen leuchteten bald mit ihrem fürchterlichen Schein bis in die Straßen der kaiserlichen Residenz.

Constantinopel war durch unbezwingliche Mauern beschützt, und both dem kaiserlichen Hof einen sichern Aufenthalt, allein auch die Natur schien an dem großen Ereignisse der Zeit mitwirken zu wollen. Ein gewaltiges Erdbeben vermehrte die Schrecken in der Kaiserstadt. Ganze Landstrecken versanken, das Meer entriß sich seinen Ufern, Berge stürzten zusammen. Constantinopel litt mehr, als die andern we-

niger festen Städte; acht und funfzig Mauerthürme fielen durch die Gewalt des Erdstoßes, und die Öffnung der Mauer hätte einem siegenden Heere ohne Widerstand freyen Einzug gebothen. Man eilte zwar, die Festungswerke herzustellen, aber den Lehrern der Kirche galt dieses Unglück als Zeichen des zürnenden Himmels, welcher beschlossen habe, die Stadt in die Hände fremdsprechender, abgöttischer Barbaren zu geben. Das Volk verlor den Muth. Theodosius, verlassen von fremder Hülfe, welche die selbstsüchtige Politik des Abendländischen Kaiserthums versagte, und zu unkriegerisch, um ein neues Heer aus seinen weiten Staaten zu sammeln, und dem Feind entgegen zu gehen, entschloß sich zu einem demüthigenden Frieden mit Attila. Seine Bedingungen waren: Übergabe eines langen, funfzehn Tagereisen breiten Stück Landes an der Donau: Auszahlung von sechs tausend Pfund Goldes als Ersatz der Kriegskosten; Erhöhung des bisherigen jährlichen Tributs von siebenhundert Pfund Gold auf zwey tausend Pfund; unentgeldliche Zurückgabe aller gefangenen Hunnen, Loskaufung aller Römischen Gefangenen um den Preis von zwölf Goldstücken für den Kopf, und Auslieferung aller Hunnischen Flüchtlinge und Überläufer, ohne Hoffnung auf Begnadigung.

Leichter waren diese Bedingungen zugestanden, als erfüllt. Die Abgaben, durch welche Attila's Forderung befriedigt werden konnte, gingen sparsam ein, und auf dem langen Weg, aus der Hand des Gebers, bis in die Casse des letzten Empfängers, ging der größte Theil der Summen verloren. Ungeheure Erpressungen drückten daher das, durch den Reichthum der Günstlinge verarmte Land, und die urväterliche Pracht alter Familien, der glänzende Schmuck der Frauen und das Bedürfniß der Armen wurde öffentlich verkauft, um die Forderung des Überwinders zu befriedigen, und dem schwachen Kaiser Thron und Schätze zu erhalten. Drückender noch war die Auslieferung der Überläufer, welchen man Schutz versprochen hatte, ohne sie jetzt vor dem martervollen Schicksale, das ihrer bey Attila wartete, anders, als durch zuvorkommenden Tod schützen zu können.

Das ganze Reich litt unter dieser allgemeinen Noth. Die einzige Stadt Azimus verweigerte ihre Theilnahme an dem schimpflichen Frieden, wie an seinen Bedingungen. Seit dem Einfall der Hunnen hatte diese Stadt, ohne auswärtige Hülfe, bloß durch tapfere Entschlossenheit ihrer Einwohner, der Verheerung des Feindes widerstanden. Während die andern Illyrischen Festungen die Annäherung des Feindes, in träger Ruhe auf des Kaisers Armeen hoffend, erwarteten, fielen die muthigen Azimunter aus ihrer Festung aus, und der, durch schnelle Tapferkeit und kluge Gewandtheit überraschte Feind mußte jedes Mahl der kleinern Zahl mit großem Verlust weichen. Der Muth lockte die Muthigen in der Stadt, und den Verlust im Gefecht ersetzten bald die Bewunderer des Sieges. So ward Azimus den Hunnen furchtbar, und die große Kaiserstadt der kleinen Gränzfestung entbehrlich.

Nach geschlossenem Frieden forderte Theodosius von Azimus den Beytrag an Geld, und Attila die Auslieferung der Überläufer und Gefangenen. Beydes verweigerten die Azimunter, ihr Recht zur Verweigerung durch kräftige Ausfälle auf die Hunnen beweisend, die noch immer die Stadt eingeschlossen hielten. Entrüstet über den Widerstand einer unbedeutenden Stadt, und müde, gegen sie in unrühmlichem Kampfe zu streiten, drohte Attila dem Theodosius mit neuem Krieg, dafern er die Empörer in Azimus nicht zu ihrer Schuldigkeit anhalten würde. Der tiefgesunkene Kaiser sah sich nun genöthigt, Abgesandte an die Azimunter zu schicken, und diesen, seinen eigenen Unterthanen, die Unterwerfung unter den Willen des Feindes anzubefehlen. Anatolius berief im Nahmen des Kaisers die Bürger. Wie möget ihr es wagen, unbesonnene Aufrührer, redete er sie an, in dieser Zeit ungeheurer Drangsale die Noth zu vergrößern, unter welcher das Reich leidet, und das Gemüth eures Beherrschers mit neuen Sorgen und neuer Betrübniß zu erfüllen? Mit welchem Recht entzieht ihr Unterthanen euch dem Willen und Beschluß eures Kaisers, den Frieden nicht erfüllend, durch welchen seine Weisheit euch, wie sein ganzes bedrohetes Reich, vor den verheerenden Folgen des Krieges schützte, indem sie aus dem siegreichen Feind und Überwinder einen mächtigen Freund und Bundesgenossen sich erwarb? Euer Widerstand beleidigt die Majestät des Kaisers, eures Herrschers, und reitzt den gerechten Zorn des Königs der Hunnen, eures Überwinders; von jenem habt ihr die Strafe des Gesetzes, von diesem die Rache nach dem Recht des Siegers zu erwarten. Tollkühnheit, nicht Tapferkeit ist es, wenn ihr allein gegen die zahllosen Heere der Feinde einen unnützen Kampf beginnt; Empörung ist es, nicht Vertheidigung, wenn ihr, nach hergestelltem Frieden, die Waffen gegen ein Volk erhebt, dessen König mit eurem Herrn Freundschaftsbund und Frieden geschlossen hat. Wendet euch daher, ihr Bürger von Azimus, zu eurer Pflicht, eurem Herrn als treue Unterthanen gehorchend, und die Bedingungen des Friedens nach eurem Antheil willig und schnell erfüllend. Hoffet dann, bey thätig bezeigter Reue, die Verschonung des siegreichen Helden, und des Kaisers eigenste Verwendung bey ihm für eure Sache und seine Verzeihung.

Die Azimunter hörten Anatolius Vortrag mit der Ehrerbiethung an, welche einem Abgesandten ihres Kaisers gebührte. Dann antwortete einer aus ihren Ältesten: Höre uns nun auch, Bothe des großen Kaisers; denn, weil du uns tadeltest, so gebührt uns die Rechtfertigung, und weil du forderteſt, was wir nicht erfüllen können, die Widerlegung. Du begrüßest uns, Thraker, als Unterthanen des Kaisers vom Orient. Wirf deine Blicke auf das Thrakische Land, und suche, außer Azimus, eine Stadt, in welcher es dir vergönnt ist, zu Bürgern und Unterthanen deines Kaisers zu sprechen; suche die Kette von festen Schlössern, welche Illyriens Gränze beschützten; und wenn du keine Spur von ihr aus der Verwüstung heraus findest: wessen Werk ist es, daß du hier in sichern Mauern auf deines Kaisers Eigenthum stehen, und Tadelworte an uns richten darfst? Könntest du den Kaiser noch Gebiether von Azimus nennen, hätte Azimus ihm nicht selbst dieses Gebieth gegen die Angriffe der Barbaren erhalten? Schilt also unsern Widerstand nicht Empörung, denn nur durch jenen blieb Theodosius unser Kaiser; wir empören uns aber nicht gegen den Herrn, dessen Herrschaft wir uns erhalten, erkämpfen und vertheidigen. Eben so wenig nenne unsern nicht unterstützten Kampf tollkühn. Seit dem ersten Einfall der Barbaren standen wir, verlassen von jeder Hülfe, allein gegen den gemeinschaftlichen Feind; daß wir aber nicht erfolglos den Kampf bestanden, bekennt, rühmlicher als unser Wort, deine Gesandtschaft an uns. Uns war der Feind an Zahl überlegen; aber

nicht an Macht, und noch jetzt, in unserer kleinen Schaar, lebt unbesiegt von den Barbaren das Reich des Orients. Vernichte daher nicht selbst, indem du dem Feind uns zu unterwerfen unternimmst, deinem Kaiser das Recht auf den Nahmen des Unüberwindlichen; von uns aber erwarte nicht, daß wir Unbesiegte dem Frieden eurer besiegten Heere beystimmen, und seine Bedingungen erfüllen sollen. Allein haben wir gestritten, allein werden wir auch den Streit enden; wir theilten eure Waffen nicht, so können wir auch nicht euren Frieden theilen. Unerhört wäre es aber, wenn die Sieger um Frieden bitten wollten. Im Kampf nur sind wir die Ersten und eifersüchtig auf den Vortritt; den Anfang der Friedensunterhandlung überlassen wir dem Feind. Attila kennt unser Schwert: wir werden ihm, wünschte er es, auch das Wort nicht versagen. So sprachen die Azimunter, und Anatolius brachte sorgenerfüllt diese Bothschaft zu dem Kaiser und zu dem gefürchteten Helden. Attila erstaunte, aber seine Entrüstung wich bald der Bewunderung. Er entschloß sich, mit den muthigen Einwohnern von Azimus selbst in Friedensunterhandlungen zu treten, und diese forderten als Bedingung der gegenseitigen Einstellung aller Feindseligkeiten nichts, als die Zurückgabe zweyer der Stadt gehörigen Hirten, welche die Hunnen zugleich mit ihren Heerden geraubt hatten. Attila bewilligte dieses, und forderte dagegen die Auswechselung der von den Azimuntern gefangenen Hunnen. Doch wenig fehlte, daß der Krieg von neuem ausgebrochen wäre; denn auf beyden Seiten behauptete man, die Gefangenen seyen nicht mehr vorhanden. Müde des Streites mit der einzelnen Stadt trat Attila in die Versammlung der Bürger. Männer von Azimus, redete er sie an, ihr kennt Attila's Macht, euren Muth habt ihr meinem Volk und mir bewiesen. Ihr könnt dem Feind widerstehn, aber niemahl ihn vernichten; ich kann euch verheeren, aber nicht besiegen. Laßt uns daher, die wir den Frieden wollen müssen, nicht um die Bedingungen uns entzweyen. Ihr fordert eure Hirten: sie sind gesucht, aber nicht gefunden. Sendet selbst Abgeordnete, sie zu suchen, in mein Lager, und überzeugt euch von der Wahrheit meiner Rede! Dann gebt mir eure Gefangenen aus meinem Volke zurück. Wollt ihr aber, stolz auf das Glück eurer Waffen, meinen gebothenen Frieden verschmähen, so hofft nicht, daß Attila, der des Kriegsgottes Schwerdt führt, seinen Arm zu schwach fühle, euch zu vertilgen. — Die Azimunter antworteten ihm schnell mit besonnener Entschlossenheit: Wir entziehen uns, o Attila, deinem Frieden nicht, auch würden wir die Gefangenen deines Volks dir nicht vorenthalten, wären sie selbst noch lebendig unter uns. Allein, mißtrauend jedem Feind, ist es Sitte bey uns, alle Gefangenen und Flüchtlinge zu tödten. Ein Gleiches widerfuhr den Männern, welche du von uns forderst. Doch verlangen wir nicht, daß du unserm Wort glaubest, auch trauen wir dem deinen nicht. Denn wir sind Feinde, und kämpfen billig gegen einander mit Gewalt oder List. Aber der Götter Freundschaft suchen wir Beyde, und scheuen uns, sie mit Betrug zu täuschen, ob es auch Nutzen schaffe. Darum schwöre du uns bey deinen Göttern, daß du wahres Wort gesprochen hast, so glauben wir dir, und sichern dir unser Wort gleicher Weise mit den uns heiligen Eiden.

Die Eide wurden nun gewechselt. Die Azimunter führten dem Attila zwey aufgefundene Hunnen aus ihrer Gefangenschaft zu, und von dem stolzen Hunnenkönig geachtet stand Azimus frey und unversehrt allein in dem weiten Felde der Verwüstung.

Die Ehen und Ehescheidungen der Französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Ludewig VII. folgte sein Sohn Philipp II., genannt August, er bestieg den Thron in einem Alter von 15 Jahren, 1180, und starb zu Nantes den 14. July 1223, im 59sten Jahre seines Alters; er regierte 43 Jahre, und ward zu St. Denis beygesetzt. Er hatte drey Gemahlinnen, die erste war Isabella, Tochter des Grafen Balduin von Flandern. Sie gebar ihm den Prinzen Ludewig, und starb 1190, 19 Jahre alt, da sie mit Zwillingen in die Wochen gekommen war, in den Geburtsschmerzen. Nicht allein Philipp, der ihre vortrefflichen Eigenschaften schätzte, sondern auch die ganze Nation empfand über diesen Todesfall den lebhaftesten Schmerz. Die beyden Prinzen starben drey Tage hernach.

Im Jahre 1193 vermählte sich Philipp August wieder. Er ließ bey dem Dänischen König Knud IV. um dessen Schwester Ingeburgis anhalten. Nach einigen Schwierigkeiten willigte Knud in diesen Antrag, und versprach einen Brautschatz von 4000 Mark Silber. Zugleich hatte der Gesandte den Auftrag, den König Knud zu einem Bündniß einzuladen.

Aber gleich nach der Vermählung war der König ihrer überdrüssig geworden; hatte sich unter dem Vorwande einer zu nahen Verwandtschaft durch seine Bischöfe von ihr scheiden lassen, und obgleich der Papst Cölestin, bey dem sich die Dänen darüber beklagten, Legaten nach Frankreich geschickt hatte, welche deswegen eine Synode zu Paris hielten, so richteten sie doch so wenig aus, daß sich Philipp vielmehr im Jahre 1196 mit Agnes von Meran, Tochter des Herzogs von Dalmatien vermählte, von welcher ihm zwey Kinder geboren wurden, Philipp, Graf von Boulogne, und Marie, die zuerst an Philipp, Grafen von Namur, in der Folge an Heinrich I., Herzog von Brabant, vermählt wurde. Aber Innocentius betrieb die Angelegenheiten der Ingeburgis mit der ihm eignen Kraft, nachdem er kaum den Thron bestiegen hatte. Sein Cardinal-Legat stellte im Jahre 1199 zu Dijon eine allgemeine Kirchenversammlung des Französischen Clerus an, auf welcher er ganz Frankreich mit dem Interdicte bedrohte, wenn der König seine rechtmäßige Gemahlinn nicht wieder nähme. Dieser ließ vergebens an den Papst appelliren; die fürchterliche kirchliche Strafe wurde doch in kurzem vollstreckt, nachdem sie der Legat auf einer neuen Synode zu Vienne angekündigt hatte. Erbittert darüber, daß seine eigenen Bischöfe darein gewilligt hatten, vertrieb sie Philipp aus ihren Stellen, jagte ihre Canonici weg, nachdem er sie hatte ausplündern lassen, und mißhandelte auch die Pfarrer auf gleiche Art. Aber im Jahre 1201 kamen zwey andere Legaten nach Frankreich, welche zur Entscheidung dieser Sache eine Kirchenversammlung nach Soissons ausschreiben. Der König erschien auch auf derselben mit seinen Großen, und man stritt funfzehn Tage hindurch über seine Ehe. Aus Furcht vor ihm nahm sich niemand der verstoßenen Königinn nachdrücklich an, bis ein armer Clericus zur allgemeinen Bewunderung für sie

sprach. Plötzlich verließ der König die Synode, nahm die Ingeburgis wieder zu sich, und meldete solches den Legaten und Bischöfen. Ingeburgis überlebte den König mehrere Jahre, indem sie erst 1236 starb, aber der unglücklichen Agnes bereitete der Gram ein frühzeitiges Ende. Obwohl der Papst ihre Ehe für nichtig erklärt hatte, so legitimirte er doch ihre Kinder, ein Autoritäts-Streich, der ihm nach dem Zeugnisse Rigords in seinen Denkwürdigkeiten Philipp Auguſts viele Mißdeutungen zuzog. Nach dem Tode seines Vaters bestieg

Ludewig VIII. in einem Alter von 36 Jahren den 25. Julius 1223 den Thron. Er war unter den Königen der dritten Dynastie der erste, der nicht bey Lebzeiten seines Vaters gesalbt war. Er wurde zu Rheims am 6. August 1223 gesalbt und gekrönt. Seine Regierung war nur kurz; im Jahre 1226 starb er auf dem Schlosse Montpensier in Auvergne in einem Alter von 39 Jahren. Seine Gemahlinn, mit der er zehn Kinder gezeugt hat, war Bianca von Castilien, eine Tochter Alphons IX. von Castilien. Die folgende Regierung wird sie uns näher bekannt machen. Von den zehn Kindern dieses königlichen Ehepaars starben fünf in früher Jugend; die überlebenden waren: der heilige Ludewig, Robert, Graf von Artois, (er starb im Jahre 1249), Alphons, Graf von Poitiers und Toulouse: er lebte bis zum Jahre 1271, Carl, Graf von Anjou und Provence, König von Neapel, der im Jahre 1295, und Isabelle, die im Jahre 1269 als eine Heilige im Kloster zu Longchamp, welches sie gestiftet, starb. Nach dem Tode seines Vaters bestieg

Ludewig IX. oder der Heilige am 26. November 1226 in einem Alter von 12 Jahren unter Vormundschaft seiner Mutter, der oben genannten Bianca von Castilien, den Thron. Schon unter Philipp Auguſts Regierung im Jahre 1200, hatte sie sich mit Ludewig VIII. vermählt, allein sie scheint sich bey dieses Königs Lebzeiten gar nicht in Staatssachen gemischt zu haben, und eben so wenig that sie es in dem Zeitraume von 1223 bis 1226, wo ihr Gemahl auf dem Thron saß. Als dieser starb war sie 39 Jahre alt. Er ernannte sie zur Reichsverweserinn in Gegenwart des Erzbischofs von Sens und der Bischöfe von Beauvais und Chartres. Gleich beym Antritt ihrer Regentschaft sah sie die Kämpfe, die ihr mit den mächtigen Vasallen der Krone bevorstanden, gar wohl voraus. Zwar hatte Philipp August sie eingeschränkt, und die Rechte des Volks und der Gemeinheiten erweitert; aber eben dieß machte Biankens Lage nur bedenklicher. Dieselbe Generation, welche ihre Rechte verloren, deren Haß noch neu, deren Unwille noch nicht verraucht war, hatte sie zu bekämpfen. Was der starke Arm eines gefürchteten Königs ihnen entrissen, hofften sie den Händen eines schwachen Weibes leicht entwinden zu können. Allein Bianca behauptete die königliche Autorität, und überlieferte ihrem Sohne dieselbe bey Selbstübernahme der Regierung ungeschmälert, sie starb im Jahre 1252, und unter den ausgezeichneten Frauenzimmern, die das Schicksal an die Spitze eines Staats gesetzt hat, gebührt ihr mit Recht ein ehrenvoller Platz. Als Ludewig das 19. Jahr seines Alters erreicht hatte, vermählte ihn seine Mutter. Unter den damahligen Großen war Berengar, Graf von Provence und Forcalquier, einer der reichsten und mächtigsten. Das Schicksal hatte ihm keinen männlichen Erben, wohl aber vier Töchter verliehen, die sowohl ihrer Schönheit als Frömmigkeit und häuslichen Tugenden wegen die Bewunderung und das ersehnte Ziel der Europäischen Ritterschaft waren. Sie wurden sämmtlich, gewiß ein außerordentliches Beyspiel in der Geschichte, welches sich in unsern Tagen im Hause Baden wiederhohlte, gekrönten Königen zu Theil, und die Gemahlinnen der königlichen Brüder von Frankreich und England. Ludewig IX. erhielt unter ihnen die schöne Margaretha; die Erbgräfinn Beatrix wurde seinem Bruder Carl I. König von Neapel und Sicilien zu Theil. Eleonore ward die Gemahlinn Heinrich III. von England, und die vierte Schwester die seines Bruders Richards Grafen von Cornwall, Königs von Deutschland. Wie Leonore ihren Gemahl Ludewig VII., begleitete auch sie Ludewig IX. nach dem Orient, theilte die Gefahren und Beschwerden dieser romanhaften und unglücklichen Züge, die ihn den 25. August 1270 in einem Alter von 56 Jahren ihren Gemahl raubten, der sich den Nahmen eines Heiligen erwarb, und dessen Canonisation den 11. August 1297 von Bonifaz dem Achten zu Orvieto erfolgte. Er wurde zu St. Denis beygesetzt, und ihm zu Ehren ein Ritterorden gestiftet. Margaretha selbst starb im Jahre 1295, nachdem sie in der Ehe mit ihrem Gemahl eilf Kinder zur Welt gebracht hatte. Das älteste war ein Prinz, Ludewig, der in früher Jugend starb; ferner Philipp, mit dem Beynahmen der Kühne; sein Nachfolger. Johann, starb sehr jung. Johann, genannt Tristan, zum Andenken der traurigen Umstände, unter denen seine Mutter ihn in Damiette geboren. Er hatte das sonderbare Schicksal, in Afrika zu sterben, wie er in diesem Welttheile geboren war; wie seinen Vater traf ihn der Tod zu Tunis im Jahre 1270. Peter, Graf von Alencon, starb 1283. Robert, Graf von Clermont und Beauvaisis starb im Jahre 1317. Durch seine Vermählung mit Beatrix von Bourbon entsprang von ihm der Zweig des Hauses Bourbon, der dreyhundert Jahre nach ihm in der Person Heinrich IV. den Thron von Frankreich bestieg. Blanca starb 1245. Elisabeth, Gemahlinn Theobalds, Königs von Navarra, starb 1271. Blanca die Jüngere, Gemahlinn Ferdinands de la Cerda, Sohn Alphons X., Königs von Castilien, starb 1320. Ihre Kinder wurden durch ihren Oheim, Don Sanchez, der Krone beraubt.*) Margaretha

*) Der Enkel dieses Ferdinands, Ludewig, da er kein Mittel vor sich sah, sein väterliches Reich zu erhalten, konnte sich dennoch nicht ohne Thron beruhigen, und fiel daher endlich auf den abenteuerlichen Einfall, sich von dem Papst Clemens VI. zum König der glückseligen Inseln, welchen Nahmen die Canarien bey den Griechen und Römern führten, krönen zu lassen. Diese Inseln waren nach dem Untergange des Römischen Reichs für die übrige Welt wieder verloren gegangen, bis um das Jahr 1291 die Genuesen solche wieder fanden. Clemens war zur Krönung bereitwillig. In der Rede, die er bey dieser Gelegenheit an eine Kirchenversammlung hielt, sagte er: „Ich glaube dieses Recht zu haben, in Kraft der Macht, welche Jesus Christus mir gegeben, und der Schenkung des Kaisers Constantin, der das ganze Occidentalische Reich dem Sylvester und seinen Nachfolgern abtrat. Dieß sieht man aus dem Briefe Constantins, woselbst ausdrücklich der sieben Inseln Erwähnung geschieht."

Ludewig erboth sich, Blut und Gut aufzuopfern, um den Ungläubigen die glückseligen Inseln abzunehmen, und die wahre Religion dort hinzupflanzen. Er gelobte an, dieses Königreich unter der Oberherrschaft des Römischen Stuhls zu besitzen, und einen jährlichen Tribut deswegen abzutragen. Die Krönung geschah zu Avignon. Der Papst in seiner Herrlichkeit mitten unter seinem ganzen Hof hielt eine schöne Rede über den Text faciam principem super gentem magnam, nach dieser rief er Ludewigen zum König der glückseligen Inseln aus, und empfing seine Huldigung. Darauf setzte er ihm

ward vermählt an Johann, Herzog von Brabant, starb 1271. Agnes, Gemahlinn Roberts II., Herzogs von Burgund, starb 1227. Ludewig IX. folgte in der Regierung sein Sohn

Philipp III., mit dem Beynahmen der Kühne; er bestieg den Thron 1270 in einem Alter von 25 Jahren und einigen Monathen. Den Beynahmen des Kühnen erhielt er, weil er nach dem Tode seines Vaters über die mißliche Lage, in der er sich zu Tunis befand, keine Bestürzung blicken ließ; seine Regierung ist indeß mit keiner That bezeichnet, die ihn zur Führung dieses Nahmens berechtigte. Er ward zu Rheims im Jahre 1271 gekrönt, und starb zu Perpignan, da er von einem Feldzug aus Arragonien zurück kehrte, 1285 im 41. Jahre seines Alters. Er ward zu St. Denis beerdigt. Aus seiner ersten Ehe mit Isabellen von Arragonien, die ihm 1262 vermählt wurde, und die 1271 starb, hatte er vier Kinder; Ludewig, der noch jung vergiftet wurde. Philipp, der Schöne, Carl Graf von Valois, von welchem die Linie abstammt, die bald darauf den Thron bestieg, er starb 1325. Robert starb in sehr jungen Jahren. In zweyter Ehe war Philipp der Kühne mit Marien von Brabant vermählt. Er heirathete sie im Jahre 1274, und sie lebte bis 1321. Von ihr hatte er drey Kinder. Ludewig, Graf von Evreux, dessen Sohn in der Folge König von Navarra ward. Er starb 1319. Margaretha, sie ward vermählt mit Eduard I., König von England, und starb 1317. Blanca ward an Rudolph, Herzog von Österreich, ältesten Sohn Kaiser Albrecht I., vermählt, und starb 1305. Philipp dem Kühnen folgte sein Sohn

Philipp IV. genannt der Schöne. Er bestieg den Thron 1285 in einem Alter von siebzehn Jahren, und ward den 6. Januar 1286 zu Rheims gekrönt. Er starb zu Fontainebleau, dem Orte seiner Geburt, den 29. November 1314 in einem Alter von 46 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt. Von seiner Gemahlinn Johanne, Erbinn und Königinn von Navarra, einzigen Tochter König Heinrichs von Navarra, die er im Jahre 1284 zur Gemahlinn nahm, und die 1304 starb, erbte er das Königreich Navarra, und hatte von ihr folgende Kinder: Ludewig Hutin, Philipp den Langen, Carl den Schönen, Robert, der sehr jung starb, Margaretha, Isabelle, die an Eduard II., König von England, vermählt ward, und 1357 starb. Von dieser Prinzessinn rührten die Ansprüche her, welche Eduard III. von England in der Folge auf Frankreich machte. Blanca, welche sehr jung starb.

Ludewig X. genannt Hutin, der älteste Sohn des verstorbenen Königs, bestieg den Thron im Jahre 1314 in einem Alter von 23 oder 25 Jahren; er ward zu Rheims 1315 gekrönt. Seine Regierung war sehr kurz; ein kalter Trunk nach einer starken Erhitzung stürzte ihn 1316 den 5. Junius in das Grab, doch nicht ohne Argwohn, daß er vergiftet worden. Er starb auf dem Schlosse St. Vincennes, und ward zu St. Denis beygesetzt. In erster Ehe war er vermählt 1305 mit Margarethen, Tochter Roberts, Herzogs von Burgund, und der Agnes, Tochter Ludewig des Heiligen. Ludewig ließ sie ihrer ausschweifenden Lebensart wegen auf das Schloß Gaillard setzen, wo sie 1315 strangulirt wurde. Er hatte von ihr eine Tochter Johanne, Erbinn des Königreichs Navarra, welches sie ihrem Gemahl Philipp Grafen von Evreux, Enkel Philipp des Kühnen, und Sohn Ludewigs Grafen von Evreux zubrachte. Sie starb 1349.

Der Graf von Evreux nahm nach dem Tode Philipp des Langen und Carl des Schönen von dem Königreich Navarra, welches seiner Gemahlinn als Tochter und Erbinn Ludewigs Hutin gehört, Besitz, indem in diesem Königreiche auch die weibliche Nachfolge galt, da sie im Gegentheil in Frankreich, auf welches sie gleichfalls als Ludewig Hutins Tochter Anspruch machte, durch das Salische Gesetz davon ausgeschlossen wurde. Philipp der Lange und Carl der Schöne führten unterdessen stets den Titel eines Königs von Navarra.

Ludewig Hutin vermählte sich im Jahre 1315 zum zweyten Mahle mit Clemence von Ungarn, welche 1328 starb. Von dieser war Johann, ein Posthumus, der im Jahre 1316 geboren wurde, aber nicht länger als acht Tage lebte, und deshalb unter den Königen Frankreichs nicht mit aufgeführt wird. Überdieß hatte Ludewig Hutin noch eine natürliche Tochter, Nahmens Endelini, die eine Nonne ward. Ihm folgte sein Bruder

Philipp V., genannt der Lange, wegen seiner großen Leibesstatur. Er bestieg den Thron im Jahre 1316 im 23. Jahre seines Alters. Er ward mit seiner Gemahlinn den 9. Januar 1317 zu Rheims gesalbt, und starb nach einer kurzen Regierung am 3. Januar 1321 im 28. Jahre seines Alters, und wurde zu St. Denis beygesetzt; er hatte sich 1306 mit Johanna, Gräfinn von Burgund, Tochter und Erbinn Otto's von Burgund und der Mahaud, Gräfinn von Artois, vermählt, welche im Jahre 1329 starb. Aus dieser Ehe waren nur Töchter vorhanden, denn der erstgeborne Prinz Ludewig starb in der Wiege; Johanna, sie ward vermählt an Eudes, Herzog von Burgund, und starb 1347. Margaretha, Gemahlinn Ludewigs Grafen von Flandern; sie starb 1382. Isabella ward an Guigues VIII., Dauphin von Viennois, und darauf an Johann Baron von Fancogney in Franche Comte vermählt, und lebte noch 1345. Blanca ward eine Nonne, und starb 1358. Ihm folgte sein Bruder

Carl IV., genannt der Schöne, er bestieg den Thron 1321 in einem Alter von 26 Jahren. Er starb im Holze zu Vincennes den 1. Februar 1327 in einem Alter von 33 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt. Zum ersten Mahl vermählte er sich 1307 mit Blanca von Burgund, nachgebornen Tochter Otto IV.; er verstieß sie ihrer üblen Aufführung wegen. Sie ward zu Gaillard mit ihrer Stiefschwester Margaretha eingesperrt, und in der Folge eine Nonne zu Maubuisson, und starb 1325. Er hatte von ihr einen Sohn Philipp, und eine Tochter Johanna, die beyde in der Kindheit starben. Im Jahre 1322 vermählte er sich wieder mit Marie von Luxem-

goldene Krone auf das Haupt, gab ihm einen Scepter in die Hand, und ließ ihn in den Straßen von Avignon mit der ganzen Pracht eines Königs und der glänzendsten Begleitung wandeln.

Unglücklicher Weise wurde dieser feyerliche Zug durch einen Platzregen unterbrochen, der die erhabene Handlung ins Lächerliche verwandelte. Der neue König kam von seinem ganzen Hofe verlassen, bis auf die Haut naß in seinen Pallast. Man sah dieß als eine böse Vorbedeutung an, daß er nur über Nebel herrschen würde.

Er trug auch von dieser Wahl weiter nichts, als die goldene Krone davon, welche ihm der Papst auf das Haupt gesetzt hatte, und den schönen Nahmen, der für den Helden eines Romans sich schickte: Prinz der glückseligen Inseln.

ochter Käiser Heinrich VII. Da aber diese bereits 1323 nahm er im Jahre 1325 Johanna, Tochter Ludewigs on Evreux, zur Gemahlinn. Sie ist ihrer Frömmigkeit rühmt, indem sie oft die Carthäuser besuchte, ihnen isen bereitete, und sie bediente; sie starb im Jahre 1370. Aus dieser Ehe hatte Carl der Schöne drey Töchter: Johanna, die in früher Jugend, und Maria die mit Philipp, Herzog von Orleans, jüngstem Sohne Philipps von Valois vermählt war, die 1392 starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistische Miscellen.

stoph Colombo *), der Entdecker der neuen Welt, die jetzt einen Mißgriff des Neids den Nahmen eines andern trägt, en des Americo Vespucci, eines geschickten Seemannes, iese Ehre nicht gebührt, da er auch nie ein Schiff selbst com- it, gehört unter die großen Männer, von welchen Alles zu wis- ant ist.

vahrer Geburtsort ist nicht genau bekannt; Genua ward bis- zehalten, weil der Vater unsers Christophs am Ende daselbst at, wo er Tuchweberey trieb. Er war von adelichem Stamme, Unglücksfälle herabgekommen; das Stammhaus der Familie o ist das derselben noch jetzt zugehörigen Lehen Cuccaro, im n Piemontesischen Herzogthume Montferrat, und auf die- gute, nach welchem sich die Familie Colombo von Caccaro : auch Christoph Colombo zur Welt gebohren worden, der) nachmahls aus Eitelkeit, um den herabgesunkenen Zustand ilie zu verhehlen, seinen eigentlichen Geburtsort zu verläug- ich für einen Genueser zu erklären, bewogen wurde.

ahre Geburtsort dieses großen Mannes ist erst genau bekannt als seine männliche Nachkommenschaft im J. 1578 mit seinem on Diego ausstarb, und nun die Seitenverwandten zu Cuc- talien auch Ansprüche auf das von Christoph Colombo Majorat machten. In dem darüber entstandenen Processe, der Gunsten eines Don Alvaro, Urenkels des Entdeckers, aber her Seite, entschieden wurde, kam nun auch der Geburtsort ur Sprache, und es wurde erwiesen, daß der große Mann auf igute Cuccaro, dem Stammhause seiner Familie gebo-

.....

nd der Regierung Catharinens der Großen und ihrer befanden sich die militärischen Plane und Charten, so wie auch graphische und geographische Zeichnungen, Rußland betref- verschiedenen Departements; einige waren bey dem General- ister, andere bey dem General-Director der Fortificationen, e beym Cabinet, bey dem Collegio der auswärtigen Angele- und bey mehreren anderen der ersten Staatsbedienungen. Kai- befahl sogleich nach seiner Thronbesteigung, von allen diesen Behörden die militärischen Plane, topographische und geogra- ndzeichnungen mit den dahin einschlagenden Memoires und igen an Einen Ort zu bringen, und daraus in einem Zimmer -Palais (nach der großen Million zu) eine Sammlung zu for- seine höchsteigene (COZCHIBCHOE) genannt wurde. lige General-Adjutant (nachmahliger Admiral Graf Kusche- her die besondere Plankammer des Kaisers als Großfürst unter abt hatte, bekam die Ober-Direction über dieses neue Staats- id verschiedene Ingenieur-Officiere wurden dabey angestellt. h August 1797 wurde durch einen allerhöchsten, in den mili- rikasen abgegebenen Befehl die Anzahl der Officiere vermehrt,

ist die einzig richtige Schreibart des Nahmens; denn so schreibt Familie noch jetzt. Der Nahme Colon in der bekannten hrift dieses großen Mannes:

A CASTILIA Y A LEON
NUEVO MUNDO DIO COLQN

en Königreichen Castilien und Leon schenkte Colon die Welt) — — ist bloß eine poetische Licenz, von dem Reime gen.

und diesem neuen Etablissement der Nahme Sr. Majestät eigenthümliches Charten-Depot gegeben. Durch einen andern nahmentlichen Befehl wurden die an ausländischen Höfen residirenden Minister beauftragt, von den besten neu erschienenen Charten und Planen zu drey Exemplaren für dieses Archiv zu kaufen.

Da bald von manchen Ausfertigungen vielfältige Copien, und zuweilen in der größten Geschwindigkeit, verlangt wurden, so errichtete man im October 1798 bey diesem Depot eine besondere Abtheilung für Graveurs, und im November 1800 wurde das kleine geographische Departement, welches ehedem bey dem Berg-Corps, dann bey dem Cabinet und endlich bey einer Expedition des Senats gestanden hatte, auch zum Charten-Depot versetzt.

Bis zum Frühjahre 1801 waren keine Bearbeitungen dieses Instituts für das Publicum bestimmt, sondern mehrentheils alle nur für den besondern Gebrauch des Monarchen und einige wenige auch für die Kriegs-Departements und commandirenden Generale; erst im April 1801 unter der gegenwärtigen Regierung fing man an, auch für das Publicum zu arbeiten. Im August des nähmlichen Jahres wurde der Ingenieur-General von Suchtelen zum General-Quartiermeister und Chef des Charten-Depots ernannt. Im Jahre 1802 wurde dem Akademicus Schubert allerhöchst aufgetragen, einige Officiere des General-Stabes für die practische Astronomie zu bilden, damit durch neue Ortsbestimmungen die Arbeiten des Charten-Depots immer vollkommner würden, und schon sind die Städte Polozk, Archangel, Onega, Powenetz, Wytegra und Wiburg, so wie auch die am Flusse Swir gelegenen Klöster Nicolskoi und Woskresenskoi durch neue, von Officieren des General-Stabes angestellte, astronomische Beobachtungen bestimmt worden.

Zu den Arbeiten des Charten-Depots, die bis jetzt für das Publicum erschienen sind, gehören folgende: 1) Wegcharte über einen Theil des Russischen Reichs (gegen Osten geht solche bis zum Flusse Ural) im Jahre 1799 zusammengetragen, und bey dem Charten-Depot gravirt. Anfangs wurde sie nur den verschiedenen Kriegs- und andern Departements, deren Geschäfte eine richtige Wegcharte erforderten, ausgetheilt; seit dem April 1801 aber auch zum Verkauf ausgegeben. 2) Seecharte der Russischen Entdeckungen im Eis- und stillen Meere; herausgegeben 1802. 3) Übersetzung des Buches: „Geheime Instruction Friedrich II. für seine General-Inspectoren, nebst 33 dazu gehörigen Planen, welche viel besser als die zum Französischen Texte gehörigen gearbeitet sind. Herausgegeben 1802. 4) Seecharte des schwarzen, Azowschen und Marmora-Meeres, eine in Russischer und eine in Französischer Sprache; beyde herausgegeben 1804. 5) Übersetzung der Englischen Seecharte New Cart of that part of the passage from the sound to the East Seas; nebst der dazu gehörigen nautischen Beschreibung. 6) Die große, aus 100 Blättern bestehende, specielle Charte des Europäischen, und eines Theils des Asiatischen Rußlands. Diese Charte, an welcher seit 1801 gearbeitet wird, ist zwar noch nicht ganz fertig, und wird deshalb auch noch nicht verkauft; aber die schon erschienenen 80 Blätter sind den ersten Landesbehörden ausgetheilt *).

Eben gedachtes Charten-Depot im kaiserl. Winter-Palais, in welchem der General und Ritter von Oppermann die Arbeiten dirigirt, und dessen Nutzbarkeit jedermann einleuchten wird, ist also auch eine Schöpfung des Kaisers Paul I., und verdient nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden.

*) Sie ist nun ganz vollendet.

.....

So eben ist bey dem Buchhändler Fr. Buisson zu Paris der erste Band nebst Atlaß von folgendem Werke erschienen:

Précis de la Géographie universelle, ou Description de toutes les parties du monde, sur un plan nouveau, d'après les grandes divisions naturelles du globe; précédée de l'histoire de la Géographie chez les peuples anciens et modernes, d'une Théorie générale de la Géographie, mathématique, physique et politique; accompagné de Cartes, de Tableaux analytiques, synoptiques et élémentaires, et d'une table alphabétique des noms de lieux; par M. Malte-Brun. Cinq Vol. 8. d'environ 500 pages chacun, avec un Atlas de 24 Cartes géographiques. (Preis des ersten Bandes und des Atlasses: 30 Fr.)

Dieser erste Band, welcher mit einer Abhandlung über die Geographie überhaupt, und über dieses Werk insbesondere beginnt, beschäftigt sich übrigens allein mit der Geschichte der Entdeckungen und der älteren geographischen Systeme. Der Hauptinhalt ist folgender: Nachdem der Verfasser die geographischen Kenntnisse der Hebräer und andrer alten Völker des westlichen Asiens kurz skizzirt hat, setzt er, im zweyten Buche, das poetische und populäre System von Homer, Hesiod, Äschylus und den Sänger der Argonauten aus einander, dessen Kenntniß nöthig ist, um die Rolle zu erklären, welche die glückseligen Inseln, die Hyperboräer, die Cimmerier und die Riphäischen Gebirge in der alten Geographie gespielt haben. — Eine homerische Erdcharte dient zur Erläuterung der Reisen der Argonauten und des Ulysses. — Das dritte Buch beschäftigt sich hauptsächlich mit Herodots Erweiterungen der Erdkunde. Der Verf. folgt diesen Reisenden durch alle drey Erdtheile, und schließt mit einer Untersuchung der angeblichen Umschiffung Afrika's durch die Phönicier.

In dem vierten Buche findet man des Carthagischen Admirals Hanno Seereise, mit der Hauptsumme der Untersuchungen, zu welchen dieselbe Anlaß gegeben hat. Darauf folgen die Entdeckungen und Nachforschungen von Eudoxus dem Gnidier, von Hippokrates, Xenophon und Aristoteles.

Das fünfte Buch enthält eine allgemeine Übersicht der Entdeckungen, welche die Folgen der Heereszüge Alexanders und der Unternehmungen seiner Zeitgenossen und Nachfolger waren. Den Schluß macht eine Analyse der Untersuchungen von d'Anville, Gosselin und Anderen über die Stadien der Alten.

Das sechste, siebente, achte und neunte Buch enthalten zusammen einen, nach dem Original bearbeiteten, und mit den Kenntnissen aller anderen Griechischen und Römischen Schriftsteller, deren Nachrichten in die letzten drey Jahrhunderte vor Christi Geburt hinauf reichen, vermehrten Auszug aus Strabo's Geographie. — Diesem geographischen, physischen und historischen Gemählde der dem Strabo und seinen Zeitgenossen bekannten Erdgegenden hat der Verf. einige Untersuchungen über die Lage von Thule, über das Denkmahl von Adulis und über die Reisen des Eudoxus von Cyzicum eingeschaltet.

Das zehnte, eilfte, zwölfte und dreyzehnte Buch sind hauptsächlich einer Analyse der Geographie von Plinius geweiht, womit auch die geographischen Notizen verglichen sind, welche man bey Tacitus, Cäsar und andern Historikern und Schriftstellern des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung findet. Beygefügt sind: eine ausführliche Untersuchung über die glückseligen Inseln, ein weitläuftiger Auszug aus dem Periplus des rothen Meers, und genaue Notizen von Germanien und Gallien.

Mit dem vierzehnten Buche schließt sich die Geschichte der alten Geographie. In demselben findet man eine Analyse von der Geographie des Ptolemäus, eine Auseinandersetzung von Gosselin's Meinungen über diesen Griechischen Geographen und eine Übersicht der Reisen der Alten nach Sericum oder Tibet.

Das fünfzehnte Buch schildert den Einfall der so genannten barbarischen Völker in das Römische Reich. Der Verfasser zeigt uns den Ursprung und die Wanderungen der Hunnen, Gothen, Wandalen, Burgunder, Franken, Awaren und andrer Völkerschaften. Er bemerkt auch die Länder, die aus der Theilung des abendländischen Reichs vor dem J. 500 bis 900 entstanden sind. Dazu gehören mehrere Charten des Atlasses.

Im sechzehnten Buche schildert der Verf. vorzüglich den Zustand Erdkunde bey den Arabern; er mustert ihre vorzüglichsten Entdeckungen und Kenntnisse, und untersucht, außer anderen dunkeln Fragen, Reise der Almagrurim und die Lage des Landes Gog und Mag

Das siebenzehnte Buch stellt die Erdkunde und Entdeckungen Normänner oder Skandinavier dar, und enthält insbesondere eine Abhandlung über die Auffindung von Winland, einem Theile Nordamerika, im J. 1001 wieder gefunden unter dem Nam Estotiland, dem Venetianer Zeno zu Folge, dessen Bericht analysirt wird.

Das achtzehnte Buch handelt von der Erdkunde, den Reisen Reisewegen des Mittelalters, und den Charten, die wir noch aus Zeiten haben.

Im neunzehnten und zwanzigsten Buche werden die Berichte d kannten Reisenden des 13. und 14ten Jahrhunderts gemustert; dabey über das Mährchen von dem Priester Johann gesprochen.

Das ein und zwanzigste und zwey und zwanzigste Buch enthält kurze Übersicht aller Entdeckungen der Portugiesen in Afrika Asien, des Christophs Colombo u. s. w. und aller Erweiteru und Fortschritte der Erdkunde bis auf die heutigen Zeiten.

Der beygefügte Atlaß ist von Lapie und Poirson sehr ausgearbeitet.

....

Aus einer Nachricht von der Stärke und dem Verhältniß der nischen Armee ergibt sich folgendes Resultat:

Reguläre Cavallerie	8,935 Mann.
Infanterie	91,400 —
Artillerie	7,000 —
Ohne die Officiere und Spielleute,	
Summa:	107,335 Mann.

Dazu kommen dann noch die irregulirten Truppen und Milize

.....

Die Bevölkerung von Schweden im Jahr 1805 gibt fol Resultate:

1. Schweden an sich:

	Seelen.
Adel	9,523.
Priesterstand	15,202.
Bürger	64,755.
Bauern	1,765,397.
Standespersonen, und übrige, die zu keinem Stande gehören: .	569,997.
Summa:	2,424,874.

2. Finnland:

	Seelen.
Adel	2,534.
Priesterstand	4,019.
Bürger	11,454.
Bauern	713,286.
Standespersonen, und übrige, die zu keinem Stande gehören: . .	164,480.
Summa:	895,773.

.....

Die neueste Bevölkerungsliste von Grosbritannien ergil

Für England . . .	8,331,434 Einw.
Für Wallis	541,546 —
Für Schottland . .	1,599,068 —
Summa:	10,472,048 Einw.
Hierzu dann noch die Bevölkerung von Irland mit . .	5,500,000 —
Hauptsumme:	15,972,048 Einw.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Genealogi Prinzessinn und Erzherzoginn von Österreich, Maria Ludovica,

III—VIII*). A

XII. Vom Luxemburgischen Kaiserhause und von den Jagellonen.

Luxemburg. † 998.

, † 1019.

, † 1057.

1086. Hermann, 1081 Kön. d. Deutschen. † 1088.

Thlodewig, frid, Graf v. Namur.

mburg und Namur. † 1196.

Thlothar, König von Soiſſons. † 561. Herr der ganzen Monarchie. 558.

Welram, Herzog von Limburg.

on Luxemburg. † 1274.

Chilperich zu Soiſſons. , † 1288. Gem. Fredegonde.

aiſer VII.) † 1313.

Thlothar II., Herr men. † 1346 bey Creſſy.

Dagobert I., 631. Aſer. † 1378. der ganzen Monarchie.

Thlodwig II., Alleis mund, Kaiſer, Kön. v. Ungarn u. Böhm. † 1437.

Gedemin, nimmt dem Litthauiſchen Herzoge Gemahlinn, Thron u. Leben. † 1328.

Olgerd, † 1381.

Jagello (nach der Taufe Wladislav), König in Pohlen 1386. † 1434. Gem. Hedwig, Erbtochter Ludwigs des Großen von Anjou, Königs in Ungarn und Pohlen. — Sophie, Fürſtinn von Kiow.

Caſimir III., Kön. in Pohlen. † 1492. Gemahlinn: Elisabeth, Tochter Kaiſer Alberts II.

Wladislav, 1434 Kön in Pohlen, 1440 in Ungarn wider Ladislav Poſthumus. † bey Varna 1444.

Maximilian I.

Philipp von Caſtilien.

Carl V. Ferdinand I.

II. Von den alten Weſtgothiſchen und eingebornen Königen Spaniens.

Leovigild, † 586.

Hermenegild, † 585. Recared I., † 601.

Athanagild, 584. Suinthila, 635. Liuva II. Gaila.

Ardabaſt, 645. Ricimer, 651. Pedro v. Cantabrien.

Erwid, 687.

Cirilane, 700. Gem. Egiza.

Witiza, 710.

Evan. Siſebut.

Alfons der Katholiſche, † 757. Froila, 760.

Froila, 768. Veremund I., 791.

Alfons II. der Keuſche, 842. Ramir I., † 850.

Ordonno, † 866.

Alfons III., der Große, † 911.

Ordonno II., † 923.

Ramir II., König in Madrid. † 950.

Ordonno III., † 955.

Veremund II., † 999.

Alfons V., † 1027.

ermählt mit Alfons dem Katholiſchen.

V.) Prz

VI.) Wenzel I Pohlen

VIII.) Wenzel V., ge 1305. † 13

und III., † 1073. Sancia, Erbinn v. Leon. Gemahl: Ferdinand I. v. Caſtilien, Sohn Sanch'os III. des Großen.

Alfons VI., † 1109.

XII.) Wenzel VI. (al in Böhmen

Urraka, Erbtochter. † 1126.

Alfons VII., König v. Galizien, Caſtilien und Leon, nennt ſich Kaiſer von Spanien. † 1157.

Ferdinand II., König von Leon. † 1187.

Alfons IX., † 1230.

Ferdinand III. der Heilige, König v. Caſtilien u. Leon. † 1252. Gem. Beatrix, Tochter Kaiſer Philipps v. Schwaben.

(Wie oben Tab. VIII.)

Anna, geb. 1503. † ngen.

23.

Convention zwischen Sr. Maj. dem Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und der Französischen Republik, mit angehängten Acten, die Accession Sr. Maj. des Kaisers aller-Reussen und deren Acceptation betreffend, d. d. Paris 26. December 1802.

Nachdem Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, zu erkennen gegeben haben, daß Sie den 5. Artikel des Tractats von Luneville, durch die Verfügung des von der Reichsdeputation angetragenen Entschädigungsplans, in so weit dieselbe Se. königl. Hoheit den Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, betreffen, nicht als hinlänglich vollzogen ansehen könnten.

Und da der erste Consul der Französischen Republik, seiner Seits, nichts mehr am Herzen hat, als zur vollen und gänzlichen Vollstreckung des besagten Artikels mitzuwirken;

So ist, nach einem vorläufigen Einverständniß mit Sr. Maj., dem Kaiser aller Reussen, beschlossen worden, daß man sich über die vorzuschlagenden Modificationen des von der Deputation angetragenen Plans dahin einverstehen würde, damit derselbe den Grundlagen des Luneviller Tractats angemessen werde, und mit der unmittelbaren Ratification des Kaisers und des Reichs versehen werden könne.

Dem zu Folge haben die hohen contrahirenden Theile zu ihren respectiven Bevollmächtigten ernannt, nähmlich:

Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, den Herrn Johann Philipp des heil. Röm. Reichs Grafen von Cobenzl, Ritter des goldenen Vliesses, Großkreuz des königl. St. Stephansordens, Sr. obbesagten kaiserl. und königl. Majestät Kämmerer, wirklichen geheimen Rath, dann Staats- und Conferenz-Minister, und Bothschafter bey dem ersten Consul der Französischen Republik.

Und der erste Consul der Französischen Republik, den Bürger Joseph Bonaparte, Mitglied des Senats, und Großofficier der Ehrenlegion.

Welche, nach Auswechslung ihrer Vollmachten, sich über folgende Artikel vereinigt haben:

Artikel 1. Um die zu Gunsten Sr. Durchlaucht des Herzogs von Modena, und Dero Erben, stipulirte Entschädigung zu vermehren, wird von Sr. kaiserl. und königl. Majestät die Landvogtey Ortenau in Schwaben, mit allem, was dazu gehört und davon abhanget, abgetreten, um mit Breisgau vereinigt, und, so wie diese letztere Provinz, von besagter Sr. Durchlaucht und Dero Erben, ohne irgend einen Vorbehalt und Einschränkung, nach dem Inhalte des 4. Artikels des Luneviller Tractats, der, in dieser Hinsicht, von der Ortenau sowohl, als vom Breisgau zu verstehen ist, besessen zu werden.

Art. 2. Um Se. Majestät den Kaiser und König für die Abtretung der Ortenau zu entschädigen, werden die Bisthümer Trient und Brixen secularisirt werden, und Se. Majestät werden in das Eigenthumsrecht aller ihrer Güter, Einkünfte, Rechte und Gerechtsamen, ohne irgend eine Ausnahme, eintreten, mit der Verbindlichkeit, für den lebenslänglichen Unterhalt der beyden dermahligen Fürstbischöfe, und der Mitglieder beyder Capiteln, auf die mit ihnen zu verabredende Art, so wie auch für die nachfolgende Dotation der Geistlichkeit Sorge zu tragen, welche den beyden Kirchsprengeln auf den in den übrigen Provinzen der Österreichischen Monarchie festgesetzten Fuß vorgesetzt werden soll.

Art. 3. Um die Entschädigung Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Großherzogs zu ergänzen, wird das Bisthum Eichstädt demjenigen hinzugefügt werden, was Sr. königl. Hoheit bereits durch das allgemeine Conclusum vom 23. November (2. Frimaire) angewiesen ist, und wird dieses Bisthum von Sr. königl. Hoheit, und Dero Erben, mit allen dazu gehörigen Gütern, Einkünften, Rechten und Gerechtsamen, mit voller Landeshoheit und Unabhängigkeit auf die nähmliche Art besessen werden, wie der Fürstbischof, in dem Zeitpuncte der Unterzeichnung des Tractats von Luneville, dasselbe besessen hat, nur mit Ausnahme der Pflegämter Sandsee, Wernfels, Spatt, Abenberg, Ahrberg, Ohrnbau und Wartburg-Herrieden, und aller anderer vom Bisthum Eichstädt abhängigen Ortschaften, die etwa in dem Lande Anspach und Baireuth eingeschlossen

sind, als welche Sr. Durchlaucht dem Churfürsten von Pfalz verbleiben, und Sr. königl. Hoheit dem Erzherzog Großherzog durch ein vollständiges Äquivalent ersetzt werden sollen, das in den in Böhmen gelegenen Domanialgütern Sr. churfürstl. Durchlaucht, und in dem Falle deren Unzulänglichkeit, von was immer für anderen Einkünften Sr. des Herrn Churfürsten von Pfalz Durchlaucht zu nehmen seyn wird.

Art. 4. Obigem zu Folge, und unter dem Vorbehalt der vorhergehenden Stipulationen, so wie auch jener Eigenthums- und anderer Rechte, welche Sr. Majestät dem Kaiser und König, als Souverain der Österreichischen Erbstaaten, und als höchstem Oberhaupte des Reichs, gebühren, und mit der Vollziehung des Entschädigungsplans vereinbarlich sind, verbinden sich Se. Majestät Ihren Einfluß anzuwenden, damit der allgemeine, von der Reichsdeputation in der Sitzung vom 23. Nov. (2. Frimaire) angetragene Entschädigungsplan, von der Reichsversammlung, mit Ausnahme der, in der gegenwärtigen Convention enthaltenen Modificationen, genehmigt und bestätigt werde; gleichwie auch Se. Maj. versprechen, diesen Entschädigungsplan alsdann, und in der kürzesten Zeitfrist, mit Ihrer eigenen kaiserlichen Ratification zu bekräftigen.

Art. 5. Man ist ausdrücklich überein gekommen, daß, gleich nach erfolgter Auswechslung der Ratificationen der gegenwärtigen Acte, die Länder, welche in den vorstehenden Artikeln erwähnt werden, von jenen Fürsten, denen selbe angewiesen sind, oder in ihrem Nahmen, in Civil- und Militär-Besitz sollen genommen werden können. Hierunter sollen nahmentlich die Stadt Passau, und deren Vorstädte Innstadt und Ilzstadt, gleich darauf von den Truppen Sr. kaiserl. und königl. Majestät geräumt, und selbe Sr. churpfälzischen Durchlaucht übergeben werden, jedoch mit dem Bedingniß, daß die Festungswerke gedachter Stadt nicht werden vermehrt werden können, daß man solche nur unterhalten wird, und daß in den Vorstädten Innstadt und Ilzstadt kein neues Festungswerk errichtet werden darf, auf dem Gebiethe des Bisthums Eichstädt werden Se. königl. Hoheit der Erzherzog Ferdinand, und Dero Erben, keine neuen Festungswerke anlegen können.

Art. 6. Der erste Consul der Französischen Republik wird sich mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reussen vereinigen, um Sr. königlichen Hoheit den Erzherzog Ferdinand, und Dero Erben, die Churwürde zu verschaffen.

Art. 7. Die hohen contrahirenden Theile verbürgen sich wechselseitig die Vollziehung alles desjenigen, was in den obstehenden Artikeln enthalten ist; und der bevollmächtigte Minister des Kaisers aller Reussen wird eingeladen werden, der gegenwärtigen Convention, für und im Nahmen Sr. kaiserl. Majestät, als haupt-contrahirender Theil, beyzutreten.

Art. 8. Die gegenwärtige Convention wird in dem Zeitraume von zwanzig Tagen, von heute an gerechnet, oder auch früher, wo möglich, ratificirt werden, und die Ratifications-Urkunden werden in gehöriger Form zu Wien ausgewechselt werden.

Geschehen und unterzeichnet in Paris den 26. December 1802 (den 5. Nivose, Jahr 11.)

(L. S.) J. Philipp Cobenzl.

(L. S.) Joseph Bonaparte.

Nachdem Se. Maj. der Römische Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und der erste Consul der Französischen Republik mit Theilnahme und Dazwischenkunft Sr. Maj., des Kaisers aller Reussen, die hier obenstehende, zu Paris am 26. Dec. 1802 (den 5. Nivose, Jahr 11.) von Ihren respectiven Bevollmächtigten unterschriebene Acte abgeschlossen, und Se. Majestät der Kaiser aller Reussen darein gewilligt haben, die Stipulation dieser Acte durch Ihren förmlichen Beytritt zu befestigen, so erklären Wir unterzeichneter Graf Arcadi von Morcoff, wirklicher geheimer Rath Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, Ritter Dero Orden des heil. Alexander Newsky und des heil. Wladimir, Großkreuz der ersten Classe, und Dero bevollmächtigter Minister bey der Französischen Republik, Kraft der Vollmacht, mit welcher Wir zu diesem Ende versehen sind, daß Se. Maj. der Kaiser aller-Reussen, mittelst gegenwärtiger Acte, der obbesagten Convention beytreten, und sich förmlich und feyerlich gegen Se. Majestät den Röm. Kaiser, König von Ungarn und Böhmen wir

gegen den ersten Consul der französischen Republik verbinden, alle darin enthaltenen Stipulationen zu erkennen und zu handhaben.

Urkund dessen haben Wir unterschriebener Bevollmächtigter Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, Kraft unserer Vollmacht, gegenwärtige Accessions-Acte, welche in Zeit von sechzig Tagen, von heute an gerechnet, oder früher, wo möglich, ratificiret werden wird, unterzeichnet, und mit Beydrückung unsers Wappensiegels bekräftigt.

So geschehen zu Paris den 14—26 December 1802.

(L. S.)
Graf von Morcoff.

Die unterzeichneten bevollmächtigten Minister erklären im Nahmen Sr. Majestät des Kaisers, Königs von Ungarn und Böhmen, und des ersten Consuls der französischen Republik, den hier oben stehenden Beytritt Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, anzunehmen. Urkund dessen haben Sie die gegenwärtige Acte unterschrieben und mit ihren Siegillen bekräftigt.

Geschehen zu Paris den 26. Dec. 1802 (den 5. Nivose, J. 11.)

(L. S.) J. Philipp Cobenzl.

(L. S.) Joseph Bonaparte.

24.

Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation im deutschen Entschädigungs-Geschäfte. d. d. Regensburg, 25. Febr. 1803.

Demnach zur Beendigung des zwischen kaiserlicher Majestät und dem deutschen Reiche eines — dann der französischen Republik andern Theils — ausgebrochenen Kriegs, zu Folge 20sten Artikels des am 17. October 1797 abgeschlossenen Friedens zu Campo-Formio noch in deinselben Jahre ein Friedens-Congreß zwischen Allerhöchstgedachter Sr. kaiserl. Majestät und einer dazu ernannten außerordentlichen Reichs-Deputation einer — dann den Bevollmächtigten der französischen Republik andrer Seits — zu Rastadt eröffnet worden, auch daselbst die Unterhandlungen bereits so weit gediehen, daß im Nahmen des deutschen Reichs in die Überlassung der Lande der linken Rheinseite nicht nur gewilligt, sondern auch wegen des dadurch auf solcher Rheinseite entstehenden Verlustes die Grundlage der Entschädigung durch Säcularisationen angenommen, diese Friedensunterhandlungen aber durch den Wiederausbruch der Feindseligkeiten unterbrochen worden: so ist zwar nachher am 9. Februar 1801 von Sr. kaiserlichen Majestät mit dem ersten Consul der französischen Republik auch Nahmens des deutschen Reichs, unter Beziehung auf die bey dem vorhergegangenen Rastadter Congresse von der Reichs-Deputation schon verwilligte Basis, Friede zu Luneville geschlossen, dieser Friedensschluß auch von Churfürsten, Fürsten und Ständen unter reichsoberhauptlicher Mitwirkung am 7. März 1801 wirklich genehmigt, jedoch sind in diesem Friedensschlusse selbst einige Gegenstände auf weitere Erörterung ausgesetzt worden; indem nicht nur die im fünften Artikel dem Herrn Großherzoge von Toscana zugesagte Entschädigung in Deutschland keine nähere Bestimmung daselbst erhalten, sondern auch vermöge des 7. Artikels die Entschädigungen der erblichen Reichsstände in Gemäßheit der schon erwähnten zu Rastadt aufgestellten Grundsätze noch bestimmt werden sollten.

Nachdem nun ferner von Sr. kaiserl. Maj. zur Vollziehung dieser Artikel, sogleich nach geschehener Mittheilung des Friedens von Luneville an die allgemeine Reichsversammlung durch ein eignes kaiserliches Commissions-Decret vom 3. März ein weiteres Reichsgutachten über die reichsständische Mitwirkungsart zur gänzlichen Berichtigung des Reichsfriedensgeschäftes verlangt, dieses Reichsgutachten auch den 2. October 1801 dahin, daß hierzu eine abermahlige außerordentliche Reichs-Deputation, bestehend aus acht Mitgliedern, und zwar

aus dem Churfürsten-Rathe:
Churmainz, Chursachsen,
Churböhmen, Churbrandenburg,
Aus dem Fürsten-Rathe:
Bayern, Würtemberg,
Hoch- und Deutschmeister, und Hessenkassel,

zu ernennen sey, wirklich erstattet, und von kaiserlicher Majestät unterm 7. November 1801 allergnädigst genehmigt worden; so haben sodann endlich Se. kaiserl. Majestät durch ein weiteres allergnädigstes Commissions-Decret vom 2. August vorigen Jahrs der allgemeinen Reichsversammlung bekannt gemacht, daß der Zeitpunct, wo die außerordentliche Reichs-Deputation sich zu vereinigen habe, erschienen sey, daß daher sämmtliche deputirte Stände ihre Subdelegirten nach Regensburg, als den mit Beystimmung der französischen Regierung festgesetzten Ort, absenden, auch daß die zu gänzlicher Berichtigung dieses Friedensgeschäftes für die Deputation erforderliche Vollmacht ausgefertigt werden solle, indem Allerhöchstsie in Ihrer reichsoberhauptlichen Eigenschaft als Ihren kaiserl. Bevollmächtigten bey diesem Congresse den wirklichen kaiserl. geheimen Rath und kaiserl. Concommissarius an der allgemeinen Reichsversammlung Reichsfreyherrn von Hügel zu bestimmen allergnädigst geruhet haben.

Wie nun hierauf die Reichsvollmacht, um die in dem Luneviller Friedensschlusse Artikel 5 und 7 einer besondern Übereinkunft noch vorbehaltenen Gegenstände einvernehmlich mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen, und zu erledigen, am 3. August v. J. für diese außerordentliche Reichs-Deputation wirklich ausgefertigt worden: so haben die deputirten Reichsstände ihre Subdelegirten, nähmlich

Churmainz.
Den kaiserl. geheimen Rath, Commandeur des St. Stephansordens, und churfürstl. Mainzischen Staatsminister, Herrn Franz Joseph Freyherrn von Albini.

Churböhmen.
Den kaiserl. Reichshofrath Hrn. Franz Alban von Schraut; und späterhin noch
den kaiserl. Kämmerer und königlich churböhmischen Reichstags-Gesandten, Hrn. Ferdinand Grafen zu Colloredo Mannsfeld.

Bayern.
Den churfürstl. Kämmerer, wirklichen geheimen Rath und Comitial-Gesandten, Herrn Aloys Franz Xaver Freyherrn von Rechberg und Rothenlöwen.

Hoch- u. Deutschmeister.
Den Herrn Carl Philipp Ernst Freyh. von Nordegg zur Ravenau, des hohen deutschen Ordens-Ritter, Rathsgebiethiger der Balley Franken, Commantur zu Donauwört, hochfürstl. Hoch- und Deutschmeisterischen adel. wirkl. Hof- Regierungs- und Kammerrath- und Oberamtm. des Scheuerberger Gebiethes zu Hornegg.

Chursachsen.
Den churfächsischen geheimen Rath Herrn Hans von Globig.

Churbrandenburg.
Den königl. preußischen wirkl. geheimen Etats- und Kriegsminister, auch Reichstags-Gesandten, des schwarzen und rothen Adlerordens Ritter, Hrn. Johann Eustachius Grafen von Schlitz, genannt Görz, und
den königlich preußischen Directorial-Gesandten im fränkischen Kreise, auch Kammer-Vicepräsidenten zu Anspach, Herrn Conrad Sigmund Carl Hänlein.

Würtemberg.
Den herzogl. wirkl. geheimen Rath, Vicepräsidenten, Kammerherrn und Ritter des herzogl. großen Ordens, Hrn. Philipp Christian Freyh. von Normann.

Hessenkassel.
Den fürstlichen geheimen Rath und Comitial-Gesandten Herrn Philipp Maximilian von Günterode; und späterhin noch
den hessenkasselschen Kriegsrath Herrn Georg Wilhelm von Starkloff

hieher nach Regensburg abgeordnet, so, daß diese Deputations-Versammlung, nach allerseitiger herkommlicher Massen vollzogener Legitimation, am 24. August wirklich constituirt, und mittels Proposition des ernannten höchstansehnlichen kaiserlichen Herrn Plenipotentiarius eröffnet worden.

Da nun auch zu gleicher Zeit der erste Consul der französischen Republik einen Ministre extraordinaire in der Person des Citoyen Laforest hieher abgeordnet; ferner Se. kaiserlich russische Majestät Ihre hohe Vermittelung, gemeinsam mit dem französischen Gouvernement zur Berichtigung der gedachten Entschädigungssache und zur Befestigung der Ruhe Deutschlands, eintreten zu lassen, sich entschlossen, und zu dem Ende bereits unterm 18. August ersagter französ. Ministre Citoyen Laforest

gemeinsam mit dem bey der allgemeinen Reichsversammlung accreditirten kaiserl. russischen Herrn Minister Resident Klüpffel zwey gleichlautende Declarationen dieser Reichs-Deputation mitgetheilt, worin diese hohen vermittelnden Mächte, zum Behufe der anzustellenden Berathschlagungen, einen allgemeinen Entschädigungsplan vorgelegt; auch kurz nachher Se. kaiserl. russische Majestät einen eigenen Plenipotentiaire in der Person des kaiserl. russischen geheimen Raths und mehrerer Orden Ritter, Herrn Carl Freyherrn von Bühler, bisherigen außerordentlichen Gesandten am churpfalzbayrischen Hofe, zu diesem Geschäfte hierher abzuordnen geruhet; sodann die Reichs-Deputation die ihr zugestellten Declarationen in allen ihren Theilen gründlich erwogen, hierüber den gedachten Herrn Ministern der vermittelnden Mächte unter jedesmahliger Mittheilung der bey ihr eingereichten mannigfaltigen Reklamationen und Vorstellungen ihre Beschlüsse eröffnet; hierauf aber diese unterm 8. October der Deputation einen abgeänderten Plan, als Resultat ihrer neuesten Instructionen mitgetheilt, die Deputation sodann auch diesen zweyten Plan in weitere Berathung gezogen, und hierüber den erwähnten Herren Ministern ihre fernern Beschlüsse ebenfalls communicirt, darauf endlich Diese weitere Noten vom 19. October, 15. und 19. November, 3. December v. J. 18. und 31. Jänner, dann den 11. dieses übergeben haben: so ist nunmehr hiernach und aus allen vordern einzelnen Deputations-Beschlüssen folgender Deputations-Hauptschluß abgefaßt worden:

Die Austheilung und endliche Bestimmung der Entschädigungen geschieht, wie folgt:

§. 1. Sr. Majestät dem Kaiser, Könige von Ungarn und Böhmen, Erzherzoge von Österreich, für die Abtretung der Landvogtey Ortenau: die Bisthümer Trient und Brixen, mit ihren sämmtlichen Gütern, Einkünften, eigenthümlichen Besitzungen, Rechten und Vorrechten, ohne irgend einige Ausnahme; und die in diesen beyden Bisthümern gelegenen Kapitel, Abteyen und Klöster; unter der Verbindlichkeit jedoch, sowohl für den lebenslänglichen Unterhalt der beyden jetzt lebenden Fürstbischöfe und der Mitglieder der beyden Domkapitel, nach einer mit solchen zu treffenden Übereinkunft, als auch für die hierauf erfolgende Dotation der bey diesen beyden Diöcesen anzustellenden Geistlichkeit, nach dem in den übrigen Provinzen der österreichischen Monarchie bestehenden Fuße zu sorgen. Alle Eigenthums- und übrigen Rechte, die Sr. Maj. dem Kaiser und König als Souverän der Erbstaaten und als höchstem Reichsoberhaupte zustehen, bleiben Ihnen vorbehalten, in so ferne diese Rechte mit der Vollziehung gegenwärtiger Urkunde bestehen können; jene Rechte hingegen, worüber besonders verfügt worden ist, gehen an die neuen Besitzer über.

Dem Erzherzoge Großherzoge für Toskana und dessen Zugehörungen: das Erzbisthum Salzburg, die Probstey Berchtolsgaden, der jenseits der Ilz und des Inns auf der Seite von Österreich gelegene Theil des Bisthums Passau, jedoch mit Ausnahme der Innstadt und Ilzstadt, sammt einem Bezirke von 500 französischen Toisen im Durchschnitte vom äußersten Ende jener Vorstädte an gemessen; und endlich die in den oberwähnten Diöcesen gelegenen Kapitel, Abteyen und Klöster. Diese Besitzungen erhält der Erzherzog unter den, auf die bestehenden Verträge gegründeten Bedingungen, Verbindlichkeiten und Verhältnissen.

Sie werden vom bayrischen Kreise getrennt, und dem österreichischen einverleibt; auch ihre geistlichen, sowohl Metropolitan- als Diöcesan-Gerichtsbarkeiten werden gleichfalls durch die Gränzen der beyden Kreise abgesondert; und die oben von des Erzherzogs Entschädigungen ausgenommenen Theile mit den bayrischen Diöcesen verbunden. Mühldorf, und der auf dem linken Innufer gelegene Theil der Grafschaft Neuburg werden mit aller Landeshoheit mit dem Herzogthume Bayern vereinigt. Das Äquivalent der Einkünfte von Mühldorf und der Landeshoheit über Neuburg ist von den Einkünften, welche Freysingen im österreichischen Gebiethe besitzt, zu nehmen.

Der Erzherzog Großherzog erhält überdieß für sich und seine Erben im völlig souveränen und unabhängigen Besitz das Bisthum Eichstadt, sammt allen von demselben abhängigen Gütern, Einkünften, Rechten und Vorrechten, so wie der Fürstbischof solche zur Zeit der Unterzeichnung des Luneviller Friedensschlusses besaß; jedoch mit Ausnahme der Ämter Sandsee, Wernfels-Spatt, Abenberg, Ahrberg-Ohrnbau, und Wahrnberg-Herrieden, und aller übrigen von den Anspachischen und Baireuthischen Landen eingeschlossenen Zugehörden des Bisthums Eichstädt, welche dem Churfürsten von Pfalzbayern verbleiben, und dem Herzoge Großherzoge durch ein vollständiges Äquivalent von den Herrschaften des Churfürsten in Böhmen, und falls diese nicht hinreichen, von irgend andern Einkünften der Churfürsten von Pfalzbayern ersetzt werden. In dem Gebiethe des erwähnten Bisthums Eichstädt findet keine neue Einrichtung irgend einiger Festungswerke von Seiten des Erzherzogs Großherzogs oder seiner Erben Statt.

Das Breisgau und die Ortenau werden die Entschädigung des vormahligen Herzogs von Modena für das Modenesische, dessen Zugehörden und Zuständigkeiten ausmachen. Dieser Fürst und seine Erben werden beyde Lande nach dem buchstäblichen Inhalte des 4. Artikels des Luneviller Friedensschlusses besitzen, welcher in dieser Rücksicht ohne einigen Vorbehalt oder Einschränkung von der Ortenau, wie von dem Breisgau zu verstehen ist.

§. 2. Dem Churfürsten von Pfalzbayern für die Rheinpfalz; die Herzogthümer Zweybrücken, Simmern und Jülich, die Fürstenthümer Lautern und Veldens, das Marquisat Bergopzoom, die Herrschaft Ravenstein und die übrigen in Belgien und im Elsaß gelegenen Herrschaften: das Bisthum Würzburg unter den hernach vorkommenden Ausnahmen; die Bisthümer Bamberg, Freysingen, Augsburg, und das von Passau; mit Vorbehalt dessen, was §. 1. dem Erzherzoge Großherzoge davon bestimmt ist; nebst der Stadt Passau, derselben Vorstädten, und allen und jeden Zugehörden diesseits des Inns und der Ilz, und überdieß noch einen von ihren äußersten Enden an zu nehmenden Bezirk von 500 französischen Toisen im Durchschnitt; ferner: die Probstey Kempten, die Abteyen Waldsassen, Eberach, Irrsee, Wengen, Söflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wettenhausen, Ottobeurn, Kaisersheim und St. Ulrich; überdieß die geistlichen Rechte, eigenthümlichen Besitzungen und Einkünfte, welche von den in der Stadt und Markung Augsburg gelegenen Kapiteln, Abteyen und Klöstern abhängen, mit Ausnahme jedoch alles dessen, was in besagter Stadt und derselben Markung selbst begriffen ist. Endlich die Reichsstädte und Reichsdörter: Rothenburg, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurt, Gochsheim, Sennfeld, Kempten, Kaufbeurn, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch und Ravensburg, nebst ihren Gebiethen mit Einschlusse der freyen Leute auf der Leutkircher Haide.

Es findet keine Vermehrung der Festungswerke der Stadt Passau Statt. Sie werden lediglich unterhalten, und es wird kein neues Festungswerk in den Vorstädten angelegt werden. Der Churfürst von Pfalzbayern erhält überdieß im vollen eigenthümlichen und Landeshoheitsbesitz nach den vorerwähnten Bedingnissen die von dem Antheile des Erzherzogs Großherzogs getrennten Theile von Eichstädt, wobey der fernere Bedacht auf einen Territorial-Ersatz dessen, was dem Churfürsten von Pfalzbayern noch für das ihm vorhin angewiesene Bisthum Eichstädt abgeht, vorbehalten wird.

§. 3. Dem Könige von Preußen, Churfürsten von Brandenburg für das Herzogthum Geldern, und den auf dem linken Rheinufer gelegenen Theil des Herzogthums Cleve; für das Fürstenthum Möurs, die Bezirke von Sevenaer, Huissen und Malburg, und für die Rhein- und Maaszölle:

Die Bisthümer Hildesheim und Paderborn; das Gebieth von Erfurt mit Untergleichen, und alle Mainzischen Rechte und Besitzungen in Thüringen; das Eichsfeld, und der Mainzische Antheil an Treffurt. Ferner die Abteyen: Herforden, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Kappenberg; und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar; endlich die Stadt Münster, nebst dem Theile des Bisthums dieses Nahmens, welcher an und auf der rechten Seite einer Linie liegt, die unter Olpen über Seperad, Kakelsbeck, Heddingscheid, Ghisschinck, Notteln, Hulschhofen, Nannhold, Nienburg, Uttenbrock, Grimmel, Schönfeld und Greven gezogen wird, und von da dem Laufe der Ems folgt, bis auf dem Zusammenfluß der Hoopsteraa in der Grafschaft Lingen.

Die Überreste des Bisthums Münster werden auf folgende Weise vertheilt, nähmlich: dem Herzoge von Oldenburg die Ämter: Vechte und Kloppenburg.

Dem Herzoge von Aremberg das Amt: Meppen mit der kölnischen Grafschaft Reklingshausen.

Dem Herzoge von Croy die Reste des Amts Dülmen.

Dem Herzoge von Looz und Corpswaren: die Reste der Ämter Bevergern und Wolbeck.

Die Kapitel, Archidiakonal-Präbenden, Abteyen und Klöster, so in den Ämtern gelegen sind, welche die oben benannten Überreste des Bisthums Münster ausmachen, werden gedachten Ämtern einverleibt.

Den Fürsten von Salm die Ämter: Bocholt und Ahaus, mit den darin liegenden Kapiteln, Archidiakonaten, Abteyen und Klöstern; alles im Verhältnisse von zwey Drittheilen für Salm-Salm, und eines Drittheils für Kyrburg, dessen Abtheilung unverzüglich durch eine weitere Anordnung bestimmt werden wird.

Die Reste des Amtes Horstmar mit Einschluß der darin befindlichen Kapitel, Archidiakonaten, Abteyen und Klöster fallen den Rheingrafen zu; unter der Bedingung, die gegen die Fürsten von Salm den 26. Oct. a. p. übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Aus der getroffenen Vertheilung von Münster folgt von selbst, daß die bisherige ständische Verfassung nicht mehr Statt finden kann.

Das Haus Salm-Reifferscheid-Bedburg erhält das Mainzische Amt Krautheim, mit den Gerichtsbarkeitsrechten der Abtey Schönthal in besagtem Amte, und überdieß eine beständige auf Amorbach ruhende Rente von zwey und dreyßig tausend Gulden.

Der Fürst von Salm-Reifferscheid für die Grafschaft Niedersalm: eine immerwährende Rente von zwölftausend Gulden auf Schönthal.

Der Graf von Reifferscheid-Dyk erhält für die Feudalrechte seiner Grafschaft eine immerwährende Rente von acht und zwanzig tausend Gulden auf die Besitzungen der Frankfurter Kapitel.

§. 4. Dem Könige von England, Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg für seine Ansprüche auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, Hildesheim, Korvei und Hörter, und für seine Rechte und Zuständigkeiten in den Städten Hamburg und Bremen, und in derselben Gebiethen, nahmentlich dem Gebiethe der letzteren, so wie dasselbe unten bestimmt werden wird, wie auch für die Abtretung des Amtes Wildeshausen: das Bisthum Osnabrück.

Dem Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Abteyen: Gandersheim und Helmstädt, mit der Auflage einer immerwährenden Rente von zweytausend Gulden zu der Stiftung der Prinzessinn Amalia zu Dessau.

§. 5. Dem Markgrafen von Baden für seinen Theil an der Grafschaft Spontheim, und für seine Güter und Herrschaften im Luxemburgischen, Elsaß u. s. f. das Bisthum Constanz, die Reste der Bisthümer Speyer, Basel und Straßburg, die pfälzischen Ämter Ladenburg, Bretten und Heidelberg mit den Städten Heidelberg und Mannheim; ferner die Herrschaft Lahr, unter den zwischen dem Markgrafen von Baden, dem Fürsten von Nassau-Usingen, und den übrigen Interessenten verabredeten Bedingungen; ferner die Hessischen Ämter: Lichtenau und Wildstädt; dazu die Abteyen Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim-Münster, Petershausen, Reichenau, Öhningen, und die Probstey und das Stift Odenheim, und die Abtey Salmansweiler, mit Ausnahme von Ostrach und den unten bemerkten Zugehörungen. Die Reichsstädte Offenburg, Zell am Hammersbach, Gengenbach, Überlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen; Endlich die mittelbaren sowohl als unmittelbaren Besitzungen und Rechte auf der Südseite des Neckars, welche von den öffentlichen Stiftungen und Körperschaften des linken Rheinufers abhängen.

§. 6. Dem Herzoge von Würtemberg für das Fürstenthum Mömpelgard nebst Zugehörden, wie auch für seine Rechte, Besitzungen, Ansprüche und Forderungen im Elsaß und in der Franche-Comte: die Probstey Ellwangen; die Stifter, Abteyen und Klöster: Zwiefalten, Schönthal und Comburg, mit Landeshoheit (jedoch unter Vorbehalt der Rechte der weltlichen Fürsten und der Grafschaft Limburg). Ferner: Rothenmünster, Heiligenkreuzthal, Oberstenfeld, Margrethenhausen, nebst allen denjenigen, so in seinen neuen Besitzungen gelegen sind. Ferner: das Dorf Dürrenmettstätten, und die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rothweil, Giengen, Aalen, Hall, Gemünd und Heilbronn; alles unter der Bedingung, folgende immerwährende Renten zu entrichten, nähmlich:

Den Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg für ihren Antheil am Boppарder Zoll sechshundert Gulden, halb an Bartenstein, halb an Schillingsfürst.

Dem Fürsten von Salm-Reifferscheid für seine Grafschaft Niedersalm zwölf tausend Gulden.

Dem Grafen von Limburg-Styrum für die Herrschaft Obersein zwölf tausend zwey hundert Gulden.

Dem Grafen von Schall für sein Gut Megen zwölf tausend Gulden.

Der Gräfinn Hillesheim für ihren Antheil an der Herrschaft Reipoltskirchen fünf tausend vier hundert Gulden.

Der verwitweten Gräfinn von Löwenhaupt für die Feudalrechte ihres Antheils an der Herrschaft Ober- und Niederbronn eilf tausend drey hundert Gulden.

Den Erben des Freyherrn von Dietrich für gleiche Rechte ein und dreyßig tausend zwey hundert Gulden.

Den Herrn Seubert für die Lehen Bental und Bretigny drey tausend drey hundert Gulden.

§. 7. Dem Landgrafen von Hessenkassel für St. Goar und Rheinfels und für seine Rechte und Ansprüche auf Corvey: die Mainzischen Ämter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg; die Kapitel Fritzlar und Amöneburg, und die Klöster in besagten Ämtern; ferner: die Stadt Gelnhausen und das Reichsdorf Holzhausen; alles unter Bedingung einer immerwährenden Rente von zwey und zwanzig tausend fünf hundert Gulden für den Landgrafen von Hessen-Rothenburg; welche Rente jedoch in der Folge auf den Überschuß des Ertrags von dem §. 39 erwähnten Schiffahrts-Octroi übertragen wird, wenn sich nach Bezahlung jener Renten, welche in gegenwärtiger Urkunde auf diesen Ertrag unmittelbar angewiesen sind, ein hinreichender Überschuß ergibt.

Dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt für die Grafschaft Lichtenberg, die Aufhebung seines Schutzrechts über Wetzlar und des hohen Geleits in Beziehung auf Frankfurt; für die Abtretung der Hessischen Ämter: Lichtenau und Wildstädt, Katzenellenbogen, Braubach, Embs, Kleeberg, Epstein und des Dorfs Weipersfelden: das Herzogthum Westphalen mit Zugehörden, und nahmentlich Volkmarsen, sammt den im genannten Herzogthume befindlichen Kapiteln, Abteyen und Klöstern, jedoch mit einer immerwährenden, dem Fürsten von Wittgenstein-Berleburg zu zahlenden Rente von fünfzehn tausend Gulden; welche Rente jedoch in der Folge auf den Überschuß des Ertrags von dem §. 39 erwähnten Schiffahrts-Octroi übertragen wird, wenn sich nach Bezahlung jener Renten, welche in gegenwärtiger Urkunde auf diesen Ertrag unmittelbar angewiesen sind, ein hinreichender Überschuß ergibt. Ferner, die Mainzer Ämter: Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorsch, Fürth, Steinheim, Alzenau, Vilbel, Rockenburg, Haßloch, Astheim, Hirschhorn; die Mainzischen, auf der Südseite des Mains im Darmstädtischen gelegenen Besitzungen und Einkünfte, nahmentlich die Höfe: Mönchhof, Gundhof und Klarenberg, wie auch diejenigen, so von den dem Fürsten von Nassau-Usingen weiter unten zugewiesenen Kapiteln, Abteyen und Klöstern abhängen, mit Ausnahme der Dörfer: Bürgel und Schwanheim; ferner: die pfälzischen Ämter: Lindenfels, Umstadt und Otzberg, und die Reste der Ämter: Alzey und Oppenheim; dann den Rest des Bisthums Worms; die Abteyen: Seligenstadt, und Marienschloß bey Rockenburg; die Probstey Wimpfen, und die Reichsstadt Friedberg. Alles unter der Bedingung, die Deputat-Gelder des Landgrafen von Hessen-Homburg wenigstens um den vierten Theil zu vermehren.

§. 8. Dem Herzoge von Holstein-Oldenburg für die Aufhebung des Elsfleter Zolls, die Abtretung der Dörfer in dem weiter unten bezeichneten Landesstriche von Lübeck, und für die ihm und dem Domkapitel zuständigen Rechte und Besitzungen in der Stadt dieses Nahmens: das Bisthum und Domkapitel Lübeck; das hannöverische Amt: Wildeshausen und die schon erwähnten Ämter: Vechte und Kloppenburg im Münsterschen.

§. 9. Dem Herzoge von Mecklenburg-Schwerin für seine Rechte und Ansprüche auf zwey erbliche Kanonikate der Kirche zu Straßburg, die ihm als Ersatz für den Hafen von Wismar gegeben waren; so

wie für seine Ansprüche auf die Halbinsel Priwal in der Trave, deren ausschließliches Eigenthum der Stadt Lübek bleibt: die Rechte und das Eigenthum des Lübecker Hospitals in den Dörfern Warnekenhagen, Altenbuchow und Trumbrook und in den der Insel Poel; ferner eine immerwährende Rente von zehntausend Gulden, auf den §. 39 erwähnten Schiffahrts-Octroi.

§. 10. Dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen für die Feudalrechte in der Grafschaft Geulle, und den Herrschaften Moufrin und Baillonville im Lüttichen Lande: die Herrschaft Hirschlatt, und das Kloster Stetten.

Dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen für seine Feudalrechte in den Herrschaften Boxmer, Dixmude, Berg, Gendringen, Etten, Fisch, Pannerden und Mühlingen; und für seine Domänen in Belgien: die Herrschaft Glatt, die Klöster Inzikhofen, Klosterbeuren und Holzheim, letzteres im Augsburgischen.

§. 11. Dem Fürsten von Dietrichstein für die Herrschaft Trasp in Graubünden: die Herrschaft Neu-Ravensburg.

Dem Fürsten von Ligne für Fagnolles: die Abtey Edelstetten, unter dem Nahmen einer Grafschaft.

§. 12. Dem Fürsten von Nassau-Usingen für das Fürstenthum Saarbrück; zwey Drittheile der Grafschaft Saarwerden, die Herrschaft Ottweiler, und die von Lahr in der Ortenau; die Mainzischen Ämter: Königstein, Höchst, Kronenberg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltwill, Haarheim, Kassel, mit den Besitzungen des Domkapitels auf der rechten Mainseite, unterhalb Frankfurt; ferner das pfalzische Amt Kaub, nebst Zugehörden, der Rest des eigentlichen Churfürstenthums Cölln (mit Ausnahme der Ämter: Altwied und Nurburg); die Hessischen Ämter: Katzenellenbogen, Braubach, Embs, Epstein und Kleeberg, frey von den Solmsischen Ansprüchen; die Dörfer Weiperfelden, Soden, Sulzbach, Schwanheim, und Okriftel; die Kapitel und Abteyen: Limburg, Rummersdorf, Bleidenstadt, Sayn und alle Kapitel, Abteyen und Klöster in den, ihm zur Entschädigung zugefallenen Landen; endlich die Grafschaft Sayn-Altenkirchen mit dem Beding, sich in Ansehung der Schadloshaltung des Hauses Sayn-Wittgenstein, dessen Ansprüche auf die Grafschaft Sayn und Zugehörden erloschen bleiben, nach der darüber getroffenen Übereinkunft zu benehmen.

Dem Fursten von Nassau-Weilburg für den dritten Theil an Saarwerden, und die Herrschaft Kirchheim-Polanden: Der Rest des Churfürstenthums Trier, mit den Abteyen: Arnstein, Schönau und Marienstadt.

Dem Fürsten von Nassau-Dillenburg zur Entschädigung für die Stattalterschaft, und seine Domänen in Holland und Belgien: die Bisthümer: Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund; die Abtey Weingarten, die Abteyen und Probsteyen Hofen, St. Gerold im Weingartischen, Bandern, im Lichtensteinischen Gebiethe; Dietkirchen, im Nassauischen, so wie alle Kapitel, Abteyen, Probsteyen und Klöster in den zugetheilten Landen, unter der Bedingung, den bestehenden, und schon früher von Frankreich anerkannten Ansprüchen auf einige Erbschaften, welche im Laufe des letzten Jahrhunderts mit dem Nassau-Dillenburgischen Majorate vereinigt worden sind, Genüge zu thun.

§. 13. Dem Fürsten von Thurn und Taxis, zur Schadloshaltung für die Einkünfte der Reichsposten in den an Frankreich abgetretenen Provinzen: das gefürstete Damenstift Buchau, nebst der Stadt; die Abteyen Marchthal und Neresheim; das zu Salmannsweiler gehörige Amt Ostrach im ganzen Umfange seiner gegenwärtigen Verwaltung, mit der Herrschaft Schemmelberg, und den Weilern Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten.

Übrigens wird die Erhaltung der Posten des Fürsten von Thurn und Taxis, so wie sie constituirt sind, garantirt. Dem zu Folge sollen die gedachten Posten in dem Zustande erhalten werden, in welchem sie sich ihrer Ausdehnung und Ausübung nach zur Zeit des Luneviller Friedens befanden.

Um diese Anstalt in ihrer ganzen Vollständigkeit, so wie sie sich in besagtem Zeitpuncte befand, desto mehr zu sichern, wird sie dem besondern Schutze des Kaisers, und des churfürstl. Collegiums übergeben.

§. 14. Dem Fürsten von Löwenstein-Werthheim für die Grafschaft Pütlingen, die Herrschaften Scharfeneck, Cugnon und andere: die zwey Mainzer Dörfer Würth und Trennfurt; die Würzburgischen Ämter Rothenfels und Homburg, die Abteyen Brombach, Neustadt und Holzkirchen; die Würzburgischen Verwaltungen Widdern und Thalheim, eine immerwährende Rente von zwölftausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schiffahrts-Octroi, und die Würzburgischen Rechte und Einkünfte in der Grafschaft Werthheim; jedoch unter der Clausel, gedachtes Amt Homburg und die Abtey Holzkirchen dem Churfürsten von Pfalzbayern gegen eine immerwährende Rente von acht und zwanzig tausend Gulden, oder gegen jedes andere Äquivalent, dessen sie übereinkommen mögen, wieder abzutreten.

Dem Grafen von Löwenstein-Werthheim für die Grafschaft Virneburg: das Amt Freudenberg, die Karthause Grünau, das Kloster Triefenstein, und die Dörfer: Montfeld, Rauenberg, Wessenthal und Trennfeld.

§. 15. Dem Fürsten von Öttingen-Wallerstein für die Herrschaft Dachstuhl: die Abtey Heiligenkreutz zu Donauwörth, das Kapitel St. Magnus zu Füssen, und die Klöster: Kirchheim, Deggingen und Maihingen, im Wallersteinischen.

§. 16. Den Fürsten und Grafen zu Solms, für die Herrschaften Rohrbach, Kratz-Scharfenstein und Hirschfeld, und für ihre Rechte und Ansprüche auf die Abtey Arensburg, und das Amt Kleeberg: die Abteyen Arensburg und Altenburg im Solmsischen.

§. 17. Den Fürsten und den Grafen von Stollberg für die Grafschaft Rochefort und ihre Ansprüche auf Königstein: eine immerwährende Rente von dreyßig tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schiffahrts-Octroi.

§. 18. Dem Fürsten Carl von Hohenlohe-Bartenstein für die Herrschaft Oberbrunn: die Ämter Haltenbergstetten, Lautenbach, Jaxtberg und Braunsbach, den Würzburger Zoll im Hohenloheschen, und Antheil am Dorfe Neuenkirchen, das Dorf Münster, und den östlichen Theil des Gebieths von Carlsberg; alles unter der Clausel, das nöthige Gebieth zu einer militärischen Straße, und directen ununterbrochenen Communication von Würzburg und Rothenburg gegen ein billiges Äquivalent an den Churfürsten von der Pfalz wieder abzutreten.

Den Häuptern der beyden Linien von Hohenlohe-Waldenburg für ihren Antheil am Boppardèr Zoll: die schon erwähnten beständigen Renten von sechshundert Gulden auf Comburg.

Dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen für seine Rechte und Ansprüche auf die sieben Dörfer: Königshofen, Rettersheim, Reiderfeld, Wermuthhausen, Neubronn, Streichenthal und Oberndorf: das Dorf Nagelsberg.

Dem Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein für die Abtretung des Dorfs Münster, und des östlichen Theils vom Carlsberger Gebiethe, nähmlich ein Bezirk von fünfhundert französischen Toisen im Durchschnitte, von der äußersten Gränze an gerechnet: das Dorf Amrichshausen, und die Mainzer, Würzburger und Comburger Antheile an dem Marktflecken Künzelsau.

§. 19. Dem Fürsten von Isenburg für die Abtretung des Dorfes Okriftel das Dorf Gainsheim nahe am Rhein, mit den Resten der Abtey von Jacobsberg auf der rechten Rheinseite; jedoch mit Ausschluß derjenigen, welche im Gebiethe des Landgrafen von Hessenkassel eingeschlossen sind; sodann das Dorf Bürgel bey Offenbach.

Der Fürstinn von Isenburg, Gräfinn von Parkstein, für ihren Antheil an der Herrschaft Reipoltskirchen und anderer Herrschaften am linken Rheinufer eine immerwährende Rente von drey und zwanzig tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schiffahrts-Octroi.

§. 20. Dem Hause Leiningen für das Fürstenthum dieses Nahmens, die Grafschaft Dagsburg und die Herrschaft Weihersheim, so wie für seine Rechte und Ansprüche auf Saarwerden, Lahr und Mahlberg, nähmlich:

Dem Fürsten von Leiningen die Mainzischen Ämter Miltenberg, Buchen, Seeligenthal, Amorbach und Bischofsheim; die von Wurzburg getrennten Ämter Grünsfeld, Lauda,

Hartheim und Rittberg; die pfälzischen Ämter: Boxberg und Mosbach, und die Abteyen Gerlachsheim und Amorbach.

Dem Grafen von Leiningen-Guntersblum für seinen Verlust und seinen Antheil an vorerwähnten Ansprüchen: die Mainzische Kellerey Billigheim und eine immerwährende Rente von drey tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

Dem Grafen von Leiningen-Heidesheim für seinen Verlust und seinen Antheil an vorerwähnten Ansprüchen: die Mainzische Kellerey Neidenau und eine immerwährende Rente von drey tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

Dem Grafen von Leiningen-Westerburg älterer Linie, die Abtey und das Kloster Ilbenstadt in der Wetterau mit der Landeshoheit in ihrem geschlossenen Umfange, und eine immerwährende Rente von drey tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

Dem Grafen von Leiningen-Westerburg jüngerer Linie: die Abtey Engelthal in der Wetterau, und eine immerwährende Rente von sechs tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

§. 21. Dem Fürsten von Wiedrunkel für die Grafschaft Kriechingen, die Köllnischen Ämter: Nurburg und Altwied, und die Kellerey Willmar.

§. 22. Dem Fürsten von Brezenheim für Brezenheim und Winzenheim: die Stadt und das gefürstete Damenstift Lindau am Bodensee.

§. 23. Dem Fürsten von Wittgenstein-Berleburg für die Herrschaften Neumagen und Hemsbach: die schon erwähnte immerwährende Rente von fünfzehn tausend Gulden auf das Herzogthum Westphalen. Die als rechtmäßig anerkannten Ansprüche des Hauses Sayn-Wittgenstein auf die Grafschaften Sayn-Altenkirchen und Hachenburg werden durch die zwischen dem Markgrafen von Baden, dem Fürsten von Nassau, und den gedachten Grafen von Wittgenstein getroffene Übereinkunft befriediget.

§. 24. Nachdem in Erwägung der Unzulänglichkeit der noch disponibel bleibenden Theile von unmittelbarem Gebiethe und den gleichwohl bestehenden Erfordernissen eines verhältnißmäßigen Etablissements zur Übertragung des Stimmrechts, die unmittelbaren Abteyen und Klöster: Ochsenhausen, Münchroth, Schussenried, Guttenzell, Hegbach, Baindt, Buxheim, Weisenau und Isny mit ihren Zugehörden, dann die Stadt Isny, für die Entschädigung der Reichsgrafen bestimmt sind, so wird diese Entschädigungsmasse folgender Gestalt vertheilt:

Dem Grafen von Aspremont-Lynden wegen Reckheim: die Abtey Baindt und eine jährliche Rente mit achthundert funfzig Gulden von Ochsenhausen.

Dem Grafen von Bassenheim, wegen Pyrmont und Ollbrücken: die Abtey Hegbach (mit Ausschluß der Orte Mietingen und Sullmingen, des Zehenten zu Baltringen und der zu diesem letzten Antheile bestimmten fünf hundert Jauchert Wald), ferner eine jährliche Rente von dreyzehn hundert Gulden von Buxheim.

Dem Grafen von Metternich wegen Winneburg und Beilstein, die Abtey Ochsenhausen, (mit Ausschluß des Amtes Tannheim) unter der Verbindlichkeit jedoch, eine jährliche Rente von zwanzig tausend Gulden; nähmlich an den Grafen von Aspremont acht hundert fünfzig Gulden, an den Grafen von Quadt eilf tausend Gulden, an den Grafen von Wartemberg acht tausend ein hundert fünfzig Gulden hinaus zu zahlen.

Dem Grafen von Ostein wegen Mylendonk: die Abtey Buxheim (mit Ausschluß des Dorfes Pleß), unter der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von neun tausend Gulden, nähmlich an den Grafen von Bassenheim dreyzehn hundert Gulden, an den Grafen von Plettenberg sechs tausend Gulden, an den Grafen von Goltstein ein tausend sieben hundert Gulden hinaus zu bezahlen.

Dem Grafen von Plettenberg wegen Wittem und Eyß: die Hegbachischen Orte Miedingen und Sullmingen sammt dem Zehenten in Baldringen und fünf hundert Jauchert Wald, welche demselben in den an Miedingen zunächst angränzenden Walddistricten Wolfloch, Laitbühl, und Schneckenkau zuzumessen sind; nebst dem eine jährliche Rente mit sechs tausend Gulden von Buxheim.

Dem Grafen von Quadt wegen Wickerath und Schwanenberg die Abtey und Stadt Isny und eine jährliche Rente mit eilf tausend Gulden von Ochsenhausen.

Dem Grafen von Schäsberg wegen Kerpen und Lommersum: das Ochsenhausische Amt Tannheim (mit Ausschluß des Dorfs Winterrieden) unter der Verbindlichkeit einer jährlichen Rente von zwey tausend Gulden, nähmlich an den Grafen von Sinzendorf fünfzehn hundert Gulden, an den Grafen von Hallberg fünf hundert Gulden, hinaus zu zahlen.

Dem Grafen von Sinzendorf wegen der Burggrafschaft Rheinek: das vorerwähnte Dorf Winterrieden unter der Benennung einer Burggrafschaft, und eine jährliche Rente mit funfzehn hundert Gulden von Tannheim.

Dem Grafen von Sternberg wegen Blankenheim, Junkrath, Geroltstein und Dollendorf: die Abteyen Schussenried und Weissenau, unter der Verbindlichkeit einer jährlichen Rente von dreyzehn tausend neun hundert Gulden, nähmlich an den Grafen von Wartemberg für Sickingen fünf tausend fünf hundert Gulden, an den Grafen von Sickingen zu Sickingen tausend ein hundert und zehn Gulden, an den Grafen von Hallberg sechs tausend acht hundert und achtzig Gulden, an die Grafen von Nesselroth-Reichenstein zwey hundert und sechzig Gulden, an den Grafen von Goltstein hundert und fünfzig Gulden hinaus zu zahlen.

Dem Grafen von Törring wegen Gronsfeld: die Abtey Guttenzell.

Dem Grafen von Wartemberg wegen Wartemberg: die Abtey Roth, und eine jährliche Rente von acht tausend ein hundert und fünfzig Gulden von Ochsenhausen.

Dem Grafen von Wartemberg für Sickingen wegen Ellerstadt, Alpach und Oranienhof: das Buxheimische Dorf Pleß, und eine jährliche Rente mit fünf tausend fünf hundert Gulden von Schussenried.

Dem Grafen von Goltstein wegen Schlenacken eine jährliche Rente von ein tausend acht hundert und fünfzig Gulden, nähmlich von Buxheim ein tausend sieben hundert Gulden, von Schussenried ein hundert und fünfzig Gulden.

Dem Grafen von Hallberg wegen Fußgenheim und Ruchheim eine jährliche Rente von sieben tausend drey hundert und achtzig Gulden, nähmlich von Schussenried sechs tausend acht hundert und achtzig Gulden, und von Tannheim fünf hundert Gulden.

Dem Grafen von Nesselrod-Reichenstein für Burgfrey und Mechernich: eine jährliche Rente mit zwey hundert und sechzig Gulden von Schussenried.

Dem Grafen von Sickingen zu Sickingen für das Amt Hoheneinöden: eine jährliche Rente mit ein tausend ein hundert und zehn Gulden von Schussenried.

Dieser Vertheilung werden noch folgende allgemeine Bestimmungen beygefügt: 1) Die Stimmrechte derjenigen entschädigten Reichsgrafen, deren Verlust in einem reichsunmittelbaren Gebiethe, welches zu Reichs- und Kriegs-Prästanden beygetragen, bestanden, und die zugleich eine Stimme oder Antheil daran auf Reichs- und Kreistagen gehabt haben, nähmlich der Grafen von Aspremont, Bassenheim, Metternich, Ostein, Plettenberg, Quadt, Schäsberg, Sinzendorf, Sternberg, Törring und Wartenberg werden auf ihre neue Besitzungen radicirt. 2) Die von einem Hauptentschädigungs-Objecte (Chef-lieu) getrennten Theile entrichten die Anlagen zu Reichs- und Kriegs-Prästanden in die Hauptcasse, und in dem Verhältnisse wie bisher, und stellen nicht minder die Mannschaft zu dem bisherigen Contingente: der Besitzer des getrennten Theiles hat das Recht, die Anlags-Quota zu subrepartiren und die Mannschaft auszuheben. 3) Das Abzugsrecht zwischen den Besitzungen des Hauptortes und dem getrennten Theile bleibt in dem bisherigen Zustande. 4) Dem Inhaber eines getrennten Theiles bleiben das daselbst befindliche und dazu gehörige Mobiliar-Vermögen und Rückstände (Arrerates), über welche derselbe mit dem vorigen Besitzer übereinzukommen hat. — An den Activ- und Passiv-Capitalien der Kameral-Casse des Hauptortes hat hingegen derselbe keinen Antheil, weil diese bey Berechnung des Ertrags überhaupt schon berücksichtigt sind. 5) Er ist verbunden, zu der Sustentation der Geistlichkeit des Hauptortes nach Verhältniß des Ertrags des getrennten Theiles zum

Ganzen beyzutragen. 6) Den in der Vertheilung angewiesenen Renten kommen alle jene Vorzüge und Verfügungen zu Statten, welche durch gegenwärtige Urkunde in Ansehung der in ihr enthaltenen Renten bestimmt sind. 7) Der Empfänger einer Rente ist gleichfalls verbunden, zu den Sustentations-Kosten der Geistlichkeit des Hauptortes, worauf die Rente radicirt ist, beyzutragen; jedoch weil er an dem Mobiliar-Vermögen des Entschädigungs-Objectes keinen Theil hat, nur die Hälfte derjenigen Quota, welche sich nach Verhältniß dieser Rente zu dem unter Abzug der Lasten berechneten Ertrag des Entschädigungs-Objectes ergibt. 8) Zu einiger Ausgleichung der temporären Lasten, und vorzüglich der, nach einem billigen Überschlag, in Gemäßheit der §§. 51 und 57 gegenwärtiger Urkunde erwogenen Sustentations-Kosten der Geistlichkeit in den neun Abteyen, sind die Activ-Capitalien der Karthause Buxheim mit hundert und sechs und siebenzig tausend Gulden nach folgenden Principien zu verwenden: a) Die Sustentations-Summe, welche den dritten Theil des Ertrags einer Abtey nicht übersteigt, wird sowohl durch die Allgemeinheit dieser Last, als durch Überlassung des Mobiliar-Vermögens, als compensirt betrachtet. b) Wenn die Sustentations-Summe aber das Ertragsdrittel übersteigt, so wird der Überschuß aus gedachten Capitalien achtfach vergütet. c) Der künftige Besitzer von Buxheim hat diese Capitalien zu verwalten, an die Theilhaber mit 3½ pro Cent zu verzinsen und mittelst successiver Aufkündigung in achtjährigen Ratis abzuzahlen. d) Zu Folge dieser Bestimmungen erhalten an gedachten Activ-Capitalien die künftigen Besitzer auf die Abtey Roth sieben tausend fünfhundert Gulden, auf Weissenau sechs tausend vier hundert und fünfzig Gulden, auf Buxheim zwanzig tausend zwey hundert Gulden, auf Hegbach drey und fünfzig tausend neun hundert und fünfzig Gulden, auf Baindt acht und dreyßig tausend sechs hundert und fünfzig Gulden, und auf Guttenzell fünf und vierzig tausend zwey hundert und fünfzig Gulden; der verbleibende Rest mit vier tausend Gulden ist als ein gemeinschaftlicher Überschuß zu Deckung des etwaigen Verlustes anzusehen. e) Falls sich ein größerer Verlust ohne Verschuldung der Verwaltung ergäbe, so ist solcher von allen Theilnehmern pro rata zu tragen.

Die Ergänzung der Entschädigung, wo sie Statt hat, und in so weit sie nicht durch die nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters bewirkt wird, wird übrigens für die erwähnten Grafen und für alle andere sich auf gleichen Titel grundende Reclamanten auf jene Einkünfte angewiesen, welche noch zu einer weitern Bestimmung übrig bleiben dürften.

§. 25. Der Stuhl zu Mainz wird auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Die Würden eines Churfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland bleiben auf ewige Zeiten damit vereiniget. Seine Metropolitan-Gerichtsbarkeit erstreckt sich in Zukunft über alle auf der rechten Rheinseite liegenden Theile der ehemahligen geistlichen Provinzen von Mainz, Trier und Kölln, jedoch mit Ausnahme der königlich Preußischen Staaten; ingleichen über die Salzburgische Provinz, so weit sich dieselbe über die mit Pfalzbayern vereinigten Länder ausdehnt.

Was das Weltliche betrifft, so wird die Ausstattung des Churfürsten Erzkanzlers zuförderst auf die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg begründet. Jenes begreift das Oberamt Aschaffenburg in seiner gegenwärtigen Vollständigkeit und Ausdehnung; sodann die Ämter Aufenau, Lohr, Orb mit den Salzwerken, Prozelten, Klingenberg auf der rechten Seite des Mains, und das Würzburgische Amt Aurach im Sinngrunde. Dieses besteht aus dem bisherigen Bisthume Regensburg, sammt der Stadt dieses Nahmens, und allem, was davon abhängt, mit den darin befindlichen mittelbaren und unmittelbaren Stiftern, Abteyen und Klöstern, nahmentlich: St. Emmeran, Obermünster und Niedermünster; alles nach den dermahlen bestehenden Verhältnissen gegen Bayern.

Ferner gehören zu dieser Ausstattung: die Reichsstadt Wetzlar in der Eigenschaft einer Grafschaft, und mit voller Landeshoheit, wie auch alle Stifter, Abteyen und Kloster, die in den benannten Fürstenthümern und der Grafschaft gelegen sind. Auch das Haus Komposstell zu Frankfurt, und alle Proprietäten, Besitzungen und Einkunfte, welche dem Mainzischen Domkapitel außer den, dem Könige von Preußen, den Landgrafen von Hessenkassel und Darmstadt, den Fürsten von Nassau-Usingen und Leiningen angewiesenen Ämtern zugestanden haben, und von denselben genossen worden sind.

Der Ertrag der hier oben benannten Gegenstände ist zu sechs Mahl hundert fünfzig tausend Gulden angeschlagen.

Die Ergänzung der dem Churfürsten Erzkanzler bestimmten Entschädigung von einer Million Gulden wird durch Anweisung auf das §. 39 erwähnte Schifffahrts-Octroi bewerkstelligt. Mittlerweile, bis dieses Octroi in Vollzug gesetzt ist, sollen die Zölle der rechten Rheinseite, mit deren Einnahme seit dem 1. December 1802 fortgefahren worden, zur Entrichtung der besagten Entschädigungs-Ergänzung dienen. Der Churfürst Erzkanzler wird sich desfalls mit den Fürsten benehmen, im Nahmen derer diese Zölle eingenommen worden sind. Wenn sich nach Berichtigung der ihm zukommenden Ergänzung hieran noch ein hinreichender Überschuß ergibt, so soll derselbe zu verhältnißmäßiger Bestreitung der §§. 9. 14. 17. 19 und 20 enthaltenen Anweisungen verwendet werden.

Der Churfürst Erzkanzler wird fernerhin nach den Statuten seiner alten Metropolitan-Kirche gewählt werden.

Den Städten Regensburg und Wetzlar wird eine unbedingte Neutralität, selbst in Reichskriegen, zugesichert, indem jene der Sitz des Reichstags, diese des Reichskammergerichts ist.

§. 26. Aus Rücksicht für die Kriegsdienste ihrer Glieder werden der Deutsche und der Maltheser Orden der Säcularisation nicht unterworfen, und erhalten für ihren Verlust auf der linken Rheinseite zur Vergütung, nähmlich: der Fürst Hoch- und Deutschmeister und der Deutsche Orden: die mittelbaren Stifter, Abteyen und Klöster im Vorarlberg, im Österreichischen Schwaben, und überhaupt alle Mediat-Klöster der Augsburger und Constanzer Diöcesen in Schwaben, worüber nicht disponirt worden ist, mit Ausnahme der im Breisgau gelegenen.

Der Fürst Groß-Prior und das Deutsche Groß-Priorat des Maltheser Ordens: die Grafschaft Bondorf, die Abteyen St. Blasi, St. Trutpert, Schuttern, St. Peter, Tennenbach, und überhaupt alle Stifter, Abteyen und Klöster im Breisgau mit allen auf der rechten Rheinseite gelegenen respectiven Zugehörungen der so eben benannten Objecte, jedoch mit der Obliegenheit, nach einer noch vorzunehmenden Liquidation die persönlichen Schulden der vormahligen Bischöfe von Basel und Lüttich zu bezahlen, welche sie seit der Entfernung von ihren Sitzen gemacht haben.

§. 27. Das Collegium der Reichsstädte besteht in Zukunft aus den freyen und unmittelbaren Städten: Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen und Hamburg.

Sie genießen in dem ganzen Umfange ihrer respectiven Gebiethe die volle Landeshoheit und alle Gerichtsbarkeit ohne Ausnahme und Vorbehalt; jedoch der Appellation an die höchsten Reichsgerichte unbeschadet. Sie genießen auch selbst in den Reichskriegen einer unbedingten Neutralität. Zu dem Ende sind sie auf immer von allen ordentlichen und außerordentlichen Kriegsbeyträgen befreyt, und bey allen Fragen über Krieg und Frieden von allem Antheil an den Reichsberathschlagungen vollkommen und nothwendiger Weise entbunden. Überdieß erhalten sie als Entschädigung, Vergütung und Bewilligung, nähmlich:

Die Stadt Augsburg: alle geistlichen Güter, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte in ihrem Gebiethe sowohl in- als außerhalb der Ringmauern, nichts ausgenommen.

Die Stadt Lübeck für die Abtretung der von ihrem Hospital abhängenden Dörfer und Weiler im Mecklenburgischen: denjenigen ganzen Landesbezirk des Bisthums und Domkapitels zu Lübeck, mit allen und jeden Rechten, Gebauden, Eigenthum und Einkünften, welcher zwischen der Trave, der Ostsee, dem Himmelsdorfer See, und einer Linie begriffen ist, die von da oberhalb Schartau in einer Entfernung von wenigstens fünf hundert Französischen Toisen von der Trave, dem Dänischen Hollstein, und dem Hannöverischen gezogen wird.

Über die von der Stadt Lübek abhängigen einzelnen Stücke, welche außerhalb des eben bezeichneten Bezirks in den Landen des Herzogs von Hollstein-Oldenburg eingeschlossen liegen, wird man sich gütlich vereinigen.

Die Stadt Frankfurt für die Abtretung ihres Antheils an den Dörfern Soden und Sulzbach: alle innerhalb ihres Umkreises gelegene Stifter, Abteyen und Klöster, mit allen ihren innerhalb und

außerhalb des Stadtsbezirks befindlichen Zugehörungen, nahmentlich: Mokstadt und alle in gedachter Stadt und ihrem Gebiethe begriffene geistlichen Güter, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte, (das Compostell ausgenommen); unter der Bedingung, eine beständige Rente von acht und zwanzig tausend Gulden dem Grafen von Salm-Reiferscheid-Dyk, eine von drey tausend sechs hundert Gulden dem Grafen von Stadion-Warthausen, und von zwey tausend vier hundert Gulden dem Grafen von Stadion-Tannhausen zu bezahlen.

Diese Renten, welche im Ganzen vier und dreyßig tausend Gulden ausmachen, werden in der Folge auf den Überschuß des Ertrags von dem §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi übertragen, wenn sich nach Bezahlung jener Renten, welche in gegenwärtiger Urkunde auf diesen Ertrag unmittelbar angewiesen sind, ein hinreichender Überschuß ergibt.

Überdieß wird der Frankfurter Handel von allen Geleitsrechten, die von irgend einem Reichsstande ausgeübt, oder angesprochen werden möchten, gänzlich befreyt.

Das Gebieth von Bremen begreift den Flecken Veggesack nebst Zugehörungen, das Grolland, den Barkhoff, die Hemlinger Mühle, die Dörfer Hastede, Schwaghausen und Vahr mit Zugehörungen; und alles, was zwischen der Weser, den Flüssen Wümme und Leesum, den bisherigen Gränzen, und einer von der Sebaldsbrücke über die Hemlinger Mühle bis an das linke Ufer der Weser gehenden Linie liegt; nebst allen vom Herzogthum und Domkapitel-Bremen, und überhaupt von dem Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg in gedachter Stadt und in dem genannten Gebiethe abhängigen Rechten, Gebäuden, Eigenthum und Einkünften.

Um den Bremer Handel und die Schifffahrt auf der Niederweser vor jeder Beschränkung zu schützen, wird der Elsflether Zoll für immer aufgehoben; so daß er unter keinerley Vorwand und Benennung wieder hergestellt, noch die Schiffe, oder Fahrzeuge, so wie die Waaren, welche sie führen, weder beym Hinauf- noch Hinunterfahren auf gedachtem Flusse unter irgend einem Vorwande an- oder aufgehalten werden dürfen.

Die Stadt Hamburg erhält alle in ihrem Bezirk oder Gebiethe gelegenen Rechte, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte des Herzogthums und des Domkapitels Bremen, und des Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg überhaupt.

Die nähere Bestimmung des Gebieths der Stadt Nürnberg wird auf weitere Vergleichshandlungen ausgesetzt.

Gedachte 6 Städte dürfen nur Reichsständen militärische Werbungen in ihren Ringmauern und Gebiethen gestatten.

Die Churfürsten und Fürsten, welchen Reichsstädte als Entschädigung zufallen, werden diese Städte in Bezug auf ihre Municipal-Verfassung und Eigenthum auf den Fuß der in jedem der verschiedenen Lande am meisten privilegirten Städte behandeln, so weit es die Landes-Organisation und die zum allgemeinen Besten nöthigen Verfügungen gestatten.

Insbesondere bleibt ihnen die freye Ausübung ihrer Religion und der ruhige Besitz aller ihrer zu kirchlichen und milden Stiftungen gehörigen Güter und Einkünfte gesichert.

§. 28. Die Entschädigungen, welche etwa einzelnen Mitgliedern der Reichsritterschaft gebühren dürften, werden, so wie die Indemnisations-Ergänzung der Reichsgrafen, im Verhältniß ihrer rechtmäßigen Ansprüche, in so weit sie nicht durch die nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters bewirkt werden, in immerwährenden Renten auf jene Einkünfte angewiesen, welche zu einer weitern Bestimmung übrig bleiben dürften.

§. 29. Die Helvetische Republik erhält zur Vergütung ihrer Rechte und Ansprüche auf die von ihren geistlichen Stiftungen abhängigen Besitzungen in Schwaben, über welche durch die vorhergehenden Artikel disponirt worden ist: das Bisthum Chur, hat aber für den Unterhalt des Fürstbischofs, des Kapitels und ihre Diener zu sorgen; sodann die Herrschaft Trasp. Auch stehet es ihr frey, mittelst immerwährender, dem reinen Ertrage gleich kommender, jedoch nach dem durch die Helvetischen Gesetze bestimmten Fuß einlösbarer Renten, oder durch jede andere mit den Interessenten zu treffende Übereinkunft, alle und jede Rechte, Zehenten und Domainen, Güter und Einkünfte an sich zu lösen, welche sowohl dem Kaiser, als den sücularisirten geistlichen Stiftungen, fremden Herrschaften und Privat-Personen im ganzen Umfange des Helvetischen Gebieths zustehen.

Jene Säcularisationen, welche besagte Republik innerhalb ihrer Gränzen vornehmen dürfte, gehen ohne Verlust und Nachtheil der im Deutschen Reiche gelegenen Zugehörden ihrer geistlichen Stiftungen vor sich, ausschließlich dessen, worüber anderst verfügt worden ist; und ein Gleiches wird für die, Deutschen geistlichen Stiftungen zustehenden Zugehörden in Helvetien festgesetzt. Alle und jede Gerichtsbarkeit eines Fürsten, Standes oder Mitgliedes des Deutschen Reichs in dem Bezirke des Helvetischen Territoriums hört künftig auf, gleichwie alle Lehenherrlichkeit und alle bloße Ehrenberechtigung. Das Nähmliche hat in Ansehung der Schweitzerischen im Umfange des Deutschen Reichs liegenden Besitzungen Statt.

§. 30. Alle in den vorhergehenden Artikeln festgesetzten beständigen Renten können jeder Zeit gegen ein Capital zu 2½ Procent abgelöst werden; jeder andern zwischen den interessirten Theilen freywillig beliebten Übereinkunft unbeschadet.

Der Termin, auf welchen die gedachten Renten fällig sind, ist auf den ersten December jedes Jahres festgesetzt.

Die Zahlung geschieht im vier und zwanzig Gulden Fuß, in laufenden harten Silbersorten.

§. 31. Die Churwürde wird dem Erzherzoge Großherzoge ertheilt; desgleichen dem Markgrafen von Baden, dem Herzoge von Würtemberg, und dem Landgrafen von Hessenkassel, welche in Ansehung des Ranges unter sich nach den im Fürstenrathe bestehenden Strophen alterniren werden, und zu ihrer Einführung die herkömmlichen Förmlichkeiten zu beobachten haben. Nach gänzlicher Erlöschung des Hauses Hessenkassel in allen seinen Linien wird die Churwürde auf Hessendarmstadt übergehen.

§. 32. Neue Viril-Stimmen im Reichsfürstenrathe erhalten:

Der Kaiser, als Erzherzog zu Österreich: für Steyermark eine, für Krain eine, für Kärnthen eine, und Tyrol eine, in allem 4 Stimmen. — Der Churfürst von der Pfalz als Herzog in Bayern: für das Herzogthum Berg eine, für Sulzbach eine, für Niederbayern eine, und für Mittelheim eine, in allem 4 Stimmen. — Der König von Preußen, als Herzog von Magdeburg: für Erfurt eine, und für das Eichsfeld eine, in allem 2 Stimmen. — Der Churfürst Reichserzkanzler: für das Fürstenthum Aschaffenburg eine Stimme. — Der Churfürst von Sachsen, als Markgraf zu Meißen eine, für die Burggrafschaft zu Meißen eine, und für Querfurt eine, in allem 3 Stimmen. — Ebenderselbe, wechselsweise mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar und von Sachsen-Gotha, für Thüringen eine Stimme. — Der König von England, als Herzog von Bremen: für Göttingen eine Stimme. — Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel: für Blankenburg eine Stimme. — Der Markgraf von Baden: für Bruchsal anstatt Speyer, eine, und für Ettenheim anstatt Straßburg, eine, in allem 2 Stimmen. — Der Herzog von Würtemberg für Teck eine, für Zwiefalten eine, und für Tübingen eine, in allem 3 Stimmen. — Der König von Dänemark, als Herzog von Hollstein: für Plön eine Stimme. — Der Landgraf von Hessen-Darmstadt: für das Herzogthum Westphalen eine, und für Starkenburg eine, in allem 2 Stimmen. — Der Landgraf von Hessen-Kassel: für Fritzlar eine, und für Hanau eine, in allem 2 Stimmen. — Der Herzog von Modena: für das Breisgau eine, und für die Ortenau eine, in allem 2 Stimmen. — Der Herzog von Mecklenburg-Strelitz: für Stargard eine Stimme. — Der Herzog von Arenberg seine auf diesseitige Lande versetzte Viertelstimme, eine St. — Der Fürst von Salm-Salm eine eigene Stimme, die vorher mit Salm-Kyrburg gemeinschaftlich war, eine Stimme. — Der Fürst von Nassau-Usingen eine Stimme. — Der Fürst von Nassau-Weilburg eine Stimme. — Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen eine Stimme. — Der Fürst von Salm-Kyrburg eine Stimme. — Der Fürst von Fürstenberg: für Baar und Stühlingen eine Stimme. — Der Fürst von Schwarzenberg: für Klettgau eine Stimme. — Der Fürst von Thurn und Taxis: für Buchau eine Stimme. — Der Fürst von Waldeck eine Stimme. — Der Fürst von Löwenstein-Werthheim eine Stimme. — Der Fürst von Öttingen-Spiegelberg eine Stimme. — Der Fürst von Öttingen-Wallerstein eine Stimme. — Der Fürst von Solms-Braunfels eine Stimme. —

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 1. und Montag den 4. Juny 1810.

Eine glaubende Religion, Tochter der Natur und des Gefühls, Quelle von Ruhe und Muth, hatten unsre Alten, keine capitulierende, kein Spiel der Schulsysteme. Nicht eine Nothhülfe zur Täuschung ihres Volks, Gott suchten sie, und die unermeßliche Kraft jener Welt, auf Tage, wo es ihr Leben galt. Altäre hatten sie, nicht ihre Stühle darauf zu setzen, sondern vor ihnen den Bund zu schwören, auf so lange der Schnee die Alpen bedeckt. Sie wollten Anstrengung und Ausharren (wer sich versäumt, dem hilft kein Gott); nicht fehlerfrey, von Erde und Staub, waren sie; aber gewohnt, in rechten Dingen dem Vater alles Rechts zu trauen; was die Ehre des Bundes und der Waffen berührte, schien ihnen recht; Tod hiefür, Weg des Himmels.

Johann von Müller.

(66 und 67.)

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken.

Auf dem ehrwürdigen, jedoch morschen Throne Constantinus des Großen saß, nach langer Folge und oftmahls blutigem Wechsel von Kaisern und Kaisergeschlechtern, Constantinus XI., Paläologus. Auf daß dieser Thron, den so viele unbedeutende, elende, abscheuliche Imperatoren entehret hatten, doch noch mit Ruhm falle, dazu schien das Schicksal den männlichen Constantinus aufbehalten zu haben. Wer könnte wohl ohne wehmüthiges Gefühl bey dem Untergang eines Reichs weilen, das so lange Zeit den Bestimmungen des Menschengeschlechts vorgestanden, und eines Volks, das die wichtigsten Blätter der Geschichte mit seinem Ruhme füllt? — Zwar das alte Rom war vor einem Jahrtausend schon der Nordischen Barbaren Beute geworden, und die Schattengestalt, die nachmahls in den Hercynischen Wäldern unter dem Nahmen des Römischen Reichs aufgestellt ward, um die Ehrfurcht der Nationen zu fesseln, war Germanisches und nicht Römisches Reich. Sein wahrer Nahme, seine ächte Majestät war von den Ufern der Tiber an jene des Thracischen Bosporus geflohen; hier thronten die eigentlichen, wenn gleich oft unwürdigen Nachfolger der alten Cäsaren; von hier aus herrschten sie weithin in drey Welttheilen und über die schönsten Länder der Erde. Doch auch des neuen Roms Glanz verschwand. Allmählich, aber unaufhaltbar war sein Ruin, und die Gränzmarken des Reichs, die einst an der Donau, am Euphrat und Nil standen, vermischten sich zuletzt mit jenen der Hauptstadt Constantinopel. Politiker mögen abwägen, wie viel zu diesem Sturz die immer zunehmende Ausartung des Volks und der Fürsten, wie viel hierzu die äußern Stürme beygetragen; Annalisten mögen aufzählen, welche Striche nach einander die wandernden Völker des Nordens, die blutigen Religionsschwärmer Arabiens, die kühnen Lateinischen Kreuzfahrer, und endlich die wilden Osmannischen Türken dem Reiche beybrachten. Genug es fiel, wie Alles hienieden fällt, weil die Natur es so will, daß Blumen und Bäume, Menschen und Staaten keimen, blühen, abblühen und sterben. — Daß der veraltete Stamm, der in den Stürmen der Jahrhunderte bereits seine Krone, und seine stolzen Äste alle verloren, nicht mehr zu verjüngen sey, das fühlte wohl Constantinus. Aber ihm lag ob, so lang als möglich das Leben der wenigen Zweige zu fristen, die auf ihm noch dürftig grünten. „Unsere Zeiten (so hatte des Kaisers Vater, der weise Manuel, oftmahls geklagt) unsere Zeiten vertragen die Größe und den Ruhm des Helden nicht, uns ist nur die Sorgfalt des bekümmerten Hausvaters übrig, der die letzten Trümmer seines ehemahligen Glückes ängstlich hüthet."

Getreu dieser Lehre, so viele Selbstverläugnung sie auch dem hochherzigen Constantinus kostete, hatte er beym Anbeginn seines Reichs, dessen letzte Provinz an seine herrschsüchtigen Brüder überlassen, und sich auf den nächsten Bezirk um Constantinopel eingeschränkt, damit nicht im Bürgerkrieg des Volkes Blut verspritzt werde; er hatte durch eine feyerliche Gesandtschaft bey Amurath, dem stolzen Sultan, um Anerkennung geworben. Aber was ist ein Staat, in welchem der Keim bürgerlicher Zwietracht liegt; was ein Monarch, der von der Anerkennung eines mächtigern abhängt? Constantin verbarg sich seine Lage nicht; und wie der erfahrne Schiffer den Sturm voraus sieht, der seiner gebrechlichen Barke Zerstörung droht, so stand am Tage der Thronbesteigung vor des Kaisers weissagender Seele der Untergang seines Reichs. — Deßwegen, als das Volk von Constantinopel ihn jubelnd empfing, blieb er schweigend und düster, und als sein treuer Phranza von der Sendung nach Georgien zurück kehrte, um dessen schöne Fürstinn er für Constantinus geworben, so rührte den Kaiser zwar der vielstimmige Glückwunsch seiner Bürger, aber er warf sich im ersten zwanglosen Augenblick an des Freundes Brust, und

nen Kummer darin niederzulegen. „Ich habe," so sprach er, „als ich dich nach Georgien sandte, dem Verlangen des Volkes nachgegeben, das einen Thronerben wünscht; aber andere Sorgen, als die Bereitung hochzeitlicher Feste, erheischt das Schicksal von uns. Mir ahndet, diese Mauern werden früher des Krieges Donner als den bräutlichen Gesang vernehmen. Das Volk frohlockt in seinem Leichtsinn darüber, daß Amurath der Furchtbare todt ist. Wohl war er furchtbar, doch gerecht, und der Waffenthaten müde; aber der junge Löwe, der nun auf seinem Throne sitzt, wird er träg auf den Lorbern des Vaters schlummern? wird er nicht lüstern nach eigenen Trophäen seyn? Und was werden Gründe des Rechtes und der Menschlichkeit gegen Herrschgierde und jugendlichen Thatendrang vermögen? — Darum geh', mein Getreuer, und rufe die kriegerischen Nationen des Abendlandes zu unserm Beystand auf. Ihnen allen droht des Sultans Macht, wenn Constantinopel, die Schutzwehr Europens, fällt. O! möchten sie einen Augenblick über der allgemeinen Gefahr ihre kleinlichen Privat-Absichten vergessen! Wir alle sind gerettet, wenn wir einig sind. Und dann, mein Phranza, wenn das Gewitter vertobt hat, dann erst wollen wir auf häusliche Freuden denken; dann erst sollst du die Braut, der mein Herz entgegen schlägt, meinen Umarmungen zuführen."

Von Constantinus düsterer Burg laßt uns wegblicken nach den Zinnen Adrianopels, wo ein jugendlicher Monarch, verachtend die Pracht der alten Sultane, den Antritt seiner Regierung auf eine bedeutungsvolle Weise durch Entlassung des unnützen Hofstaats und durch kriegerische Spiele feyert. Was soll ich vom Charakter Mohameds II. sagen? — Sein Nahme war das Schrecken des Zeitalters, sein Arm die Geißel der Nationen. Nur zu lange hat die Verblendung beschränkter Schriftsteller und die überthörigte Gutmüthigkeit der Völker Weihrauch den Gewaltigen gestreut, von denen sie geplündert und geschlachtet wurden. Die Philosophie, die Allem seine rechte Stelle anweiset, hat die Eroberer ihres usurpirten Glanzes beraubt, und sie, wenn sie sonst nichts als Eroberer waren, der Verachtung und dem Abscheu der Menschen Preis gegeben. Sollte Mohamed ein günstigeres Urtheil verdienen? Zwar er hatte das Zepter, welches Amurath, sein weiser, und des Herrschens müder Vater ihm übergeben, zwey Mahl willig zurück gestellt, als die öffentliche Noth eine kräftige Hand an das Ruder des Staats rief, und diese edle Selbstverläugnung — so nennt man die That, hat die Bewunderung der Nachwelt erregt. Allein man vergaß, daß die Erfüllung der gemeinen Sohnespflicht nicht so viel Lob, als die Übertretung derselben Tadel verdient; man vergaß, daß Mohamed, dem Knabenalter kaum entwachsen, seinem erfahrnen Vater ohne Tollkühnheit nicht trotzen konnte; man vergaß endlich, daß er den Vezieren, die den Vorschlag der Wiedereinsetzung Amuraths gethan hatten, sein Leben lang gram blieb. Überhaupt muß der Charakter eines Menschen nicht aus einer einzelnen That, die von gar verschiedenen Beweggründen herrühren kann, sondern aus unzweydeutigen Handlungen und aus dem ganzen Ton des Lebens ermessen werden. Mohamed, als er seinen neubestiegenen Thron mit dem Blute seiner unmündigen Brüder befestigte, verrieth die herrschende Leidenschaft seiner Seele, und die Sagen von der schönen Geliebten, die er vor den Augen seiner Bassen ermordete, um ihnen zu beweisen, daß er kein Sclave der Liebe sey, und von den zwölf Pagen, denen er den Leib habe aufreissen lassen, um darin eine entwendete Melone aufzusuchen, beweisen wenigstens, wozu seine Zeitgenossen ihn fähig hielten. Die Summe seiner Handlungen war Krieg und despotische Willkühr. Aber die glänzendste, und nach seiner eigenen Schätzung die rühmlichste seiner Thaten — jedoch nach dem Ausspruch der Gerechtigkeit die verabscheuungswürdigste — war der Umsturz des Griechischen*) Reichs.

Unter den Gesandten, die fern von Morgen und Abend um den Furcht gebiethenden Thron Mohameds sich glückwünschend drängten, waren jene von Constantinus die Beflissensten gewesen. Zu allen sprach der Sultan das Wort des Friedens und der Freundschaft. Aber nur auf seinen Lippen war das Wort, im Herzen brütete er Krieg. Der stolzeste aller Menschen vermochte sich aus Herrschsucht zur verächtlichsten Tücke zu erniedrigen. Daher, als er auf einem schnellen Kriegszug einige aufrührerische Provinzen beruhigt hatte, entriß er, schnell die Larve ablegend, den sorglos schlummernden Griechen schnell die schönsten Ländereyen, deren Besitz ihnen kurz zuvor aufs feyerlichste versichert worden, und es erging der Befehl zur Erbauung eines festen drohenden Schlosses an der Meerenge im Angesicht von Constantinopel. Damahls schon beschloß der Kaiser, mit echtrömischem, männlichem Sinn, das Schwert zu ziehen, weil er es lieber früher, aber mit Ruhm und vielleicht mit Erfolg, als später, aber hoffnungslos ergreifen wollte. Die Zaghaftigkeit der Menge, der unpatriotische Geist der Großen zwangen ihn, sein Heil durch Unterhandlungen zu suchen, in denen so wenig als im Krieg das schwache Recht gegen die starke Raubgier je was vermag, und durch eine unterwürfige Nachgiebigkeit, die aber, weil sie Schwäche verräth, niemahls den Gewaltigen entwaffnet. Mohamed wollte Krieg, und so blieb dem Kaiser, wenn er nicht etwa schändlich vom Throne herab steigen, und als freywilliger Sclave die Gnade eines übermüthigen Herrn verehren wollte, auch nichts anders übrig, als Krieg. Er bewilligte den Bau; und die Türken zerstörten ringsum Palläste und Tempel, um Mauersteine zu erhalten; sie tödteten einige kühne Vertheidiger der heiligen Altäre, und mordeten grausam die Mannschaft eines Schiffs, das sich geweigert hatte, dem Schloßhauptmann einen widerrechtlich geforderten Zoll zu entrichten. Constantinus trauerte und schwieg; aber da ließ ein übermüthiger Bassa seine und seines Gefolges Rosse im reifen Korn um Constantinopel weiden. Zürnend ob dem Raub, und empört durch den Hohn, erschlugen die Landleute einige Frevler. Und Mohamed, als wäre er der Beleidigte, sandte seine mordlustigen Schaaren aus, die das unglückliche Dorf in Asche legten, und weit umher die schuldlosen Schnitter würgten. Jetzt wurden die Thore Constantinopels geschlossen, die Straßen füllten sich mit bestürzten Volkshaufen, und der Feigste sah ein, daß nur die Entscheidung des Schwertes übrig sey. Es gibt auf der ganzen Welt keinen größern und erhabenern Anblick, als den eines Volks, das beym Einbrechen der äußersten Gefahr sich ermannt, und zur Rettung des Kostbarsten und Heiligsten, zur Vertheidigung seines Daseyns und seiner Ehre zu den Waffen mit der Entschlossenheit der Verzweiflung greift. Hier hört aller

*) Es ist wohl nicht nöthig zu erinnern, daß das morgenländische Römische Reich abwechselnd auch das Byzantinische und das Griechische Reich genannt wurde.

Unterschied des Geschlechts und des Alters, des Standes und der Interessen auf; Hunderttausende sind wie von einem Geiste beseelt, ein höherer Antrieb ist allen ihren Gedanken und Bestrebungen ertheilt, alle Kräfte und Talente sind entfesselt, und es schwillt die allgemeine Kraft mächtig wie ein Strom durch das Zusammenfließen der Kräfte und Talente aller Einzelnen. Welchem Volk dieser Geist einwohnt, in welchem dieser Flamme Stoff und Nahrung liegt, ein solches — ob es klein sey — ist furchtbar. Mögen ihm die Gewaltigen dräu'n, es ist noch gewaltiger; es wird stehen und frey seyn, und des Daseyns und der Freyheit würdig. — Nicht also das ausgeartete Römer- oder Griechen-Volk. — Nur wenige waren ihres Nahmens und ihres Kaisers werth. Die Reichen entzogen ihre Schätze dem allgemeinen Bedürfniß, sie bewahrten sie für die Türken auf. Die Priester, die Constantin zu einem Beytrag zwang, schalten ihn einen Kirchenräuber; und als er, die Hülfe des Abendlandes zu erwerben, eine Vereinigung mit seinen Lateinischen Brüdern schloß, fluchten sie ihm, als einen Abtrünnigen vom Glauben. Lieber gar kein Abendmahl, als ein ungesäuertes; lieber einen Turbon als einen Cardinals-Hut in Constantinopel — das war das Feldgeschrey dieser Fanatiker, wodurch sie dem Fürsten das Herz seines Volks entwendeten, und den Feigen einen Vorwand gaben, den Ruf des Vaterlandes zu verschmähen. In einer Stadt, die Hunderttausende wohlhabender Bürger zählte, fanden sich nach sorgfältig in allen Straßen und Häusern angestellter Forschung 4970, die fähig und willig waren, die Waffen zur Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Ehre zu führen. Schweigend übergab Phranza die klägliche Liste seinem Herrn. „Verzage nicht, mein Getreuer!" — sprach der Kaiser — „klein ist der Haufe, doch auserlesen. Sieh, dort stehen noch 2000 tapfere Fremdlinge, die der edle Justiniani uns zuführte, und kämpfen nicht mit uns das Recht und die Noth und die Verzweiflung?"

So schlichen für Constantinus angstvoll die Tage, schlaflos die Nächte des letzten traurigen Winters hin. Gleich heftig, jedoch auf andere Weise, von Hoffnung nähmlich, und ungestümer Begierde war das Gemüth Mohameds bewegt. Er rief unabläßig und mit der lebendigsten Ungeduld den Frühling herbey; denn das Hervorsprossen der Blüthen war zum Signal der Zerstörung bestimmt. Rastlos war sein Geist mit Planen des Angriffs, und dann wieder mit Bekämpfung der Zweifel beschäftigt, die hie und da, wider seinen Willen, sich über das Gelingen derselben regten. In der zweyten Stunde nach Mitternacht ließ er seinen ersten Vezier zu sich in sein Schlafgemach rufen. „Sieh" — rief er dem Bestürzten entgegen — „sieh dieß Hauptküssen; die ganze Nacht habe ich's von einer Seite zur andern gestossen, habe in den Gemächern mich herum getrieben, und noch hat kein Schlaf auf meine Augen sich gesenkt. Sage mir, werde ich, und wann werde ich Herr der Stadt der Cäsarn seyn?" — „Herr," so sprach der Vezier — „Gott wird dein Gebeth, und das Gebeth des Propheten erhören, und es soll willig mein und deiner übrigen Sclaven Blut für unsern gnädigsten Gebiether fließen." — „Nun so eile, und fordere die Rüstungen; laß sie heran ziehen, meine kriegerischen Schaaren aus allen Provinzen des Reichs; verkünde ihnen, das ich die Tapfern mit dem Golde der Römer, mit Würden und Fürstenthümern belohnen, daß centnerschwer mein Zorn auf dem Feigen lasten, daß mit Adlerschnelle meine Rache den Flüchtigen ereilen werde."

Und es sammelten sich um des Sultans Thron die Soldaten der Pforte, die schlachtgewohnten Janitscharen, die schnellen Spahis und die stolzen Bassen, jeder mit einem Heerhaufen, und alle Vasallen des Reichs. Aber als die heilige Trompete erklang, und das Versprechen der Plünderung erging, da schwoll das Heer noch mächtiger von hundert fanatischen und raubgierigen Schaaren. Schon wälzt sich die unabsehbare Masse heran, drohend wie aufgethürmte Wetterwolken, und ihren Weg durch Zerstörung zeichnend. Die Bürger Constantinopels erblassen, da sie den furchtbaren Halbmond erblicken, wie er die Stadt allmählig mit weitem Bogen umspannend, seine mächtigen Hörner bis an beyde Gestade stößt; es beben die Griechischen Mütter, wie schon das Schlachtgeschrey, aus hundert tausend rohen Kehlen schallend, in dumpfer Ferne tönt.

Dort, wo Europa und Asia sich hinter einander zwey Mahl mit freundlichen Küsten nähern, und zwischen den beyden gewundenen Engen majestätisch sich der breite Spiegel der Propontis ausdehnt, wo der Wandrer, von so mancher Erinnerung der Geschichte und Dichtung umgeben, in feyerlicher Stimmung die Pracht der Natur und der Menschenwerke anstaunet; dort, am Eingang der innern Enge, sieht, so wie das alte Rom von sieben Hügeln herab, doch mit stolzerem Blick, als dieses, weit über Land und Meer, und über zwey Welttheile hinschauend, Constantinopel. Auf zwey Seiten von den Fluthen bespühlt, und auf der dritten durch Kunst und kühnes Bollwerk vertheidigt, hatte es der Macht der Chosroes, der Chalifen, und mehr als eines barbarischen Volks getrotzt. Aber der stille Lauf der Jahrhunderte, stärker als der vorüber gehende Stoß der Waffen, hatte die gigantischen Mauern und Thürme mürbe gemacht, und was unbezwinglich war den einfachen Maschinen der frühern Belagerungskunst, das mußte den neuersonnenen Werkzeugen der Zerstörung erliegen. Vor einem Menschenalter erst war in Europa zufällig eine Waffe erfunden worden, die dem Donner des Himmels an Kraft und Schrecken ähnlich, und weit schneller über alle Völker verbreitet, als jemahls die Entdeckungen der Weisheit, der Wissenschaft, und der friedlichen Kunst, den Menschen und Menschenwerken einen schnellen Untergang zu drohen schien. Mohamed, der Würger der Nationen, nahm die Erfindung und die Meister in der neuen Zerstörungskunst mit freudigem Eifer auf; ungeheure Feuerschlünde, durch seinen Wink geschaffen, donnerten gegen die Mauern; aber neben ihnen — die Schrecken des alten Krieges mit jenen des neuen zu vereinbaren — drohten Sturmböcke und Ballisten; von beweglichen Thürmen flogen Schauer von scharfen Pfeilen und vom tödtenden Bley herab, und es wetteiferte an verwüstender Kraft, das Griechische mit dem Lateinischen Feuer.

Gegen die vereinte, und immer sich erneuende Macht des sogenannten Türkischen Reichs, gegen die wüthendsten unabläßigen Angriffe eines unabsehbaren Heeres und einer mächtigen Flotte sah sich Constantinus, ohne Hoffnung äußern Beystandes, auf die Hülfsquellen seines eigenen Genies beschränkt, und auf den Arm von nicht 10000 Streitern. Die Mächte Europens waren gleichgültig bey seiner Noth geblieben; Furcht hielt die einen, die andern Verblendung, gehässige Leidenschaft oder kurzsichtiger Eigennutz von der dringenden Hülfe ab; die

Fürsten schienen jeder um den traurigen Vorzug zu werben, der letzte in der Reihe der zu Stürzenden zu seyn. Zwar noch stand es bey dem Kaiser, durch Unterwerfung sein Leben, und vielleicht ein von fremder Gnade abhängendes Wohlleben zu erkaufen; aber er, der erste unter den Römern an Rang und Geist, achtete es seiner und des Römischen Nahmens würdiger, der Nachwelt ein großes, ein erhebendes Beyspiel von Heldensinn zu hinterlassen. „Weil weder das Vorhalten deiner frühern Eide, noch meine äußerste Nachgiebigkeit dich entwaffnen können," antwortete der christliche Fürst auf des Sultans übermüthige Aufforderung, „so beharre in deinem verbrecherischen Beginnen. Wenn der Herr die Stadt in deine Hände liefert, so werde ich in seinen heiligen Willen ohne Murren mich fügen; aber so lange Gott nicht zwischen uns entschieden hat, ist es meine Pflicht zu streiten für Reich und Ehre."

Schon zwey und fünfzig schreckliche Tage waren über die Bürger von Constantinopel hingegangen. In den Donner des Geschützes mischte sich das Jammern der allgemeinen Gefahr; durch die Stille der Nächte tönte das Ächzen der Verwundeten, das Wehklagen der Verwaisten. Was half es den tapfern Streitern, daß ihr Schwert der Türken Schaaren fraß? die Lücken füllten sich aufs neue, und der glänzendste Erfolg war zu theuer durch ihr kostbares Herzblut erkauft. So schwand allmählig die Hoffnung; und Mohamed, da er die Thürme durch seine Batterien zertrümmert, die Mauern gebrochen sah, erließ den Befehl zum allgemeinen Sturm.

In der Nacht sollten die Zubereitungen geschehen. Die Christen sahen weithin an beyden Gestaden unzählige Wachfeuer lodern, und das Meer von vielen tausend Leuchten der heran rudernden Schiffe glänzen; ein großes, prachtvolles aber Unglück weissagendes Schauspiel! — Dazu der dumpfe Ton der sich bewegenden und drängenden Heerschaaren, das tausendfache Klirren der Waffen, und bald — mit dem ersten Morgenstrahl — der laute Donner des Geschützes, das Gepraffel hundertfältiger Zerstörungswerke, und das hunderttausendstimmige Schlachtgewühl blutdurstiger Krieger.

Nicht unvorbereitet waren die Griechen; der wachsame Constantinus hatte des Feindes erste Bewegungen erspäht. Er berief in der Mitternachtsstunde seine Verwandten, seine Freunde und die Edelsten der Nation auf die Burg, um seinen eigenen Heldenmuth, seine eigene Todesverachtung durch Feuerworte in ihre Seele zu hauchen. Er beschwor sie bey Roms heiligem Nahmen, und bey den großen Erinnerungen, die ihn umschwebten; er hieß sie das Urtheil der Welt und Nachwelt scheuen; zeigte ihnen, daß dieses die Stunde sey, die über ihr und der übrigen Leben, Freyheit und Glück, über des Reiches Fortdauer oder Zerstörung unwiderruflich entscheiden müsse, und was demnach Religion, Pflicht und Ehre von ihnen als Christen, Bürgern und Männern heische. — Sie umarmten sich, weinten, schworen zu sterben fürs Vaterland, und jeder ging an seinen Posten mit dem Entschlusse, des Römischen Nahmens würdig zu bleiben. Aber der Kaiser, in dessen Gemüth die Hoffnung erloschen war, die er bey seinen Freunden zu entzünden gesucht hatte, begab sich in den Sophien-Tempel, um daselbst nach der religiösen Stimmung seiner Zeiten das heilige Abendmahl zu empfangen; und von da flog er auf den äußersten Wall, um unter seinen Bürgern bis zum letzten Augenblick die Pflichten des Feldherrn und des gemeinen Reiters zu erfüllen, und — dann zu sterben. „Die Noth und der Fall des letzten Constantinus," sagt ein vortrefflicher Schriftsteller, „sind glorreicher als alle seiner Vorfahren Herrlichkeit und Glück." —

Und schon hatte der ungleiche Kampf begonnen; schon war der Tod umher gegangen unter tausend Gestalten, Land- und Meer rötheten sich von Blut. Doch, was kümmert dieß den Sultan? — Er hatte Streiter genug, um mit ihren Leichen die tiefen Gräben Constantinopels zu füllen, und dann erst über sie hin einen leichteren Weg zum Sieg zu gehen. Noch waren — nach zweystündigem Gemetzel — die Griechen von keinem Puncte gewichen; aber ihr Arm fing an, vom Schlachten müde zu werden, und jetzt führte Mohamed den Kern seiner Truppen, die schrecklichen Janitscharen frisch in den Sturm. In diesem verhängnißvollen Augenblick wurde der tapfere und kriegskundige Justiniani, Befehlshaber der kleinen Abendländischen Hülfsschaar, und vom Kaiser zum Oberanführer des ganzen Heeres erhoben, von einem Pfeile verwundet. Gewohnt dem Tode zu trotzen, konnte er doch dem Schmerz seiner Wunde nicht widerstehen, er floh gegen die Stadt, um sich verbinden zu lassen. Da rief der Kaiser, dessen Blicke überall waren, ihm zu: „Freund! deine Wunde ist leicht, die Gefahr dringend; du bist hier nothwendig, und wohin willst du fliehen?" — „Hier durch will ich mich retten, wo Gott selbst den siegreichen Türken einen Weg gebahnt hat" — sprach der vom Schmerz besiegte Mann, und drängte sich durch einen Riß der Mauer in die Stadt. Viele seiner Landsleute folgten ihm, und — Constantinopel war verloren.*) Übermannt, zurück gedrängt von den Aussenwerken flohen die Griechen gegen die innere Mauer; schon wehte der Turban von mehreren Thürmen, schon vernahmen die zitternden Bürger das triumphirende „Allah!" und ach! schon war Constantinus nicht mehr! — Nur wo er stand, war noch ein Kampf gewesen. Die Edelsten und Besten seines Volks drängten sich um ihn; er bath sie, ihn zu tödten, daß er nicht lebend in der Ungläubigen Hände falle, und warf den Purpur weg, um unerkannt unter seinen Mitstreitern zu fallen. Alle starben hier den schönen männlichen Tod; aber kein Feind rühmte sich, den Kaiser getödtet zu haben; sein Körper lag unter seinen erschlagenen Gefährten, und ringsum thürmte sich ein Hügel von feindlichen Leichen. — Soll ich die Schrecknisse schildern, die jetzt folgten? — Das Angstgeschrey der Fliehenden, die Streiche der erbarmungslosen Wuth, die Blässe des Entsetzens, das tausendstimmige Zetter der Verzweiflung? — Die Häuser standen verlassen; wehrlos, zitternd wie verscheuchte Schafe, drängten sich die unglücklichen Bewohner in den Straßen und Plätzen, oder füllten die Tempel, um an den heiligen Altären eine Freystätte zu suchen. Umsonst! Alles schwamm im Blut, und was dem Mordschwert entging, wurde der Raubsucht Opfer. Sich selber nur die Gebäude vorbehaltend, hatte Mohamed die Schätze Constantinopels sammt ihren Eigenthümern seinen stürmenden Soldaten geschenkt, und sie eilten, dieses frevlerische Geschenk geltend zu machen. Alle Kostbarkeiten der Stadt, die Meisterwerke Griechischer Kunst und Pracht wanderten — viele zertrümmert, nach dem Türkischen Lager, und bald kehrten die Räuber zurück, der Geplünderten selbst, neben ihrer Habe, sich zu versichern. Ohne Rücksicht des Standes und Alters, ohne

*) Den 29. May 1453.

Schonung der heiligsten Bande der Natur und des Herzens, so wie der Zufall, das Recht der Ergreifung, oder das Machtwort eines Stärkern sie austheilten, sahen die elenden Griechen sich von gefühllosen Tyrannen in die Sclaverey geschleppt. Man band sie zusammen, wie verächtliche Thiere. Das edle Mädchen mit dem Mann des Pöbels, der Patricier mit dem niedrigsten der Knechte, die Nonne mit dem Galeeren-Sclaven zusammen gekoppelt, fühlten der nähmlichen Geißel Hieb; der Geliebte wurde getrennt von der weinenden Braut, der Freund vom Freunde; des alten Vaters Armen entwand man den Sohn, und die Mutter, die ängstlich nach der geliebten Tochter blickte, sah sie, von sich weggerissen, in einen fernen unbekannten Kerker ziehen. Vielen gab die Verwirrung Hoffnung zur Flucht; ganze Schaaren knieten auf den Strand, und beschworen die wegrudernden Schiffer, sie in ihre Barken aufzunehmen. Unerbittlich blieben die einen; andere, die ihre Fahrzeuge mit Flüchtigen überluden, versanken auf hohem Meere; Manche flohen gegen die Gebirge; aber wen der nachsetzende Feind ereilte, der blutete unter seinen Streichen. Die Glücklichsten irrten viele Tage in Wildnissen herum; Senatoren, Reiche aller Classen, dem Schooß der Bequemlichkeit, der Fülle der Lebensgenüsse entrissen, lernten zum ersten Mahl des Hungers verzehrende Qualen kennen, und, stöhnend unter der Bürde weniger geretteter Habseligkeiten, die wunden Füße durch Dickicht und Dornen drängen. Zarte Mädchen, sonst des Schmuckes sich freuend, und nun in Lumpen gehüllt, verunreinigten die sanften Wangen mit Koth, um nicht den Blick eines lüsternen Verfolgers zu reitzen, und stolze Höflinge verbargen sich in ein Packträgergewand, um die Speculation der Menschenräuber, die ihre Gefangenen nach der Aussicht auf das Lösegeld schätzte, irre zu führen. —

Noch füllte Mord, Raub und jede Gewaltthat die unglückliche Stadt, da betrat Mohamed im Triumphgepränge die bluttriefenden Straßen, und ein Herold verkündete Gnade dem elenden Überreste des Griechenvolks. Mit einer eisernen Keule bewaffnet ritt er, wilden und trotzigen Blickes, unter seinen Bassen und Emiren einher, zerschmetterte mit frevelhaften Schlägen einige Statüen, die er für Götzenbilder hielt, und schaute scheel und voll neidischen Wunders nach den stolzen Schöpfungen des Griechischen Genies, nach den Pallästen und Hallen, die seine Türken wohl zu erobern und zu zerstören, aber nicht zu bauen verstandeu. Das edelste dieser Meisterwerke, den prächtigen Sophien-Tempel, Justinians des Großen unvergängliches Denkmahl, schuf sein Wink zur ersten Moschee des Reichs um, und seine Laune verschenkte die schönsten öffentlichen und Privat-Gebäude an rohe Krieger oder verschmitzte Sclaven, die bald den anmuthigen Aufenthalt der Grazien und Musen in Sitze schnöder Lust verwandelten, oder den Schauplatz häuslicher Tyranney.

Der Zerstörungsscenen satt, verließ endlich Mohamed die Straßen, und trat zu Constantinus ehrwürdiger Burg hinan; sie war öde und verlassen, die Mauern und Gemächer ihres Schmucks beraubt, hier und da eines alten Kaisers trauerndes Bild, das schweigend über seine entweihte Wohnung blickte. Mohamed fühlte einen geheimen Schauer; es drängte sich mächtig in sein Gemüth, die Vorstellung von der Unstätigkeit menschlicher Dinge, und man hörte aus seinem Munde die deutungsvolle Strophe eines alten Persischen Liedes: „die Spinne hat ihr Gewebe aufgehangen in dem kaiserlichen Pallast, und der Eule Nachtgesang tönt durch die Hallen von Afrasiab."

Nie wurde dieser Sultan des Mordens und Raubens satt. Von den begnadigten Griechen ließ er ganze Schaaren schlachten in wiederkehrenden Anfällen der Wuth, und die Blüthe ihrer Jugend wurde seiner unnatürlichen Wollust Opfer. Zwey Kaiserthümer, zwölf Königreiche, 2000 Städte fielen vor seinem Schwert, und so eben hatte er, zum Schrecken der Christenheit, das starke Otranto erobert, und seine gierige Hand nach den Schätzen des alten Roms ausgestreckt, als er starb. Er hatte befohlen, auf seinen Leichenstein die denkwürdigen Worte zu setzen: „Ich war im Begriffe Rhodus und das stolze Italien zu erobern." Sein Tod, — vielleicht lächelte er selbstgefällig über diese schauderhafte Größe — sein Tod war für hundert Völker das Signal der ausschweifendsten Freude, und seinen Nahmen hat die Geschichte mit blutigen Zügen in ihr Buch eingetragen, damit er auf ewig mit Timur, Dschengischan und Attila die Verwünschung der Geschlechter theile.

Beytrag zur Geschichte der Pohlnischen Constitution vom Jahr 1776.

Es ist wahr, die Russische Kaiserinn war es, welche den Pohlen die Constitution von 1776 aufdrang. In der That aber war der Prinz August Sulkowski, Herzog von Bielitz, Palatin von Gnesen, nachher Palatin von Posen, die Haupttriebfeder von allem, und der eigentliche Verfasser der Constitution. Auch war er der erste Präsident des immerwährenden Rathes.

Er redigirte den Entwurf dieser Verfassung seit dem Jahre 1769, so zu sagen, unter meinen Augen. Ich lebte den Sommer dieses Jahres bey ihm auf seinem Schlosse Reissen, unweit Lissa. Er zeigte mir seine Arbeit, und wollte meine Meinung darüber wissen. Ich bemerkte ihm freylich, daß, um Pohlen unabhängiger zu machen, als es wäre, und das Volk glücklicher, müsse man schlechterdings die Bauern frey geben, wenigstens ihr Loos erträglicher machen, einen dritten Stand schaffen, und eine gut beschränkte Monarchie einführen, nicht aber die königliche Autorität noch mehr schwächen, um die Aristokratie zu vergrößern. Aber das waren Worte in den Wind; ungeachtet der Fürst ein Mann war, der viel Geist und Kenntniß besaß.

„Was wollen Sie?" sagte er zu mir, „ich kenne meine Leute. Unser Land muß schlechterdings eine Verfassung bekommen, wie ich sie hier vorschlage: sonst geht es nicht."

Man zwang den Pohlen diese Verfassung auf, und es ging doch nicht!

Hermann,
Decan der Rechts-Facultät von Straßburg.

Über die alten Kirchenschätze in Frankreich.

Nachdem der Kaiser Constantin dem Dienst des Heidenthums entsagt hatte, seine Nachfolger, und nach Zerstörung des Römischen Reichs die Souverain und Fürsten der ver-

schiedenen Nationen nach und nach Christen geworden waren, so bereicherten und beschenkten sie mit wahrhaft Salomonischer Pracht die Tempel, welche sie aus Frömmigkeit und Andacht dem höchsten Wesen errichtet hatten.

Die, welche mit der Geschichte bekannt sind, erinnern sich gewiß mit eben so viel Bewunderung als schmerzlichem Bedauern an die trefflichen, mit kostbaren Steinen besetzten Goldarbeiten, welche die Reliquien enthielten, die an gewissen Tagen in verschiedenen Kirchen Frankreichs der Verehrung der Gläubigen dargelegt wurden.

Aus dieser Menge von verschiedenartigen Kunstproducten, welche in den Kirchenschätzen verwahrt werden, wollen wir hier nur einige auszeichnen, als z. B. die, welche der so berühmte Schatz der Abtey St. Denis enthält, wo man den Sessel des Königs Dagobert, das Oratorium von Philipp August, den Kelch und andere seltene Gefäße fand, welche der berühmte Abt Suger dahin geschenkt hatte u. s. w. Die Abtey St. Germain des Prés, deren von gelehrten Benedictinern angelegte Bibliothek eine ungeheure Sammlung alter Manuscripte enthielt, hatte gleichfalls ihren Schatz. Diese reiche Sammlung, welche Childebert I. angelegt hatte, war zwölf Jahrhunderte lang mit einer Menge von Gegenständen bereichert worden, welche als Denkmähler der Kunst aus diesen Zeiten betrachtet werden können.

Wenn man in die heilige Capelle trat, mußte man glauben, den heil. Ludewig daselbst zu sehen, wie er von seinem ersten Kreuzzuge zurück kehrt, seine Krone daselbst nieder legt, so wie auch seine andern Kostbarkeiten, und eine Menge Reliquien der Griechischen Kirche, welche er von den Venetianern gekauft hatte. Unter diesen bewunderte man späterhin jenen berühmten Agat-Onix, den einer seiner Nachfolger dieser Kirche schenkte.

Nicht minder zeichnet sich aus der Schatz der heil. Capelle von Troyes, welche durch die Könige von Navarra, Pfalzgrafen von Champagne und Brie gestiftet, und reich dotirt wurde, und den der gelehrte Graf Caylus und andere Alterthumskenner bewunderten.

Man weiß, daß der Graf Thibault, dessen prächtiges, silbernes, länglich gestaltetes, und mit den auserlesensten Smaragden und andern Edelsteinen geziertes Grabmahl man noch zur Zeit der Revolution neben dem Grafen Heinrich im Chor dieser Kirche sah, der Anführer des Kreuzzuges war, in welchem sich die Lateiner Constantinopels bemächtigten. Dieser Fürst, dessen Andenken noch jetzt in der Champagne verehrt wird, deren Wohlthäter er war, sandte nach Troyes, in die Hauptstadt seiner Staaten, drey Viertheile des Schatzes der Kaiser von Constantinopel, worin fast Alles Meisterstücke der Griechischen Goldarbeiterkunst waren. Der größte Theil kam in seine heil. Kapelle, und nur ein kleiner Theil davon verblieb der Cathedral-Kirche dieser Stadt, und ein sechster der Abtey von Clairvaux.

Die Venetianer bekamen zu ihrem Antheile das Viertel dieses in Constantinopel getheilten Schatzes, und die vier Pferde von Corinthischem Erz, welche sich jetzt in Paris befinden.

Allein alle diese Reichthümer sind leider in einem Augenblick verschwunden.

Dieses war auch das Schicksal des Schatzes der Metropolitan-Kirche von Paris, der sich durch die Freygebigkeit mehrerer Könige und Fürsten gebildet hatte, und in dem die Künste unter Franz I. Heinrich IV., Ludewig XIII. und vorzüglich während der Regierung Ludewigs XIV. Alles erschöpft hatten, was Genie und Geschicklichkeit der Arbeit vermögen.

Den Anfang zu einem neuen Schatze verdankt man der Milde Sr. Majestät des Kaisers und Königs als ein Zeichen Seiner Verehrung gegen diesen erhabenen Tempel, worin seit sieben Jahrhunderten sich so viele politische Ereignisse zugetragen haben.

Wunsch zur Bereicherung der Gothischen Sprachkunde aus Spanien.

In öffentlichen Blättern ist bemerkt worden, daß die politischen Veränderungen, die seit kurzer Zeit im Königreiche Spanien vorgefallen sind, auf die Schätze der Literatur und Kunst, so wie auf ihre Benutzung, einen wohlthätigen Einfluß haben werden, nachdem sie bisher unter festen Schlössern, vielleicht gar im Staub und Moder, begraben lagen.

Herzlich gern gönne ich den Gelehrten, und vorzüglich den Orientalisten, die herrliche Ausbeute, die unter den Arabischen, Syrischen und Persischen Handschriften des Eskurials und vielleicht mancher Klöster ausgehoben werden wird, welche die frühern Bewohner Spaniens, die Mauren, nach ihrer Vertreibung zurück gelassen haben.

Als Deutscher habe ich für meine Sprachgenossen noch ein eigenes Interesse, das ich den Freunden des Alterthums ans Herz lege.

Die Gothen waren unsere Vorältern; bey ihnen treffen wir den ältesten Urstamm unserer Sprache an. Von ihnen besitzen wir noch den Codex Argenteus, der ursprünglich in dem Kloster Werden in Westphalen aufgehoben, von da zu Zeiten des 30jährigen Krieges nach Prag geflüchtet, von dem Schwedischen Heere erobert, und nach Stockholm gebracht worden ist.

Mit silbernen Buchstaben auf purpurfarbenes Papier, so wie das Griechische Psalterium in der Stadt-Bibliothek zu Zürich geschrieben, enthält er die vier Evangelien von Bischof Ulphilas übersetzt, wie ihn die Griechen hießen, der aber Wolf oder Wölfle geheißen haben mag.

Schon einige Mahl ist er abgedruckt, und noch vor kurzem von Zahn heraus gegeben, erläutert, und mit einem Wörterbuche versehen worden.

Der Bischof Ulphilas lebte in der Hälfte des vierten Jahrhunderts bey einem Gothischen Volksstamme, der am östlichen Ufer des Dniesters, und längst dem schwarzen Meere gegen Nord und Nordost seinen Sitz hatte. Ein anderer Theil dieses Volkes hatte sich zwischen dem Dniester und Pruth bis an die Mündungen der Donau herab angesiedelt. Diese nannte man die Westgothen, und jene die Ostgothen. Von da aus fiel diese Nation die Römischen Provinzen unter dem Kaiser Caracalla an; diente auch wohl den Kaisern um Sold gegen andere Völker.

Ulphilas erschien einige Mahl als Gesandter seiner Nation bey dem Kaiser Valens. Die Ostgothen eroberten in der Folge Italien unter ihrem großen König Theodorich. *)

*) Dessen Leben jetzt von einem jungen verdienstvollen Gelehrten, dem Hrn. Pfarrer Hurter in Schafhausen, herausgegeben worden.

Aus diesen Zeiten haben wir noch eine oder zwey Gothische Urkunden, die in Italien gefunden worden sind, und wovon man eine in Donii Inscriptiones antiquae (Florenz 1731. S. 496) antrifft.

Ein Stamm der Westgothen setzte sich in Spanien fest, behauptete das Land, war der christlichen Religion zugethan, hatte seine Könige und Bischöfe, Liturgie und Gesetze in seiner Muttersprache. Die Gothen hatten in ihrem Alphabet viele Schriftzeichen der Römer und Griechen angenommen, mit denen sie ursprünglich in Verbindung standen. Erst später nahmen sie in Spanien die Fränkischen Schriftzeichen an, nachdem die Abschaffung der Gothischen Buchstaben in einer Synode zu Toledo im eilften Jahrhundert anbefohlen worden war.

Wohl ist es also zu vermuthen, daß man in Klöstern, Bibliotheken und Archiven Spaniens noch Gothische Handschriften von Bibelübersetzungen, Liturgen und Gesängen finden möge. Jetzt, da diese Gefangenen alle losgelassen werden können, ist es der öffentlichen Aufmerksamkeit werth, daß diejenigen, die mit dergleichen Untersuchungen beauftragt werden, diese Denkmahle des Alterthums nicht außer Augen verlieren mögen.

Durch solche Entdeckungen würden sie sich den Dank der Deutschen Nation erwerben, ja Aller, die in Norden oder Westen mit den Deutschen verwandte Mundarten sprechen. Noch unter König Ferdinand und Isabella fanden sich im sechzehnten Jahrhundert Nachkömmlinge der Gothen in den Asturischen Gebirgen. Spuren ihrer Sprache werden sich am leichtesten in der Stadt Toledo auffinden lassen. Der große Cardinal Ximenes, der Herausgeber der Polyglotten-Bibel, hat in der Hauptkirche zu Toledo eine eigene Capelle für den Gothischen Gottesdienst und Ritus gestiftet, wo sich derselbe, wegen Anhänglichkeit des Spanischen Clerus an alle frommen Stiftungen, vermuthlich bis auf den heutigen Tag noch erhalten haben wird.

Hier kommt noch zu bemerken, daß ein Gelehrter aus dem mittlern Zeitalter die Verdienste der Gothen um die Religionswissenschaften nicht mißkannt hat. Der berühmte Abt zu Reichenau, Walafridus Strabus, der im neunten Jahrhundert lebte, sagt in seinem Buche De rebus ecclesiasticis cap. 7: Die Unserigen — also die Franken — haben viel Nützliches, das sie vorher nicht wußten, von den Gothen gelernt, welche die heiligen Bücher in ihrer Volkssprache besaßen, wovon noch jetzt Denkmahle bey einigen, d. i. bey den Franken, zu finden sind.

Miscellen.

Bevölkerung des Königreichs Italien 1808.

Departemente.	Bevölkerung.
Adda	81,618
Adige (Etsch)	288,347
Adriatico	307,501
Agogna	349,245
Alto Po	326,483
Bacchiglione	327,802
Basso Po	229,572
Brenta	274,649
Crostolo	161,111
Istria	89,256
Lario	312,978
Mella	297,842
Mincio	217,463
Olona	515,718
Panaro	166,568
Passariano	290,411
Piave	110,591
Reno	379,010
Rubicone	256,723
Serio	288,333
Tagliamento	317,084
Quarnero, Dalmazia, Albania	289,758
Metauro	300,481
Musone	229,890
Tronto	187,276
	6,605,710

Über die innere Schifffahrt auf den Flüssen und Seen des Königreichs Italien theilen wir hier folgende interessante Notiz mit.

Der Fluß Po ist zu jeder Zeit und für jeden Transport schiffbar, wenn nicht eine außerordentliche Anschwellung des Wassers die Fahrt gefährlich macht. In großer Dürre wird die Schifffahrt aufwärts von Cremona unterbrochen. In finstern Nächten schifft man nicht, um nicht an die unzählige Menge Schiffmühlen, die man antrifft, zu stoßen, und überhaupt, um jede andere Gefahr zu vermeiden.

Entfernt vom Po auf den nächsten mit Wagen fahrbaren Wegen liegen Alexandria 7 1/2 Ital. M. Tortona 10 1/2 J. M. Voghera 10 1/4 J. M. Pavia 5 3/4 J. M. Letztere Entfernung ist bis Mezzana Corti gerechnet.

Der Fluß Toce ist von Villa bis in den Lago Maggiore für jeden Transport schiffbar, nur nicht bey großer Dürre und starker Anschwellung des Wassers.

Der Fluß Ticino ist immer schiffbar zu jedem Transporte, selbst in großer Dürre, nur an einigen Orten ist die Fahrt etwas mühsam. Auf dem kürzesten mit Wagen fahrbaren Wege liegen entfernt: Novara 6 3/4 Ital. M., Turbigo 1 3/4 J. M., Boffalara 2 1/2 J. M., Novara, vom Hafen des letztern 7 3/4 J. M., Vigevano 2 3/4 J. M., Abbiategrasso, vom Hafen des letztern 4 1/2 J. M., Bereguardo, von seinem Hafen an gerechnet 1 3/4 Ital. Meile.

Der große Canal kann zu jeder Zeit und mit jeder Last befahren werden. Von Mailand bis Abbiate grasso sind es 11 1/2 Meilen zu schiffen.

Der Adda-Fluß ist zu aller Zeit und für alle Lasten von Trezzo bis den Lecco-See schiffbar, doch finden sich von Lodi abwärts bey sehr trockenen Zeiten Schwierigkeiten.

Der Canal von Martesana kann zu allen Zeiten mit jedem Transport beschifft werden; es sind von Casano auf dem kürzesten mit Wagen fahrbaren Wege bis zum nächsten Puncte des Canals 3/4 Meilen, und 2 von Casano nach Inzago.

Der Oglio-Fluß kann von Pontevico abwärts mit jeder Last in den Monathen Januar, Februar, May, Junius und Julius befahren werden; da die Wasseranschwellungen und Dürre die Schifffahrt für die andern Monathe des Jahrs unterbrechen.

Der Mincio-Fluß ist von Mantua abwärts zu jeder Zeit und für jede Last fahrbar.

Der Canal Taffoni ist schiffbar. Von Reggio bis Mancasale, wo der Canal anfängt, sind 2, und von Mancasale bis in den Po, unter Guastalla, sind 17 Meilen.

Der Canal Busse. Durch diesen Canal, den Tartaro und die Fossetta, ist Legnano mit Ostiglia verbunden, aber nicht die Etsch mit dem Po. Er trägt keine großen Fahrzeuge, und [illegible]

nicht für größere Lasten. In großer Dürre ist er oft nicht zu befahren. Von dem Canal bis Legnago ist 1/2 und bis Roverchiara 1/4 Meile.

Der Etsch-Fluß (Adige) trägt jede Last; von Rovigo bis zu der Etsch sind 3 Meilen auf einer guten Poststraße.

Canäle der Polesini von Rovigo. Alle Gewässer in diesem Landesstriche fließen gegen den Po zu; weswegen die Schifffahrt in der Polesine, zwischen dem Po und der Etsch, durch die vielen nothwendigen Mittel, das Zurückfließen des Wassers zu verhindern, und die Schifffahrt im Ganzen zu erhalten, sehr belästiget und unterbrochen wird.

Alle Canäle, als der Canal Bianco, Sortico, Castagnaro, Poteſel und der Adigetto, sind immer für jede Last fahrbar, mit Ausnahme des Adigetto, bey sehr regnigen Zeiten, in welchen er durch Sperrung trocken gelegt wird, da er sonst, indem er zum Abstusse der Gewässer bestimmt ist, das Land überschwemmen würde.

Die Straßen, welche an den Ufern der Canäle weglaufen, sind alle unterhalb den Dämmen, und die, welche hinter den Hauptdämmen weggehen, sind im Winter nicht zu passiren.

Der Theil des Flusses Tartaro, der die Canäle Busse, Castagnaro und Bianco verbindet, trägt keine großen Lasten, und in trocknen Zeiten selbst nicht einmahl kleine.

Flüsse und Canäle zwischen der Etsch und dem Isonzo.

Folgende Flüsse und Canäle sind zu jeder Zeit und für jeden Transport fahrbar: 1) Der Canal von Monselice, von Este bis Padua. 2) Der Bachiglione-Fluß, von Vicenza abwärts. 3) Der Canal Piovego bis in die Brenta morta bey Stra. 4) Die Brenta morta. 5) Der Sile-Fluß, von Treviso abwärts. 6) Der Piave-Fluß, von Noventa abwärts, und auch für geringere Lasten, unterhalb Belluno angefangen, aber nur etwa 8 Monathe des Jahrs, wenn nicht größere Wasseranschwellungen eintreten, fahrbar; von Belluno bis Narvese braucht man gewöhnlich 16 Ital. Meilen. 7) Der Livenza-Fluß, von Porto Buffole abwärts. 8) Die Canäle Nönzello und Meduna, von Noncello und Villa-nuova bis in den Livenza-Fluß. 9) Der Lemene-Fluß, von Porto Gruaro abwärts. 10) Der Tagliamento-Fluß, von Latisana abwärts. 11) Der Ausa-Fluß, von Cargignano abwärts. 12) Der Isonzo-Fluß, von da an, wo er den Nahmen Sdoba annimmt, bis ins Meer.

Canäle in den Adriatischen Lagunen.

Alle nachbenannte Canäle dieser Lagunen sind zu jeder Zeit für jede Last schiffbar. 1) Der Canal von Ravenna bis ins Meer zu dem Porto Corsini. 2) Der Canal von Comacchio. 3) Der Po di primaro, von S. Alberto bis ins Meer. 4) Der Po di Valona, von Ferrara abwärts. 5) Der Po di Ariano e di Gora, vom Flusse Po bis ins Meer. 6) Canal delle Tolle. 7) Der Po di Levante. 8) Brenta noviſſima. 9) Taglio Foscari. 10) Canal Portelia. 11) Canal Sioncello. 12) Canal della Dolce. 13) Canal della Fossetta. 14) Canal Pordelia. 15) Canal Resvedoti. 16) Piave Vecchia. 17) Canalazzo. 18) Canal Lügugnana. 19) Canal Progettato. 20) Canal Marano. 21) Canal S. Giorgio. 22) Canal Vergini. 23) Fluß Naliſa.

Außer vorbenannten gibt es noch eine unzählige Menge kleinerer Canäle und Küstenflüsse, die aber nur für die kleinsten Fahrzeuge schiffbar sind.

Landseen. Über alle Landseen in dem mitternächtlichen Theile des Königreichs Italien wehen gewöhnlich täglich 2 bestimmte Winde. Einer davon weht von Mitternacht gegen Mittag der Seen, und fängt 2 Uhr Nachts an, und dauert bis Morgens gegen 10 Uhr; der andere Wind wehet von 2 Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht, und bläst von Mittag gegen Mitternacht. Der nördliche Wind ist zweifelhaft, und wird auf dem Orta, Maggiore, Lugano und Como-See Tivano genannt; auf dem Isea- und Garda-See aber nennt man ihn Sover; der mittägliche Wind heißt auf den erst benannten Seen Breva, und auf den letztern Ora. Außer diesen beyden regelmäßigen Winden herrschen noch oft auf diesen Seen, und besonders in schlechtern Jahreszeiten, andere unregelmäßige und rauhe Winde.

Im Allgemeinen machen die Winde, die oft ganz unvorhergesehen aus den Schluchten der, die Seen umgebenden Thäler heftig blasen, die Schifffahrt nicht gefährlich; indem man immer nach Erfahrung für die Sicherheit der Fahrzeuge Sorge trägt.

.....

Carl Gottlob Küttner.

Carl Gottlob Küttner war den 18. Februar 1755 zu Wiedemar im churſächsischen Amte Delitsch geboren, und das erste Kind des Pfarrers des Orts, dem noch drey Brüder und zwey Schwestern folgten, welche sämmtlich leben. Im J. 1765 kam er auf die Schule nach Annaberg und zu Ostern 1771 nach Leipzig auf die Universität. Hier blieb er bis im März 1776, wo er durch Herrn Weiße eine Hofmeisterstelle zu Basel erhielt. An seinen vertrautesten Schul- und Universitäts-Freund, Hrn. Magister Schenk, jetzt Lehrer an der Nicolai-Schule in Leipzig, sandte er Woche für Woche ein Tagebuch, und da er zu drey verschiedenen Mahlen die ganze Schweiz durchreiste, so entstanden daraus die Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig, 3 Theile, die aber nicht Hr. Küttner selbst, sondern Hr. Mag. Schenk aus den ihm gehörigen Papieren auszog. Gleich für den Druck schrieb Hr. Küttner die zweyte Hälfte des dritten Bandes dieser Briefe, worin sich eine Schilderung der kleinen Schweizer-Cantone findet, der eine kritische Übersicht aller über die Schweiz erschienenen Schriften beygefügt ist. Ähnliche Schilderungen von England, wohin er indessen 1782 als Privat-Lehrer gegangen war, folgten bald darauf unter dem Titel: Beyträge zur Kenntniß des Innern von England und seiner Einwohner in 16 Heften, und diese erwarben dem Verfasser einen bedeutenden Nahmen unter den statistischen Schriftstellern. Auch übersetzte er Cumberland's schönes Schauspiel: der natürliche Sohn.

Während des Drucks jener Beyträge zur Kenntniß von England erfolgten auch Briefe über Irland und die Irische Literatur, so wie Briefe über eine Reise des Verfassers im J. 1791 nach Frankreich und Holland. Die letztern begleitete der jetzige Herausgeber der N. Bibliothek d. sch. Wissensch. mit Anmerkungen, welche der Verf. in der Folge sehr billigte, da er gar bald die Hoffnung verschwinden sah, die er von der Revolution in Frankreich Anfangs gefaßt hatte. Dieß ergibt sich vornähmlich aus der ausgearbeiteten Schrift desselben: Über den Zustand von Groß-Britannien, die er auf Anregung des jetzigen Herausgebers der Bibl. d. sch. W., nachdem er bereits 1792 in sein Vaterland zurück gekehrt war, im J. 1796 schrieb. Auch über seine Reise durch einen Theil von Deutschland bey seiner Heimreise erschienen einige Bändchen Briefe (Leipzig bey Voß), die jedoch von keiner sonderlichen Bedeutung sind. Ungleich wichtiger ist das letzte Werk von ihm: Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799 vier Bände; (bey Göschen) wovon eine zweyte verbesserte Ausgabe, mit einigen artigen Ansichten merkwürdiger Naturerscheinungen, nachher erschienen ist. Was die Reisebemerkungen des Verfassers auszeichnet, ist ein durch vieles Sehen und den achtzehnjährigen täglichen Umgang mit Personen der höhern Stände geschärfter Blick.

Auch seine letzte Reise machte er als Begleiter eines vornehmen Engländers. Seine Schilderungen von Natur-Scenen sind anschaulich, ohne emphatisch zu seyn; die von den bürgerlichen und geselligen Verhältnissen anspruchslos und verständig, und seine Urtheile über Verfassung und politische Verhältnisse gemäßigt und reif. Eine sehr schmerzhafte Leberkrankheit entriß ihn uns am 14. Februar des Jahres 1805. Da er von seinen Eleven in England einen ansehnlichen Jahrgehalt fortwährend zog, und zu London gelernt hatte, durch den Kauf und Verkauf von Staatspapieren Geld zu erwerben, so soll er ein beträchtliches Vermögen für einen Deutschen Literator hinterlassen haben. — Er war mehr ein geachteter, als berühmter Schriftsteller, und eben darum auch geachtet im Zirkel seiner Bekannten, welches der berühmte Schriftsteller nicht immer ist. Die allgemeine Literatur-Zeitung (jetzt in Halle), so wie die Leipziger Literatur-Zeitung, verlor an ihm einen trefflichen Mitarbeiter.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 6. und Freytag den 8. Juny 1810.

Wenn auf Antrieb der wärmsten Freunde nicht der oder dieser Form, sondern des neu zu befestigenden Vaterlandes überhaupt in allen Städten und Ländern, eine heilige, innige Verbrüderung des Zusammenhaltens, der Selbstaufopferung, der unermüdeten Theilnehmung an diesem großen Nationalwerk sich bildete, so würde vieles ungemein leicht werden.

Johann von Müller.

(68 und 69.)

Historische Versuche
durch
Johannes Müller.
(Fortsetzung.)

III. Abschnitt.
Jahrhundert der Staatsumwälzungen.

In dem fünfzehnten Jahrhundert hat sich in allen Reichen ein Umschwung der innern Staatsverhältnisse ereignet, woraus Europa's gegenwärtiger Zustand hervorgegangen ist.

Nichts von Scandinavien, denn man konnte die Entwicklung der damahligen Verwirrungsscenen nicht voraussehen. Nichts von Pohlen; es war zwar die Zeit seiner Größe, aber Europa fühlte sie nicht. Nichts von Rußland, das noch lange unterjocht blieb.

Erste Umschaffung. Als die Germanen das Römer-Reich umstürzten, machte jeder der verschiedenen Anführer für sich selbst Eroberungen; auch lag es jedem unter ihnen ob, seine Waffengefährten zu lohnen, und sie erhielten herrschaftliche Besitzungen zu Lehen. Die Könige wurden geehrt, aber sie hatten keine andere Macht, als in der Volksversammlung den Vorsitz. Man weiß, wie schwach jene Könige waren; unmöglich war es, sie als Feldherrn zu achten; erst dann würden sie wirkliche Macht besessen haben *) Es geschah daher, daß die großen Regenten überall unermeßliche Macht besaßen, und die schwachen derselben ganz beraubt waren. Dieser scheinbare Übelstand lag in der Ordnung der Dinge nach den damahligen Zeitbegriffen. Die Schriftsteller beurtheilen das siebente Jahrhundert nach den Grundsätzen des achtzehnten Jahrhunderts; sie bedenken nicht, daß weder die alten noch mittleren Zeiten die heutigen Monarchien gekannt haben.

Nach dem Erlöschen des Carlovingischen Geschlechtes vermochten die Könige nichts; denn Ludewig IV. war ein schwacher Fürst. Hugo Capet, der sich zum Könige empor schwang, war nicht mächtiger; aber als Französischer Herzog hatte er in seinem Herzogthume alle jene Rechte, welche die übrigen Großen in ihren Besitzungen ausübten, wovon die wichtigsten alle von seinem Hause erworben wurden. Dadurch ward Ludewig XI. allmächtig, nicht als König, sondern als unmittelbarer Besitzer. So ist der Kaiser nicht als Kaiser, sondern als Erzherzog, als König von Ungarn und Böhmen mächtig, und nur so wurde Ludewig XI. auf diese Weise Herr in seinem Lande.

Comines sagt sehr richtig, daß Englands großer Adel in den Kriegen der beyden Rosen ausgerottet wurde. Es gab noch Parteyhäupter, aber Heinrich VII. wußte, welchen Haß Ludewig XI. durch seine Art sich ihrer zu entledigen, auf sich geladen. Anstatt sich dem nähmlichen Tadel auszusetzen, ließ er ihnen das Leben, aber nahm ihnen alles Ansehen, und bestrafte immer die, welche sich an sie anschlossen. Jedermann floh sie, und da die Bestrafung der Kleinen kein Aufsehen erregt, so galt Ludewig XI. für einen Tiber, Heinrich VII. für einen Salomo, und ward doch in seinem Lande Herr, wie Jener.

Ludewig XI. ließ nur Große hinrichten, und dieß war ein kleines Übel in Vergleich mit dem, was in Spanien geschah. Die Spanischen Könige hatten nach und nach ihre Macht erweitert. Ferdinand der Katholische, und seine Minister wollten eine Nation für immer unterjochen, die 800 Jahre für ihre Freyheit gekämpft, und begingen eine unerhörte That, für welche es nur einen unerhörten Ausdruck gibt. Sie ertödteten den National-Geist durch die Inquisition. So ward der Spanische König Herr in seinem Lande.

Der Ursprung der heutigen Monarchien war die erste Staatsveränderung des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie nahmen gleich Anfangs ein erstaunenswürdiges Übergewicht über jene Staaten, die weder System noch Einheit hatten.

Zweyte Umschaffung. Unter den Großen, welche die Macht der Französischen Könige beschränkten, war der Herzog von Burgund allein furchtbar. Die Staaten Philipps des Guten, Beherrschers der Niederlande, Herzogs von Burgund, und Grafen der Franche Comté, blühten im Schooße dauern-

*) Regis ex nobilitate, duces ex virtute sumebant. Jac.

der Ruhe, und unter väterlicher Regierung, mehr als Flandern je geblüht hatte; sie bereicherten und bevölkerten sich auf eine erstaunenswürdige Weise. Der Adel war zugleich von dem wahren Geiste der Ritterschaft beseelt, durch die Macht und Mäßigung des Herzogs im Zaume gehalten. Usong, König von Persien nannte ihn mit Recht den großen Herzog des Occidents. Auf Philipp folgte Carl, Ludewigs XI. Feind aus Grundsatz und Charakter, an Muth Ludewigen überlegen, an Schlauheit untergeordnet. Um seinen Staat zu befestigen, fing Carl der Kühne mit dem Herzog von Lothringen Händel an, und verjagte ihn aus seinem Lande. Elsaß war ihm verpfändet, Savoyen an sein Interesse geknüpft; der alte König René, Graf von Provence, wollte ihn zum Erben einsetzen; auf diese Art konnte Carl Frankreich von Italien und Deutschland abschneiden. Ihn begünstigte dabey das Haus Österreich, dessen Oberhaupt die Vermählung Mariens von Burgund mit dem Erzherzoge seinem Sohn sehnlich wünschte. Auch hatte er als naher Verwandter des Königs England auf seiner Seite. In so großer Verlegenheit erinnerte sich Ludewig einer Schlacht *) die er einst den Schweizern geliefert hatte, und der bewunderungswürdigen Tapferkeit dieses Alpenvolks. Schon damahls wollte er sie an das Interesse seiner Krone knüpfen. Nun werd die Sache dringend. Der König gewann das in Bern mächtige Haus Diesbach, und die Republik Bern erklärte dem Herzog den Krieg, wegen verschiedener Klagen, welche die Schweizer gegen ihn hatten. Carl, der mit ihnen nichts zu thun haben wollte, suchte ihnen friedfertige Gesinnungen einzuflößen; aber die Schweizer unterstützten den Herzog von Lothringen, und den Erzherzog, welchen Carl beleidiget hatte. Carl bekümmerte sich wenig um die damahls beynahe unbekannten Eidgenossen. Er ging auf sie los, wie Xerxes auf die Griechen, und hatte dasselbe Schicksal. Die Schande, von bloßen Bauern überwunden zu seyn, brachte ihn zur Verzweiflung. Er wollte Nancy wieder nehmen, dann seine Schmach tilgen. Der Herzog von Lothringen machte den Schweizern so rührende Vorstellungen, daß die Tagsatzung ihm neue Hülfe zusicherte. Carl verlor das Leben in der Schlacht. Er war der letzte männliche Abkömmling der Burgundischen Herzoge. Seine Tochter wollte den Dauphin heirathen; die Flamänder zogen den Erzherzog vor, denn sie fürchteten Ludewig XI., seine Nachbarschaft, seine Macht. Die Verbindungen der jungen Prinzessinn mit dem Französischen Hofe wurden entdeckt; sie befand sich eben auf dem Rathhause der Stadt Gent, und hatte geschworen, mit Ludewigen kein Einverständniß zu pflegen, als man ihr den Brief vorwies, den sie ihm geschrieben hatte. Sie konnte nichts darauf antworten, und die Flamänder verheiratheten sie an den Erzherzog Maximilian. Ludewig XI. ward dadurch mit Zorn erfüllt; er eroberte Burgund, aber der Mangel an Kriegszucht an dem Tage von Guinegate beraubte ihn der Franche Comté. Kaiser Friederich III., Oberhaupt des Österreichischen Hauses, hatte kein Ansehen im Deutschen Reiche. Vom Hungarischen König ward er aus Österreich vertrieben. Die Heirath seines Sohnes war demnach ein großes Glück. Die Erzherzoge sahen sich auf diese Weise an zwey Hauptgränzen des Reiches gestellt, hier gegen die Türken, dort gegen die Franzosen.

Dritte Umschaffung. Sehr betreffend ist folgende Bemerkung eines großen Mannes: So wie der Rhein, nachdem er hundert Provinzen durchströmt hat, die er bewässert und vertheidigt, sich endlich im Sande verliert, so endete kläglich mit einer einzigen Stadt das weltherrschende Römische Reich. Zur nähmlichen Zeit ward der Europäische Norden vom heiligen Ansgarius im neunten Jahrhunderte bekehrt, als Muselmannische Missionären zur Bekehrung der Türken an der Ostseite des Caspischen Meeres abgeschickt wurden. Damahls verließen die Türken ihre alten Wohnsitze. Ein Jahrhundert später unterwarfen sie sich Indostan, bald darauf Persien, Syrien und einen Theil von Klein-Asien. Das mächtige Reich von Chowaresm ward durch sie gestiftet. In der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, als der heil. Ludewig auf dem Französischen Thron saß, und Kaiser Friederich II. nach dem Einbruche der Mongolen mit Tod abgegangen war, zogen zwölf Türkische Emire vom Berg Taurus herab, wohin sie sich vor den Mongolen gerettet hatten. Einer von ihnen, Osman, war der erste Anführer der Osmanischen Türken, der hohen Pforte Stifter. Er hatte 25,000 Mann; und diese waren es, welche die Ottomanische Macht gegründet hatten. Eben dazumahl (1263) stiegen die Paläologen auf den Griechischen Thron. Michael IV. ließ den jungen Kaiser Lascaris, dessen Vormund er war, die Augen ausstechen. In diesem ganzen Hause sah man nur Verbrechen und Schwäche, und gewöhnlich beyde vereinigt. Während man in Constantinopel über die Rechtgläubigkeit des Florentinischen Kirchenrathes zankte, endigte der Türkische Sultan Mahomet (1453) dieses Reich. Bey der Unterjochung Constantinopels zitterte Europa: Papst Piccolomini entschloß sich, selbst die Christen gegen die Unglaubigen zu führen, was keiner seiner Vorfahren gethan. Jedermann richtete seinen Blick auf Hungarn, auf den Senat von Venedig, und auf die Italiänischen Fürsten. Mehrere große Männer waren von dem edeln Vorsatze beseelt, ihr Leben der Vertheidigung des Christenthums zu opfern. So dachte Johann Hunniady, Gubernator Hungarns, so der König sein Sohn, so Scanderbeg, der Moldauische Stephan, und alle jene erlauchten, mit unsterblichen Lorbeern bedeckten Helden, die uns von dem Joche der Muselmänner gerettet haben. Von Mahomets Genie und der unbezwingbaren Tapferkeit der Osmanischen Türken, die 200 Städte und 12 Königreiche erobert hatten, war alles zu befürchten. Bald darauf huldigten, unter Selim, der Herrschaft des Großherrn die Küsten von Afrika, Ägypten und Syrien. Diese Eroberungen gaben Veranlassung zu dem großen Ansehen des Hauses Österreich; sie sind der Schlüssel einer Menge von Ereignissen.

Vierte Umschaffung. Machiavel bemerkt in einem, dem Papste zugeeigneten Buche, daß alle Drangsalen Italiens vom Papste herrühren. Er konnte sich nicht zum Meister von ganz Italien machen, aber er konnte es verhindern, daß ein Dritter es nicht werde, wodurch Italiens Kräfte getheilt wurden. Jene von Frankreich und Spanien waren in der Macht ihrer Könige gesammelt, und daher war es Italien unmöglich, seine Unabhängigkeit zu behaupten.

Italien war sich selbst genug. Bey der gröbsten Unwissenheit alles dessen, was im übrigen Europa vorging, belegte es alle Völker jenseits der Alpen mit dem Nahmen der Barbaren. „Unsere Italiänischen Fürsten," sagte der große Mann,

*) Schlacht bey St. Jacob nahe bey Basel 1444.

welchen ich oben nannte, „unsere Italiänischen Fürsten, ehe sie die ultramontanischen Waffen versucht hatten, hielten es für hinlänglich, wenn ein Fürst verstünde, einen schönen Brief zu schreiben, witzige Antworten zu geben, Geist und Lebhaftigkeit im Umgange zu zeigen, eine Intrigue anspinnen zu können, ihre Zierathen von Gold und Edelsteinen mit Geschmack zu wählen, im Schlafgemache und Speisesaale mehr Glanz als die Übrigen sehen zu lassen, sich allen Vergnügungen hinzugeben, mit hochmüthiger Pracht und Geitz sich gegen seine Unterthanen zu benehmen, im Müßiggange zu leben, die militärischen Würden nach Gunst zu vertheilen, den zu verachten, welcher einen lobenswürdigen Plan vorgelegt hatte, und ihren Eigendünkel für Orakelsprüche gelten zu machen. Diese Unglücklichen fühlten es nicht, daß sie sich dadurch vorbereiteten, die Beute des ersten Angreifers zu werden. Hieraus entsprangen im 1494. Jahre die großen Schreckniſſe, die plötzlichen Niederlagen und fürchterliche Katastrophen. Darum wurden die drey mächtigsten Staaten Italiens so oft verwüstet und geplündert." *)

Neapel hatte eine Feudal-Regierung. Ferdinand, sein König sprach mit Cäsars Milde, aber handelte mit Härte gegen die Großen. Er sah die Nothwendigkeit ein, Neapel auf den Fuß anderer Reiche zu setzen; da er es nicht durchsetzen konnte, ward er verabscheuet.

Je mehr die geistliche Herrschaft wankte, desto mehr hegte der Papst Vergrößerungsabsichten in Italien. Seit Martin V. waren alle Päpste Italiäner.

Die Rovere zu Urbino, das Haus Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, und die Sforza in Mailand waren souverain. Die Bentivoglio in Bologna, die Petrucci in Siena, die Baglioni in Perugia, und die Medicis in Florenz waren auf dem Wege, es zu werden. Unter diesen Souverains und den Fürsten jenseits der Alpen hatte eine gänzliche Verschiedenheit Statt. Unsere Fürsten, als Herren geboren, sind Beherrscher einer größern Anzahl von herrschaftlichen Gebiethen geworden; die Fürsten Italiens waren nur Bürger, und hatten sich zum Meister der Republiken gemacht, wie Pisistrat, Gelon, Nabis. Daher kam es, daß unsere Fürsten nur die Herrn zu fürchten hatten, deren Gebiethe sie an sich reissen wollten; denn das Volk, zum Gehorsam gewöhnt, huldigte ihnen alsdann. Die Italiänischen Fürsten beeinträchtigten die Rechte des ganzen Volkes. Bey dieser Lage der Sachen bezeigten der alte Bentivoglio und die Medicis eine ausnehmende Gelindigkeit, damit man die Freyheit vergäße, nur auf Befriedigung der Wollüste dächte, und die ehrgeitzigen Absichten von den Vergnügungen erstickt würden. Diese Herrscher verdankten ihre Macht der Staatskunst, während die Sforza und viele andere Fürsten durch die Furcht regierten, nicht in der Mitte ihres Volkes lebten, sondern in ihren Citadellen von Leibwachen umgeben; sie verdankten ihre Macht der Gewalt. Während die Tyranney unserer Fürsten mit der Macht der Großen endigte, mußten die Grausamkeiten und die Eifersucht der obersten Gewalt in Italien fortwähren, so lange es noch unter dem Volke tugendhafte Männer gab, die ihr Vaterland liebten.

Genua unter beständigen Stürmen von seiner Höhe herabgesunken, unterdrückte Corsica, und zerfleischte sich selbst; bald war es frey, bald von mächtigen Protectoren beherrscht, heute von den Fregosi oder Aborni, morgen von einem Leinweber.

Seit den ältesten Zeiten erhielt Venedig seine Unabhängigkeit. Das Volk genoß eine vollkommene Freyheit, mit Ausnahme der Staatsangelegenheiten. Diese waren mit einer beständig gespannten Wachsamkeit behandelt, mit einem des Römischen Senats würdigen Anstand, mit bedächtiger Umsicht und Tiefe der Einsichten, wodurch der Erfolg aller Unternehmungen gesichert ward. Seit dem Doge Ziani (1171) herrschte die Republik auf dem Golfo; unter Gradenigo (1294) bildete sie sich zur Aristokratie; als Tiepolo diese umstürzen wollte (1310), setzte sie den Rath der Zehner ein. Dieser Freystaat, der älteste von Europa, reich, bevölkert, und handeltreibend, war so eingerichtet, daß kein Bürger der obersten Macht sich bemeistern konnte. Damahls besaß Venedig Cypern und Candien, und war die Vormauer der Christenheit. Es hatte nur eine schwache Seite, dieß war die terra ferma.

Die Päſſe von Italien nach Frankreich gehörten Savoyen, in dessen Staaten eine große Zahl mächtiger Baronen war. Es war viele Klugheit und Kraft vonnöthen, um sie zu gewinnen, und in Schranken zu halten. Das Geschlecht der letzten Griechischen Kaiser herrschte in Montferrat.

Ludewig XI. hatte keine andere Absicht, als Herr in seinem Lande zu werden; nachdem er aber Burgund besetzt, und sein Sohn Bretagne geerbt hatte, glaubte das Französische Ministerium, die Anträge des Cardinals Sforza hören zu können. Der Herzog von Mailand, sein Bruder, der ein Usurpator war, fürchtete für seine Macht, und uneingedenk der Gefahr, die ganz Italien drohte, rufte er die Franzosen herbey. Diese Unternehmung wurde ohne planmäßiges Benehmen ausgeführt, (1494) und dem Französischen Könige fehlte es an Geistesgaben. Bey der ersten Nachricht von der Ankunft der Franzosen starb der König von Neapel aus Furcht. Alphons, sein Sohn und Nachfolger, von panischem Schrecken ergriffen, und die Gespenster der Baronen erblickend, die er und sein Vater morden ließen, floh von seinem Thron. Sein Sohn Ferdinand ward in der Angst, welche der rasende Angriff der Franzosen und das Gemetzel der Schweizer einflößte, bald von seinen Unterthanen verlassen. In demselben Jahre, in welchem Ferdinand starb, Alphons abdicirte, und Ferdinand II. vertrieben wurde, sah Rom in der Person des Papstes einen Nero wieder; die Medicis wurden aus Florenz vertrieben, Pisa war in Aufstand; der Herzog von Mailand trat in Allianz wider dieselben Franzosen, die er herbey gerufen hatte; alle Eroberungen der Franzosen gingen so plötzlich wieder verloren, als sie gemacht wurden; alle Bande des öffentlichen Zutrauens waren gelöset; kein Vertrag, kein Recht mehr geehrt. Auf den Aberglauben und die Verstellungskunst folgte die ungescheute Ausübung der entsetzlichsten Verbrechen, und die Unterjochung von ganz Italien.

Fünfte Umschaffung. Man erzählt, daß ein Engländer, unglücklich in der Liebe, aufs Meer ging, um sich zu zerstreuen, eine wüste Insel entdeckte, und sie dem Portugiesen Don Juan Gonzalez de Zarco, Bewohner einer kleinen Stadt, die in der Entfernung einer Meile vom Vorgebirge St. Vincent liegt, kennen lernte. Heinrich, ein Sohn des Königs von Portugal, ein gelehrter Fürst, Freund der Wahrheit und des Ruhms, hatte diese Stadt erbaut, um darin mit einigen Freunden zu leben. Dieser Bericht, und einige Stellen der Alten,

*) Arte della guerra. L. VII.

bestärkten seine Begierde nach Entdeckungen. Zarco und Tristan segelten beym Vorgebirge Boyador vorbey; ein Sturm warf sie auf Portosanto, und von da aus gewahrten sie einen schwarzen Punct; es war die Insel, welche der Engländer gesehen hatte, mit dicken Waldungen bedeckt; daher erhielt sie den Nahmen Madera (Portugiesisch: Wald) In diesem Walde ward Feuer angelegt, das mehrere Jahre hindurch braunte; worauf der Madera-Weinstock gepflanzt wurde. Dieser Unternehmungsgeist, der Europa auszeichnet, der die Römer zur Herrschaft der Welt gebracht, für unglückliche Prinzessinnen, für die schönen Augen der Damen, und für das heilige Grab in hohen Thaten des Ritterthums sich erschöpfet hat, derselbe Geist ergriff mit Haß dieses reiche Feld neuer Abentheuer; jedermann wollte Länder entdecken; noch in unsern Tagen zanken sich die Nationen um den Ruhm der ersten Entdeckungen. Glücksritter von allen Ländern eeiseten zugleich ab, und manchmahl entdeckten mehrere von ihnen dasselbe Land. Dieß war das Steckenpferd des Jahrhunderts, aber es lag eine sehr weise Maxime zum Grunde. Heinrich sah Venedigs Reichthümer, und bekam Lust, an dessen Quellen zu schöpfen. Die Neger brachten Gold und Elfenbein; man wollte wissen, woher sie es nahmen. Schwer ist es, alle Auskünfte, welche sich die Portugiesen verschafften zu würdigen. Die Italiäner rühmen sich beynahe unglaublicher Dinge. Gama war es wenigstens, dem es gelang den Weg nach Indien zu finden; aber er schien sehr langwierig. Der Genueser Colombo hatte in Padua studirt, zu einer Zeit da alle Köpfe sich mit diesen Nachforschungen anstrengten, und er hatte sich Behaims, eines Nürnberger Bürgers und berühmten Seefahrers, Tagebücher verschafft. Colombo suchte auf den Weg gegen Occident nach Ostindien zu kommen, fand, was er nicht suchte, und hielt es für das, was er suchte. Er bemühte sich, das Gesehene mit den Nachrichten des Venetianers Marco Polo in Übereinstimmung zu bringen; es gelang ihm, und er glaubte in Ostindien gewesen zu seyn. Daher kommt die Gewohnheit, die Americanischen Inseln Indien zu nennen. Diese Entdeckung machte Anfangs nur die Gelehrten erstaunen, die in der Zukunft zu lesen gewohnt sind.

Wenn man eine neue, von tausend unbekannten Nationen bevölkerte Welt plötzlich in der Geschichte auftreten, die Größe aller unserer Monarchien und des alten Roms vor der Unermeßlichkeit dieser neuen Scene verschwinden, ein ungewöhnliches Treiben in der alten Welt entstehen, und diese Welt, welche noch jetzt die Folgen dieses Ereignisses nicht berechnen kann, ihre Gestalt verändern sieht, so scheint es, daß es keinen größern Umschwung der Dinge gab, als den diese Entdeckungen verursacht haben. Wenn man an der Spitze der neuern Geschichte und aller großen Dinge, welche diese Entdeckungen hervor gebracht haben, und hervorbringen werden, einen einfachen Bürger von Genua erblickt, so muß man die Götterkraft des Genies bewundern.

(Der Beschluß folgt.)

Etwas über die Spuren unserer jüngst vernichteten Urwelt.

Daß unser alter Erdball kein sechstausendjähriges Kind mehr sey, davon liegen seit ungefähr einem halben Jahrhundert freylich die evidentesten Beweise zu Tage. Wenn der Erdball nicht dann und wann aus seinen Angeln gerückt, oder wenn nicht seine bevölkerte Oberfläche zuweilen mit einem neuen ungeheuern Kalkniederschlage inkrustirt, und damit alles Lebendige verkalkt und vernichtet worden wäre, wer möchte heutiges Tages noch Professor der Geschichte seyn, und mit seinem Gedächtnisse die Großthaten aller Helden von mehrern hundert tausend Jahren umfassen und bewahren? Die so genannte „allgemeine Welt-Historie" hat sich wenigstens schon zehn Mahl mit der Erde zugleich verjüngt. Nach Cuviers und Brogniards neuesten Untersuchungen scheint jegliches unsern Planeten umwickelndes Flötzlager ein besonderes Kapitel der allzu lang gerathenen Weltgeschichte zu seyn. Für uns freylich sind, ich mag nicht einmahl sagen, leider! die unsterblichen Thaten der Helden, welche Zeitgenossen der verkalkten Urwelten, des Paläotheriums und des Anoplotheriums waren, in der Nacht der Thonschiefer-, Kalk-, Gyps-, Mergel- und Sand-Übergüsse verloren.

Wer weiß, wie lange noch das neueste Kapitel der Erdballsgeschichte dauert, in dem wir die Ehre haben zu glänzen! Vielleicht wenn einmahl ein übelgesinnter Komet zu nahe fährt, inkrustirt er unsere Erdrinde neuerdings mit Kalk- und Thonniederschlägen einige tausend Fuß hoch, — oder ein leiser Ruck in der Weltenuhr macht einen Punct des Äquators zur Erdachse, und die erstarrten Pole zu tropischen Ländern, daß die erschütterten Weltmeere weit über uns und alle Gebirge wegschlagen, und die Gebeine der Kamtschadalen nach Neu-Holland, und die Knochen des Patagonen nach Stockholm waschen. Dann wissen die Adame und Eyen, die Deukalionen und Pyrrhen, welche die, Jahrtausende nach unserer Einscharrung, wieder begrünte Erdrinde bewandern, und sich der schönen Natur erfreuen, so wenig von den Thaten und Faten unserer Alexander, Cäsaren und Friedriche, als wir jetzt von den Historien der letzt vergangenen, verkalkten oder vergypsten, oder auch nur verschwemmten Urwelt.

Man hat im vergangenen Jahre zu Bagnolet bey Paris in den erdigen Schichten, zwölf bis fünfzehn Schuh über dem ersten Gypslager, wieder einen versteinerten Palmbaum gefunden, demjenigen ähnlich, der zu Montmartre, ebenfalls zehn bis zwölf Schuh über dem Gypsflötz, früher schon gefunden worden. Vermuthlich, aber ich sage nur vermuthlich, ist dieß dieselbe aufgeschwemmte Leimen-Formation bey Paris, dieß Gemenge von Sand, Mergel und Thon, worin man schon öfters Knochen von Elephanten, Ochsen, Antilopen und andern Vierfüßern der heißern Zonen gefunden hat.

Eben so wurden im vorigen Jahre bey Osterode am Harz, und zwar kaum eine Stunde Weges von dem Platze, wo im Jahre 1751 die Knochen des Rhinozeros ausgegraben waren, angehäufte Massen von versteinerten Rhinozeros-, Elephanten- und Hiänen-Knochen (unter andern der fast vollständige Unterkiefer einer alten, mächtig großen Hiäne) entdeckt. Diese versteinerten Gebeine lagen, was wohl zu bemerken ist, ebenfalls über und zwischen den dortigen Gypsfelsen in einem Mergel-Lager, aber nur zwey Schuh unter der Oberfläche. — Man weiß durch den verdienstvoller Naturforscher Blumenbach, daß schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts am Harz Knochen vom Urelephant (Elephas primogenius) gefunden worden sind.

Im Jura-Gebirge findet man die Versteinerungen gewöhnlich in der Nähe der Gypslager am gehäuftesten; und unfern des Gypsflötzes im Sulzthal fand ich voriges Jahr in einem Mergel-Lager einen fossilen Elephantenzahn.

Entweder herrschte nun einmahl in der jüngst untergegangenen Urwelt über unsern vom ewigen Eise starrenden Nordpol das heiße Klima vom Innern Afrika's, so daß die Magnaten der tropischen Thierwelt in den brennenden Fluren Sibiriens, Deutschlands, Schwedens, Englands, Frankreichs, Nord-Amerika's u. s. w. ihr gemächliches Auskommen fanden; — oder ihre Cadaver wurden von einer ungeheuern Ergießung des Oceans vom Südpol zum Nordpol hingefluthet. Immer scheint es aber merkwürdig zu seyn, daß die meistens versteinerten Reste exotischer Säugethiere in der Nähe von Gipslagern angetroffen werden. — Wäre dieß Zufall, oder trug die Nachbarschaft des Gypses vorzüglich zu ihrer Conservation bey? — Auch sind sie jünger als die Gyps-Formationen, denn gewöhnlich sind die Ablager der fossilen Knochen in Mergelschichten über dem Gyps. — Es wäre zu wünschen, daß unsere Geognosten die Lagerstätten solcher Petrefacten, besonders auch das relative Alter dieser Lagerstätten aufs sorgfältigste zu bestimmen, und die Localitäten der verschiedensten Länder mit einander zu vergleichen suchten. Dieß fehlte bisher bey den meisten Angaben von neuen Entdeckungen, und doch würde eben das ein wichtiger Fortschritt zu einem Theil der Geologie werden.

Die Revolution, welche Palmbäume, Bambusrohr, Hiänen und Rhinocerosse, Elephanten und andere unbekannte Thiere der tropischen Welt dem Norden zuschlemmte, ist eine der allerjüngsten des Erdballs. Wäre das relative Alter dieser Revolution nicht durch genaue, geognostische Vergleichungen der Lagerungen der aufgeschwemmten Gebirgsarten zu entdecken? Solch ein Unternehmen wäre freylich nicht das Werk eines einzelnen Mannes. Aber wünschenswerth wäre zu dem Ende, wie noch zu manchem andern großen Zwecke, die Verbindung der berühmtesten Geognosten Europa's und Amerika's zu einer correspondirenden Gesellschaft, die sich ihre Erfahrungen mittheilte und publicirte.

Dem denkenden Manne ist die Geschichte des Sternes, welchen er im Weltall bewohnt, zuletzt so wichtig, als die Geschichte der Insecten oder Menschen, die darauf umher kriechen. Ob wirklich an den Ufern des Rheins, wo jetzt Eichen ihren Schatten umher werfen, in der letzten Urwelt unermeßliche Palmenwälder grünten, deren Reste noch in der Gölnischen Umbererde mit Stamm und Nuß gefunden werden, wie Lamark zeigte, ist dem Weltweisen so interessant, als ein Schlachtfeld bey Thermopylä oder Wagram. — Waren diese Palmwälder Deutschlands von gleichem Alter mit den Caoutchouc-Bäumen, die jetzt nur vereinzelt in den heißen Ländern der neuen Welt blühen, und den elastischen Gummi schwitzen, deren Überreste man aber im Jahre 1782 noch zu Castletown in England entdeckte, wo man den Caoutchouc nesterweise zwischen Schieferlagen 450 Fuß unter der Oberfläche der Erde fand? —

Niemahls sollte irgend ein Fündling aus einer oder der andern unserer vernichteten Vorwelten angezeigt werden, ohne daß nicht immer, so viel es die Umstände gestatten, das geognostische Verhalten der darüber und darunter befindlichen Gebirgsarten und Lager mit angegeben wäre. Außerdem helfen dergleichen Anzeigen neu entdeckter Fossile von fremden Geschöpfen, — Entdeckungen, die sich fast jährlich wiederhohlen, der Wissenschaft wenig oder nichts.

Biographische Züge.

Zu London starb vor etlichen Wochen der verdienstvolle Naturforscher und Chymiker Cavendish, Sohn des Herzogs von Devonshire. Statt sich dem Handel zu widmen, zu dem er als jüngerer Sohn bestimmt war, weihte er sich den Wissenschaften, und ward einer von denjenigen Gelehrten, die zu den Fortschritten der neuern Chymie das Meiste beytrugen. Die von ihm heraus gekommenen Abhandlungen sind nicht zahlreich, aber alle tragen den Stempel des erfinderischen Geistes, der Feinheit, Genauigkeit und Treue, die sie für jeden, in der Kunst Erfahrungen zu machen, zu Mustern erheben.

Cavendish war der erste, welcher die besondern Eigenheiten des Wasserstoffgases analysirte, und die Bestimmungen angab, durch welche sich dieses Gas von atmosphärischer Luft unterscheidet. Er ists, dem wir die merkwürdige Entdeckung von der Zusammensetzung des Wassers danken, wozu Scheele den Weg angebahnt hatte; der Priestley's Versuche vollendete, welcher die Gegenwart einer Säure wahrnahm, wenn er eine Folge electrischer Funken durch ein gewisses Volumen Luft fallen ließ, und worin Cavendish die Salpetersäure fand. — Es ist hier nicht der Ort, die Verdienste dieses Mannes um die Wissenschaft alle aufzuzählen, sondern nur einige Umstände seines Lebenslaufes zu melden.

Obgleich einer reichen Familie entstammt, mußte er doch als jüngerer Sohn mit äußerst geringen Vermögen verlieb nehmen. Es war ihm nie um Gelderwerb zu thun; er ließ andere glänzen und schwelgen, er wollte nur nützen. Seine Verwandten vernachlässigten ihn daher als ein sehr unwürdiges Mitglied. Nur einer seiner Oheime, der als General in den Indien gestanden, fand dieß Betragen der Familie schändlich, und um den biedern Weisen zu entschädigen, vermachte er ihm sein gesammtes Vermögen. Cavendish ward im vierzigsten Jahre der reichste Gelehrte Englands.

Mehr denn 100,000 Thaler Renten sind für manche Philosophie eine gefährliche Klippe. Aber Cavendish blieb sich gleich. Jetz erst erkannten die Verwandten alle seine großen Verdienste. Er lächelte, änderte aber weder seine einfache Lebensart, noch seine Verbindungen. Bey ihm im Hause ging alles nach unabänderlichen Formen und Regeln, einen Tag wie alle Tage. Seine Bedienten im Hause glichen Automaten; da war kein Befehl nöthig, jeder wußte, was jede Stunde zu thun war. Seine Wirthschaft war ein wohl geregeltes Uhrwerk. Seine Kleider änderten nie Stoff, nie Schnitt noch Farbe. Beständig grau gekleidet, wußte man es schon aus dem Kalender voraus, wenn für Cavendish ein neuer Rock gemacht, von welchem Schnitt und welchem Zeuge er seyn mußte. Wie in diesem, so in allem.

Und so wenig dieser Mann für sich selbst gebrauchte, mit so wahrhaft königlicher Freygebigkeit verwandte er seinen Reichthum theils für die Wissenschaft, theils für wohlthätige Handlungen im Stillen. Unter andern stiftete er eine ungeheure Bibliothek von der vorzüglichsten Auswahl, wo jeder Gelehrte, jeder, der sich unterrichten wollte, freyen Zutritt erhielt. Er hatte dazu besondere Eintritts-Billete drucken lassen für Perso-

nen, die in der Bibliothek lesen, für andere, die Bücher mit nach Hause nehmen konnten.

Bey dieser Einfalt und Herzensgüte blieb Cavendish unverheirathet. Ein Verdruß, den er in frühern Jahren, wo er an Vermählung dachte, deswegen dulden mußte, brachte ihn zum Entschluß, Hagestolz zu bleiben. Er war von so strenger, religiöser Zucht, wie Newton und Loke.

Er starb in den ersten Tagen des März 1810 an einer Harnblasenkrankheit, im sieben und siebenzigsten Lebensjahre. Er hinterließ ein Vermögen von 1,200,000 Pfund Sterling. So reich starben weder Leibnitz, noch Newton, die doch auch zu den reichen Gelehrten gezählt wurden. Er vermachte das Meiste an entfernte Verwandte, und seinem Freunde, dem Ritter Blayden, Mitgliede der Londoner Societät, ein Legat von 400,000 Livres.

Die Ehen und Ehescheidungen der Französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Carl IV. folgte Philipp VI., genannt von Valois, und bestieg den Thron im Jahre 1328. Er war der Enkel Philipp des Kühnen, und Sohn Carls von Valois. Er ist der Stammvater der königlichen Linie des Hauses von Valois, und ward zu Rheims den 29. May desselben Jahrs gesalbt. Unter seiner Regierung war es, daß Eduard III. von England, wegen seiner Mutter Isabelle, der Tochter Philipp V., auf den Thron von Frankreich Anspruch machte; Ansprüche, die so lächerlich und ungegründet sie auch seyn mochten, doch für Frankreich von den traurigsten Folgen waren, indem sie dieß Land zur Wüste machten, nach unendlichem Elende, und mehr als hundertjährigen Kriegen mit wenigen Unterbrechungen, aber doch dadurch für dasselbe wohlthätig wurde, daß England seine ausgebreiteten Besitzungen in diesem Reiche bis auf Calais verlor.

Philipp von Valois wird in mehreren Geschichtbüchern als ein Freund und Beförderer der Wissenschaften vorgestellt. Die Gründe, die man dazu hat, scheinen auf einigen dahin einschlagenden allgemeinen Verfügungen zu beruhen, die in allen policirten Ländern Europens unter dem Nahmen des Regenten ergehen, obwohl er oftmahls kaum von ihrem Daseyn unterrichtet ist; denn das Zeugniß des berühmtesten Mannes der gelehrten Welt damahliger Zeit, des Franz Petrarca, widerspricht diesem Vorgeben. Er hat uns eine Unterredung mit dem König Robert von Neapel hinterlassen. Im Verlaufe derselben kam der König auf Philipp von Valois zu sprechen. Sind Sie, fragte der König den Dichter, nie an seinem Hofe gewesen? „Nein, erwiederte Petraca, ich habe nicht einmahl gewünscht, daß ich da seyn möchte." Und warum nicht? versetzte der König lächelnd. „Deswegen, antwortete Petraca, weil es mir dünkt, daß ein Mensch, wie ich, eine unnütze und lästige Person für einen unwissenden König seyn muß. Ich will lieber in einer anständigen Mittelmäßigkeit leben, als meinen Körper an einen Hof schleppen, wo Niemand meine Sprache redet." Man hat mir gesagt, sprach der König, daß der älteste Sohn Philipps die Wissenschaften lieben soll. „Ich habe es auch gehört," erwiederte Petrarca, „aber das gefällt dem Vater nicht; man sagt sogar, daß er die Lehrer seines Sohnes als seine Feinde ansehe; aber das ist eine Sache, wofür ich nicht einstehen möchte." Bey diesen Worten wurde Robert mit Unwillen erfüllt. Nach einem kurzen Schweigen sagte er: Wie verschieden ist doch das Leben der Menschen und ihr Geschmack! Was mich anbetrifft, so schwör' ich, daß die Wissenschaften mir theurer sind, als meine Krone, und wenn ich einem oder anderm entsagen sollte, so würde ich schnell mein Diadem herunter reissen.

Philipp VI. starb zu Rogent-le-Roi, nahe bey Chartres in Beauce, den 22. August 1350 in einem Alter von 57 Jahren. Er vermählte sich 1313 mit Johanna von Burgund, Tochter Robert II., Herzogs von Burgund, und der Agnes von Frankreich; sie starb 1348. Kinder aus dieser Ehe waren: Johann und zwey Prinzen Ludewig, die kurz nach ihrer Geburt starben, Johann starb gleichfalls jung; Philipp, Herzog von Orleans ward vermählt mit Blanca, Tochter des Königs Carl des Schönen, starb 1375. Marie ward die Gemahlinn Johanns von Brabant, Herzogs von Limburg. 1349 vermählte sich Philipp VI. abermahls mit Blanca, Tochter Philipps, Grafen von Evreux, und der Johanna von Navarra, sie starb 1398; eine Tochter, Nahmens Blanca, die 1371 starb, war die Frucht dieser Ehe. Ihm folgte sein Sohn Johann am 22. August 1350 in einem Alter von 40 Jahren, er ward zu Rheims den 26. September gesalbt, und mit seiner zweyten Gemahlinn gekrönt. Er starb zu London im Jahre 1364 im 54. Jahre seines Alters, und ward zu St. Denis beygesetzt.

In erster Ehe war König Johann mit Bona von Luxemburg, der Tochter Königs Johann von Böhmen im Jahre 1332 vermählt. Sie starb 1349, und ward zu Maubisson beygesetzt. Er hatte folgende Kinder von ihr. Carl V., Ludewig, Stammvater der Herzoge von Anjou, welche die zweyte Linie der Könige von Neapel gebildet haben, er starb 1388. Johann, Herzog von Berry, er starb ohne Nachkommenschaft im Jahre 1416. Philipp der Kühne, Stifter der letzten Linie der Herzoge von Burgund, er starb 1404. Johanne, Gemahlinn Carls des Schlimmen, Königs von Navarra, starb 1373. Marie, vermählt mit Robert I., Herzog von Bar, starb um das Jahr 1404. Agnes, starb 1349, Margaretha 1352. Isabelle, Gemahlinn Johann Galeaz, ersten Herzogs von Mailand.

Im Jahre 1349 vermählte sich König Johann zum zweyten Mahl mit Johanne, Tochter Wilhelms XII. Grafen von Boulogne, und der Margarethe von Evreux, die schon Mutter von Philipp von Rouvre, letzten Herzogs der ersten Burgundischen Linie war. Sie starb im Jahre 1361 ohne Kinder. Ihm folgte sein Sohn.

Carl V., der den Thron 1364 in einem Alter von 24 Jahren bestieg. Er erhielt den Beynahmen des Weisen. Unter allen Prinzen Frankreichs war er der erste, der den Titel Dauphin führte. Er ward zu Rheims mit der Königinn seiner Gemahlinn den 19. May 1346 gesalbt und gekrönt. Er starb den 16. September auf dem Schlosse Beaute im Walde von Vincennes, in einem Alter von 42 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt.

Er hatte im Jahre 1349 Johannen, Tochter Peter I. Herzogs von Bourbon, und der Isabelle von Valois, geheirathet, sie starb 1377, nachdem sie die Mutter folgender Kinder gewesen: Carl VI., Ludewig, Herzog von Orleans, Großvater Ludewigs XII., und Urgroßvater Franz I.; er starb 1407. Ein Sohn und drey darauf folgende Töchter starben in ganz jun-

gen Jahren, die Prinzessinnen, Marie und Isabella, beyde 1377. Catharine, vermählt an Johann von Berri, Grafen von Montpensier, starb 1389. Ihm folgte sein Sohn Carl VI., er war 12 Jahre 9 Monathe alt, da er im Jahre 1380 den Thron bestieg; er ward am 4. November desselben Jahres zu Rheims gesalbt und gekrönt, und starb zu Paris im Hotel de St. Paul, den 20. October 1422, in einem Alter von 54 Jahren. Er ward zu St. Denis beygesetzt. Seine Gemahlinn war die, in der Geschichte Frankreichs durch das schreckliche Elend, so sie über dieses Land verbreitete, berüchtigte Isabelle, ein Abscheu jedem Rechtschaffenen, welche wir unserm Plane zufolge etwas näher kennen lernen müssen.

Isabelle war die Tochter Stephan II., Herzogs von Bayern, und 14 Jahre alt, als sie 1385 nach Frankreich kam. Am 14. July desselben Jahres ward sie mit dem jungen Könige vermählt. Im Jahre 1380 ließ sich Isabelle krönen, und hielt ihren feyerlichen Einzug in Paris. Obgleich Frankreich um diese Zeit nach den schrecklichsten Kriegen im tiefsten Elende schmachtete, so wurden zu diesem Schauspiele doch die ungeheuersten Summen aufgetrieben. Paris, welches noch kurz vorher in der tiefsten Trauer und der Schauplatz der schrecklichsten Execution gewesen war, mußte nun fröhliche Schauspiele geben, und eine gezwungene Freude verbarg auf einige Augenblicke die finstere Traurigkeit seiner unglücklichen Bewohner. Die Geschenke des Hotel de Ville betrugen eine Summe von 60,000 Goldkronen. Turniere, Feten, Gefechte, Tänze und maskirte Bälle wurden gegeben, und hierbey wurde der Sittlichkeit eben so wenig als der Reichthümer der Nation geschont. Von dieser Zeit an begann der gehässige Umgang der Königinn mit ihrem Schwager, dem Herzog von Orleans, und der Herzoginn Margeretha von Bayern mit eben diesem Prinzen. Während dieser Ausschweifungen verheerte eine zügellose Soldateske die Felder, und würgte diejenigen, die es wagten, in Klagen auszubrechen. Bald nach der Krönung wurde der Salz-Impost erhöhet, der Gehalt der Münzen verringert. Fünf bis sechs Mahl in einem Jahre wurden die nähmlichen Impostен gefordert. Durch Executionen und Confiscationen wurden die Dörfer verwüstet, und ein großer Theil der Landleute hatte sich nach Spanien begeben, um dem Tode und dem Elende zu entgehen. Die schwelgenden Tyrannen ließen selbst diejenigen, welche für ihr Vergnügen arbeiteten, des Hungertodes sterben. Bey aller Schwachheit und Stumpfsinnigkeit hatte Carl VI. doch noch einige Gefühle von Rechtlichkeit, und wagte den Schändlichkeiten zuweilen einigen Einhalt zu thun. Aber auch dieser letzte Trost sollte der Nation geraubt werden. Carl VI., der Sohn eines stets siechen Vaters, der häufig mit schauderhaften Krankheiten gekämpft hatte, war von Kindheit an stets schwächlich gewesen; nach einem hitzigen Fieber verfiel er in eine Melancholie, und nach der Erscheinung eines Gespenstes im Walde bey Mons, über das uns die Geschichtschreiber in Ungewißheit lassen, ob es ein Spiel seiner Phantasie, oder ein Werkzeug der Königinn, seine ohnehin schwache Vernunft völlig zu zerrütten, gewesen, in eine wirkliche Tollheit. Man hat indeß nicht nöthig, zu den vielen erwiesenen Verbrechen der Königinn ihr dieses noch unerwiesene aufzubürden. Der an Leib und Seele schon zerrüttete König machte die Reise in der brennendsten Sonnenhitze zu Pferde, und in einer Kleidung, die aus mehreren hundert Ehlen Sammet bestand, unter denen sich vorzüglich eine Mütze von eben diesem Fabrikate von ungeheurer Größe und Schwere auszeichnete. Ein zur Carnavals-Zeit angestellter Ball, wo durch die Unvorsichtigkeit, wo nicht Bosheit des Herzogs von Orleans mehrere Personen ein Raub der Flammen wurden, und der König einem gleichen Schicksal nur mit Mühe entrann, verrückte abermahls seinen Geist.

Da die Anfälle seines Wahnsinns immer heftiger wurden, so wagte es die Königinn nicht mehr, bey ihm zu bleiben, und führte ihm an ihrer Stelle ein junges Mädchen zu. Sie hieß Odette Champdivers, und war die Tochter eines Pferdehändlers. Die Königinn schenkte ihr Häuser, setzte ihr eine ansehnliche Pension aus, und sie mußte mit dem Könige den ekelhaftesten Umgang treiben. Isabelle, mit diesen Leiden Frankreichs noch nicht zufrieden, rief noch die Plagen schrecklicher Kriege über das unglückliche Königreich. Sie hatte es so weit gebracht, daß ihre Tochter den Eroberer der Hauptstadt des Reichs und eines großes Theils Frankreichs, den König Heinrich V. von England zum Gemahl bekommen, und gehofft, daß sie nach seinem Absterben die Vormundschaft über ihren Enkel erhalten, und das Reich nach Gutdünken würde beherrschen können. Allein hierin betrog sie sich; sie ward von den Engländern mit Verachtung behandelt. Mazeray sagt: „Sie wurde dermaßen verachtet, daß man auf den Straßen nach ihr mit Fingern wies. In diesem schrecklichen Elende, bey diesen Beschimpfungen erregten ihre Thränen, ihr einziger Trost, nur Spott und ihre Klagen Gelächter; denn so viele Schmach sie auch tragen mußte, so reitzte sie doch weit mehr den Zorn als das Mitleiden von rechtschaffenen Leuten. So gedemüthigt lebte sie noch zehn Jahre, und starb endlich im Jahre 1435. Folgendes war ihre und Carls VI. Nachkommenschaft: Carl, starb sehr jung. Carl, Herzog von Guienne, starb, 1400. Ludewig starb, ohne von Margarethen von Burgund Kinder zu haben, im Jahre 1415. Johann, vermählt mit Jaqueline von Bayern, von der er keine Kinder hatte, starb 1416. Carl VII. Philipp starb am Tage seiner Geburt. Johanne, starb jung. Isabelle heirathete in erster Ehe Richard II. König von England, in der zweyten Carl, Herzog von Orleans, starb 1409. Johanne, ward vermählt an Johann VI., Herzog von Bretagne, starb 1433. Marie starb 1438. Michelle ward an Herzog Philipp den Gütigen von Burgund vermählt, von dem sie keine Kinder hatte, sie starb 1412. Catharina, vermählt mit Heinrich V., König von England, starb 1438.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Neueste Statistik des Großherzogthums Baden.

Bevölkerung.

Im J. 1804 bis 1805	423,452	Seelen.
Im J. 1809	910,866	—
(Darunter	13,587	Juden.)
Staatseinkünfte	2,053,936	Gulden.
Staatsausgaben	3,472,765	—

Neue Organisation des Großherzogthums Baden. Eintheilung in folgende zehn Kreise:

1) Seekreis; 2) Donaukreis; 3) Wiesenkreis; 4) Trisamkreis; 5) Kinzigkreis; 6) Murgkreis; 7) Pfinzkreis; 8) Neckarkreis; 9) Odenwälderkreis und 10) Main- und Tauberkreis.

Das Großherzogthum Hessen begreift:

	QMeil.	Einw.
1. Das Fürstenthum Starkenburg	58	140,034
2. Das Fürstenthum Oberhessen	57 3/4	146,143
3. Das Herzogthum Westphalen	72	131,888
	167 3/4	418,065

4. Die Souverainetäts-Lande:

	QMeil.	Einw.
Hessen-Homburg	9	7,000
Burggrafschaft Friedberg	9	18,000
Grafschaft Erbach	12	32,000
Herrschaft Ilbenstadt		
Grafschaft Gedern	5/8	2,000
Fürstenthum und Grafschaft Solms	15 1/2	40,000
Fürstlich Sain-Wittgensteinsche Länder	9 1/2	24,300
Herrschaft Breuberg, Heubach und Habitzheim.		
Summa:	55 3/8	123,300

Folgendes ist die neueste Angabe der Bevölkerung sämmtlicher Länder unter Brittischer Herrschaft in und außer Europa.

In den Europäischen Ländern überhaupt, ohne Malta	16,531,000 Seelen.
Zu Malta	88,000 —
In Ostindien	47,000,000 —
(Darunter befinden sich aber noch nicht eine Million Europäer.)	
Auf dem Vorgeb. d. guten Hoffnung	70,000 —
In Canada	295,000 —
In Neu-Foundland	25,000 —
In Neu-Schottl. und Neu-Braunsch.	150,000 —
Auf Jamaika	353,000 —
In Neu-Holland	6,467 —
Summa:	64,418,467 Seelen.

Einige statistische und geographische Nachrichten von der Grafschaft Wittgenstein-Wittgenstein. — Hier folgender Auszug.

Die Grafschaft Wittgenstein ist ein bergiges und waldiges Ländchen, dessen Boden wenig fruchtbar, und daher auch der Ackerbau nicht beträchtlich und der Ertrag des Getreides für den Bedarf des Ländchens nicht hinreichend ist. Desto reicher ist das Ländchen an Holz und Mineralien. Der Wittgenstein-Berlenburgische Antheil macht 2/5, und der Wittgenstein-Wittgensteinsche 3/5 des Ländchens aus. In diesen letztern sind 40,000 Morgen Waldungen, die alle herrschaftliches Eigenthum sind. — Die Nahrungsquellen der Einwohner sind: Ackerbau, Viehzucht, Kohlenbrennerey, Landfuhrwesen, Verdienst bey den herrschaftlichen Gütern und Hämmern; auch Wollspinnerey.

Die Grafschaft Wittgenstein wird nach ihrer politischen Verfassung eingetheilt, in: 1) Das Residenzschloß Wittgenstein, mit einem Vorwerke, und einigen andern Häusern und Höfen. 2) Die Stadt Laasphe mit 154 Brandstätten, nebst der Laasphe Hütte. 3) Das Banfer oder Fischbacher Viertel. 4) Das Freudinger Viertel. 5) Das Arfelder Viertel. 6) Das Elsoffer Viertel oder die Vogtey.

Summa im ganzen Ländchen: 67 Ortschaften, 1017 Brandstätten, 10 Vorwerke, 3 herrschaftliche Mühlen, außer der Schloßkirche 7 Kirchen, 9 Capellen, 5 Eisenhämmer, 2 Eisenhütten. — In kirchlicher Hinsicht ist es in das Schloß Wittgenstein und 7 Kirchspiele abgetheilt.

Paris. — Durch ein Decret vom 1. März d. J. hat der Kaiser von Frankreich verordnet, daß die bisherigen Fürstlich-Primatischen Länder, jetzt das Großherzogthum Frankfurt genannt, nach dem Absterben des jetzigen Fürsten Primas dem Prinzen Eugen Napoleon, Vice-König von Italien, als ein für ihn und seine Nachkommen erbliches Fürstenthum zufallen. Sollten aber die Nachkommen desselben aussterben, oder derselbe als Prinz von Italien auf den Thron dieses Königreichs berufen werden, so behält der Kaiser sich und seinen Nachfolgern es vor, über dieses Großherzogthum weiter zu disponiren.

In dem Concordat sind, durch ein kaiserliches Decret, nach eingeholten Gutachten des Bischofsrathes zu Paris, folgende Änderungen gemacht worden: Die Brevets der Pönitentiarie, die bloß an den innern Gerichtshof (das Gewissen) gerichtet sind, können ohne weitere Autorisation in Ausübung gebracht werden. — Die Verfügung, daß die Bischöfe keinen Geistlichen zum Priester weihen sollen, der nicht wenigstens ein jährliches Einkommen von 300 Francs hat, ist aufgehoben. — Desgleichen die Verordnung, daß ein zu ordinirender Priester nicht unter 25 Jahren alt seyn soll. Jeder Geistliche kann zum Priester geweiht werden, wann er nur volle 22 Jahre alt ist; aber keiner kann zwischen dem Alter von 22 und 25 Jahren ohne die Einwilligung seiner Ältern zu der Priesterweihe zugelassen werden. — Auch die Verfügung, kraft welcher die General-Vicare der erledigten Bisthümer auch nach dem Tode der Bischöfe bis zur Wiederherstellung des bischöflichen Stuhls ihre Amtsverrichtungen fortsetzen können, ist aufgehoben. Die Regierung der erledigten Diöcesen soll nach den organischen Gesetzen besorgt werden, und das Kapitel der Domkirche soll dem Minister der Gottesverehrung die von ihnen erwählten General-Vicare anzeigen, damit der Kaiser ihre Ernennung anerkennen könne.

Durch ein Decret von 1810 sind zu Staatsgefängnissen in Frankreich bestimmt: die Schlösser von Saumur, Ham, If, Landskron, Pierre-Chatel, Fenestrella, Campiano und Vincennes — und zwar für Staatsverbrecher, die aus politischen Gründen weder vor einen Gerichtshof gezogen, noch frey gelassen werden. Die Maßregeln sind dabey getroffen, daß kein Unschuldiger je eingesperrt werde. Jährlich muß dem Kaiser Bericht darüber erstattet werden.

Wenn man die ganze Population des Französischen Reichs nach den Sprachen eintheilt, welche in den verschiedenen Theilen desselben gesprochen werden, so findet man nach der Berechnung des Herrn Coquebert Monbret folgendes Resultat:

Einwohner, welche sprechen	
Französisch	28,126,000
Italienisch	4,019,000
Deutsch	2,705,000
Flamändisch	2,277,000
Nieder-Brctanisch	967,000
Baskisch	108,000
Summa:	38,202,000

Einige Nachrichten von den Landen des Fürsten Salm-Kyrburg und Salm-Salm. Diese Länder begreifen:

1. Das Amt Ahaus, wozu gehören:

1) Das Gericht zum Homborn auf m Brem mit	14,706 Seelen.
2) Das Gericht Borken mit	3,874 —
3) Das Gericht zu Vreden mit	6,974 —
4) Das Gericht zu Ahaus mit	7,854 —
5) Das Patrimonial-Gericht in der Herrschaft Lembeck mit	4,476 —
6) Das Patrimonial-Gericht in der Herrlichkeit Velen mit	1,829 —
7) Das Patrimonial-Gericht in der Herrlichkeit Raesfeld mit	1,130 —
Summa:	40,843 Seelen.

2. Das Amt Bocholt begreift:

1) Stadt und Amtsgericht Bocholt mit	12,215 Seelen.
2) Das Gericht zu Werth mit	590 —
Summa:	12,805 —
Total-Summa:	55,286 Seelen.

Dem Hause Salm-Salm gehört auch noch die beträchtliche Herrschaft Anhalt-Anhalt an der Holländischen Gränze.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 11. und Mittwoch den 13. Juny 1810.

Factiose Zeiten machen so ungläubig an jede Tugend, daß selbst die unverstellteste Meinung mißgedeutet wird wie List. Es ist aber unmöglich, ohne Vertrauen etwas Großes auszuführen.

Johann von Müller.

(70 und 71.)

Historische Versuche
durch
Johannes Müller.

IV. Abschnitt.

Jahrhundert der Staatsumwälzungen.

(Beschluß.)

Sechste Umschaffung.

Die Wiedergeburt der Wissenschaften fing mit dem 14. Jahrhundert an, und entwickelte sich im 15.

Kurzer Abriß der Geschichte der Wissenschaften. — 1. Zeit der einfachen Denkart bis zu Perikles. — Zur Zeit der ursprünglichen Einfalt bestand die Wissenschaft in der Kenntniß nützlicher Dinge. Ihre Form war der Fassungskraft aller Menschen angemessen. Die Geschichte, mit Allegorien verwebt, enthielt alle Wissenschaft; weil Jedermann fühlen kann. Aber nicht Jedermann kann Vernunftschlüsse ordnen. Die allgemeinen Begriffe sind ein Eigenthum der Gelehrten, und damahls gab es keine Gelehrten. Wer eine Thatsache, oder eine Reihe derselben in Erinnerung bringen wollte, konnte nicht ein ganzes Gesang eines Gedichtes declamiren, und man zog davon das Resultat in der Form eines Denkspruches. Diese Denksprüche waren Anspielungen. Die gesammte Wissenschaft war in Versen abgefaßt, damit man sie leichter im Gedächtniß behalten konnte. Da diese Verse nur nützliche Dinge enthielten, so machte man davon beständigen Gebrauch, und dadurch wurden sie verewigt.

2. Zeit der Verfeinerung; bis zu Demosthenes bey den Griechen, bis zu Tacitus bey den Römern. Aus der fleißigen Bearbeitung des Bodens entstand der Reichthum; aus dem Reichthume die Absönderung der Beschäftigungen. Die Wohlhabenden zogen die leichtern Arbeiten vor; den minder Wohlhabenden blieb keine Wahl übrig. Durch die fortdauernde Beschäftigung mit demselben Gegenstande entstanden neue Ideen. Um diese auszudrücken bedurfte es neuer Wörter, und die Sprache bereicherte sich. Da nicht alle Wörter gleich wohlklingend sind, so befliessen sich jene, die im Sprechen gefallen wollten, auf ihre Auswahl, und hierin bestand die Beschäftigung derjenigen, die Anreden halten wollten. Es fiel Einigen ein, jungen Leuten ihre Bemerkungen mitzutheilen; sie bestimmten daher den Sinn verschiedener Wörter, und den verschiedenen Sinn desselben Wortes in verschiedener Stellung. Daraus entstanden Definitionen, und zwar zuerst in der Rhetorik. Das Klima spendete eine so rege Lebhaftigkeit, und die Regierung gewährte eine so ungestörte Freyheit, daß man von Gefühlen gedrängt ward, und das auszudrücken wagte, was man fühlte. Für so viele Abstufungen des Gefühls waren Ausdrücke vonnöthen, und die Gelehrten brachten Verfeinerung in die Gefühle und in die Sprache. Anfangs legte man Kunst im Ausdrucke, dann in der Anreihung der Gedanken; man wollte, daß einer nach dem andern folgte, und der erste zum Schlüssel aller übrigen diente. Durch den allmähligen Gang der Dinge ward ein Aristoteles vorbereitet. Er gebrauchte überall der Kunst; da aber die Regierungen mit dem Volks-Charakter verwebt waren, so durfte die Kunst sich nicht von der Natur entfernen. Die vorzüglichern Bürger wollten herrschen, und man schrieb Bücher für sie. Die alten Schriftsteller hatten nur über Lebensphilosophie geschrieben; jene beabsichtigten die Staatsverwaltung. Diese Gattung Schriften ward seltener, als sich die Freyheit verlor, und verlor sich, als die Freyheit vergessen ward.

3. Verfall der Wissenschaften. Die Behauptung ist nicht richtig, daß der Gang des menschlichen Geistes zum verderbten Geschmack führe, und es ist nicht wahr, daß man dahin gelange, sich an der Natur zu ermüden. Allein nach dem Verlust der Freyheit ward jedermann umsichtig, und man sprach nur halblaut. Da man jenen, die allmächtig waren, gefallen wollte, und an den Höfen die Natur am wenigsten gekannt und geliebt, die Feinheit am meisten geschätzt wird, so entfernten sich die Schriftsteller von der Einfachheit. Die verfeinerten Dinge verlieren ihren Werth, wenn sie veralten; daher erfand man deren immer neue, und man erschöpfte sich. Homer, Lucrez, Herodot und Cäsar haben mehr Ähnlichkeit wegen ihrer Einfalt unter sich, als Seneca, Lucian, Plinius der Jüngere und die spätern Schriftsteller, die in ihren Wortspielen, und in ihrem verderbten Geschmack sich gleich sehen. Als die Gelehrten um das Volk sich nicht mehr bekümmerten, verachtete das Volk ihre Wissenschaft. Jene hingen sich an die Regierun-

gen, und die Regierungen bezahlten sie; eine unbekannte Übereinkunft in den älteren Freystaaten! Die Gelehrten verloren dabey; denn die Schriften, in den zwey ersten Perioden verfaßt, waren bestimmt, so lange zu dauern als die menschliche Natur. Jene der dritten verloren bey jeder Veränderung des Hofgeschmacks ihren Werth. Auch das Volk erlitt dabey einen reellen Verlust, denn sich selbst überlassen, ward es blöde und roh. Der Verlust der Freyheit zog jenen der Wissenschaften, und die Verwilderung des größten Theiles des Menschengeschlechtes nach sich.

4. Mittelalter. Die mitternächtlichen Völker lebten in ursprünglicher Einfalt. Eben so schrieben ihre ersten Schriftsteller, und man konnte das Erscheinen einer bessern Zeit erwarten. Aber anstatt daß man sonst fühlte, und dachte, studierte man damahls, und die Wissenschaft sank zum Gewerbe herab. Wenig bekümmerten sich die Gelehrten darum, ob man sie verstünde, wenn man sie nur bewunderte. Jene, die an den Höfen lebten, glaubten in der Welt zu leben; denn der Hof war ihre Welt. Die Schwächen des Fürsten, des Ministers und der Favorite ausforschen, hieß seitdem Weltkenntniß. Da in dieser Welt nicht die ganze Nation leben konnte, vergaß man ihre Existenz, niemand bekümmerte sich um ihre Aufklärung, und jene Völker traten niemahls aus ihrer Unwissenheit hervor. Die Gewalt galt für Staatskunst; daher erwähnen die Schriftsteller weder der Sitten noch der Gesetze mehr, nur der Schlachten; und da die Gewalt allein dabey entschied, so lehren sie uns bloß Ereignisse kennen.

Die Wissenschaften, im Schooße der Freyheit geboren, bey ihrem Fortschreiten vervollkommnet, unter dem Despotismus der Kaiser herabgewürdigt, wurden unter jenem der Priester vernichtet. Nicht nur lehrten die Schriftsteller nichts Nützliches mehr, sie begnügten sich nicht, Ungereimtheiten vorzutragen, sondern sie wollten sogar aus manchen Glaubensartikel machen; denn die Regierungen bestanden durch die Dummheit, und die Gelehrten durch die Regierungen. Diese Schmach verdunkelte den Ruhm des menschlichen Geistes bis zum dreyzehnten Jahrhundert.

5. Wiedergeburt der Wissenschaften im dreyzehnten Jahrhundert. Dasselbe Jahr erblickte die Wiederherstellung der Englischen Freyheit durch die magna Charta, und die Morgenröthe eines neuen Tages durch die Geburt Rogers Baco, der ohne Widerrede der größte Geist des ganzen Mittelalters war. Die Früchte seines Genie's waren verderblich für sein Glück, und Anfangs wenig fühlbar zum allgemeinen Vortheil. Während seiner Anstrengungen, die Welt aus dem kläglichen Todesschlaf zu reissen, der auf ihr lastete, lebten die Wissenschaften in Italien mit der Freyheit wieder auf, und sie fingen, wie ehemahls, mit der Dichtkunst an.

Im vierzehnten Jahrhundert. Bald erhob sich Dante's Genie. Er trat mit majestätischer Größe und noch wilder Originalität auf. Man erkannte an ihm nicht nur den Dichter, sondern auch den Staatsmann. Gleich nach ihm erzählte Boccaz. Darauf folgte Petrarch, Lauren und die Quelle von Vauclüse verewigend. Mit Giotto erschien die Baukunst wieder.

Im fünfzehnten Jahrhundert. Der menschliche Geist empörte sich nach und nach gegen das Joch des Aberglaubens. Wenn man Gerson's Stachelreden hörte, wenn man das Staunen des Kirchenrathes von Constanz über die würdevolle Aufloderung dieses großen Mannes gegen die Mißbräuche der Kirche erblickte, wenn man den gebildeten Geist des Nicolas von Clemangis, die Lateinische Eleganz seiner Schriften, die edle Freymüthigkeit, welche darin herrscht, zu bewundern hatte, dann den Feuereifer des Poggio für die Reste der alten Literatur, die Entschleyerung des Betruges der erdichteten Schenkungen durch Valla; wenn man Äneas Silvius Piccolomini, einen der gelehrtesten und liebenswürdigsten Männer an der Spitze der Christenheit auf dem heiligen Stuhle sitzen, und Platina sah, wie er so viele ältere Päpste belobte, und denjenigen so kühn tadelte, unter welchem er lebte, den großen Savonarola, der Freyheit Anhänger und Roms Feind, überall Dichter, überall Schriftsteller, eine Menge neuer Irrthümer, Lehrgebäude durch Ungereimtheiten bis zum Wundervollen aufgethürmt, ergriffen, und mit Enthusiasmus verfochten, so schien der menschliche Geist ein angeschmiedeter Riese, der in seinen Ketten knirscht.

Plötzlich erwachte die Liebe zu den alten Schriftstellern, und als wollte man sie für so lange Vergessenheit entschädigen, ging man für sie in Fanatismus über. Alphons, König von Arragonien und Neapel, schickte eine Gesandtschaft, um einen zu Padua begrabenen Arm des Titus Livius begehren zu lassen, und er betheuerte, daß er lieber beyde Königreiche als einen Theil seiner Kenntnisse verlieren wollte. Anton von Palermo, im Begriffe die Geschichte zu schreiben, verkaufte sein Haus, um den Titus Livius sich anschaffen zu können. Auf einmahl fing die Bewunderung der Äneide an; wie die Heiligen, so verehrte man Virgil bey seinem Grabe. Cicero hatte mehr Schüler als irgend ein anderer großer Mann. Die Ciceronianer hatten jedes Wort, sogar eigene und Gattungsnahmen in Abscheu, deren Latinität nicht durch die Schriften des Cicero bewiesen werden konnte. Das Christenthum ward in Heidnischer Sprache übersetzt. Alle Freystaaten, alle Könige, Päpste und Prälaten wetteiferten, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, alle alten Denkmähler des Genie's, die seit mehreren Jahrhunderten ohne Glanz und Nutzen in plumpen Thürmen alter Klöster verborgen lagen, öffentlich an das Licht zu bringen. Die lange Reihe der vom Schiffbruch geretteten alten Schriftsteller fing mit den 1465 in Mainz gedruckten Pflichten des M. Tullius Cicero an. Zu gleicher Zeit erschien Horazens Ode: diffugere nives, redeunt jam gramina campis. Zwey Jahre darauf bekam man den Tacitus, in Herrmanns altem Vaterlande, zu Corvey. In dem Zeitraume dreyer Jahre wurden Cicero, Cäsar, Virgil, Titus, Livius, Plinius der Ältere, Quintilian, Silius und Lucan heraus gegeben; 12475 Exemplare alter Classiker erschienen in der einzigen Stadt Rom.

So wie ehemahls die Hunnen, beym Einbruche in das Reich der Gothen, sie auf den Römischen Staat geworfen hatten, so kamen damahls eine Menge Gelehrter, vor den Waffen des Sultans Mahomed flüchtig, aus dem äußersten Colchis, aus allen Theilen Klein-Asiens, aus Constantinopel und Griechenland an. Das erste Griechische Buch erschien 1476 in Mailand. Constantin Lascaris aus dem Geschlechte der alten Kaiser gab sein Werk über die Griechische Sprache heraus. Zwölf Jahre darauf (1488) erschien Homer in Florenz unter den Auspicien Lorenzo's von Medicis, Vaters

der Musen, durch Besorgung des Demetrius Chalcocondilas, eines Athenienſischen Bürgers. Jeder Fürſt rechnete es ſich zur Ehre, die aus Griechenland flüchtigen Musen aufzunehmen, und nicht zufrieden, ſie zu unterſtützen, vergaßen mehrere Fürſten alles, um ſich den Wiſſenſchaften ganz zu widmen. Kaiſer Maximilian, Ferdinand, König von Neapel, Ludewig Moro und Ferdinand der Katholiſche, unterſtützten ſie. Lorenz von Medicis hatte eine für ihre Reitze empfängliche Seele, und war ſelbſt Dichter. Mit aller Anmuth der Jugend, des Geiſtes und Geſchmackes ausgeſtattet, war Lorenz von dem Hang zum Ruhme und Genuß beſeelt. Er war die Freude und Zierde von ganz Italien. Da er alle Geiſter in Eintracht zu bringen, und für die Erhaltung des Friedens zu vereinigen wußte, ſo war ſein Tod ein Signal von Unglücksfällen.

Die Griechen brachten nur Bücher; das Genie ſtrahlte bey den Italiänern ſchon vor ihrer Ankunft; ſie ſelbſt waren davon entblößt. Es war unmöglich, daß der Papſt den alten Eifer der Verehrung länger behaupten konnte. In einem Augenblicke waren alle Dämme durchbrochen. Nun war aber der menſchliche Geiſt durch gar keinen Grundſatz mehr zurück gehalten, man ſah überall Geſetze, die man geehrt zu haben ſich ſchämte; dann fing man an, die Religion zu verachten, und jeder Art von Wohlanſtändigkeit zu trotzen. Die Großen, die Gelehrten wurden — Atheiſten.

In vollſtändiger Rüſtung, mit dem Helm bedeckt, zog Julius II., ſiebenzig Jahre alt, zur Befreyung Italiens. Als er den Tod heran nahen ſah, verſammelte er die Cardinäle, und ſprach mit edler Beredſamkeit auf Alt-Römiſch von der Nothwendigkeit, Italien vom Joche der Barbaren zu befreyen. In ſeinem Teſtamente bedachte er weder das Haus Rovere, woraus er entſproſſen war, noch die Höflinge, ſeine Schmeichler. Bis zum Hinſcheiden mit höhern Gedanken beſchäftigt, ſtarb er mit dem Wunſche, die Helden zu ſehen, deren Tugenden er nachgeahmt hatte. Aber unter ſeinem Nachfolger herrſchte an dem Römiſchen Hofe auf einer Seite Verſchwendung, Gottloſigkeit und Schwelgerey, auf der andern ſo viel Witz, ſo viel Liebe für das Schöne, daß man den Fall dieſer Herrſchaft, wegen Nichtachtung jener Grundſätze, die ſie gegründet und erhalten hatten, leicht voraus ſehen konnte.

Die Deutſchen und Schweizer nahmen die Sache ernſthafter. In Italien las man den Horaz, und bald darauf den Aretin, in Deutſchland die ernſten Schriftſteller und Kirchenväter. Die Italiäner lernten, was Schön und Angenehm war, die Deutſchen nahmen einen Charakter-Zug von Kühnheit an. Bey ihnen vermochten die Sitten viel, bey den Franzoſen und Spaniern weniger; Italien hatte weder Sitten noch Geſetze. Als Leo X. in einer Geldverlegenheit Ablässe verkaufen ließ, (was man ſeit vier Jahrhunderten zu thun gewohnt war) ſo kauften ſie Spanier und Franzoſen, weil ihre Könige es wollten. Die Deutſchen überlegten, unterſuchten, und weigerten ſich. Der Widerſpruch dieſer Barbaren machte keinen Eindruck beym Römiſchen Hof; denn man war gewohnt in ähnlichen Fällen den Bannfluch ergehen zu laſſen. Luther ward excommunicirt; dadurch kamen aber die geiſtreichen Leute in Rom aus ihrer Faſſung, daß Luther die Bannſtrahlen des Vaticans verachtete.

Er ſtellte ſich allein dem oberſten Kirchenhaupte entgegen, deſſen Macht acht Jahrhunderte befeſtigt hätten. Ein Privat griff dieſes alte, durch Staats-Intereſſe an Carl V. geknüpfte Reich an, der auf dem Puncte war, die Welt zu unterwerfen. Der ſchwache Schutz des Sächſiſchen Churfürſten konnte Luthern nicht gegen den Kaiſer und zwey Drittheile von Europa ſichern, nicht gegen den Witz der Italiäner, der ihm dadurch ſchaden konnte, daß man ihn lächerlich machte, nicht gegen die Klingen eines fanatiſchen Haufens, nicht gegen Dolche und Giftmiſchereyen von tauſend Böſewichtern, die kein Verbrechen erſchreckte, am allerwenigſten ein ſolches, wodurch alle Übrigen abgebüßt würden. Wenn Carln V., der in Spanien durch die Inquiſition herrſchte, es gelungen wäre, ſie in Deutſchland einzuführen, ſo läßt ſich beurtheilen, was daraus entſtanden ſeyn würde, wenn man ſieht, was aus der Nation des D. Michel de Cervantes, des Guevara, und D. Lopez de Vega geworden iſt. Zur Zeit Carls V. lief das Deutſche Reich Gefahr, wieder unter den Deſpotismus und das Joch der Prieſter zu fallen. Unſere Achtung verdient derjenige, der es davon los riß, und der erſte die Loſung zur Denkfreyheit gab.

Beſchluß. Gemählde von Europa mit Anfang der neuern Geſchichte.

Wenn ſchon der Sultan Bajazeth die Künſte des Friedens ausbildete, waren die Osmanlis darum nicht weniger furchtbar. Nicht von ihrem Oberhaupte, von ihrem Charakter hing ihre Macht ab. Der Krieg war ein Glaubensartikel, und allezeit glücklich durch die unbezähmbare Tapferkeit der Truppen. Die Chriſten zitterten oft für ihre Sicherheit. Des großen Stephans, Fürſten der Moldau, Sohn unterwarf ſich. Der alte Wladislaus, König von Böhmen und Hungarn, benahm ſich gegen die Türken mit den ſchonendſten Rückſichten. Pohlen war mächtig unter den letzten zwey Königen des Litthauiſchen Geſchlechts. Ackerfelder verdrängten die Wälder, womit es bedeckt war, aber auch die alten Sitten wichen einem Luxus, worüber die weiſeren Beſorgniſſe hegten. Unter den Ruſſen hörten die Uneinigkeiten auf. Sie ſchüttelten das Tatariſche Joch ab, und die Unterdrücker dieſes Reichs wurden gezwungen es zu fürchten. Ivan, dem Sohne des Baſilius, und dem edeln Eifer für große Unternehmungen, der ſeine Gemahlinn Sophie beſeelte, verdankte Rußland dieſen glücklichen Erfolg. Das Haus Oldenburg beabſichtigte die Vereinigung der drey Königreiche. Die Schweden verabſcheueten ſie, und ihr alter Haß gegen die Dänen gab ihrer Freyheitsliebe deſto größern Schwung.

Alle mittäglichen Staaten waren mit dem Schickſale Italiens beſchäftigt. Es ſchien, daß demjenigen die Weltherrſchaft zufallen würde, der dieſes in Europens Mittelpunct gelegene Land ſeinem Reiche einverleiben konnte. Dieſe große Streitfrage wurde zwiſchen Spanien und Frankreich geführt. Das Haus Öſterreich war nicht mächtig genug, und England zu entfernt, um ſie entſcheiden zu können. Die Spanier hatten vortreffliches Fußvolk, die Franzoſen wogen dieſen Vortheil durch das Bündniß mit den Schweizern auf, aber ſie mußten, um ſich der Anhänglichkeit der Schweizer zu verſichern, ihre Obrigkeiten beſtechen. Deßwegen waren die Franzoſen von dem Volke nicht geliebt, welches die alte Einfalt der Sitten über Alles ſchätzte. Dieſe dienten ſtatt der Geſetze; noch jetzt haben wenige Cantone geſetzliche Vorſchriften, und die am beſten verwalteten ſind es nach Grundſätzen, welche die geſunde Einſicht, der

Zeitbedürfnissen gemäß, vorschreibt. Die Schweizer-Regierungen liefen also Gefahr, die ganze Nation in Aufstand zu bringen, indem sie sich für Ludewig XII. erklärten, und das Volk hatte damahls die ganze Kraft seiner alten Tugend. Die Höfe von Österreich und Frankreich, welche die Schweizer in diesem Zustande der Unentschlossenheit erblickten, ließen oft ihre Staatsvortheile in den Versammlungen des verbündeten Freystaats wechselseitig verfechten. Die Verachtung, welche die Franzosen gegen die rohe Einfalt dieses freyen Volkes bezeigten, richtete ihre Angelegenheiten zu Grunde, und die Schweizer, welche die Österreicher haßten, die Franzosen aber nicht lieben konnten, ergriffen eine dritte Partey. Sie setzten die Sforza wieder ein, drangen zu gleicher Zeit bis vor die Mauern von Dijon vor, und sie, die ehemahls dem Spanischen Fußvolke in Italien das Gegengewicht hielten, schienen nun Ludewigs XII. Plane vereiteln zu wollen.

Die Vermählung der Spanischen Infantinn, Erbtochter der katholischen Könige erregte damahls Besorgnisse wegen Vereinigung der Spanischen Macht, die Frankreich hinderte, Italien zu erobern, mit jener des Hauses Burgund, vor welcher Ludewig XI. gezittert hatte, und jener von Österreich, das Frankreich und Italien oder beyde zugleich angreifen konnte. Neue Reiche wurden inzwischen entdeckt, und alsobald unterworfen. Amerika wurde zum Vortheil Spaniens geplündert, das durch den Glanz des Goldes, womit es die Unterwürfigkeit der kleinen Fürsten, und die Bestimmung der freyen Staaten erkaufen zu wollen schien, in ganz Europa ein überwiegendes Ansehen behauptete. Die freyen Staaten glaubten in dem Theilungs-Tractat des Königreichs Neapel und in der Ligue von Cambray gegen Venedig einen offenbaren Unterdrückungsplan gegen die kleinen Staaten zu erblicken. Die Ligue von Cambray hatte bloß wegen der, aus der Collision so vieler streitender Staatsabsichten der Verbündeten entstandenen Trennung fehl geschlagen. Es war klar, daß niemand widerstehen würde, wenn Spanien Frankreich Gesetze geben konnte. Das Hauptproblem der neuern Politik war daher: Wie ihnen widerstehen, wenn sie gemeinschaftlich handelten? Wie, bey einem unter ihnen ausgebrochenen Krieg, den Gesetzen des Siegers ausweichen?

Die Betrachtung über die Hauptmomente der Europäischen Geschichte ist der höchste Gegenstand der Staatskunst. Sie zeigt, was unsere Väter zu befürchten hatten, und die Maßregeln, wodurch die Verfassungen erhalten wurden. Sie lehrt ihre gegenwärtige Stärke würdigen, die Macht derjenigen, welche an der Spitze der öffentlichen Geschäfte stehen, und die entscheidende Krise, die heut zu Tage die Erwartung aller Nationen spannt.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus, o quid agis? fortiter occupa
Portum. *)

Entdeckung Amerikanischer Alterthümer.

Die Revolutionen, welche Amerika's Nationen vor Entdeckung ihres Welttheils erfuhren, sind uns unbekannt; aber doch deuten einzelne merkwürdige Spuren auf einen höhern Grad von Civilisation zurück, der nun zum Theil ganz erloschen ist. Nur in den großen Reichen Montezuma's und der Peruanischen Inka's fanden die erobernden Spanier des sechszehnten Jahrhunderts diese Vandalen der neuen Welt, Künste und aufblühende Ordnungen und Tugenden von Völkern, die, unbekannten Ursprungs, mit Asiens und Afrika's cultivirtern Nationen verglichen werden konnten.

Im Januar-Heft des Deutschen Merkurs von 1809 hat Prof. Vater in Halle einige Liederchen der Peruaner, aus dem Alt-Peruanischen übersetzt, mitgetheilt, welche, wenn gleich nur schwache Proben von poetischem Geist dieser Nation, doch ihr zartes Gefühl für Naturschönheiten und die Zauberspiele der Fantasie beurkunden. Erzählt doch Garcilasso de la Vega selbst, dieser edle Nachkomme der Inka's, daß unter seinen Vorfahren Tragödien von den Siegen und Thaten der Peruvianischen Vorwelt, und Lustspiele aufgeführt worden sind, deren Gegenstand gewöhnlich Familien-Scenen oder die Anmuth des Landlebens waren.

Der Esquire Thomas Ashe, welcher im Jahre 1806 eine Reise an den Ufern des Allegani, Monongahela, Ohio und Missisippi unternahm, deren Beschreibung er voriges Jahr (1808) zu London in drey Bänden heraus gab, machte in der Gegend von Marietta, einer Stadt von 160 Häusern am Zusammenflusse des Muskingam und Ohio, die Entdeckung von Amerikanischen Alterthümern, welche vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Auch diese Antiquitäten deuteten auf eine erleuchtetere Vorwelt heim, deren Schöpfung sie waren; vielleicht auf der Amerikaner alte Verbrüderung mit Asiens Nationen von ältester Cultur.

Thomas Ashe ging aus den Mauern von Marietta über den oft furchtbar anschwellenden Muskingam, neben dem Fort Hammer vorbey, den Bergen zu, wo man ihm gesagt hatte, daß er uralte Indianische Denkmahle erblicken würde. Auf dem Gipfel eines dieser Berge zeigte sich eine Erhebung von ovaler Form, 45 Schuh lang, 23 breit, aus Erde erhöht, mit Steinplatten, die ziegelförmig über einander lagen, und deren Fundort in der ganzen Gegend unbekannt ist, gegen Regengüsse und Stürme bedeckt. Ein verfallenes Gemäuer unterstützte den Umfang. Das Ganze war mit ungeheuern Balken bedeckt.

Von einem Indianer begleitet und geholfen, hob der Engländer einige Balken mit Hebeln von ihrer Stelle; eben so mehrere Steinplatten, bis ein Platz von ungefähr dreyßig Quadrat-Schuh gesäubert war, den drey breite Steine deckten. Nachdem es ihm gelungen war, auch diese weg zu rücken, fand er eine schuhdicke Lage von Sand, der vermuthlich aus dem Bette des Muskingam, drey Englische Meilen von da, genommen worden seyn muß. Unter dieser Lage zeigte sich eine Höhlung, in Form des Oblongums, aus Steinen und Pflaster fest und hart zusammen gemauert. Er durchbrach das Gemäuer mit wachsender Neugier, so wie ein abermahliges Zwischenlager von Sand darunter. Er sah nun, daß alle diese Lagen von Steinen, Mauerwerk und Sand die Schichten eines festen Gewölbes von drey Fuß Dicke waren. Den Boden dieses Gewölbes bildete ein Pflaster von kleinen, geschnittenen, und so kunstvoll zusammen gefügten Steinen, daß man ihre Fugen nur mühsam erkennen mochte. Nicht ohne Mühe ward

*) Horat. Od. I. 14.

dieß-Pflaster zerstört, unter welchem ein nicht gar dickes Lager von Staub befindlich war, der aus verwittertem Schilf entstanden zu seyn schien.

Und unter dem Staube von Schilf oder Binsen erschien eine feste Decke, mit, so schien es Anfangs dem Reisenden, mosaischer Arbeit aus zusammen gefügten kleinen Steinen von mancherley Farben. Man sah die Gestalt eines Kriegers; unter seinen Füßen eine Schlange. Proportionen, Formen und Schatten waren sehr genau in dem Gemählde beobachtet. Bey näherer Untersuchung bemerkte Hr. Ashe, daß nur das Pflaster, vom Rand des Gewölbes an, und wie es den Umriß der Kriegergestalt umgibt, mit Steinen weiß, grün, dunkelblau und blaßroth ausgelegt, hingegen die Figuren eben so mühsam, als kunstvoll, durch die Verbindung kleiner Stückchen gefärbten Holzes, oder Knochen und einer unzählbaren Menge von Muscheltrümmern aller Farben zusammen gesetzt waren. Die Muschelstückchen zerfielen, wie man sie berührte, in Staub.

Wahrhaftig, statt diesem Engländer zu der seltenen Entdeckung solches Monumentes Glück zu wünschen, verdient er die Vorwürfe der Zeitgenossen. Er zerstörte dieß mosaische Gemählde, vielleicht das älteste der uns bekannten Amerikanischen Urwelt, ohne daran zu denken, vorher die genaueste Zeichnung davon zu machen, oder machen zu lassen. Der ganze Apparat, mit welchem dieser Britte das antike Indianische Mausoleum zu untersuchen ausging, waren — ein Paar hölzerne Hebebäume! Seine dürftigen Beschreibungen entschädigen uns nicht für das, was seine plumpe Neugier verwüstete.

Das Mosaik-Lager ruhete, etwa einen Zoll dick, auf einer schwachen Sandschicht, unter der sich sehr große Buchenrinden, halb vermodert, ausgebreitet lagerten. — Woran Hr. Ashe eben erkannt haben mag, daß diese Rinden Buchenrinden (beech) waren, sagt er nicht. Vielleicht waren es Birken- oder andere schwer verwitternde Baumrinden; denn die der Buchen stocken und vergehen sehr bald, und werden unkenntlich. Eine zweyte ähnliche Rindenlage war darunter, und darin befanden sich, wie in einem Sarg beysammen, folgende Dinge:

Das Skeleth eines Mannes von außerordentlicher Größe; — eine irdene Urne, worin mehrere kleine Knochentrümmer und ein weißer Staub am Boden eingeschlossen waren. Diese Urne, die acht Pinten Flüssigkeit aufnehmen kann, klingt beym Anschlagen wie Glas, und hält im stärksten Feuer aus, wie Eisen. — Ferner eine Art von Stein; der Stein ist da durchbohrt, wo der Stiel eingesetzt und mit Weidenruthen befestigt ist; — 24 Pfeilspitzen von Knochen oder Steinen, so zusammen geordnet, daß es scheint, als hätten sie sich sonst in einem Köcher befunden; — eine große Menge kleiner, ovaler, runder, viereckiger Körner, grün, blau, schwarz, gelb oder weiß gefärbt; — desgleichen eine große Muschelschale, 23 Zoll im Umfang, 14 Zoll lang, schon ganz zu einer Art Kalk aufgelöset. Endlich unter einem Haufen von Staub, zwischen Haaren und Zeuglappen aus Federn und Haaren geflochten, eine Menge kupferner aus einer Kupferplatte geschnittener Ringe, die, ohne zusammen gelöthet zu seyn, zusammen hingen. Auf jeder Seite dieser Ringe waren viele Charaktere eingegraben, die der Schrift der Chinesen ähnlich sehen.

Hr. Ashe glaubt, dieß Skelett, das einem Manne von sechs und einem halben Schuh Größe zukam, sey der Überrest eines Königes, Stammhauptes, oder eines Sachem. Er zieht aus dieser Entdeckung außerdem folgende interessante Folgen:

Die Indianer wußten schon in den allerfrühesten Zeiten um die Verfertigung von irdenem Geschirr, das durch seine Leichtigkeit, Stärke, Durchsichtigkeit und Feuerbeständigkeit dem Töpfergeschirr, das man heutiges Tages verfertiget, weit vorzuziehen ist. — Das Eisen war ihnen unbekannt, weil sie die Äxte von Steinen und die Pfeilspitzen von geschliffenen Kieseln oder Knochen machen mußten. — Sie hatten das Geheimniß, Steine, Holz und Muscheln mit dauerhaften Farben zu ätzen. — Sie standen mit dem Ocean in Verbindung, der von dieser Stelle an 2000 Englische Meilen entfernt ist. Das bezeugen die vorfindlichen zahlreichen Muscheln im Grabmahl des Kriegers. — Die aus Federn und Haaren gewebten und geflochtenen Zeuge beweisen, daß sie in Verbindungen mit dem südlichen Amerika standen, weil die Federn der Nordamerikanischen Vögel zu solchen Arbeiten, die ohnehin im Norden Mexiko's unbekannt sind, gar nicht taugen. — Sie kannten das Kupfer, und bearbeiteten es mit großer Geschicklichkeit. — Wenn die in das Kupfer gegrabenen Schriftzeichen wirkliche Chinesische Charaktere, oder ihnen verwandte seyn solten, so wäre dieß eine Thatsache mehr für die Meinung vieler Gelehrten, daß ehemahls zwischen Asien und Amerika Communication Statt fand, bis sie vielleicht durch ein gewaltiges Erdbeben in der Beringsstraße unterbrochen ward. — Sind jene Schriftzeichen aber keiner jetzt bekannten Nation mehr eigen, so erhellt daraus, daß der Gebrauch der Buchstaben und die Kunst, sie einzugraben, schon vor undenklichen Zeiten bey Amerikanischen Völkerschaften vorhanden war; daß wir unrecht haben, Amerika wie ein ganz neues Land, ein jüngeres Produkt des Oceans, anzusehen, wo Wissenschaften und Künste des gesellschaftlichen Lebens, Ackerbau und Handel von jeher unbekannt gewesen wären.

Die Luftreise.

Herr von Lizakewitz, Secretär der Russischen Ambassade in London, erzählt, daß, da, während seines Aufenthalts bey der Russischen Flotte im Archipel, im J. 1773 die Türkische Flotte vor Smyrna verbrannt wurde, sich zwey Kanoniere auf dem Russischen Admiral-Schiff befanden, als dieses ebenfalls während des Treffens Feuer fing und in die Luft sprang. Die beyden Kanoniere flogen also auch in die Luft, und stürzten nicht weit von einem Türkischen Schiffe ins Meer zurück. Sie wurden gerettet; man machte sie zu Gefangnen, und brachte sie in Ketten aufs Verdeck. Drey Tage nachher wurde das Schiff, worauf sie waren, ebenfalls von den Russen im Hafen in Brand gesteckt. Es ward gesprengt. Die beyden unglücklichen Kanoniere flogen wieder in die Luft, und fielen nahe bey der Russischen Flotte ins Wasser. Sie wurden aufgefischt. Aber da jedem beyde Beine durch die Fesseln, mit denen sie angekettet gewesen, zerrissen und zerbrochen waren, mußten ihnen die Beine unter den Knieen abgenommen werden. Sie überstanden die Schmerzen der Amputation, und lebten noch mehrere Jahre nachher. Herr von Lizakewitz sprach sie selbst.

Warum trinken die Deutschen so gern?

Diese Frage beantwortete schon zu Ludewigs XIII. Zeiten ein Franzose gründlich. „In Deutschland," sagt er, „gibt man den Kindern, welche noch an der Mutter Brust sind, schon kleine Flaschen, mit Gerstentrank gefüllt, in die Hände, um sie nach und nach von der Muttermilch zu entwöhnen. Die Fläschchen sind oben wie die Brust gestaltet, und die leicht zu betrügenden Kleinen ergötzen sich, zum Theil aus Zeitvertreib, an dem langsam auszusaugenden Getränke. Auch ist diese Erfindung, wenn man bloß auf die nächsten Folgen sieht, nicht ohne Nutzen. So erzogene Kinder werden stark, und strotzen von blühender Gesundheit. Aber die dadurch erzeugte beständige Gewohnheit zu trinken bringt in der Folge die beständig trockenen Kehlen hervor, welche, werden sie nicht immer überschwemmt, sogleich ausdörren." Freylich setzt der nähmliche Schriftsteller hinzu: „In Deutschland ist Verrath unbekannt, selbst bey den gemietheten Soldaten. Man hat nicht einmahl Sinn für Betrug, oder für Haß, der unter der Maske der Freundschaft sich verbirgt; und überhaupt kennt das einfache und moralisch-scheue Volk keine ungeheure Laster. Sogar die Ausschweifung verbirgt sich dort, ohne sich, wie in andern Ländern, öffentlich zu brüsten." Allein mit Recht hat bey uns nun der Gebrauch der Saugfläschchen, wo man irgend seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung gibt, längst aufgehört.

Die Ehen und Ehescheidungen der Französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Außer diesen Kindern hatte Carl VI. noch von der Odette Champdivers eine natürliche Tochter, genannt Margaretha von Valois, Demoiselle von Belleville, sie ward an Johann Harpeden, Hrn. v. Belleville, in Poitou vermählt, und starb vor 1458. Carl VII. bestieg den Thron im 20. Jahre seines Alters 1429. Er ward der Siegreiche genannt, weil er beynahe sein ganzes Königreich von den Engländern wieder eroberte. Er ließ sich 1422 zu Poitiers, wohin er das Parlament verlegt hatte, krönen, und ward zu Rheims am 17. Julius 1429 gesalbt. Er starb zu Meun in Berri den 22. Julius 1461 in einem Alter von 58 Jahren. Aus Furcht, vergiftet zu werden, nahm er keine Speise, und wurde zu St. Denis beygesetzt. Seine Gemahlinn war Marie von Anjou, Tochter Ludewig II., Königs von Neapel; er hatte sie 1422 geheirathet, und sie starb 1463. Folgendes waren die Kinder aus dieser Ehe. Ludewig XI., Jacob von Frankreich starb jung, Carl von Frankreich, nach einander Herzog von Berry, von der Normandie und von Guienne, er starb 1472. Radegunde von Frankreich, starb 1444, Catharine von Frankreich, Gemahlinn des Grafen von Charolois, stirbt 1446. Jolande von Frankreich, Gemahlinn Amadeus IX., Herzogs von Savoyen, stirbt 1478. Johanne von Frankreich, vermählt an Johann v. Bourbon, stirbt 1482. Margaretha von Frankreich starb in der Jugend. Johanne von Frankreich starb 1446. Marie von Frankreich starb jung. Magdalene von Frankreich, vermählt an Gaston, Grafen von Fuix, starb 1486.

Natürliche Kinder: von Agnes Sorel Charlotte, vermählt an Jacob de Bresse, Grafen von Mauleurier, welche ihr Gemahl erstach, da er sie im Ehebruch betroffen. Margarethe, vermählt an Olivier de Coetivi. Johanne, vermählt an Anton de Bueil, Grafen von Sancerre.

Ludewig XI. folgte seinem Vater 1461 im 39. Jahre seines Alters. Er war zu Genep in Brabant, als er die Neuigkeit von dem Tode seines Vaters erfuhr. Er ward den 15. August zu Rheims gesalbt; starb zu Plessis-les-Tour Sonnabends den 30. August 1483 in einem Alter von 60 Jahren. Er ward in Notre-Dame zu Cleri beygesetzt, wo sein Grabmahl von den Hugenotten geöffnet, beschimpft und insultirt wurde.

In erster Ehe war er mit Margarethen von Schottland vermählt. Sie starb 1444, ehe ihr Gemahl König war; man nannte sie Madame die Dauphine. Er vermählte sich darauf im J. 1451 mit Charlotte von Savoyen, Tochter Ludewigs II., Herzogs von Savoyen und Annens de Chipre, sie starb 1483. Kinder dieser Ehe waren: Joachim, der sehr jung starb. Carl VIII. Franz Herzog von Berry, starb jung, Louise gleichfalls. Anne, vermählt an Peter von Bourbon, Herrn von Beaujeu, führte die Vormundschaft unter Carl VIII. Sie starb 1522. Johanna, vermählt an Ludewig von Orleans, in der Folge Ludewig XII., der sich von ihr trennte, um Annen von Bretagne zu heirathen; sie starb 1504.

Natürliche Kinder von Pheliſel Reguard Guyette.

Von Margarethe von Sassenage.

Johanna, vermählt an Ludewig, Bastard von Bourbon, und Marie, vermählt an Aymar von Poitiers. Noch hatte er eine andere natürliche Tochter, die Isabelle hieß, und mit Ludwig von St. Prieſi vermählt war.

Carl VIII. folgte seinem Vater 1483 in einem Alter von 13 Jahren 2 Monathen. Er starb im Schloß Amboiſe den 7. April 1498 in einem Alter von 27 Jahren, nachdem er fünfzehn Jahre regiert hatte. Mit dem Hause Österreich geschlossenen Tractaten zu Folge, ward Margarethe, die Tochter Maximillans, in Frankreich erzogen, und führte den Titel: Madame die Dauphine, indem Carl VIII. sie heirathen sollte, aber er sandte sie zurück, und heirathete den 13. December 1491 Annen von Bretagne. Die Frucht dieser Ehe waren vier Kinder, drey Söhne und eine Tochter, die sämmtlich sehr jung starben. Noch hatte Carl eine natürliche Tochter, die Camille Valoiſin hieß.

Ludewig XII., genannt der Vater seines Volks, bestieg den Thron 1498 im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters. Er war ein Enkel Ludewigs von Orleans und der Valentine von Mailand, und ein Sohn Carls, Herzogs von Orleans. Er starb in seinem Hotel von Tournelles zu Paris den ersten Januar 1515 in einem Alter von 53, und nach einer Regierung von 17 Jahren. Er ward zu St. Denis beerdigt. Er hatte sich im Jahr 1476 mit Johannen, der Tochter Ludewigs XI., vermählt. Unter der vorigen Regierung war Ludewig XII. verschiedentlich von der Königinn Anna beleidigt und auf ihr Anstiften von Hofe entfernt worden. Durch Carls Tod kam er auf den Thron, und mit seinem Schicksale änderte sich auch das der Anna von Bretagne. Durch die Clausul des Vereinigungs-Tractats, den sie mit Carl VIII. abgeschlossen, war sie verbunden, Carls Nachfolger zu ehelichen; doch dieser Nachfolger war schon verheirathet, und war beleidigt; aber Ludewig XII., den so sehnlich wünschte, das Herzogthum Mailand zu erobern, konnte nicht auf den thörichten Einfall kommen,

jenseits der Gebirge Staaten zu suchen, und einen Landstrich fahren zu lassen, der unmittelbar mit Frankreich zusammen hing. Er ließ sich von seiner Gemahlinn Johanne von Frankreich scheiden, die ihm niemahls zum Mißvergnügen Ursache gegeben hatte; die im Gegentheil mit Gefahr sich selbst unglücklich zu machen, den schrecklichen Folgen vorgebeugt hatte, welche ihrer Schwester Anne von Beaujeus Rache nach sich ziehen konnte. Der Vorwand zur Scheidung war, die Ehe sey nicht vollzogen worden, und der Papst Alexander VI. erklärte sie für null und nichtig. Den 18. Januar 1499 gab Anna von Bretagne zu Nantes, wohin sie sich seit Carls VIII. Tode begeben hatte, ihm die Hand.

Obgleich mit zwey auf einander folgenden Königen von Frankreich vermählt, wollte ihr ihre Lage dennoch nicht behagen. Die Krone Frankreichs war ihr nicht glänzend genug, sie bedauerte es, daß sie sich nicht, wie es projectirt gewesen war, mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich, welcher nach der Zeit Kaiser wurde, hatte vermählen können. Jetzt gab sie sich wenigstens alle mögliche Mühe zu verhindern, daß Claudia, ihre älteste Tochter, mit Franz, Grafen von Angouleme, der als König von Frankreich den Nahmen Franz I. bekam, durch die Ehe verbunden würde. Sie hatte es bey sich selbst geschworen, sie Carln von Österreich, Maximilians Enkel, zu geben, welchem sie auch Bretagne abtreten wollte, das sie höchst ungern mit Frankreich verbunden sah. Indessen mußte sie doch hierin Ludewigen nachgeben; aber wegen der Vermählungsfeyerlichkeit blieb sie unerbittlich; diese durfte bey ihren Lebzeiten nicht vollzogen werden. In dem Ehe-Contracte ließ sie sogar die Clausel einrücken, daß sie, im Fall sie einen Sohn zur Welt brächte, diesem, wenn sie es für gut hielt, das Herzogthum Bretagne schenken könnte. Anna von Bretagne starb den 9. Januar 1513, und hatte ihrem Gemahl zwey Kinder geboren, Claudia, die mit Franz I. vermählt war, Renate, die dem Herzog von Ferrara vermählt ward, sie starb in Frankreich 1575. Ihre Tochter heirathete den Herzog Franz von Guise.

Johanna, die unglückliche erste Gemahlinn Franzens, zog sich nach Bourges zurück, wo sie 1501 den Orden der Annuciaden stiftete, und 1504 starb.

Nach dem Tode der Anna von Bretagne vermählte sich Ludewig XII. mit Marien von England, einer Schwester Heinrichs VIII. und zwar im Jahre 1574. Drey Monathe nach dem Tode des Königs heirathete sie wieder den Herzog von Suffolk, und starb 1534. Sie war dem nachherigen Kaiser Carl V. versprochen gewesen.

Noch hatte Ludewig einen natürlichen Sohn Michael von Buci, Erzbischof von Bourges, der 1511 starb.

Franz I., genannt der Vater der Wissenschaften, Graf von Angouleme und Herzog von Valois, jüngsten Enkel Ludewigs, Herzogs von Orleans, und der Valentine von Mailand, war zu Cognac den 12. September 1494 geboren. Er bestieg den Thron am 1. Januar 1515 in einem Alter von 21 Jahren, und ward zu Rheims den 25. Januar 1515 gekrönt. Er starb zu Rambouillet den letzten März 1547 in einem Alter von 53 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt. 1514 ward er mit Claude von Frankreich, Tochter Ludewigs XII. und der Anna von Bretagne, vermählt, sie starb 1524. Aus dieser Ehe waren: Franz, Dauphin, starb 1536. Heinrich II. Carl 1545. Louise 1517. Charlotte 1524. Madelaine, vermählt an Jacob König von Schottland, starb 1536. Margarethe, vermählt an Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, starb 1574.

Zum zweyten Mahle vermählte sich Franz 1530 mit Eleonore von Österreich, Schwester Kaiser Carls V. und Witwe von Emanuel, König von Portugall.

Franz I. hatte einen natürlichen Sohn, Nahmens Vicouvin. Von seinen zwey Maitressen hatte er keine Kinder. Sie waren Francisca de Foix, Gräfinn von Chateaubriand, sie starb 1537. Anna von Puisleu, Herzoginn von Etampes. So lange Franz I. Mutter, Louise von Savoyen lebte, hatte sie auf ihren Sohn und den Staat den verderblichsten Einfluß.

Heinrich II., geboren zu St. Germain en Laye den 31. März 1518, gelangt zur Krone den 31. März 1547 in einem Alter von 29 Jahren, wird gesalbt den 25. July zu Rheims, stirbt zu Paris den 10. July 1559. Ein Lanzenstoß Montgomeri's in einem Tournier, der über das rechte Auge eindringt, tödtet ihn in einem Alter von 40 Jahren, er ward zu St. Denis beygesetzt. Seine Gemahlinn war Catharine von Medicis, einzige Tochter und Erbinn des Laurentius von Medicis, Herzogs von Urbino, und von Madelaine de la Tour Auvergne, Nichte Clemens VII. Sie ward vermählt 1533, und starb 1589.

Kinder: Franz II. Ludewig, starb jung. Carl IX. Heinrich III. Franz Herzog von Alencon, Anjou und Brabant, stirbt 1584. Elisabeth, vermählt an Philipp II. Claude, verheirathet an Carl II. Herzog von Lothringen, stirbt 1575. Margarethe, erste Gemahlinn Heinrich IV., stirbt 1615. Victoire und Johanne starben jung.

Natürliche Kinder: Heinrich II. hatte von einer Schottischen Dame aus dem Hause Leviston: Heinrich von Angouleme, Grosprior von Frankreich, Gouverneur von Provence und Admiral, starb 1586.

Von Philippe Duc, einem Piemontesischen Fräulein: Diane von Angouleme, vermählt an Horatius Farnese und in der Folge an Franz von Montmorency, starb 1619.

Von Nicole de Savigni: Heinrich von St. Remi. Von Diana von Poitiers, Witwe von Ludewig von Brese, die er zur Herzoginn von Valentinois erhob, und die 1566 starb, hatte er keine Kinder; ihm folgte sein Sohn

Franz II., der den Thron am 10. Julius 1559 im 16. Jahre seines Alters bestieg; er ward zu Rheims den 17. September desselben Jahres gesalbt. Er starb zu Orleans den 5. December 1560 in einem Alter von 16 Jahren und 10 Monathen, und wurde zu St. Denis beygesetzt. Seine Gemahlinn war Maria Stuart, eine Tochter Jacobs V., Königs von Schottland, und der Marie von Lothringen, Tochter Claude I., Herzogs von Guise, sie ward ihm 1558 vermählt, und den 18. Februar 1587 enthauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Am 22. April d. J., als am Tage der Geburtsfeyer Kants, ward die Bildsäule dieses Weisen, von Schadow meisterhaft gearbeitet, zu Königsberg in dem Professor-Gewölbe auf dem Hofe des Collegii Albertini aufgestellt, und zu dieser Feyerlichkeit von der Universität ein besonderer Actus angeordnet. Herr Professor Herbart hielt eine dieser Feyer angemessene Gedächtnißrede, in der er die Vorzüge des Unsterblichen bemerkbar machte, und leise einige seiner Schwächen rügte, um zu zeigen, daß der Verewigte ein Mensch gewesen sey, und seine Schriften von einem jeden, der rein menschliche Vernunft besitzt, verstanden werden können. Hierauf begab sich die sehr zahlreiche Versammlung in das Gewölbe, wo Herr Kriegsrath Scheffner, ein vieljähriger Freund Kants, einige gehaltreiche Worte an seiner Büste sprach, auf deren Piedestal die Worte: „Sapienti amicorum pietas" stehen. Zum Beschluß der Feyer recitirte Herr Professor Hüllmann mit Anstand und Würde einige zum Herzen sprechende Verse. — Mit jedem Jahre soll an diesem Tage eine ähnliche Feyerlichkeit Statt haben, um den Manen des unsterblichen Kant den ihm gebührenden Dank zu zollen.

.....

(Neuestes Unternehmen der Austrocknung der Pontinischen Sümpfe) — Diese ungeheure Arbeit, die von Augusz, Trajan, Theodorich, Leo X., und zuletzt von Pius VI. versucht wurde, scheint nun bestimmt zu seyn, die Zahl der vielen, unter den Auspicien Napoleons begonnenen Werke zu vermehren. — Bereits im November des vorigen Jahres beschäftigte sich die Consulta in anhaltenden Sitzungen aufs ernstlichste mit diesem wichtigen Gegenstande, und erließ ihr Decret vom 20. Nov., worin eine außerordentliche Commission ernannt wurde, die das große Werk an Ort und Stelle weiter berathschlagen und einleiten sollte.

Die Commission vereinigte sich am 15. März. Sie bestand aus einem Mitgliede der Consulta, dem Präsidenten der Commission, Hrn. Degerando, Hrn. Tournon, Präfecten des Departements von Rom, der durch seine Einsichten und Erfahrungen in der Wasserbaukunst so ausgezeichneten und vielgesuchten Ingenieur-Chefs, Andreas Vici u. a. Der Ingenieur Astolfi u. a. hatten ihre Vorarbeiten und Plane zu dieser Zusammenkunft in Cisterna, dem ersten Orte der Paluden, auf der Seite von Velletri eingesandt. Die Besichtigungen, Untersuchungen und Erfahrungen der Commission dauerten 9 Tage, und nichts wurde unterlassen, um sich eines glücklichen Erfolgs zu versichern.

Die Commission nahm zuerst alle ältere und neuere Arbeiten zur Austrocknung der Paluden bis aufs kleinste Detail in Augenschein. Sodann überzeugte sie sich von dem großen Schaden, den die Überschwemmungen im vorigen Winter verursacht haben. Sie untersuchte ferner alle ihr vorgelegten Plane, theils um dem obern Theile der stehenden Wasser einen Ausfluß gegen das Meer zu verschaffen, theils um die Dämme des Uffente herzustellen, theils um das Bette des Amaseno breiter zu machen (Uffente und Amaseno sind die Nahmen der beyden Hauptflüsse, die durch die Paluden strömen), theils um den Lauf der Neben-Canäle glücklicher zu leiten, und endlich um die projectirten Häfen zu bilden, die das Werk gleichsam krönen sollen. Man hat in Terracina und andern Orten die Einwohner versammelt, ihre Beschwerden, Bemerkungen und Rathschläge angehört. Überall ließ die Commission die genauesten Nivellirungen und Sondirungen anstellen, so daß sie sich die umfassendste Übersicht, die ein solches Werk erfordert, verschafft hat.

Die größten Theils elenden unglücklichen Bewohner des ausgedehnten Gebiethes der Paluden liefen überall schaarenweise herbey, und segneten den Tag der neuen Hoffnung. — Unermeßlich würden die Vortheile seyn für Cultur des Bodens und den Handel, wenn der gefaßte große Plan zur Ausführung gebracht werden sollte, und ein ganzer zum beständigen Elendseyn gleichsam verurtheilter Menschenstamm würde des Lebens sich wieder erfreuen dürfen. — Indessen läßt sich nur von der persönlichen Anwesenheit des Kaisers erwarten, daß das Werk mit jener außerordentlichen Masse von Kräften, die es erfordert, betrieben werden wird.

.....

Johann von Müller im dritten Theile seiner Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft (Seite 449. 450. Note 139) gedenkt einer, vielen Vergoldungen und allerley Mahlereyen prangenden, merkwürdigen Bibel, die das Eigenthum Elsbethens von Matsch, Gemahlin Friedrichs des letzten Grafen zu Tockenburg, das Werk eines seiner Caplans und letztlich in den Händen des uralten, einst auch in der Schweiz und in den vordern Landen gewaltigen Geschlechtes der Herren und Grafen zu Brandis in Innsbruck war.

Müllern war der Verfasser unbekannt, doch hält er für solchen Adolphen von Ems, von dessen biblischer Reimchronik auch sonst (z. B. in der geschätzten Bibliothek des 1793 verstorbenen Hofraths Baron Kruf vom Departement der auswärtigen Geschäfte) Abschriften existirten.

Unbekannt waren aber dem großen Geschichtschreiber nachfolgende am Ende dieser Bibel eingeschriebene, ihr Alter und ihren Verfasser genau angebenden Verse:

„Mit Gottes hilf dis buch geschriebē ist
„des Jares do dii Jarzal vō der Geburt Crist
„was vierzehen hundert vñ im ainlften
„am Fritag in d' wochen ze phinsten
„Got gebi inen ēwig Leben im himelrich
„Ich main minē herren Gräf Fridrich.
„der adenlich vō toggēburg ist geborn
„vnd Frow elsbethē vō Got ze Frowē im erkorē
„dii öch ain Gräfin vō Matsch geborē ist
„dero baider tugent vnd adenliche list
„vnd öch gen Got iren ernst ich nit kan
„voll loben doch sol man merken her an
„Iro Adel Lob vnd Götlichait
„der van inen an dis buch ist gelait
„wän von iren wegen ich her diettrich
„dis ze schriben hän gearbait mich
„ze Liechtenstaig in ivo stat
„da mich iro Gnād ze ainen Caplan hat
„vnd als ich dz gern vngetrūlich hab getān
„also begeer ich vō in Gnad vñ vō Got lān
„darvmb so wil ich gedingen an
„an Gottes stat alle Frowen vñ Man
„wer in disem buch lesent si
„dz er iro gen Got gedenk da bi
„vnd öch nit min vgesse alle
„won dis buch sait vō der alten e
„wie Got in sīner werde
„beschūf himel vnd erde
„vnd wz dū buch der gantzen warhait
„sagend dz ist hie vor gesait
„des sigi Got lob vnd er gesagt
„vnd Marien der rainen magt
„In den selb phingst virrē mit Maht
„hertzog Fridrich vō Östrich vñ sin herskrafft
„vnd die Appēzell' ze Altstetē wid- aānd lagēt
„Got vnd die Welt gros er vnd witz jahēt
„wn toggenburg minē herren erlāt
„der behilt bi eren sin lūt vñ lant.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 15. und Montag den 18. Jany 1810.

Das waren die guten alten Zeiten, wo keinem etwas fremd blieb, was das Ganze betraf, und über das Allgemeine nicht verfügt wurde, ohne den Willen der Mehrheit. Natur und Gewalt haben das geändert. Jene, wenn Völker aus den Gebirgen der Vorwelt in gränzenlose Gefilde ergossen, bald allzu weitläufig angesiedelt wurden, als daß ferners Jeder an der allgemeinen Geschäftsführung Theil nehmen konnte. Da versuchten sie alles, um bey der nothwendigen Trennung einander doch nicht fremd zu werden. Bald ordneten sie Versammlungen bey einem Tempel, oder an einem Berge Gottes, oder in einer Hauptstadt, oder auf einer Landmark, wo bevollmächtigte Bothen jede Landschaft vorstellten, oder größere Ausschüsse flossen bey Opfern und Spielen zusammen.

Johann von Müller.

(72 und 73.)

Aus Collins Rudolphiade.

Aber vom wirbelnden Staub verfinstert sich jählings die Sonne;
Denn, wie der Pfeil von dem Schützen entschnellt der klingenden Sehne,
Flieget h ran auf Tatarischem Roß der leichte Cumane.
Scheinet auch klein das Pferd, ja, unansehnlich und kraftlos:
Unermüdlich dauert es aus, ist beweglich wie keines.
Oft im Getümmel der Schlacht läßt fallen die Zügel der Reiter,
Lenkt das gelehrige Thier mit leichtem Drucke der Schenkel
Nun hinvor, nun zurück, ausbeugend zur Rechten, zur Linken,
Und ermüdet den Feind durch immer wechselnde Richtung.
Wohl auch springt auf der Flucht wie der Blitz der Cumane vom Sattel,
Schwingt sich umgekehrt auf und zeigt dem Feinde das Antlitz,
Sendet so Pfeil auf Pfeil vom rastlos schwirrenden Bogen.
Darum scheuet doch nicht den nahen Kampf der Cumane,
Faßt in nerviger Faust den hammergerüsteten Czakan;
Kräftig schwingt er ihn hoch — durchschlägt rasch Harnisch und Helmdach.
Ein zur Hüfte reichendes Hemd mit weiteren Ärmeln,
Und nach Asias Brauch ein weites, geöffnetes Beinkleid,
Meist von Linnen nur, getaucht in die Bläue des Waides,
Läßt den Armschwung frey, und jegliche Wendung des Körpers.
Solch ein Heer, zwey tausend an Zahl, führt selbst zu dem Kaiser
Ladislaus, der Hungarn König und Herr der Cumanen.

Schon aus weiter Fern' erkannt' aus der Menge Rudolphus
Ladislaus den König, denn königlich war er zu schauen.
An dem thürmenden Kalpack, aus Zobelfellen gebauet,
Glüht auf saphirenem Mond ein Reiher von blut'gen Rubinen;
Über ihm dräut der Federbusch dem Feinde Verderben.
Hermelin ist der Pelz, von außen glänzender Purpur.
Im nachlässigen Wurf vom linken Arme zur Schulter
Hält ihn die Perlenschnur. Den Dolman von grünlicher Farbe
Schnüren vom Hals bis zur Hüfte herab demantene Spangen.
Am malachitenen Schwert, Geschenke des Czaares der Reussen,
Leuchtet geformt zum kleinen Griff ein funkelnder Topas;
Herrlich fällt's am goldnen Gehenk vom blitzenden Gürtel,
Wo der Edelsteine Verein zu Kronen sich bildet.
Kunstreich gestickt von Gold und Perlen erglänzen die Schenkel,
Glänzet der Fuß, läßt kaum den gelben Saffian sehen.
Auch das Purpur-Gerieme des Pferds, mit Golde beschlagen,
Einet an Stirn und Brust ein Stern von hellen Demanten;
Prächtig umhüllet zudem den schneeweiß glänzenden Zelter,
Reichlich mit Golde geziert, die schleppende Purpur-Decke.
Also blendet der König die Augen, daß jeder sie wieder
Wendet von ihm, wie vom Leuchten des Blitzes getroffen.

Aber Rudolphus ruft zu seinem nächsten Gefolge:
„Mir nach, Ritter! Dort schaut den König! Ihm eilig entgegen!"
Als nun Ladislaus bald die Ritter sah in der Nähe,
Rief er Rudolphus an, der weit vor allen heran ritt:
„Ritter, ihr führt zum Kaiser mich schnell, der meiner, wie's scheinet,
„Noch gewärtig nicht ist, sonst käm' er mir freundlich entgegen."
Ihm erwiedert darauf Rudolphus, ein Lächeln bezwingend:
„König, ihr nehmt fürlieb mit mir, sonst müßt' es mich schmerzen;
„Denn euch zeigt sich im Heer fürwahr kein Andrer als Kaiser"
Als nun die Rede vernahm der Hungarn blühender König,
Zog sich ein Purpur-Roth auf 'eine Lilien-Wangen.
Eilends vom Pferd herab entschwangen die Herrscher sich beyde,
Lagen sich lang' im Arm, doch endlich sagte der König:
„Wahrlich, mein Kaiser, mich hat die Sonne vorhin geblendet.
„Hätt' ich euch ins Antlitz geschaut, in die blitzenden Augen,
„Eure Gestalt gesehn, so majestätisch und huldvoll:
„Hätt' ich euch schnell erkennt und nicht erst thöricht gefragt."

Jetzo winkt er Befehl den nächsten seines Gefolges;
Diese verstehen den Wink, und führen hinvor nun die Pferde,
Welche mit hangendem Haupt hertragen verhüllete Körbe.
Und die Knecht' entgürten die Körb' und heben sie nieder,
Zieh'n sie dann wieder zurück, da sagt zu Rudolphus der König:
„Ein Geschenk bewahrt' ich für euch als günstiges Zeichen.
„Kaum noch hatten die March die Reiterzüge durchschwommen,
„Naht sich ein schwärmender Troß voraus gesendeter Böhmen.
„Wir nun nahmen die Flucht, entschlossen, durch Flucht sie zu täuschen,
„Bis ein Hügel uns barg. Da stellt' ich in trocknes Gebröchte
„Schnell die Cumanen auf; das hielten die Thoren für Stümpfe.
„Wie nun die letzten flohn, sie folgten in glühender Eile.

„Schon des Sieges gewiß, und dürstend nach unserem Blute:
„Stürzten wie Löwen die Mannen hervor, umringten die Feinde;
„Alle streckten wir hin, nicht einer kehrte nach Hause.
„Sieh', da ergriff die Lust die siegserfreuten Cumanen,
„Aufzupflanzen auf Spieß und Lanze die Häupter der Böhmen,
„Also einher zu ziehn furchtbar zum Schrecken der Feinde.
„Doch ich wählte bevor die Häupter in Körbe zu sammeln,
„Dir ein ehrend Geschenk und Bürgschaft künftiger Thaten."

Kaum beherrscht sich Rudolphus, denn grausend fassen ihn Schauer;
Winkt dem Gefolg, hinweg die Körbe schleunig zu tragen.
Lispelt ihm leise zu, sie schnell begraben zu lassen
Unter des Priesters Gebeth, denn Todten zürnen sey strafbar.
Dann zum König gewandt sagt er nun wieder gesammelt:
„Eures Volkes Kraft ist fürchterlich! Sey sie's den Bösen!
„Dieß Mahl vereint sich das Recht mit ihr. Drum wird sie auch siegen.
„Trauriges Schicksal, daß nur in blutgedüngeter Erde
„Wurzel fasset der Öhlbaum und Schatten den Völkern gewähret.
„Aber nun folget mir auch und schauet unsere Heere."

Schatten der Vorwelt.

Johann von Luxemburg, König in Böhmen.

Ein Jahr nach dem Angriff Johanns auf Krakau und nachdem er seinen Sohn, den Mährischen Markgrafen Carl*), zu Avignon (22. April 1346) in die Hände Clemens VI. eine schimpfliche Capitulation ablegen lassen, worin er alle Reichsrechte über Italien aufgab, und selbst ein Parteygänger der Welfen wurde, ward dieser zu Rense zum König gewählt, von Balduin von Trier, seinem Großoheim, von seinem Vater Johann, von dem, dem Mainzer-Erzstift vom Papst aufgedrungenen Gerlach von Nassau, von Walram von Cölln und von Rudolphen zu Sachsen, die ihre Stimmen für Geld hergaben. Ludwigs Vettern, die Rheinpfalzgrafen, hielten sich entfernt, sein Sohn wurde als unrechtmäßiger Besitzer der Brandenburgischen Chur ausgeschlossen. — Als die Aachner ihm ihre Thore verschlossen, und die meisten Fürsten und Städte am Neckar, Main und Rhein, wie durch diese unrechtmäßige Wahl neu geweckt, sich laut für Ludwigen erklärten, zog Carl mit seinem Vater Johann nach Frankreich wider den Brittischen Eduard, den langen Streit desselben durch einen einzigen blutigen Tag endigen zu helfen. Und diesen Tag fanden sie auch (26. Aug. 1346) beym Dorfe Cressy an der Maye in der Picardie.

Geschreckt durch die Verwüstung der Normandie, kaum noch im Stande, deren Hauptstadt Rouen zu decken, stand Philipp selbst für Paris in Sorge und befahl, es in aller Eile zu befestigen. Die unerwartete Gefahr und die Anhetzung derer, deren Häuser zum Behufe jener neuen Werke sollten niedergerissen werden, verursachte einen Aufruhr. König Johann, der mit seinen Völkern eben vorüber zog, eilte auf die erste Nachricht spornstreichs mit 500 Reitern herbey, und stillte diese Bewegungen, stellte aber auch zugleich die zwecklosen Arbeiten ein: „Hinaus, hinaus ins freye Feld, das todte Mauerwerk wird Frankreich nicht erretten. Draußen müssen wir diese stolzen Engländer zwingen, oder umkommen."

Eduard, fast eingeschlossen, hatte durch den Verrath eines Gefangenen und durch Warwiks und Harcourts Muth den Ausweg mitten durch die Somme geöffnet, er suchte ein Treffen zu vermeiden, und die nahe Hülfe der Flammänder zu erwarten, aber der Französische König stand ihm nahe. Wohlwissend, ein schneller Rückzug arte allzu leicht in wilde Flucht aus, wenn ein entschlossener Feind nachsetzt, ordnete er, als ihm die weit überlegenen Franzosen zu nahe kamen, sein Heer in drey Treffen, den Rücken durch den Wald von Cressy und durch eine Wagenburg bedeckend. Das erste Treffen führte sein fünfzehnjähriger Sohn, der schwarze Prinz von Wallis, mit Warwik und Harcourt, das zweyte, Northampton und Arondel, der König selbst die Reserve.

Seiner Übermacht und der Ermattung der Engländer ungeachtet, war Philipp noch unschlüssig zu schlagen, als er nach zweystündigem Marsch von Abbeville her den Feind zu Gesicht bekam. Der sonst so kühne Johann und (einer der berühmten romantischen Kämpen, die dieser Magnet aller ritterlichen Abenteurer an seinen Pol gezogen) Baccle d'Argenteville der Mönch, welcher den Feind recognoscirt hatte, riethen das Treffen zu verschieben auf den folgenden Tag. Es wurde Halt befohlen, aber ergriffen von unzeitiger Kampflust kehrte sich weder Vorder- noch Hintertreffen daran, jenes im Irrwahn, man wolle es um die Ehre des ersten Angriffs bringen, dieses, weil es die Vorderen immer noch vorrücken sah. So wurden selbst die Befehlshaber mit dem ungestümen Strome fortgerissen, und nur wie durch ein blindes Glück entwickelten sich im Angesichte des Feindes drey große Haufen. — 6000 Genuesische Armbrustschützen, von Grimaldi und Doria geführt, machten die Vorhut. Der Graf von Alençon, Philipps Bruder, erbitterte diese so nützlichen, leichten Truppen durch ein gebietherisches, herabwürdigendes Benehmen. Über dem unwilligen Streit und Geschrey mit ihm wurde vergessen, bey dem stromweis herab fallenden Regen die Schleudern und Sehnen zu bedecken, sie wurden unbrauchbar. Dagegen sendeten die Englischen Schützen und Bombarden einen Regen von Pfeilen und Kugeln. Die Genueser wankten, Alençon schalt sie Verräther, und befahl dem Mittertreffen, wider sie feindlich zu handeln. Sie flohen von allen Seiten, aber Alençons Löwenmuth brachte hier einen Augenblick den Sieg in Zweifel und den schwarzen Prinzen in die größte Gefahr. Er schickte zum Könige um Verstärkung. Finster fragte Eduard den Ritter: „Ist der Prinz todt?" — „Nein Sire!" war die Antwort. — „Also verwundet?" — „Noch nicht, als ich ihn verließ." — „Wohl denn! Mein Sohn und die Völker, die ich ihm anvertraute, sollen die Ehre des Sieges allein haben, ich brauche meine Haufen zu etwas Anderem. Das hinterbringet ihm."

Der Bescheid spornte und wirkte mehr, als die mächtigste Verstärkung. Alençon wurde zurück getrieben. — Es mußte König Philipp selbst mit dem Hintertreffen vorrücken, der Unordnung und Niederlage zu steuern. König Johann hatte bisher unter den heftigsten Gemüthsbewegungen geharrt, wie des Treffens Anbeginn ausschlagen würde. Nun befahl er den Rittern um ihn, Böhmen aus dem ersten Adel, Rheinländern, Franzosen, ihn ins Gedränge hinein zu führen und zwar an den Ort, wo sein Sohn Carl fechte. Die erinnerten ihn beweglich seiner Blindheit. Er sprach: „Daran ist nichts gelegen, ich will auch meinen Schwertstreich führen, und kein Mensch soll sagen, der König von Böhmen sey hierher gekommen, um nichts für seinen Freund zu thun." — Damit ließ

*) Nachhin als Kaiser der Vierte.

er den Zaum seines Pferdes an die Zügel seiner zwey Nebenmänner Hannsens von Klingenberg und Heinrich des Mönchs von Basel binden, der und alle seine Ritter neben ihm, rannten vor mit dem Feldgeschrey: „die Prager, die Prager!"

Aber bald wendete sich die Schlacht allerwärts zum Vortheil der Engländer. Philippen, der selbst das Pferd unter dem Leibe verlor, nöthigte der Graf Johann von Hennegau, der ihm ein anderes gab, es am Zügel mit sich fortreissend, den Plan zu verlassen, wo nun allenthalben nahmenlose Verwirrung einriß.

Fürsten und Banner sind beyde erhabene Vorzeichen. Daran, nicht an ihrer Unverletztheit, liegt das Heil. Mehr ists, des Königs Ruhm, als sein Leben retten, und wer das Banner in den Boden gräbt, und dabey fällt, thut mehr, als der es flüchtig zurück bringt. — Damiette, Mauper tuis und Pavia *) haben Frankreich weniger geschadet, als Cressy, Azincourt und Blindheim, denn dort (wie Franz I. seiner Mutter schrieb) war zwar Alles verloren, aber — die Ehre — nicht! — Alle Macht ist todt ohne den Muth; allein den macht kein Unglück todt, sondern nur die Schande; — sonst wären Hannibal und Mithridat, Cato und Brutus, Herrmann und Sibuld, und die Albrechte und Leopolde auch muthlos gewesen!

Anders wie Philipp that König Johann. — Sein Sohn Carl war schon zum dritten Mahle verwundet und kämpfte, als er zwey Pferde unter dem Leibe verloren, zu Fuße fort; als man ihn wider Willen in Sicherheit brachte und verband. König Johann, als die Seinigen ihn eifrig mahnten, sein Leben nicht unnütz zu opfern, sprach: „Das wird doch, wills Gott, nicht geschehen, daß der Böhmenkönig feldflüchtig wird! — So wisset denn und glaubet, daß ich entweder rühmlich die Schlacht wieder herstellen, oder aber darin umkommen will. Also führet mich hin, wo der feindliche König selber streitet, oder wo es am schlechtesten aussieht. Mich empfehle ich Gott, euch aber meinen Sohn Carl, (von dem er nichts wußte) den sollt ihr tapfer beschirmen!"

Damit stürzte Johann in das dichteste Gemenge und stach und hieb um sich, so lange er einen Arm regen konnte. Endlich stürzte er unter unzähligen Wunden, neben ihm fielen in der Ordnung, wie sie geritten, die Rosenberge, Riesenburg, Lichtenburg, Klingenberg, Fünfhunden, Zierotin, Miliczin, Strakonitz, Borgessin, Gimlin, Rozdialowiz, Kozegeb, Pawlowiz, Wlassinn und 50 auswärtige Ritter. — 20,000 Franzosen, der Kern ihres Adels, die Grafen von Alençon, Blois, Flandern, Auxerre, die Herzoge von Bourbon und Lothringen, Grimaldi und Doria, 1200 Französische Ritter, 24 Bannerherren waren geblieben.

Eduard umarmte seinen heldenmüthigen Sohn: „Gott erhalte Euch, mein tapferer Prinz! An dem Tage habt ihr bewiesen, daß ihr werth seyd zu leben. Fahret so fort!" — Als er Johanns und seiner Getreuen Leichname sah, staunte er: — „Der hätte wohl ein sanfteres Sterbebette verdient!" — Die Straußenfedern von Johanns Helm und sein Leibbanner, worauf die Devise: „Ich dien" **) in Gold gestickt war, wand der schwarze Prinz als das herrlichste Siegeszeichen um seinen Helm.

Carl bath um seines Vaters Leib. Das verweigerte Eduard. „Er habe sich die Ehre selber vorbehalten." — Darauf ließ er ihn durch zwölf der Edelsten nach dem geliebten Luxemburg führen, und dort in der Marienkirche des Benedictiner-Klosters mit feyerlichem Trauergepränge beysetzen. Eben dort richtete ihm in der Folge Carl ein prächtiges Grabmahl auf, umgeben von den Wappenschildern derer, die ihn auch in der Schlacht umgeben hatten.

Also endigte König Johann, Sohn und Vater eines und Großvater zweyer Kaiser, der unter seinem Vater dämmernden Luxemburgischen Größe eigentlicher Stifter.

Jedwede breite Entwicklung oder Erklärung seines Characters wäre vergeblich. Hell und kräftig spricht er uns selbst an, dieser unaufhörliche Sturm und Drang, dieses wildromantische Treiben, womit Johann, gleich dem wilden Jäger, die Bahn seines Lebens durchritt.

In ihm lag ungehenre Körperkraft, und jene äußerste, bloß sinnliche Lebhaftigkeit, die, wie des Nordwindes Anfall, die Spätfrucht des Urtheiles fast nie zur Reife gedeihen läßt: um so minder, wenn (wie hier der Fall war) keine planmäßige Erziehung Mutterstelle vertritt. Dazu kam, was (zumahl in der Jugend) so sehr verwöhnt, noch nicht verdientes, überraschendes Glück.

Aus solcher Gunst und Versäumniß, aus diesen Anlagen und Hindernissen ging hervor jene oft unbesonnene und zwecklose *) Kühnheit, durch die Johann Zeitlebens so entscheidenden Einfluß auf die großen Geschäfte übte, alle die zahlreichen, geschichtlichen Belege des Sprichworts:

„Sine rege Bohemiae Nemo valet expedire suum factum.
Quem vult, exaltat, quem non vult, ipse recalcat."

jene immer gleiche Vorliebe für alles Außerordentliche, deren Fulgurationen selbst den sanften Petrarca **) so ergriffen, daß er alle Blinden aufrichten wollte, durch die Erinnerung, welche Großthaten Johann gleichwohl vollbrachte, freylich nicht glücklicher, als wenn er etwa den, der den Kopf verlieren soll, damit tröstet, er werde nun nie mehr von Kopfschmerzen gequält seyn.

Daher jener Eigenwillen und Wankelmuth, jener äußerste Leichtsinn, die (oft unvereinbar scheinend) doch nichts anders sind, als verschiedene Äußerungen desselben starren Sinnes, jedwede Laune beharrlich durchzusetzen. Daher jene, einer jäh

*) Wo die Könige Ludwig IX., Johann und Franz gefangen wurden.
**) Zum Zeichen, daß er als Philipps Bundesgenosse und Freund hierher gekommen.

*) Ab omnibus sapientibus iudicatur, quod Iohanni plus fortuna quam ratio in suis actibus suffragatur. Die Chronik von Königssaal.
**) In den remediis utriusque fortunae II. Dialog. 69. de coecitate. — Darüber die Königssaaler Chronik also: „Audiuntur apud nos de rege isto frequenter miribilia testimonia, qualiter se in omni exercet militia, frequentat tornenta, agat hastiludia, ita quod tota Francia et Gallia vix enarrare sufficit regis magnifica facta. — Nec manet in uno loco stabilis, sed totus variabilis graditur huc atque illuc et quanto anunciis quaeritur, difficile invenitur. Ipso absente regnum Bohemiae magis fruitur pace quam praesente, timetur a pluribus, et plurimos ipse timet, idem ad evitandum periculum in regno Bohemiae raro manet. Gubernaculum vero regni ei committit, qui plura sibi dare poterit aut promittit.

emporlodernden, aber gleich wieder verlöschenden Flamme ähnliche Leichtgläubigkeit gegen Elisabeth und Carl, jener schnelle Allianz-Wechsel, jene vielmehr kindisch als kindlich raschen Entschlüsse, Böhmen zu vertauschen um ein viel geringeres Land, etwa wie Colons Insulaner für Schellen und Glasperlen Goldkörner und Diamanten gaben. — Nicht allein Böhmen um die Pfalz wollte er vertauschen, sondern auch Kärnthen und Tyrol gegen die Mark Brandenburg (im Spätjahre 1355). Als aber der Stände feste Weigerung ihn zwang, davon abzustehen, beurkundete er unköniglich genug: „daz Gott wol walz, daz derselbe Weckſel in vnser Hereze noch muet nie kummen ist."

Was würde der mit Bienenfleiß und Vaterangst sammelnde Wenzel III. gesagt haben, hätte er noch gesehen, wie an dem geliebten Böhmen sein eigenwilliger Schwiegersohn Johann das: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi" allzu fühlbar erprobte? — Wohl nichts anders, als der Wenzeln ähnliche Ludewig XII. als man ihn Vater des Vaterlandes grüßte, von seinem Nachfolger Franz sprach: „Ach lieben Freunde! was hilft das? Der große Junge da wird doch nur alles wieder verderben."

Wirklich glichen sich Johann und Franz in Vielem, in ihrem ritterlichen Geist, persönlichen Muth und Waffengewandtheit — und wenn Franz den Madrider-Frieden brach, und den von seinem Nebenbuhler Carl angebothenen Zweykampf ablehnte, so geschah das eben so wenig aus Mangel an Muth, als es innere Böswilligkeit war, daß Johann sich Elisabethen nicht dankbarer bezeigte, als gegen des Oheims Witwe Zoe der Kaiser Michael Calaphates.

Wer ihm verarget den Unbestand seiner Bündnisse, die zweydeutige Avignoner Vermittlung, und was er in Italien vorgehabt, der bedenke auch, wie Ludewig ihn hinhielt, wie grob er ihn wegen Brandenburg und wegen Tyrol betrog und wie mitten im Frieden Casimir an ihm handelte. — Daß diesem Manne seiner Böhmen unstäter, zu Herrscherwechsel und Aufruhr geneigter Sinn über Alles verhaßt seyn mußte, bedarf wohl keines Beweises.

Schon seine Zeitgenossen haben ihn dem Sohne des Clinias verglichen, wohl nur wegen der kleinlichen Ähnlichkeit, daß Beyden keine Art oder Arbeit sinnlicher Lust unbekannt oder ungewohnt, daß Johann in solchem Beginnen, bey Nacht oder bey Tage, verkappt und unbekannt, wie er gerne war, manchmahl gleich Alcibiades mißhandelt worden ist, und die Schmach um seiner selbst Willen dennoch verschweigen mußte. Aber beyde Helden hatten in der That ungemeine Anlagen zum Guten wie zum Bösen.

Den Böhmen, wenn sie über ihn klagten, konnte man wie Aristophanes den Athenienſern antworten: „Man muß keinen Löwen in der Stadt auferziehen; wer es aber doch thut, der muß sich auch seine Weise gefallen lassen."

Wer den König fragte: warum er Böhmen immer so schnell verlasse? dem antwortet er im gleichen Sinne, als der bey Thurium wieder gelandete, und allen Nachsuchungen selbst seiner alten Freunde sich entziehende Alcibiades: „Ich traue dem Vaterlande in Allem, was aber mein Leben betrifft, nicht einmahl meiner Mütter. Sie könnte beym Stimmensammeln doch aus Versehen einmahl einen schwarzen statt eines weißen Steines ergreifen."

Wie Alcibiades Sparta's Abgesandte überlistete, das wiegt wohl Johanns Vermittlung beym Papste auf. — Wie Johann königlich prunkte und dann wieder Gefahr und Noth trug, gleich dem gemeinsten Reisigen, so überglänzte Alcibiades beym Tissaphernes selbst die Persische Pracht, in Lacedämon aß er nichts als groben Brey, stürzte sich in kaltes Wasser, und schnitt die schönen Locken ab, mit denen Aspasia und Timäa so gerne gespielt hatten. — Beyde Helden starben in ihrem fünfzigsten Jahre.

Zwar die Böhmischen Geschichtschreiber können sich gar nicht satt jammern über Johanns beständige Abwesenheit und die unerhörten Steuern während seiner 35jährigen Regierung. Dafür war es wohl ein geringer Ersatz, daß die Böhmen durch seine zahllosen auswärtigen Verbindungen mit ihren Nachbarn besser bekannt, daß die Deutsche, Französische und Welsche Sprache und Sitten (die drey Länder waren der Hauptschauplatz von Johanns Thaten) in Böhmen zum großen Ärger der alten gediegenen Czechen ziemlich allgemein geworden waren, daß Ton- und Baukunst und andere Zweige des Geschmackes sich wesentlich vervollkommnet haben. Unter Johann blühten Geschichtschreiber (Abt Peter von Königsaal, Dalemil, Mezerziczsky, der Prager Domherr Franz), epische und satyrische Dichter. Einem der Letzteren, der seinen Witz an den neuen Moden übte, nahmen es die Kuttenberger ein wenig übel, und schlugen ihn todt.

Bey den Klöstern war Johann durch seine Besteurung nicht beliebt. Er sah Männer lieber im freyen Felde, als hinter Mauern, und wer kein Schwert führen durfte, war einmahl sein Mann nicht. Über dem meinte er, mit der gestiegenen Landes-Cultur wäre auch die Zeit des Klosterstiftens vorüber, das in den Tagen der Boleslave, Brzetislave, Spitignevs so manchen wohlthätigen Zweck erreicht hat. Doch stiftete er, als ihn die Blindheit mehr in sich selbst versenkte, die Carthause zu Augezd, welche Zizka, blind wie er, wieder zerstörte.

Den Pragern gab er Gesetze und Freyheiten, dem Königreich die Landtafel. Er hat es über dem bey allen Unruhen wesentlich erweitert. Zahlreich sind die Lehensauftragungen, Übergaben, Verzichte um Troppau (3. July 1318), um Lausnitz, Bautzen, Liebau, Frankfurt an der Oder (22. September 1319), um Falkenberg, Teschen und Oppeln (18. Februar und 5. April 1327), um Kosel und Oswieczin oder Auschwitz (19. und 24. Februar 1327), um Plauen (13. März desselben Jahres), um Masovien und Plocz (29. März 1329), um Steinau, Lüben, Glogau und Sagan, Liegnitz, Brieg und Grotkau (29. April und 9. May 1329), um Warstenberg, Öls, Trachenberg (10. May 1329), um Münsterberg, Jauer und Görlitz (29. August 1336 und 4. Jänner 1337). — Aber dieser zufällige, äußere Zuwachs konnte die tiefen Wunden nicht heilen, die das Reich in seinem Innern trug. Dazu bedurfte es einen Servius Tullius, dergleichen Johann den Böhmen gab in seinem Sohne Carl, welcher als ihr König eben so die kühnsten Erwartungen übertraf, als er als Kaiser unter denselben zurück blieb.

Wenn wir der alten Geschichten belehrenden Lauf ernst und sinnig verfolgen, erscheinen uns vorzüglich zweyerley Gewaltige, deren Größe und Ruhm mit dem Wohl ihrer Lande

fast immer im umgekehrten Verhältnisse steht, oder doch nur zufällig damit zusammen trifft.

Die eine Gattung (unser König Johann und Ottokar, sein Vorfahrer, Peter der Grausame, Carl der Kühne, Franz I., Carl Gustav und Carl XII. waren merkwürdige, wenn schon unter sich sehr ungleiche Vorbilder derselben), unruhige, mehr ruhm- als ländergierige, Alles (das Schwerste am liebsten) unternehmende, aber ritterliche, großmüthige Fürsten, vom siedenden Blut und einseitigen Sinn hin und her getrieben zum Guten und Bösen! — klug ohne Bestand und thöricht mit Erfolg. Menschen sind sie wohl, nur ungezähmt wie der Löwe und der Elephant, und zeitweise versöhnlich und großmüthig wie diese.

Solchen wäre besser gewesen, sie wären Ritter geblieben oder Condottieri, wie die alten Italiäner. Der launige Zufall, der ihnen den Purpur umhing, hat sie aus ihrer eigenthümlichen Bahn geworfen, Zickzack mußten sie schwärmen und (gleich einen Augenblick lang furchtbaren Meteoren) glänzen und zünden und knallen und — vergehen.

Schrecklich und eisern schreitet die andere, viel seltnere, das Üble, was in Tiber, Philipp dem Schönen, Ludewig XI., Philipp II. und wieder in Sylla, Christiern und Heinrich VIII. war, in sich vereinigende Gattung. — Die haben das Menschliche abgelegt. Da ist kein Gefühl, keine Neigung, kein Erbarmen, ja selbst die Rache nur, wenn sie [redacted]en in den Plan taugt. Todt und ab ist Alles. Nur der unersättige Trieb der Vereinzelung und Aneignung lebt allmächtig und wehrt der Versteinerung. — Diesen muß die Erde ein flaches Schachbret seyn, schnell übersehbar. Es verdrießt sie, daß es noch Meere und Flüsse und vorragende Alpen und Menschen gibt. — Weg wünschen sie das Alles, um in der leeren oder fröhnenden Öde allein zu seyn, wie denn auch ihres ganzen Daseyns Bildner, Wesen, Richtung und Ziel nur — sie selbst sind.

Heißhungrig, unersättlich, unerbittlich sind sie, weil sie es seyn müssen. Mit dem Glücke wächst ihnen die Gier, wie der Leib wächst, unmerklich, ununterbrochen, unaufhaltsam.

Ihr Gang ist eine Lava, die sich Schritt vor Schritt, mitreissend oder zermalmend, denen, die Ohren haben, um zu hören, schon von Ferne vernehmbar, vorschiebt, die versengt, ehe sie berührt, und tödtet, was sie erreicht.

Den grimmigsten Feind aber nähren diese (etwa wie am verachteten Ichneumon, das Ungethüm des Nils) in der eigenen Brust. Die mahnt unaufhörlich: Alles sey erlaubt gegen die, die sich selber Alles erlauben! Eben um diese Stimme mitzuersticken, kehren sie Alles um — und dennoch schweigt sie nimmer!

Sonderbare Gebräuche einiger Völker bey der Erbfolge.

Die Erbfolgerechte auf den Thronen werden oft in despotischen Staaten, vorzüglich dort, wo Militär- oder Ministerial-Gewalt das Übergewicht hat, mit Umständen ausgeübt, welche die Menschheit empören.

Wenn ein Türkischer Sultan auf außerordentlichem Wege, nähmlich durch die Gunst der Janitscharen, zum Throne gelangt, werden seine Brüder oder Neffen sogleich aus dem Wege geräumt, oder aber, wofern man noch menschliche Rücksicht beobachtet, und die regierende Familie im Personale nicht zu stark ist, in feste Gewahrsam für den Fall einer künftigen Erbfolge aufgehoben, eingesperrt, und bald gut, bald schlecht, nach der Laune des Regenten oder der Personen, die den Gefangenen zur Bedienung beygegeben werden, verpflegt.

.....

Im Königreich Nubien in Afrika, südlich von Ägypten, dessen Hauptstadt Sennar unterm dreyzehnten Grade nördlich vom Äquator liegt, regieren die Könige nur so lange, als dieses ihren Ministern gefällig ist. Finden diese eine längere Regierung dem Staate oder ihren Privat-Leidenschaften nicht angemessen, so schicken sie eine eigene Person ab, um das Blut des Königes zu verlangen. Solch ein Todesengel ist öffentlicher Staatsbeamter, und eigentlich des heiligen Reichs Scharfrichter. In der Arabischen Sprache heißt er Sidel Cam, oder Vorsteher der königlichen Bedienten. Er ist immer naher Verwandter des Königs, hat bey dessen Absetzung keine Stimme; mag aber noch so viele Souverains hinrichten, er wird deshalb nicht straffällig.

Im Grunde ist er also der bestellte Königsmörder, erhaben über alle Verantwortung und Gesetze. Er ist Morgens und Abends um den Monarchen, ohne daß derselbe das geringste Mißtrauen gegen ihn äußert, wenn auch gleich der König seiner unsichern Lage sich bewußt ist.

In den siebenziger Jahren, da der Engländer James Bruce durch Sennaar reisete, hieß dieser Staatsscharfrichter Achmet. Aus dem Todtenregister, daß Bruce bey ihm antraf, sah er, daß seit 1509 bis 1772 achtzehn Monarchen regiert hatten, von denen acht umgebracht worden waren. Stirbt ein König eines natürlichen Todes, so werden alle seine Brüder und Seitenverwandte umgebracht, wofern sie nicht Mittel finden, sich aus dem Staube zu machen. An diesem Achmet fand Bruce einen Mann von sehr hellem Verstande, der ihn von vielen Denkwürdigkeiten des Reiches unterrichtete. Aber seltsam bleibt es immer, daß künftige Reisende das Todtenregister eines Scharfrichters als Document eines so mächtigen Reiches werden anerkennen müssen.

Auf den Vorzug, von einem nahen Verwandten umgebracht zu werden, legt sowohl das Nubische Volk als der König selbst einen hohen Werth. Man glaubt nähmlich, diese Todesart wäre anständiger, als wenn der Souverän von einem gedungenen Meuchelmörder, einem Araber, oder einem Christensclaven umgebracht würde. Als daher der König Baadi im Jahre 1766 in seiner Gefangenschaft von einem Arabischen Schech Welled Hassan, während er seine Hand wusch, mit einer Lanze niedergestochen ward, empörte sich fast das ganze Volk gegen den ersten Minister Adelaa, nicht wegen des Mordes, sondern wegen der Ungeweihtheit des Mörders, und der Ungesetzlichkeit des Instruments. Dieser Mord war also gegen die Etikette des königlichen Hauses, da es nach dem Gesetze mit dem Schwert hätte geschehen sollen. Welled Hassan ward nun selbst hingerichtet, ohne Rücksicht, daß das Todesurtheil auf Befehl des Ministers von ihm vollzogen worden.

.....

Die Könige von Abessinien oder Habesch bekennen sich mit dem größten Theile ihres Volkes zur christlichen Religion. Die Abessinier sind von der koptischen Secte, und erhalten ihren Oberpriester von Abuna von dem Patriarchen zu Alexandria in Ägypten. Ihre Hauptstadt Gondar liegt zwischen dem zwölften und dreyzehnten Grad nördlicher Breite. Stirbt der König, so werden von dem Nachfolger seine Brüder und nächsten Blutsverwandten auf einem Berge, Gischen genannt, an den Gränzen der Provinz Amharra, in eine feste Burg eingesperrt, genießen dort Pensionen und ein ziemlich gemächliches Leben, falls sie sonst mit dem Hofe und dem ersten Minister, der den Titel El Nas führt, gut stehen.

Aus diesem Staatsgefängnisse ist keine Erlösung, es wäre denn, daß der regierende König ohne Leibeserben stürbe. In diesem Falle hohlen die, welche das Staatsruder führen, einen Prinzen vom Berge, und setzen ihn auf den Thron. Fremde, die in dieses so schwer zugängliche Land kommen, werden auf immer zurückbehalten, und gelangen, wenn sie sonst Talente haben, auch zu ansehnlichen Staatsbedienungen. In dem Zeitpuncte, da der Engländer Bruce als angeblicher Arzt dieses Land bereisete, war ein intriganter Grieche, Nahmens Michael, Nas oder erster Minister, und hielt den König in der strengsten Abhängigkeit. Bruce konnte selbst nicht eher aus dem Lande kommen, als nach geleistetem Eide, daß er mit einer Menge Feuergewehre und andern nützlichen Waaren beladen zurück kehren würde.

Am Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts hatten die Portugiesen mit den Jesuiten als Missionarien in diesem Lande Wurzel gefaßt. Sie wurden aber in der Folge verjagt. Die Jesuiten verdarben es mit den Landeseingebornen durch ihre unbändige Bekehrungssucht und durch ihre Disputationen über die zwey Naturen Christi. Sie hatten aber doch das Verdienst, daß sie Schulen errichteten, die Kinder lesen und schreiben lehrten, Baukunst und Handwerker einführten. Als sie endlich gar anfingen, auf Theatern Comödien zu spielen, den Teufel in der Abessinischen Landesfarbe, nähmlich der schwarzen, und anderes höllisches Ungethüm mit Hörnern, langen Schweifen, und gespaltenen Klauen aufführten, die Feuer spien, und mit Raketen um sich warfen, so erschraken die Abessinier so sehr, daß sie davon liefen, und die Fremden bezüchtigten, sie hätten ihnen höllische Ungeheuer in das Land gebracht. Nun hatte es mit dem Vertrauen gar ein Ende; die Jesuiten wurden fortgejagt, und die einheimischen Priester sperrten den Katholiken auf ewig das Land.

.....

Bey vielen Tatarstämmen ist gewöhnlich der jüngste Sohn Haupterbe, und aus dem einfachen Grunde, weil die ältern Söhne, sobald sie mündig sind, selbst Haupt einer Nomaden-Familie werden, und mit so viel Vieh, als ihnen der Vater von seinen Heerden gibt, in die weite Welt hinaus ziehen. Der jüngste Sohn, welcher bey dem Vater im Hause bleibt, ist folglich Erbe der ganzen Wirthschaft. — In einigen kleinen Districten von England soll ebenfalls diese seltsame Erbfolge noch gelten. — Man fand sie auch noch vor der Französischen Revolution in Bretagne, und zwar im Herzogthum Rohan, bey den untern Ständen des Volks.

Der Handel.

Wer ruft den Menschen aus dem thierischen Zustand, wer streift seine rohe Hülle ab, und umschlingt ihn mit dem schönen Band der Gesellschaft? wer ruft den Menschen zum vielseitigen Genuß des Lebens? wer hat die Wüsten durchbrochen, umgeschaffen Einöden in herrliche Gefilde? wer läßt die Tiefen der Erde ergründen, damit auch die Gabe des nächtlichen Eingeweides dem Menschen zum Besten komme? wer hat die Meere zur sichern Bahn geformt? wer den Willen gebothen, ehrfurchtsvoll den Fuß des Continents zu küssen oder an ihm zu erlahmen? Wer hat die Hand entfernter Pole in einander gelegt zum großen Wechselverkehr der Kräfte und Güter? an wessen Hand durchwandert die Welt sich selbst in allen ihren zahllosen Richtungen? wer zeichnet die Cultur in immer größern Spiral-Linien zum Welteigenthum aus? wer hat Schöpferkraft auf das mannigfaltigste in den Menschen aller Zonen entwickelt? wer weckt in brennenden Klimaten die erschlafftesten Völker zur Thätigkeit? wer dringt durch Eismeere und Eisfelder, um die erstarrte Natur auch dort zu erwärmen und zu beleben? wer schafft Überfluß — wer sichert gegen Hungersnoth mit einer Hand voll Kraft und Segen, sobald sie frey ist? — Der Handel, antwortet die Erfahrung aller Zeiten.

Hier freygebig, dort karg, hier schnell, dort langsam, hier angefeindet oder stockend in ihrem spendenden Lauf, dort siegprangend mit überströmendem Füllhorn muß die Natur den Handel gleichsam zu Hülfe rufen, damit er ausgleiche die Ungleichartigkeiten der Spende, und — nach Maßgabe des fesselnden Gewerbsfleißes jedem Weltpunct die Welt — ja die ganze Welt zu Gute komme.

Welche herrliche Bilder stellt auch die Geschichte aller Handelsstaaten auf.

Xerxes, der stolze König, erlahmte an der Kraft des handelnden Athens, und Griechische Handelsstaaten schreckten das despotische Asien von den ersten Grundpfeilern der Europäischen Größe, dieser Mutterform der Weltgröße, zurück.

Rom siegte auch; aber seines Schwertes folgeschwerer Übermuth zeugte nur Zerstörung. Über des handelnden Karthago's gräuelvolle Ruinen stürzte Afrika in ein Jahrtausend ruchloser Barbarey, und Europa ward in den langen Kampf gegen Mordsucht und Finsterniß verwickelt.

Endlich rief der Handel wiederum einen hellern Tag über die Völker.

Durch den Handel allein beherrschte das kleine Portugall einen Welttheil, und trotzte der allmächtigen Spanischen Monarchie.

Venedig, Genua, Pisa, Florenz u. s. w. erhoben sich durch den Handel zu einem Leben voll Kraft und Hoheit, dem größten Theil Italiens unbekannt, und von ihm beneidet.

Die handelnden Niederlande, klein und bedeutungslos von Anschein, siegten über Alba und über den Philipp, in dessen Staaten die Sonne niemahls unterging.

Ferdinands Söldlinge verwandelten Amerika's schönen Süden in ein weites Leichenfeld, worauf sie ihrer Ehre und ihrem Geitze ein neues Reich schufen, des Handels segensvollere Kraft rief dagegen in dem Norden der neuen Welt auf milderem Weg eine Schöpfung hervor, die Hoffnung der Re-

tionen und die Freystätte der blutenden Völker. Aus ihr trat der schlichte Gewerbsmann *) hervor, dem man die Inschrift setzen konnte: er hat den Tyrannen das Zepter, und dem Himmel den Blitz entrissen. — Findet einen größeren Leichenstein!

Was mächtige Reiche nicht vermochten, das stolze Albion zu demüthigen, that Holland, der kleine Handelsstaat; vor seinen Tromps und Ruyters zitterte der Leopard.

Während der Französischen Revolution selbst hat sich der Handel mit Ruhm bedeckt. Verfolgt, beraubt, gemißhandelt, hat er dennoch mit jedem andern Stande den Kampf des Muthes und der Uneigennützigkeit ruhmvoll bestanden.

Marseille, die Handelsstadt, schreckte das entartete Ministerium; Lyon, die Handelsstadt, kämpfte gegen die Blutgerichte; Bordeaux, die Handelsstadt, rang mit gleicher Beharrlichkeit gegen Despotismus und Anarchie; Nantes gegen den blinden Fanatismus.

*) Benj. Franklin.

Kaufleute und Kaufmannssöhne kämpften muthvoll in den Heeren der Republik und späterhin in denen des niebesiegten Adlers. Täglich noch ruft das Gesetz der Conscription die tapfern Kinder des Handelsstandes, wie die aller andern Stände zur Theilnahme an gleicher Gefahr und gleicher Ehre! in Westen und Osten, vom tiefen Norden bis hinab zu den Säulen des Herkules.

In unserm Deutschland selbst — wie heißen sie die blühendsten Puncte? sind es nicht die Handelsstaaten und Handelsstädte, wo das Volk niemahls in Elend, niemahls in Verlassenheit lebte, nicht preis gegeben war der Alles lähmenden Willkühr; wo häusliches und bürgerliches Glück Jahrhunderte hindurch in bewunderungswerthem Bunde blühten?

Die Deutschen Handelsstädte zähmten den hochgebornen Stolz und waren treu dem Kaiser und Reich, treuer als jene Großen, die durch gesetzlose Widerspenstigkeit und Eifersucht die Zeit des Falls herbey zerrten, und welche einstens der Vorwurf treffen wird in dem großen Schuldbuch der Geschichte.

Miscellen.

Die dünnen Gewänder der Frauenzimmer, die sich darum so zart dem Gliedern anschmiegen, damit sie ja nichts von dem Contour des Körpers [illegible], waren schon bey den Griechischen Damen, so wie bey den [illegible]innen, beliebt. Achilles Tatius, ein späterer Griechischer [illegible], sagt von einem jungen Mädchen: um ihren Leib floß ein [illegible] von zarter Wolle, durch welches man den schönen Körper sehen [illegible]. Juvenal, der Römische Satyren-Dichter, redet eben davon, freylich in seiner Kraftsprache, also: durch das dünne Gewand sieht man — die Leute stehen und staunen — den Bublerinnen auf den Leib. Mich, den Schreiber, deckt übrigens das Schild der Wahrheit, und sollte mich, was doch entfernt von mir sey, der Mode-Genius unfreundlich anblicken, so bin ich erböthig, meine Gewährsmänner ein ander Mahl noch bestimmter örtlich und wörtlich anzuführen. Doch die Rede ist ja auch nur von Griechinnen und Römerinnen. Wie könnten Deutsche Damen an eine Nachahmung auch von weitem denken? denn ich erwähne nur, weil man es jetzt mit Klima und Körper so genau nicht zu nehmen scheint, eines geringen Unterschiedes; nähmlich: unter lieblich lächelndem und sanft duftendem Griechischen und Italiänischem Himmel schwebten indische Grazien in ätherischem Gewande sichtlich dahin, aber wie? auch eben so in der rauhen Germania, wie sie der Römische Tacitus beschreibt?? Ich schweige.

.....

Schweißtücher zum Abtrocknen der Ausdünstungen des Gesichts waren schon bey den alten Morgenländern im Gebrauch. Auch Griechen und Römer bedienten sich ihrer hierzu, und zum Schnäutzen der Nase, doch keineswegs allgemein, wenn gleich der Ausdruck emunctae naris bey den letztern so gäng und gebe war. Ein solches Tuch hieß bey den Griechen ῥινομακτρον, καψιθραστιον, bey den Lateinern Sudorium, Sudoriolum, und späterhin, beym Verfalle des Reichs, Muccinium, Mucatorium.

Wie frühe nahmen die neuern Völker diese Erleichterungs- und Reinigungsmittel von den ältern an? Wie wurden sie ihnen zum Bedürfniß, wie allmählig allgemein? Weit später, als man denken sollte. Die Sucht, zu glänzen durch Putz und Flitter, wirkt bey einzelnen Menschen, wie bey ganzen Stämmen, viel früher, als die Furcht, durch Widrigkeit und Schmutz unangenehme Gefühle in Andern zu erregen und zu mißfallen.

Unter die neuern abendländischen Völker kamen die Begriffe von Reinlichkeit und Wohlanständigkeit erst durch die eingeführten Kirchengebräuche. Schon in den frühesten Satzungen, z. B. Isidors, ward verordnet: jeder Mönch sollte unter seinen Kleidungsstücken und Geräthschaften auch haben Facialis, d. i. ein Tuch zur Reinigung des Gesichts; es steht aber sehr dahin, ob sie davon auch zur Reinigung der Nase Gebrauch machten. Was von solchem leinenen oder baumwollenen Tuchzeug in Klöstern und Stiftern vorräthig war, diente, wie es scheint, mehr zur kirchlichen Zier und Pracht, als zum wirklichen, tagtäglichen Gebrauche. Würden sonst die Benedictiner von Disentis in Graubünden (um das Jahr 670) ihre 24 Farietereuli vor dem einbrechenden Feinde bis nach Zürch geflüchtet haben? Hätten die Mönche von St. Gallen es der Mühe werth gehalten, in ihren Jahrbüchern aufzuzeichnen, daß der reiche Augsburger Bischof Adalbero ihnen (im J. 908) purpurgestickte Schweißtücher geschenkt habe, wenn dieses nicht wahre Pracht- und Schaustücke gewesen wären? Alcuin (starb 804) oder einer seiner Zeitgenossen spricht allerdings bestimmt von Tüchern, die die Geistlichen auf der linken Seite trugen, und womit sie sich während des Kirchendienstes die Feuchtigkeiten der Augen und der Nase abwischten; aber hieraus ist kein Schluß auf den Gebrauch der Schnupftücher im gemeinen Leben und bey den Laien zu ziehen. Handtücher, Tischtücher, Halstücher u. s. w. waren gewöhnlich, und hatten ihre eigenen Deutschen Benennungen; allein für Facitergium hatten unsere Vorfahren noch im 10., 11. und einigen spätern Jahrhunderten kein eigenes Wort. Der fremde Ausdruck wurde in diesen Zeiten beybehalten, nur etwas verändert, oder vielmehr verketzert; man sagte oder schrieb wenigstens: fezecttragela, fezttregela.

Die Gewohnheit, Nastücher zu führen, kam aus einem Lande, wo sonst die Reinlichkeit nicht gerade zu Hause ist, — aus Italien. Kaiser Friedrich II. — einer der merkwürdigsten Zepterführer — richtete seine Aufmerksamkeit sogar auf diesen Gegenstand. Er befahl dem Wirthschaftsverwalter auf einem seiner Güter in Sicilien, den Mägden und Kindern daselbst zu geben duos faccolos de panno lineo, was nichts anders ist, als leinene Schnupftücher. Bis zum 16ten Jahrhundert brauchten die Deutschen kein anderes Wort, als das den Italiänern abgeborgte Fazolin, Fazeunlein, Facele, welches sich auch, nur hier und da etwas verändert, bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Österreichs, Bayerns und selbst auf dem Schwarzwalde erhalten hat.

Doch auch um jene Zeit war der Gebrauch der Nastücher bey weitem nicht allgemein. Es erhob sich daher gegen diese widrige Unsauberkeit der erste Stimmführer seines Zeitalters, Erasmus von Rotterdam, und zwar in einem, ihm sonst ungewöhnlichen derben Tone. In seiner, einem Prinzen von Burgund zugeeigneten, Anleitung zur Wohlanständigkeit äußert er sich nähmlich folgender Gestalt:

„10te Frage. Wie soll die Nase mit irem zugehör gehalten werden? Reinclich; nit rotzich, wie ein unsauber geschirr."

„11te Fr. Ists auch höflich mit dem paret (kopfmütze) oder tuch die nasen schneutzen? Antwort. Nein, denn solliches gehört sich nit [illegible]

mit einem Facilletlein. So aber dapffer leut vorhanden, soll sich der knabe fein umkehren und sauber machen ꝛc."

Der älteste Deutsche Schriftsteller, bey welchem man das Wort Nastuch findet, ist, meines Wissens, Fischarti († vor 1591). Die gleichbedeutenden Wörter, die man in seinen und andern Büchern des 16. Jahrh. antrifft, sind Schnaub- und Schnauptüchlein. Viel jünger sind die Benennungen Sack- und Taschentücher. In der Schweiz hört man hier und da den etwas auffallenden Ausdruck Nasenlumpen.

Das Französische Mouchoir kömmt wie das Spanische Mocadvr, Mocadero und das Italiänische Morcichino, unstreitig von dem Lateinischen Mucus, Mucatorium, Muccinium, und heißt also wörtlich Rotztuch. Schließe man aber von dieser Ableitung ja nicht auf den frühen Gebrauch dieser Reinlichkeitsmittel! Denn noch heut zu Tage bedienen sich die Franzosen, wenn sie von den verflossenen guten Zeiten reden, der sehr unfeinen, sprichwörtlichen Redensart: tems, qu'on se mouchait sur la Manche.

Es ist nicht unmerkwürdig, daß von den vier Wörtern, womit die Italiäner ein Schnupftuch benennen, Fazzoletto, Pezzuola, Sciugatojo und Mochino kein einziges von einem altlateinischen Worte, und daß ihr gangbarster Ausdruck Fazzoletto von dem barbarischen des Mittelalters Facialis, Facitergium abstammt. Fast dasselbe findet auch bey den Spaniern Statt. Sie haben keine andere Benennung, als Pannuelo, Mocador, Mocadero.

Sehr wenig bezeichnend sind die hierher gehörigen Wörter der Engländer. Ihr Handcloth heißt wörtlich Handtuch und das gewöhnlichere Handkerschieff bedeutet zugleich Halstuch.

.....

Es ist schon oft bemerkt worden, daß benachbarte Völker leichter und schneller Thorheiten, Ausschweifungen und Lächerlichkeiten von einander annehmen, als nützliche Entdeckungen, preiswürdige Gewohnheiten oder sonst Vorzüge. Ein weiterer Beytrag zum Beweise dieses Satzes dürfte nicht überflüssig seyn.

Holzlosen Gegenden den unentbehrlichen Bau- und Brennstoff auf dem Wasser zuführen können, ist gewiß eine vortreffliche Einrichtung. Diese Kunst des Holzflößens war in Deutschland spätestens im 14. Jahrhundert schon allgemein bekannt; sie wurde in Würtemberg, wenigstens seit 1342, nicht nur auf den kleineren Flüssen Würm und Nagold, sondern auch auf den größeren, der Enz und dem Neckar, geübt.

Gleichwohl verfielen unsere Nachbarn, die Franzosen, erst ein volles Jahrhundert später auf eine so gemeinnützige Veranstaltung: und diese ihre vermeintliche Erfindung ward so dankbar aufgenommen, daß König Carl VII. um 1449 befahl, wegen ihr in allen Städten an den Ufern der Yonne und Seine Freudenfeuer anzuzünden.

Wie konnte eine so erwünschte, so frohlockend aufgenommene Einrichtung den Franzosen so lange unbekannt bleiben?

.....

Man hat in neuern Zeiten in einigen Ländern für gut befunden, den öffentlichen Staatsdienern, den Mitgliedern einzelner Collegien, hohen und niedern Officianten, selbst Professoren und Studenten eine eigenthümliche Kleidung und Uniformen zu ertheilen, die wir sonst nur am Militär zu sehen gewohnt waren. — Der Einfall ist nicht neu; schon längst erkannte man seine mannigfachen Vortheile, aber nicht minder auch seine möglichen Unbequemlichkeiten. — Es liegt uns hier nicht daran, beyde gegen einander abzuwägen, und über die Einrichtung selbst ein Urtheil zu fällen. Aber erinnern wollen wir an das, was ein Römischer Schriftsteller davon erzählt. Älius Lampridius, der Geschichtschreiber einiger Römischen Kaiser (einige Gelehrte halten ihn und den Älius Spartianus für eine und dieselbe Person) erwähnt im Leben des Alexander Severus, (er lebte im 3. Jahrh. n. Chr. G.) im 26. Cap. Folgendes: „Der Kaiser hatte den Vorsatz, allen Ämtern und Würden eine eigenthümliche Art der Kleidung zu geben, damit man sie an ihrer Tracht unterscheiden könne: desgleichen allen Sclaven, damit man sie unter dem Volke zu erkennen vermöchte, keiner einen Aufstand errege, und die Sclaven sich nicht unter die Freyen mischten. Aber dieß mißfiel seinen Ministern, den bekannten Rechtsgelehrten, Ulpianus und Prulus, welche behaupteten, es würde viele Streitigkeiten veranlassen, wenn die Menschen den Beleidigungen so ausgesetzt wären. Darauf hielt er es für hinreichend, daß die Römischen Ritter von den Senatoren durch die Breite des Purpurstreifes unterschieden wurden."

Manche Kaiser hielten streng auf eine bestimmte Kleiderordnung, und auch ohne ein bestimmtes Gesetz war manches durch Gewohnheit und Convenienz darüber unter den dem Wechsel der Mode minder unterworfenen Römern so allgemein angenommen, daß jede Abweichung davon mißfiel. Derselbe Alexander Severus fand für gut zu erlauben, daß Greise auch innerhalb der Stadt, der Kälte wegen, sich der Paenula (ein dickes Oberkleid) bedienen durften, da, wie sein Biograph bemerkt, diese Art der Kleidung sonst nur auf Reisen und bey Regenwetter gewöhnlich war. Aber den Matronen untersagte er, innerhalb der Stadt jene Oberkleider zu tragen, und gestattete sie nur auf Reisen.

Von solchen Förmlichkeiten und strengen Ordnungen sind wir ziemlich frey — vielleicht mehr als gut ist.

.....

Im Jahr 1803 erschien zu Skutari, aus der neuen von Selim III. gestifteten Buchdruckerey ein kleines Französisches Werkchen, welches von einem Türken geschrieben ist, und den Titel führt: Diatribe de l'Ingénieur Said-Moustapha sur l'état actuel de l'art militaire, du génie, et des sciences à Constantinople. Die Vorrede enthält sehr merkwürdige Notizen, indem der Verfasser darin über seine Person und die Geschichte seiner Studien Nachricht gibt.

Schon von frühster Jugend an fühlte er einen Hang zu den Wissenschaften, unerachtet ihm seine Ältern hierin nicht im Geringsten unter die Arme greifen konnten. Seine Kinderspiele bestanden — wie er sagt — darin, Zirkel, Winkel, Parallel-Linien u. s. w. auf dem Boden zu beschreiben, und sie seinen Cameraden zu erklären. Späterhin kam er — gleich Paskal — von selbst auf mehrere Erfindungen, bis ihm endlich die Werke des Euklids in Arabischer Übersetzung in die Hände fielen. Jetzt erhielt er Unterricht bey Türkischen Lehrern, und fing an einzusehen, daß in der Literatur der Abendländer das zu finden sey, was er so angelegentlichst suchte. Er legte sich mit aller Anstrengung auf die Französische Sprache, studierte die Werke von Wolf u. a. und fühlte sich immer noch nicht von ihnen befriedigt.

Es war von jeher sein Entschluß gewesen, eine Reise in die Abendländer zu machen, bis Selim III. eine Schule der Mathematik bey Constantinopel anlegte, und er als beständiger, besoldeter Zögling in dieselbe trat. Öffentlich waren die Übungen der Schüler, und diese wurden im Anfange sehr von dem unwissenden Volk in ihren Messungen u. dgl. beunruhigt. Nach und nach bestanden diese öffentlichen Übungen mehr in Fortifications-Arbeiten und militärischen Evolutionen, welche endlich den Sieg über die Vorurtheile gewannen, und die Schule in den blühendsten Zustand versetzten. Die Professoren der Schule von Sudtitze, worunter nun auch Mustapha ist, nahmen sich vor, genaue Charten von den Staaten des Großherrn aufzunehmen, und unser Schriftsteller verspricht, bald dem Publicum Nachricht von dem Erfolge dieser nützlichen Bemühungen zu geben. „Das Vergnügen, gelesen zu werden, sagt er, hat die falsche Scham bey mir besiegt, und ich habe nicht angestanden, in einer Sprache zu schreiben, in welcher ich meine Leser nicht vergnügen kann. Sie werden aber einem Muselmann, in Rücksicht auf seine guten Absichten, dennoch verzeihen." Darin hat er sich auch nicht betrogen; wir wünschen, bald Mehreres von ihm zu hören.

.....

Wien, gedruckt bey Anton Strauß

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 20. und Freytag den 22. Juny 1810.

Wen weder der Genuß des vorbeyfliegenden Augenblicks befriedigt, noch das Glück zur Vollbringung eigener löblicher Thaten begünstigte, was soll dem das Leben, ohne die süße Täuschung, es der Vorzeit anzuknüpfen und in die Jahrhunderte ungebor'ner Völker zu verlängern, so daß er mit gleicher Wärme des Gefühls alle Großen und Guten des Alterthums und auch die sich vergegenwärtige, welche einst in unseren Geschichten Lehre, Kraft und Zerstreuung suchen werden!

Johann von Müller.

(74 und 75.)

Bredow's historischer Frauenspiegel.

Auch das Weib ist Glied des Staates, und Theilnahme und Sorge um des Vaterlandes Ruhm und Heil ist auch der Frauen Recht und Pflicht. Wo das Weib Sclavinn ist, entartet der Mann zum Despoten; und nicht bloß ohne geistige und sittliche Bildung bleibet dort das Volk, auch Heldenmuth und Tapferkeit werden nicht geachtet noch geübt. Wo Verachtung der Weiber Ton ist, da wohnet die Unsittlichkeit; und vielleicht ist der Verderbtheit höchster Gipfel, wo diese Verachtung in Höflichkeit und äußere Ehren sich hüllt. So lehret die Erfahrung. Die Völker, bey denen man die Weiber in Harems sperrt, gewannen nie innere Ordnung im Staate; despotische Willkühr galt und gilt bey ihnen als Gesetz, und bindet und lähmt alle Geistesthätigkeit und Willensfreyheit; sie schufen keine emporschwingende Idee; edler National-Sinn blieb ihnen fremd; nur rohe Wildheit und von Habgier und Blutdurst angetriebene Kühnheit machten ihre Horden auf kurze Zeit furchtbar. So waren in den Jahrhunderten vor Christi Geburt die Perser; so sind jetzt die Mogolen und Türken. Man meine nicht, den Grund dieser Erscheinung in der allgemeinen Rohheit jener Nationen suchen zu müssen: mehr als zwey Jahrtausende überschauen wir jetzt die Völker des mittleren Asiens, und immer blieb ihnen unter allen Veränderungen und Revolutionen der härteste Despotismus, nie ward bürgerliche Freyheit dort nur Gedanke: aber stets war auch Polygamie, bey der, eheliche so wenig als älterliche Liebe aufkommen kann, die zu sclavischer Unterdrückung der Weiber führt, und daher ohne Ausbildung häuslicher Tugenden und moralischen Sinnes auch dem Manne despotische Zucht zum Bedürfniß macht, und ihn an sclavische Unterwürfigkeit gewöhnt. Auch die alten Deutschen waren roh; aber ihre Kriegslust ward zu Heldenmuth veredelt, indem sie für Vaterland und Freyheit, für Weib und Kinder fochten. „Was bey den Germanen, „sagt Tacitus," vorzüglich der Tapferkeit Anreitz ist: nicht Zufall, nicht ungefähres Zusammenschaaren bildet den Reiterhaufen oder des Fußvolkes Schlachtreihe, sondern Familien und Verwandtschaften, und in der Nähe ist was jedem das Theuerste, so daß die Kämpfenden hören der Weiber Geheul, das Geschrey der Kinder. Diese sind jeglichem die heiligsten Zeugen, und deren Lob am höchsten gilt. Zu den Müttern, zu den Frauen bringen sie die Wunden; und diese scheuen es nicht, die Streiche zu zählen und zu untersuchen, wie sie während des Kampfes Ermahnungen ihnen zurufen, und Speise und Getränk ihnen zutragen. Ja Schlachtreihen, schon zur Flucht geneigt und wankend, erzählen sie, seyen von den Weibern wieder zum Stehen und Kampf gebracht durch beharrliches Bitten, Entgegenwerfen der eigenen Brust und Hinzeigen auf die nahedrohende Gefangenschaft: denn empfindlicher als die eigene Knechtschaft ist dem Germanischen Manne die Furcht, Weib, Mutter oder Tochter in fremder Gewalt zu denken, so daß wirksamer zur Treue verpflichtet die Herzen der Gemeinden, wenn man unter ihren Geißeln auch edle Jungfrauen zu stellen befiehlt." Tacitus zeichnet aber auch besonders aus, daß die Deutschen fast einzig unter den Barbaren sich jeder mit einer Frau begnügen; ja daß in manchen Gemeinden Deutschlands, nur Jungfrauen heirathen, und nie Witwen. „Einen Mann nehmen sie dort, wie einen Leib und ein Leben, daß kein Gedanke darüber hinaus, keine Begierde nach einem entlegeneren Gut: sie lieben, könnte man sagen, nicht sowohl den Mann, sondern in dem einen Mann gleichsam die Ehe." Strenge Züchtigkeit daher war ein Ruhm der Germanischen Weiber. „Sehr selten ist, obgleich das Volk zahlreich, Ehebruch. Preisgegebener Jungfräulichkeit ist keine Verzeihung: nicht durch Schönheit, nicht durch Jugend, nicht durch Schätze möchte sie einen Ehemann gewinnen." Aber auch gleich der Eintritt in die Ehe zeigte, wie das Deutsche Weib geachtet wurde, und sich selbst achtete. „Heirathsgut bringt nicht das Weib, sondern dem Weibe der Mann. Die Geschenke aber sind nicht weibliche Tändeleyen, noch der Neuvermählten zum Putz; sondern ein Rinderpaar, ein gezäumtes Roß, ein Schild

mit Lanze und Schwert. Auf diese Geschenke bekömmt der Mann die Frau. Und wiederum bringt sie einige Waffenrüstung dem Manne zu. Die gegenseitige Überreichung dieser Geschenke gilt ihnen als die heiligste feyerlichste Einweihung der Ehe, dadurch achten sie sich auf das innigste und festeste mit einander verbunden. Daß sich das Weib nicht frey von den Gesinnungen der Tapferkeit, nicht fern von den Zufällen der Kriege wähne, wird sie gleich durch die Einweihung der beginnenden Ehe erinnert, sie komme als Gefährtinn von Arbeit und Gefahren, Gleiches im Frieden, Gleiches im Kampfe zu ertragen und zu wagen; das kündigen ihr an der Stiere Paar, das gerüstete Pferd, die gegebenen Waffen: dabey müsse sie leben, darin sterben; hier empfange sie, was sie der Tochter unentweiht und würdig übergeben, was die Schnur von ihr empfangen, und diese wiederum den Enkelinnen überliefern solle." — Und diesen Sinn, kam es darauf an, bewähreten sie durch die That. Als im Jahre 102 vor Christi Geburt die Cimbern, ein Germänischer Volkszweig, bey Aix im südlichen Frankreich von der Römer Gewalt unter Marius kühnbeharrlicher Leitung endlich zum Weichen gebracht wurden, und nach ihren Verschanzungen flohen, wurden sie hier von den Weibern mit wüthendem Unwillen empfangen; und da Feigheit ihnen das größte Laster, Flucht der äußerste Schimpf, und Gefangenschaft das unerträglichste Unglück schien, durchbohreten die Weiber von ihren Wagen herab die fliehenden Männer ohne Unterschied, diese den Gatten, jene den Vater, die den Bruder; den Römern erhob sich ein neuer Kampf und ein nicht minder hartnäckiger mit den Weibern; und da man freyen Abzug ihnen nicht zugestehen wollte, erwürgten sie erst die Kinder, und erhängten dann sich selbst. — Größe des Charakters zeigt sich auch bey roher Sitte, und das Gräßliche und Schauderhafte in äußeren Erscheinungen muß uns nicht des edlen Gemüthes innere Gründe verkennen machen: es gibt Lagen und Zeiten, in denen die Wirkungen kräftiger und edler Größe kaum anders als gräßlich dem Gefühle erscheinen können.

Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß unsere Zeit des Schwertes nicht bedürfte, und die Lage der Dinge nicht der Art sey, daß selbst das Weib zu Waffenübung und heroischem Muthe aufgefordert würde: indeß, wenn Nationen neben körperlicher Tapferkeit auch Geist, Gefühl und Schönheitssinn gebildet haben, scheint das Weib, wo nicht Gesetz oder Sitte es von der allgemeinen Bildung ausschließen, aus seinem Character heraus zu treten, wenn es mit nerviger Hand und umpanzerter Brust selbst zu feindlichem Angriff oder blutiger Vertheidigung sich erhebt. Nur in seltenen außerordentlichen Verhältnissen finden wir es natürlich, und bewundern wir es als wahrhaft groß, wenn rings das Vaterland von feindlicher Gewalt in fremde Dienstbarkeit darnieder geworfen und gemißhandelt wird, daß eine Johanna d'Arc, von religiöser und patriotischer Begeisterung getrieben, selbst die Fahne ergreift, und an der Spitze bewaffneter Schaaren dem Feinde entgegen zieht; wenn im Innern des Staates ein Wüthrich Bürger zu Tausenden mordet, und unmännliche Furcht, mächtiger als der allgemeine Abscheu, jeden kühnen Entschluß zurück schreckt, daß eine Charlotte Corday, des eigenen Lebens nicht achtend, den Dolch faßt, und die Menschheit rächt. — Aber auch ohne Fahne und Schwert und Dolch kann unter gebildeten Nationen das Weib in seinen Verhältnissen seine Theilnahme an des Vaterlandes Wohl beweisen, und zu dessen Heil kräftig mitwirken. Wäre nur in unsern Tagen nicht so vielen der Nahme Vaterland eine Thorheit, und auch besseren Männern und Weibern die Erhebung des Patriotismus ein unbekanntes fremdes Gefühl, oder ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Wir entschuldigen den großen Haufen: empfindlich drängt die Noth des täglichen Lebensunterhaltes, und die Sorge um Nahrung und Kleidung zieht auch manches emporstrebende Gemüth nieder. Des Menschen geistige Anlagen können sich nicht entfalten, so lange er noch mit dem körperlichen Bedürfniß zu ängstlich und schmerzhaft zu kämpfen hat, und sie werden von Kummer zusammen gepreßt oder gänzlich unterdrückt, wenn nie der Kampf sein Ziel erringt, wenn erfindsames Nachdenken und mühsame Anstrengung nie durch die Freude fröhlichen Gelingens belohnt und erheitert werden. Doch vergessen wir auch nicht, daß nur im Kampfe die Größe sich übt und stärkt, daß Noth ist die Mutter der Weisheit.

> Armuth nur, Diophantos, erweckt die betriebsamen Künste,
> Sie, die Lehrerinn ist der Thätigkeit.

singt Theokrit (XXI, 1). Und nicht bey üppiger Fruchtbarkeit und natürlichem Reichthum des Bodens erwuchs der Hellenen Heldenmuth und Schönheit. „Dem Hellenischen Lande," sagt ein vertriebener König Sparta's, „ist Armuth von Anbeginn her einheimische Genossinn; Tapferkeit aber ist ein eingeführtes Gut, durch Weisheit erworben und kräftiges Gesetz, und durch sie lernete Hellas, Armuth abzuwehren und herrische Obergewalt." Wir dürften daher in vielen Fällen nicht Unrecht thun, wenn wir die gänzliche Niederbeugung des Gemüthes, unter dem Druck des körperlichen Bedürfnisses als selbstverschuldete Schwäche oder Fehler des Willens anklagen.

Die Dichterinn Karschinn trägt ihren Nahmen als ein Denkmahl, was angestammte oder angeübte Charakterkraft über physische Entbehrungen vermag. Schon im älterlichen Hause, als Louise Dürrbach, mußte sie sich kümmerlich behelfen, ihre kleineren Stiefgeschwister warten und der Mutter die Kühe hüthen. Doch unterdrückte dieß ihre natürliche Neigung zum Singen und Lesen nicht. Darauf als sechzehnjähriges Mädchen an einen Strumpfwirker verheirathet, mußte sie Wolle sortiren, kämmen und spulen; aber während der Arbeit machte sie Verse, die sie gewöhnlich Sonntags niederschrieb. Nach dem Tode des ersten Mannes verheirathete die besorgte Mutter sie an einen Schneider, Nahmens Karsch, zu Fraustadt in Großpohlen, der eben nicht der fleißigste und geschickteste seines Handwerkes gewesen zu seyn scheint. Hier fehlte es dem armen Weibe und ihren Kindern oft an den ersten Bedürfnissen, und der Mann, wie so gewöhnlich bey dem Gefühle der Unzufriedenheit über sich selbst, ließ, was er verschuldet hatte, die Frau entgelten, zankte, ja mißhandelte sie auf die roheste Weise. Dennoch ward ihr Geist nicht gebeugt, ihre Kraft nicht gebrochen; sie fuhr fort, Verse zu machen; und mit dem Beginn des siebenjährigen Krieges, obgleich die häuslichen Leiden durch die allgemeine Noth jetzt zunahmen, gaben Friedrich's Heldenthaten ihr einen neuen Schwung, daß sie von jetzt an als Dichterinn bekannter wurde, und während ihr Mann die Muskete wählte, sie zu Berlin und Magdeburg in gebildeten und patriotischen Familien freundliche Aufnahme und Ermunterung fand.

Dann aber möchten wir uns sehr rechtzeitig der weisen

Mäßigung des Socrates erinnern, die er durch Lehre und Leben so eindringlich empfahl. Einer seiner Bekannten klagte, daß es in Athen so kostbar zu leben sey, und rechnete ihm vor, wie theuer der Wein aus Chios, und der Purpur und die feineren Süßigkeiten. Socrates ging mit ihm, und auf dem Markte fragte er bey den Mehlverkaufern: wie theuer das Mehl? bey den Obsthändlerinnen: wie theuer die Oliven? (die in der Gegend von Athen in großer Menge wachsen); führte endlich den Unzufriedenen in einen Laden, wo man gewöhnliche Kleidungsstücke verkaufte, fragte nach dem Preise eines Mantels, und, an seinen Begleiter gewandt, sprach er mit seiner freundlichen Ironie: Ich weiß nicht, Freund; du klagst über Theurung: ich finde es sehr wohlfeil in dieser Stadt.

Doch auch unter den besseren Weibern, die nicht immer zunächst sorgen und sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? finden wir häufig zwey Abweichungen von dem kindlichpoetischen Unschuldssinn, der in freyer Selbstständigkeit entfaltet des weiblichen Gemüthes schönster Schmuck ist. Entweder sind es kräftige Weiber, die das Leben, und was sie umgibt, gebiethend beherrschen, wenigstens beherrschen wollen, und darüber die zarte Lieblichkeit verlieren, wodurch des Lebens ernste Strenge zu freundlicher Milde geheitert wird. Oder es sind gute liebe Wesen, wohl gar mit einiger Poesie des Gemüthes, halbgelehrte mitunter, die viel gelesen haben, durch Gedichte und Romane aber ihr Gefühl zur Empfindsamkeit verweichelten oder zur Schwärmerey überreitzten, und so die natürliche Kraft wahrer Seelenunschuld, und die Selbstständigkeit des Charakters verloren, und in Weichheit untergingen. Leicht gewinnen solche Charaktere auch den besseren Mann; denn ihr Wille ist gut, ihre Rede klingt schön; sie haben gute Maximen, und sagen sie in gebildeter Sprache, wohl gar mit den Worten der Dichter: aber dadurch täuschen sie Andere nicht bloß, sondern, was schlimmer ist, nur zu oft sich selbst. Denn es gehen diese Maximen nicht hervor aus eigenem kräftigen Gefühl, aus Nachdenken und Einsicht; sie sind auf dem Boden nicht gewachsen, sondern bloß eingesetzte Blüthen, die daher — eine Zeit lang schön blühen, bald aber auch welken ohne Frucht zu tragen. Es ist dieß übrigens nicht sowohl eigenthümlicher Charakter der Weiber unserer Zeit, als vielmehr Charakter des Zeitalters überhaupt: über das Raisonniren und Speculiren verloren wir das Empfinden und Handeln; wir übten den Geist, und vergaßen die Ausbildung des Leibes; wir baueten in die Höhe, und vernachlässigten das Fundament: — oder wir übten den Geist auch nicht einmahl, und erhärteten in einer Maschinerie, deren Folgen in Staat und Wissenschaft sich in mancher Gegend unseres gemeinsamen Vaterlandes nur zu deutlich offenbaren — Auflösung und Barbarey. — Es waren in den letzten Jahren unstreitig viel Mädchen und Weiber im Vaterlande, die, zur Ehre des Geschlechts muß es gesagt werden, mit wahrhaft Deutschem Sinne in ihren Kreisen wirkten, und durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart im Augenblicke der Gefahr manchen prahlenden Junker beschämten. Aber es war auch bey sehr vielen nur Zungenspiel: man gefiel sich in dem Enthusiasmus für gewisse patriotisch geachtete Ideen, es ließ sich Manches so schön sagen, und wie wenig mitunter dabey empfunden ward, das bezeugt so manche trauernde Mutter, so manches zerstörte Hauswesen, wo Tochter und Frau, von den Anlockungen der glätteren Schmeicheley nur zu leicht bethört, Mann und Vater und Vaterland vergaßen.

Ein schönes, geistreiches, gefühlvolles und in Unschuld und kräftiger Natur liebendes Weib ist das Höchste und Vollendetste, was diese Erde kennt; und nicht bloß eine schmeichelnde Freundlichkeit achten wir, was Engel der Tochter Weiße'ns schrieb: „Als Gott schuf, da ging er vom Leblosen zum Lebendigen, vom Vernunftlosen empor zum Vernünftigen, und sein letztes Werk war das Weib.*)" In ihm ist aufgehoben die Trennung, die im Manne so oft den Menschen vom Menschen, Kopf vom Herzen scheidet. Auch im Weibe sind Geist, Herz und Willen; aber diese Drey sind Eins im schönen weiblichen Gemüthe, wo Lieblichkeit und Kraft sich gatten zur schönen Vollendung der Menschheit. Weit inniger hängt die liebende Tochter am älterlichen Hause, als der Sohn; die Umgebungen ihrer Kindheit, die Gegend, in der, die Gespielinnen, unter denen sie aufwuchs, bleiben ihr in freundlicherer Erinnerung: wie sollte nicht ein kräftigeres und gefühlvolles Weib auch das Vaterland in ihre Liebe aufnehmen, mit dessen Erhebung, Ruhm und Heil all der einzelnen Familien und Bürger Geist, Ehre und Wohlseyn gehoben wird? wie sollte ihr die Nation gleichgültig seyn, der sie, Vater, Bruder, Freund, Gatte und Sohn angehören? wie könnte sie die Sprache nicht ehren und lieb haben, in der sie ihre ersten kindlichen Empfindungen stammelte, in der sie ihre Freude und ihren Schmerz sang, die sich als innigste Vertraute um alle ihre Gedanken und Gefühle schlingt? — Und treu muß und wird ein solches Weib mit freyer Umsicht besorgen, was Küche und Keller und Kinderstube erfordern; aber wie kräftig kann sie zugleich auch wirken als Tochter, Mutter, Schwester, Gattinn, Geliebte und Freundinn, daß der Mann zu schönen Vorsätzen sich aufschwingt, in edlen Beschlüssen mit kräftiger Ruhe beharrt, und frey und heiter, wie das ganze Leben, so insbesondere das Vaterland mit Liebe umfängt, für seiner Bürger geistige und sittliche Bildung ringt, und nicht zagt, selbst das Leben zu opfern wenn es Rettung der geistigen oder bürgerlichen Freyheit gilt.

Und dabey führen wir das Weib weder hinaus über die von der Natur ihm angewiesenen Kreise seiner Thätigkeit, noch fordern wir Neues und Unerhörtes. Hätte nur jedes Jahrhundert seinen Plutarch, oder erzähleten uns die Mémoires von anderen Zeiten und nicht bloß Hofgeschichte; wir würden eine reiche Sammlung von erhebenden Zügen wirksamer Charaktergröße aus dem Leben der Frauen zusammen stellen können, wenn schon der weiblichen Wirksamkeit schönster Theil sich in stille Verborgenheit zurück zieht. „Was ich der weiblichen Ehrbarkeit zu sagen habe," schließt Pericles seine Leichenrede in Athen, „läßt sich kurz zusammen fassen: dem stillen ruhigen Charakter, den die Natur euch gab, getreu zu bleiben, sey euer Ruhm; und euer Lob so wenig als euer Tadel sey draußen der Männer lautes Gespräch." Von den Weibern vor Allem gilt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. „Ich halte es für unstreitig," sagt Iselin der Schweizer, „wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig waren. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das

*) Aus der Minerva für 1809. S. 144.

ganze Leben eines Menschen ist, wie fast alle, die diesen Vortheil genossen haben, ihn niemanden schuldig gewesen sind, als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet." — Einer fremden Griechinn, welche bewundernd die allgemeine Achtung, in welcher die Frauen zu Sparta standen, sagte: Ihr seyd doch die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen! antwortete Gorgo, die Gemahlinn des heldenmüthigen Leonidas: Wir sind auch die einzigen, welche Männer gebären.

Man möchte es so bey allgemeiner Betrachtung der Hellenischen Sitten gerade von dem kriegerischen Volke der Spartaner, die uns gewöhnlich nur als die Soldaten Griechenlands erscheinen, am wenigsten erwarten, daß hier das Weib besonders geachtet worden sey, und also auf den Mann habe wirken können. Allein theils bestätiget sich hier eines Griechischen Weisen auffallend scheinende Bemerkung, daß es bey fast allen kriegerischen Nationen gewöhnlich sey, daß die Weiber viel über die Männer vermögen; theils war, wie überhaupt in den Gesetzen der Alten, in Lykurg's Gesetzgebung ganz vorzüglich, was Staatsmänner unserer Zeit im Allgemeinen immer noch nicht genug beachten, die Erziehung ein Hauptaugenmerk. Auch die Jungfrauen mußten durch Laufen und Ringen ihre Körper abhärten und stärken. Denn

Den Kräft'gen zeugt, wem selber ist biedre Kraft.
Am Rosi erscheint, am Farren erscheint der Muth
Der Väter; nicht wehrlose Tauben
Werden gezeugt vom beherzten Adler.
Doch Lehre fördert innerer Tugend Keim,
Und rechter Anbau stärkt mit Gedeihn das Herz;
Sobald der Sitten Zucht ermangelt,
Schänden, was edel entsproß, die Laster.

Die Spartanischen Jungfrauen, selbst geschirmt gegen Weichlichkeit und Verzärtelung, entferneten auch, wurden sie Mütter, von ihren Geborenen Alles, was verweicheln konnte. Sie gebrauchten keine einengende Windeln; sie gewöhnten die Kinder mit jeder Speise vorlieb zu nehmen, im Dunkeln sich nicht zu fürchten, und in der Einsamkeit nicht bange zu seyn; besonders aber suchten sie den häßlichen Eigenwillen und das daraus entspringende Weinen zu verhüthen. Daher auch Auswärtige für ihre Kinder gern Lakonische Ammen nahmen, wie z. B. des Alcibiades Wärterinn Amykla eine Spartanerinn war. Selbst aber in manchen körperlichen Fertigkeiten geübt, konnten sie auch der Männer und Jünglinge Geschicklichkeit beurtheilen, und in keinem Griechischen Staate galt diesen das Urtheil der Frauen und Mädchen so hoch als in Sparta. Sie sangen Loblieder zu Ehren des, der es verdiente. „Du bist verloren, Bruder! rief Kleomenes dem fallenden Eukleidas zu: aber du stirbst als Held, der für ewige Zeit — den Kindern Sparta's ein Vorbild seyn, und von ihren Weibern besungen werden." Und wen die Jungfrauen gepriesen hatten, der ging stolz des Ruhmes von dannen. Begangene Fehler dagegen straften sie durch witzige Spöttereyen, und ihr Scherz und Spott trafen nicht stumpfer, als ernsthafte Verweise. Diese allgemeine Achtung gab den Frauen und Jungfrauen ein Vaterland; mit einem gerechten Gefühl des Stolzes konnten sie der Tapferkeit des Sohnes, des Bruders, des Geliebten und Gatten sich erfreuen: denn was er war und that, das ward er mit durch sie, das war zum Theil ihr Werk; und fehleten Mann und Sohn, auch ihnen war Muth für das Land, dem sie Männer gegeben, und das ihnen dankbare Achtung entgegen gab.

Kleonymus, ein Spartaner aus königlichem Geschlechte; hatte wegen seines gewaltthätigen despotischen Charakters weder Vertrauen, noch Liebe bey seinen Mitbürgern, und ertrug es mit neidischem Unwillen, daß Areus, der Sohn seines älteren Bruders, König war. Dieser Unwille ward bald durch persönliche Erbitterung geschärft. Kleonymus, schon dem Greisalter nahe, zwang ein junges schönes Mädchen, Chelidonis, ihn zu heirathen, die den Sohn des Areus, Akrotatus, einen Jüngling in der Blüthe der Jahre, mit Begeisterung liebte. Die Ehe änderte der Chelidonis Neigung nicht, und brachte dem Kleonymus nur Spott und Schimpf, da ganz Sparta wußte, daß er von seiner Gemahlinn verachtet wurde. — Auf Rache sinnend verließ Kleonymus die Vaterstadt, ging zu Pyrrhus, dem unruhigen König von Epirus; und dieser, wiewohl er eben erst Macedonien erobert, und seine Herrschaft hier noch keineswegs befestigt hatte, ergriff bey seinen ausschweifenden Hoffnungen gern die Gelegenheit, in das Innere der Griechischen Staaten einzudringen, um nicht sowohl dem Kleonymus Sparta, als sich die gesammte Hellas zu erobern. Mit furchtbarer Macht zog Pyrrhus daher, täuschte mit heuchelnder Freundlichkeit, daß man ihm überall den Durchzug gestattete, und rückte plötzlich einen Abend spät vor Lacedämon, als eben der König der Stadt Arcus mit dem größten Theil der kriegsfähigen Mannschaft einem angegriffenen Bundesgenossen zur Hülfe gezogen war. Pyrrhus daher, der da meinte, daß die Stadt ihm nicht entgehen könne, verwarf den Rath des rachegierigen Kleonymus, noch in der Nacht zu stürmen: sie werden ja Morgen auch noch da seyn! antwortete er; und der Stadt Entblößung und Schwäche ward ihre Rettung. Als es Nacht geworden, beschlossen die Lacedämonier vor Allem, die Weiber fortzuschicken über Meer nach Kreta. Dem widersetzten sich diese; und Archidamia, von königlichem Geschlechte, des Agis Großmutter, trat mit einem Schwert in der Hand in den Rath der Alten: So entartet achtet ihr uns, ihr Ungerechten! daß ihr meinet, wir könnten noch leben, wenn Sparta dahin ist? Sorget ihr für die Stadt; wir werden für uns sorgen, nichts zu thun, noch zu leiden, was Sparta's unwürdig wäre. — Darauf machten sich die Lacedämonier daran, längs des feindlichen Lagers einen Graben zu ziehen, und an beyden Enden des Grabens bis zum Fluß alle Lastwagen aus der Stadt bis zur Nabe der Räder einzugraben. Kaum war die Arbeit begonnen, als die Mädchen und Frauen erschienen, in bloßen Unterkleidern oder aufgeschürzten Gewanden; die kampffähigen Jünglinge und Männer von dieser Arbeit fortwiesen, zu ruhen sich und Kräfte zu sammeln zum bevorstehenden Streite; selbst aber mit den Greisen das Werk angriffen, und die ganze Nacht durch so eifrig arbeiteten, daß am Morgen ein fünf Ellen breiter, drey Ellen tiefer, und achthundert Fuß langer Graben gezogen war. Jetzt, da die staunenden Feinde anrückten, reichten die Spartanerinnen den jungen Männern die Waffen: „Hier ist der Graben: wir gruben ihn; euer Werk wird es seyn, ihn zu vertheidigen. Denn süß ist zu siegen im Angesicht der Vaterstadt; und ruhmvoll zu sterben in den Armen der Mütter und Frauen, als Sparta's würdige Söhne." Chelidonis aber, die Geliebte des Akrotatus, hielt ein Seil bereit, um, wenn

die Stadt erobert werden sollte, nicht in Kleonymus Gewalt zu fallen.

Pyrrhus griff an; allein über den Graben zu kommen gelang nicht. Da wandte sich Pyrrhus Sohn, Ptolemäus, nach der Seite gegen die Wagen. Schon waren einige aus der Erde heraus gerissen, als Akrotatus die Gefahr bemerkte, mit dreyhundert Mann durch die Stadt eilte, durch ein Seitenthor hinaus in's Freye, und die Schaaren des Ptolemäus, den er durch einige Hohlwege verdeckt umging, vom Rücken her angriff. Da rings umdrängt stürzten viele der Feinde in den Graben, andere in den Fluß Eurotas, andere unter die Wagen, und nachdem der größte Theil getödtet war, flohen die Übrigen. Die Greise und Weiber waren Zuschauer gewesen der herrlichen That des Akrotatus. Als er jetzt zurück kam durch die Stadt, blutbespritzt und voll stolzer Freude über den gewonnenen Sieg, schien er den Spartanerinnen größer und schöner geworden zu seyn, und alle priesen die Chelidonis glücklich ihrer Liebe wegen. Einige Greise aber riefen dem Sieger nach: Jetzt geh, o Glücklicher, und umarme die Chelidonis!

Den folgenden Morgen führte Pyrrhus abermahls sein Heer gegen die Stadt: allein die kleine Anzahl der Lacedämonier wehrte sich mit einer Entschlossenheit und Tapferkeit, die menschliche Kräfte zu übersteigen schien. Und auch dazu wirkten die Weiber: sie standen dicht hinter der Schlachtreihe, brachten Geschosse, reichten Speise und Trank denen, die es bedurften, und nahmen und pflegten die Verwundeten. Doch Pyrrhus selbst durchbrach die Wagenburg, hieb nieder Alles, was sich ihm widersetzte, und drang schon neben dem Graben herein, als die Weiber sich hieher wandten, durch ihr Geschrey aller Aufmerksamkeit dorthin richteten, und gleich darauf ein Kretischer Pfeil das Pferd des Pyrrhus am Bauche verwundete, daß es wüthend vor Schmerz seinen Herrn zu Boden warf. Die Verwirrung, welche dadurch unter den Begleitern des Pyrrhus entstand, benutzten die Spartaner, und trieben die Feinde abermahls zurück. Indeß waren viele Lacedämonier getödtet und fast alle verwundet, und Pyrrhus durfte jetzt mit gerechtem Grunde auf Nachgiebigkeit rechnen, als das gute Glück der Stadt, hinlänglich geprüft habend der Männer Tapferkeit, Hülfe aus Korinth und den Areus mit 2000 Mann herbeyführte. Da gingen die Frauen zurück in ihre Wohnungen, man entließ die Greise, und die Neuangekommenen wehreten den Pyrrhus ab, daß er nach großem Verlust Stadt und Gegend verließ.

So gesinnete Mütter waren es, die einst ihre nach der Stadt zu fliehenden Söhne in den Kampf zurück trieben. So war es nicht Gedicht, sondern wirklich Rede und That wohl von mehr als einer Spartanischen Mutter an ihren feige aus der Schlacht entflohenen Sohn:

Fahre du hin, verhaßtes Geschlecht, in vertilgendes Dunkel;
Denn der Eurotas strömt zaghaften Hindinnen nicht.
Böses Geschick, unnützester Sclav', hinunter zum Hades!
Stirb! der du Sparta entehrst, und den ich nimmer gebar.

Eine solche Spartanerinn war es, die, als ihr die Nachricht gebracht wurde: ihr Sohn sey gefallen! nur fragte: Und hat er gesiegt? und man ihr das bejahete, fröhlich fortfuhr: Dazu habe ich geboren, daß Einer wäre, der für das Vaterland zu sterben wüßte. — Und so war es auch nicht bloß die zufällige Ermahnung einer einzelnen Spartanerinn, sondern der allgemeine Sinn des Patriotismus und der Ehrliebe, der alle Spartanischen Mütter beseelte, und den sie ihren Söhnen von der zartesten Kindheit an einzuflößen suchten: im Kampf für das Vaterland entweder siegreich zu bestehen, oder mit Ehren zu fallen. Das sagte mit Laconischer Kraft und Kürze jene Mutter, indem sie ihrem Sohne den großen Spartanischen Schild überreichte; Mit ihm oder auf ihm! d. i. kehre aus der Schlacht zurück nicht anders als tapferer Kämpfer mit deinem Schilde; denn der größte Schimpf der Feigheit schien, wenn Flüchtlinge, um rascher den feindlichen Geschossen zu entkommen, den nicht leichten Schild fortwärfen! oder fällst du, so sey es doch nur nach der tapfersten Vertheidigung, so daß du auch todt den Schild dir rettest, und auf ihm zurück getragen werdest.

Solche Weiber mußten auch als Gattinnen kräftig wirken zur Stärkung männlichen Sinnes. Durch Züchtigkeit und unerschütterliche Treue gewannen sie das Vertrauen der Männer. Welche Strafe, fragte ein Gastfreund den Spartaner Geradas, habt ihr für den Ehebruch? Geradas antwortete: Ehebruch ist bey uns unbekannt. Aber, fuhr jener fort, wenn nun ein Ehebrecher sich fände? — Der müßte, sagte Geradas, einen Stier zur Strafe geben, so groß, daß er mit seinem Kopfe über den Berg Taygetus hinweg reichte, und aus dem Eurotas trinken könnte. Da der Fremde voll Verwunderung ausrief: Wo in aller Welt ist ein so großer Stier zu finden? erwiederte Geradas lachend: Und wo ist in Sparta ein Ehebrecher zu finden?

Doch mit dem Verfall der Staatsmacht verfiel auch die alte strenge Sitte, und Spartaner, die längere Zeit in Asien an den Höfen der Persischen Satrapen gelebt hatten, führeten Pracht und Luxus ein, und ihre Mitbürger verweichlichten. Agis, obgleich im üppigen Genuß des Reichthums aufgewachsen, aber von kräftigem Geist und edler Denkungsart, zeigte sich, noch nicht zwanzig Jahre alt, sobald er zum Königthum gelangt war, als einen erklärten Feind aller Pracht und entnervender Üppigkeit, und faßte den Gedanken, die Spartaner zu ihrer alten einfachen Lebensordnung zurück zu führen. Er wandte sich zuerst an seine Mutter Agesistrata und an seine Großmutter Archidamia, die durch ihre Reichthümer Großes im Staate vermochten; und wiewohl selbst von ihrer Kindheit her an alle die künstlichen Reitze der Pracht und des Wohllebens verwöhnt, wurden sie doch leicht und so ganz für den großen und schönen Gedanken des Jünglings gewonnen, daß sie es nun waren, die ihn zur Ausführung trieben, die mit den übrigen Frauen sprachen, durch diese auf die Männer zu wirken suchten, und selbst die ersten ihr großes Vermögen hingaben, um eine gleichmäßige Vertheilung der Güter zu Stande zu bringen. Solche Großmuth und Uneigennützigkeit mußte Eindruck machen, und Leonidas, der die Schuldenerlassung und gleichmäßige Gütervertheilung zu hindern suchte, wurde der Königswürde entsetzet (denn es waren in Sparta immer zwey Könige zu gleicher Zeit), flüchtete, sein Leben zu retten, in einen Tempel, und sein ehrgeitziger Schwiegersohn Kleombrotus gewann den Thron. Allein die Tochter des Abgesetzten, Chelonis, weigerte es, mit ihrem Gemahl einen Thron zu theilen, der ihrem Vater gebührete: sie verließ den Kleombrotus, setzte sich zu dem verlassenen Leonidas in den Tempel, folgte ihm nachher in die Verbannung, und pflegte und tröstete ihn. In Sparta indeß wurden die Schulden erlassen, muthvoll zogen die jungen Spartaner in's Feld; aber die Vertheilung der Äcker wußte ein reicher Verwandter des Agis zu hintertreiben, und die getäuschten Bürger riefen den verbannten Leonidas zurück. Dieser, am heftigsten entrüstet gegen seinen Schwiegersohn

Kleombrotus, suchte ihn vor Allem auf mit einem Haufen Bewaffneter, und umschloß den Tempel des Neptun, wohin Kleombrotus sich geflüchtet hatte. Es war von der Erbitterung des Leonidas das Äußerste zu fürchten. Da ging Cheilonis, noch in Trauerkleidern und vernachlässigtem Haare, wie sie den Vater in seinem Unglück begleitet hatte, zu Kleombrotus in den Tempel, nahm ihre Kinder mit, und setzte sich neben den Mann. „Dieß Trauergewand, sprach sie," hat mir nicht Mitleiden gegen Kleombrotus angelegt; sondern, du weißt es, Vater! ich trage es seit deiner Verbannung. Soll ich es nun, da du wiederum deiner Feinde Sieger bist, bis an das Ende meiner Tage tragen, nachdem ich den Gemahl meiner Jugend von deinen Händen habe sterben gesehen? Doch erbittet er dich nicht, rühren dich nicht die Thränen seiner Frau und seiner Kinder; härter strafest du ihn, als du selbst es willst. Denn woher nähme ich die Dreistigkeit, mich lebend noch vor den andern Frauen sehen zu lassen, die ich durch meine Bitten nicht beym Vater Mitleiden finde, vor kurzem unglücklich als Frau, nun als Tochter beschimpft dastehe und einen Mann verlasse, der mich mit Innigkeit liebt? Hatte er zu seinem Vergehen einen scheinbaren Vorwand, ich entriß ihm denselben, indem ich durch mein Thun gegen ihn zeugte. Du aber gibst ihm jetzt die beste Rechtfertigung, da du die Königsmacht für etwas so Großes und Wünschenswerthes achtest, daß seinetwegen auch Schwiegersöhne zu morden und Kinder zu verstoßen gerecht sey." Mit diesen Worten lehnte sie, von Schmerz erschöpft, den Kopf an Kleombrotus, und warf einen verwirrten matten Blick auf die Anwesenden. Leonidas hieß darauf dem Kleombrotus aufstehen und aus der Stadt zu gehen; die Tochter aber bath er, bey ihm zu bleiben, und ihn nicht zu verlassen, der sie so sehr liebe, und nur ihren Bitten das Leben des Mannes geschenkt habe. Allein er überredete sie nicht; sondern wie ihr Mann aufstand, gab sie ihm das eine Kind an die Hand, das andere nahm sie selbst auf den Arm, und nachdem sie vor dem Altare gebethet hatte, ging sie mit ihm aus der Stadt; und, fügt Plutarch hinzu, war Kleombrotus nicht ganz von eitler Ehrsucht verderbt, ein größeres Glück mußte ihm seyn Verbannung mit diesem Weibe, als Königthum ohne sie.

Grausamer war das Schicksal des Agis. Man schleppte ihn in's Gefängniß; Mutter und Großmutter verlangten umsonst ordentliches Verhör und Gericht: noch ehe sie zu ihm gelangen konnten, war Agis ermordet. Jetzt ließ man die Großmutter hinein: sie wurde erhenkt. Darauf hieß man der Agesistrata hinein gehen. Wie sie den Sohn am Boden liegen, und die Mutter todt am Strick hängen sah, nahm sie mit Hülfe der Diener diese herab, legte den Leichnam sorgfältig verhüllt neben den Agis, warf sich dann auf ihren Sohn und küßte ihn, und rief: Einzig deine Menschenliebe, mein Sohn, hat dich und uns in's Verderben gebracht! — Da sprang der lauernde Henker hinzu: Wenn du denn Gleiches billigest, rief er mit Wuth, so leide auch Gleiches! Und Agesistrata trat gelassen an das Seil, und bethete: Bringe es nur Heil dem Vaterlande!

Agis Gemahlinn, Agiatis, hatte wenige Tage vor diesem Unglück einen Sohn geboren, und war in ihrem Hause. Leonidas ließ sie hohlen, und verlangte von ihr, seinen Sohn Kleomenes zu heirathen; denn sie war die Erbinn eines großen Vermögens, und ausgezeichnet durch blühende Schönheit und Sanftheit des Charakters. Da nichts vermochte, sie von diesem Zwange zu befreyen, der Jüngling auch bald sein schönes und edles Weib mit Leidenschaft liebte; behielt sie zwar gerechten Haß gegen Leonidas, aber gegen Kleomenes ward sie sanft und gut. Oft sprach sie mit Liebe von ihrem getödteten Gemahl, erzählte mit Begeisterung von seinen schönen Entwürfen für Sparta's Veredelung. Kleomenes hörte aufmerksam zu, nahm im Stillen auf alle die Plane des Agis, und fing an nach altlykurgischer Weise einfach zu leben wie jener. Und so wie er nach seines Vaters Tode zur Regierung gelangt war, suchte er darin seinen Ruhm, Agis Gedanken, ungeschreckt durch Agis Schicksal, im Staate auszuführen. Gebührt seiner Gemahlinn die Ehre, diese Vorsätze in ihm gepflanzt und auferzogen zu haben; so war es seine Mutter Kratesikleja, die ihn bey der Ausführung durch ihr Ansehen und durch Geld mächtig unterstützte: ja, wie wenig sie auch zu einer zweyten Ehe geneigt war, heirathete sie dennoch den Megistonous, einen der vornehmsten Spartaner, um ihn dem Sohne zu gewinnen. Und wirklich kam die Ackervertheilung zu Stande, die alte Lykurgische Erziehung und Lebensweise ward wieder hergestellt, und Kleomenes wurde geehrt und geliebt als ein würdiger König Sparta's und wahrer Abkömmling des Herkules.

Doch blieb auch ihm das Glück nicht treu. Agiatis, die er fortdauernd mit der innigsten Zärtlichkeit liebte, starb, und ihr Tod erschütterte ihn heftig. Doch ertrug er den Unfall mit der Seelengröße, die sich selbst ihm gebildet, und vergaß über das eigene Leiden des allgemeinen Wohles nicht, für das zu leben sie ihn gelehret hatte. — Anfangs in allen Heereszügen gegen die Achäer Sieger, mußte er doch zuletzt der Übermacht der Macedonier weichen. Da erbath sich Ptolemäus III., König von Ägypten, ihm Hülfe zu senden, forderte aber dagegen seine Mutter und Kinder als Geißeln. Kleomenes scheuete sich, seiner Mutter davon zu sagen; und wiewohl er einige Mahl zu ihr ging mit dem Vorsatz, ihr die Sache vorzutragen, schwieg er dennoch davon, so daß sie seine Verlegenheit merkte. Als er endlich, durch sie selbst aufgefordert, Muth faßte, mit ihr darüber zu sprechen, lachte sie laut auf: „Das also war es, was du so oft sagen wolltest und nicht sagtest? O bring uns doch schnell zu Schiffe, und sende uns hin, wo du irgend meinst, daß dieser Leib Sparta noch nützen könne, ehe das Alter ihn hier in unthätiger Ruhe auflöst." — Nachdem Alles zur Abreise bereitet war, gingen sie, begleitet von der Spartanischen Heeresmacht, nach Tänarum. Kleomenes war tief gerührt und fast ganz außer sich vor Schmerz. Da führte die Mutter ihn in den Tempel des Neptun, umarmte den Weinenden, und sprach: „Ermanne dich, König der Lacedämonier, daß, gehen wir hinaus, keiner uns weinen sehe, noch irgend etwas thun, das Sparta's unwürdig wäre. Das allein steht in unserer Gewalt; die Schicksale kommen, wie der Gott sie gibt." Nach diesen Worten ging sie mit ruhigem Angesicht hervor, bestieg mit den Kindern das Schiff und fuhr ab. — Als sie in Ägypten hörete, daß Kleomenes, um den Ptolemäus nicht zu beleidigen, Friedensvorschläge anzunehmen Bedenken trage, schrieb sie ihm: zu thun, was dem Vaterlande gezieme und nütze, und nicht um einer alten Frau und eines kleinen Kindes willen ewig den Ptolemäus zu fürchten. — Dennoch unterstützte Ptolemäus den Spartanischen König nicht, wie er es hätte thun sollen: Kleomenes ward geschlagen, Sparta von den Macedoniern erobert, und der König schiffte nach Ägypten, um von hier neue Hülfe zu hohlen. Doch bald ward den Alexandrinischen Hofleuten und dem kraftlosen wollüstigen Könige die un-

ite Charaktergröße und Kräftigkeit des Spartaners in
und That verdächtig; Kleomenes, sagte man, geht hier
ie ein Löwe unter Schafen. Man setzte ihn gefangen,
pfahl den Wächtern, so daß Kleomenes es hörte: ein
es und gefährliches Thier nicht sorglos und nachlässig zu
. Da beschloß Kleomenes, nicht bloß sich zu befreyen, son-
ch die Alexandriner aufzufordern, sich einer so gesetzlo-
) ausschweifenden Regierung zu entledigen, und sich in
t zu setzen. Allein diesen, setzt Plutarch hinzu, war nur
Kraft, des Kleomenes Kühnheit zu loben und zu be-
n; ihm aber zu folgen und beyzustehen, hatte niemand
uth: alle liefen furchtsam aus einander, und verkrochen
ihre Häuser. „Da ist es denn kein Wunder, „rief Kleo-
aus, „daß Weiber herrschen über Männer, welche die
it fliehen." Zugleich ermahnete er alle Spartaner, ihres
würdig zu sterben, durchstieß sich selbst mit dem Schwerte,
r schönste unter den ihn begleitenden Jünglingen, Pan-
des Königs Liebling, umarmte den Sterbenden, war-
) er an ihm keine Lebensspur weiter bemerkte, und stieß
an über ihm das Schwert durch die Brust.

ieß Unglück beugte den hohen Sinn der Kratesikleia:
daß sie selbst zu sterben fürchtete, aber daß ihre kleinen
dieß Schicksal theilen sollten, machte ihr Mutterherz
sie umarmte die Kleinen, benetzte sie mit Thränen, und
n lautes Geschrey aus. Der älteste Knabe indeß ent-
ihren Händen, lief auf das Dach des Hauses, und
sich hinab; und als man ihn, obgleich schwer verwun-
ch noch lebend wieder aufhob, schrie er unwillig: O,
wollt ihr mich denn auch nicht einmahl sterben lassen!
ld kam der Befehl, daß die übrigen Kinder, die Mutter
le Spartanischen Frauen, die bey ihr waren, sollten
chtet werden. Darunter war auch die Frau des Panteus,
iges Weib von schöner edler Gestalt, die erst seit kurzem
athet, und, gegen den Willen ihrer Ältern, heimlich
kanne nach Ägypten nachgekommen war, wo sie heiter
ne Murren mit ihm das Leben im fremden Lande ertrug.
hrete die Kratesikleia zum Richtplatz, trug ihr das nach-
ende Gewand, und sprach ihr Muth ein. Auch die letzte
ward der Kratesikleia nicht gewährt, den Tod ihrer Enkel
u sehen: die beyden Knaben wurden vor den Augen der
utter erwürgt; und die Unglückliche, die nur den Schmerz
nder zu fühlen schien, rief wiederhohlt, noch im Augen-
r eigenen Hinrichtung: o ihr Kinder! ihr armen Kin-
— Die Gattinn des Panteus aber schürzte sich das Ge-
auf, und legte schweigend die sterbenden Frauen, so gut
thun ließ, ordentlich und anständig. Darauf selbst die
löste sie wieder das aufgeschürzte Gewand, ordnete sich
ach Sittsamkeit, daß keiner weiter ihren Leichnam zu
n oder einzuhüllen nöthig hatte, und starb mit helden-
er Fassung. — „So gab Lacedämon darin, daß auch
den letzten Tagen seiner hinschwindenden Größe die Tra-
Handlung dieser Weiber mit dem Thun der Männer
n Preis stritt, einen Beweis, daß Tugend und wahre
größe vom Schicksal nicht könne entehrt werden.

ich das Volk der Römer war ein kriegerisches Volk, und
) sich selbst nur kriegerische Größe gebildet: aber auch
leb den Weibern ihre Achtung und ihr Einfluß. Lucre-
Keuschheit und Selbstmord rühmte der Römer als die
assung zum Gewinn seiner republikanischen Freyheit.
Als in Camillus Zeit Gold mangelte, dem Delphischen Gotte ein Weihgeschenk zu bringen, gaben die Römischen Frauen unaufgefordert jede ihren goldenen Schmuck; und der Senat beschloß dagegen, daß, was bis dahin nicht Sitte gewesen, auch den Frauen nach ihrem Tode öffentliche Lobreden gehalten werden sollten. — Allgemein bekannt ist der Nahme Cornelia, der Tochter des älteren Scipio, der den Hannibal besiegt hatte. Sie ward verheirathet an Tiberius Gracchus, der den hohen Werth seiner Frau so zu schätzen wußte, daß, als einst die Wahrsager deuteten, wenn man unter zwey im ehelichen Lager gefundenen Schlangen die männliche tödtete, es dem Tiberius, wenn die weibliche, es der Cornelia den Tod bringen werde, er die männliche Schlange tödtete und die weibliche frey ließ. Und nicht lange nachher, erzählet die Sage, sey er gestorben, und habe zwölf Kinder, von der Cornelia ihm geboren, hinterlassen. Und Cornelia, welche die Sorge um Haus und Kinder jetzt allein übernahm, bewies eine solche Verständigkeit, Mutterliebe und Seelengröße, daß Tiberius keinen unrechten Entschluß gefaßt zu haben schien, wenn statt eines solchen Weibes zu sterben er gewählet hatte. Selbst als der König Ptolemäus, der Sechste des Nahmens in Ägypten, das Diadem mit ihr theilen wollte, und um Vermählung mit ihr warb, schlug sie es aus und blieb Witwe, um ganz der Erziehung ihrer Kinder leben zu können. Doch die meisten starben in frühen Jahren: nur eine der Töchter, die nachher an den jüngern Scipio verheirathet ward, und zwey Söhne, die beyden berühmten Gracchen, blieben ihr; und diese erzog sie mit so eifriger Sorgfalt, daß sie, die nach allgemeinem Urtheil durch die herrlichsten Naturanlagen vor allen Römern jener Zeit sich auszeichneten, dennoch mehr der Erziehung als der Natur für ihre Größe zu danken schienen. — Beyde Brüder, wie sie erwachsen waren, faßten den edlen, aber kühnen Entwurf, durch neue gesetzliche Einrichtungen der Habsucht der Reichen zu wehren, und den von allem Eigenthum ausgestoßenen und zum Kriege daher muthlosen verarmten Bürgern wieder aufzuhelfen; und die Römer erzählten es sich gern, daß Cornelia auch hier mitgewirkt habe. „Immer noch, habe sie wohl gesagt, nennet mich Rom des Scipio Schwiegermutter, nicht Mutter der Gracchen." Sie selbst wandte ihr Vermögen auf, ihren Söhnen Anhänger zu gewinnen, und miethete heimlich auswärtige Männer, die sie als Schnitter verkleidet nach der Stadt schickte, um für die vorgeschlagenen Gesetze zu stimmen. Daher auch das Volk sie mit Begeisterung ehrte, ihren Bitten und Vorschlägen gern Gehör gab, und ihr noch lebend eine eherne Statue errichten ließ, mit der Inschrift: „Cornelia, die Mutter der Gracchen." Doch beyde Brüder wurden ein Opfer ihres patriotischen Edelmuthes: Tiberius, der ältere, wurde von den Senatoren und ihrem Gefolge erschlagen auf dem Capitolium; Cajus, der jüngere, von dem undankbaren Volke verlassen und von den aristokratischen Reichen verfolgt, floh in einen den Furien geheiligten Hain, und starb dort durch eigenes oder Feindes Schwert. Und jetzt, da sie todt waren, errichtete man ihnen Bildsäulen, heiligte man die Örter, wo sie getödtet wurden, brachte man die Erstlinge aller Früchte, und opferte und bethete dort, wie in den Tempeln der Götter. — Cornelia aber ertrug dieß Unglück mit edler und großer Seele. „Würdige Grabmähler haben die Todten gefunden!" pflegte sie zu sagen, meynend die Heiligthümer, in denen die Söhne getödtet waren. Rom verließ sie, und

nach dem schönen Campanien: aber gern versammelten sich die Gebildeten Roms, und wer aus Hellas kam, zu ihr, und Könige schickten und empfingen von ihr Geschenke. Am angenehmsten war sie, wenn sie ihres Vaters Leben und häusliche Einrichtung beschrieb; bewundernswürdig aber erschien sie, wenn sie von den Söhnen ohne Trauer und Thränen redete, und von den Leiden und Thaten derselben, als von Männern des Alterthums, erzählte. Einigen daher schien sie sinnlos zu seyn vor Alter oder durch die Größe der Übel, und gefühllos gegen ihr Unglück: aber nur Leuten, die selbst ohne wahres Gefühl nicht einsehen, wie aus edler Natur und Bildung, Standhaftigkeit im Dulden dem Menschen als schönste Frucht erwächst; und daß über die Tugend, wie sehr sie sich gegen Leiden zu verwahren sucht, das Schicksal oft zwar siegt, wenn es aber auch hart trifft, doch die Weisheit, Unglück zu ertragen mit ruhigem Muthe, uns darum nicht nimmt.

Marcus Brutus, der bey der natürlichen Lebhaftigkeit seines republikanischen Sinnes und bey seinem regen Gefühl für allgemeines Menschenrecht die angemaßte Obergewalt eines Einzelnen, der Alles nach seinem Interesse und eigener Willkühr entscheidet und ordnet, unerträglich fand, der alle die ersten Geister; Geschlechter und Tugenden Roms gleichgestimmt sah, verband sich mit den edelsten Männern der Stadt, den Cäsar zu ermorden; und ohne Eidschwur und feyerlich gelobte Treue schwiegen alle. Auch Brutus, der als das Haupt der Unternehmung geachtet, die ganze Gefahr umschauete, wußte zwar außerhalb des Hauses seine Gedanken niederzuhalten und ruhig zu scheinen; im Hause aber und Nachts war er nicht derselbe: bald weckte ihn plötzlich die Sorge aus dem Schlaf; bald tiefer in Nachdenken versunken und unruhig bey Schwierigkeiten, konnte er der neben ihm ruhenden Gattinn, Porcia, einer Tochter des Cato, nicht verbergen, daß irgend ein großer Gedanke ihn beschäftige. Porcia, die ihren Mann zärtlich liebte und mit tiefer Einsicht hohen Muth verband, nahm es sich nicht heraus, den Brutus wegen seines Geheimnisses zu fragen, bis sie sich selbst erprobt hatte. Sie nahm ein Messer und schnitt sich damit in die Hüfte, so daß viel Blut floß, und bald heftige Schmerzen und erschütternde Fieberschauer sie ergriffen. Als Brutus darüber ängstlich wurde; da, als der Schmerz am heftigsten war, sprach sie zu ihm: „Brutus! ich, eine Tochter des Cato, bin in dein Haus gegeben worden, nicht wie die Kebsweiber, um bloß Bett und Tisch mit dir gemein zu haben, sondern zu theilen, was dich erfreut, zu theilen was dich kränkt. Dir nun habe ich in unserer Ehe durchaus nichts vorzuwerfen; ich aber — wie kann ich dir Liebe und Dank beweisen, wenn ich weder ein geheimes Leiden mit dir trage, noch eine Sorge, die Treue erfordert? Ich weiß, die weibliche Natur scheint unfähig, ein Geheimniß zu ertragen: aber es ist, o Brutus, guter Erziehung und edlem Umgange Kraft über Natur und Sitte; und mir ja ward es zu Theil, des Cato Tochter und des Brutus Gattinn zu seyn. Früher vertraute ich selbst Dem weniger; jetzt aber habe ich mich kennen gelernt, unbesieglich zu seyn dem Schmerze." Mit diesen Worten zeigte sie die Wunde, und erzählt, was sie gethan. Er aber, von Staunen getroffen, streckte empor die Hände und flehete, daß die Götter ihm verleihen möchten, glücklich zu vollführen die That, um ein Mann zu erscheinen, würdig der Porcia. — Nachdem er darauf für *Heilung der Wunde gesorgt*, entdeckte er ihr das Geheimniß, *und Porcia schwieg.* — Doch das Römische Volk war solcher Männer und dieser That nicht werth. Brutus mußte [illegible] verlassen, und Porcia begleitete ihn bis an's Meer. [illegible] von hier nach Rom zurück kehren sollte, versuchte sie zu [illegible] Heftigkeit ihres Schmerzes zu verbergen: aber ein Ge[illegible] verrieth sie, die sonst festen Muthes war. Es war ein [illegible] stand aus Homer's Ilias, Hector scheidend von Andro[illegible] wie sie ihren kleinen Sohn aus seinem Arm genommen [illegible] und ihm nachblickt. Wie Porcia dieß sah, erweichte die [illegible] dung des eigenen Leidens sie bis zu Thränen, und o[illegible] sie den Tag hin und weinte. Als einer von den Freund[illegible] Brutus dabey in Gegenwart der Porcia die Homerischen [illegible] die Andromache zu Hektor spricht, anführete:

> Hektor! o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
> Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!

sagte Brutus lächelnd: „Doch fällt es mir nicht ein, der [illegible] die Worte des Hektor zu sagen:

> Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
> Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibe[illegible]

denn nur Leibeskraft fehlet ihr zu gleichen männlichen T[illegible] an Geist und Muth kämpft sie für das Vaterland tapfe[illegible] wir." — Ein solches Weib mußte den Mann zu Mut[illegible] Thatkraft stärken, in ihrer Liebe aber zugleich ihm die [illegible] Erheiterung des Lebens gewähren. Daß sie nach des M[illegible] Tode und nach dem Untergange der Römischen Freyheit [illegible] weiter zu leben gewünscht habe, wird dem Tiefgefühl ir[illegible] Liebe für Gatten und Vaterland nur natürlich erscheinen.

Doch die Krone der Römischen Frauen war Oct[illegible] vielleicht auch an körperlicher Schönheit; denn diejenigen, die Cleopatra und Octavia gesehen hatten, fanden Cle[illegible] nicht schöner. Aber wie sie sich opferte für den Frieden d[illegible] terlandes und den Antonius heirathete; wie sie den W[illegible] zurück führte zur Liebe des Edlen und Schönen, die v[illegible] Natur in ihr gepflanzt war; wie sie Bruder und Gatte [illegible] föhnte; wie sie die Sache des Treulosen, der ihrer *nun* [illegible] sie über eine Cleopatra vergessen konnte, bey den Bürgern [illegible] zu vertheidigen, und in Ehren zu erhalten, den Oct[illegible] ihren Bruder, zu besänftigen suchte; wie sie, um ihn a[illegible] ner Betäubung zu wecken, selbst nach Ägypten reisen [illegible] aber auf Antonius Befehl in Athen bleiben mußte; wie s[illegible] lich in Rom selbst auf Antonius Befehl aus seinem Ha[illegible] worfen ging, aber nach Antonius und der Cleopatra Tode [illegible] bloß ihre, sondern auch der Cleopatra Kinder von Ant[illegible] mit Geist und Treue zu Edelsinn und hoher Tugend erzog [illegible] ist zu bekannt, um es hier nochmahls zu wiederhohlen.

Auch in der neueren Geschichte fehlt es nicht an [illegible] chen Charakteren, die durch eigene Geisteskraft, Edelsinn und [illegible] raktergröße auf ihre nächsten Verhältnisse so eingewirkt h[illegible] daß sie als ermunternde und aufreitzende Vorbilder [illegible] dargestellt werden. Nur seltener sind sie; und was [illegible] alte Chronik von Deutschen Weibern, den Frauen [illegible] Weinsberg, in treuer Einfalt erzählt, solche Weiber [illegible] hat ein späteres, wir entscheiden nicht ob ungerechtes. ode[illegible] glückliches Geschlecht für Fabel erklären wollen. Daß [illegible] die gegenwärtige, und einst die von ihr erzogene Gener[illegible] von Töchtern sie wiederum dem Deutschen Jünglinge und T[illegible] in seiner eigenen Veredlung durch Weiberverstand und W[illegible] tugend als historische Wahrheit beweise und rechtfertige, [illegible] fordern Zeit und Vaterland ernst und dringend [illegible] weiblichen Gemüther auf.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 25., Mittwoch den 27. und Freytag den 29. Juny 1810.

Für die bleibenden Völker war gegen übermächtige Gewalt immer das einzige Mittel: Bündnisse, Eidgenossenschaften. Gegen die Präpotenz eines Einzigen gibt es Nichts, als die Vereinigung der Bedrohten zu Einem eben so mächtigen Willen. Letztere haben einen großen Vortheil: Alexander, Attila, Carl der Große hatten einen alles niederwerfenden Willen — aber er ist mit ihnen verschwunden, und hat ihre Macht andern zur Beute gelassen. Wie viele Jahrhunderte bestand der Schweitzerische, Holländische, auch der Deutsche Wille frey zu seyn? Auf der andern Seite ist verbündeter Wille dem des Einzigen während der kurzen Dauer seiner Flamme nur dann an Kraft zu vergleichen, wenn ihm irgend eine heilige Begeisterung für Freyheit, Religion oder Vaterland das gleiche Leben gibt. Wenn diese wunderwirkenden Gefühle aus den Herzen der Menge weggespottet und in ernsteren Gemüthern durch verrätherische Sophisten getödtet worden, so ist für so ein Zeitalter kein Mittel. Es wird auf Bündnisse schimpfen, wie Kinder das Messer schlagen, mit dem ihre Unerfahrenheit sie verletzt hat.

Johann von Müller.

(76 — 78.)

Historischer Frauenspiegel.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser dieses Aufsatzes im vorhergehenden Blatte äußert in den letzten Zeilen die Meinung, als wenn in der neuern Zeit die Beyspiele von Frauen, welche sich mit einem, über die Mehrzahl ihres Geschlechtes erhabenen Sinn in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen ausgezeichnet haben, so selten geworden, und führt aus der ganzen spätern Geschichte nur die Weiber von Weinsberg an *). Wenn er unter neuerer Zeit unser letztes Jahrhundert versteht, so glaube ich, wird ihm wohl nicht können widersprochen werden. Die Menschheit im Ganzen hat in dieser Epoche an körperlicher und Willenskraft, so wie an innerer Lebensfreudigkeit viel verloren. Der Verlust ist bedeutender, als man vor fünf und zwanzig Jahren zugeben wollte, wo das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert in stolzem Bewußtseyn seiner Verstandes-Cultur sich glücklich pries, und mit Verachtung auf jene so genannten Zeiten der Rohheit und Barbarey herab sah. Es ist mit diesem Vermögen gar Manches verschwunden, was die Welt vor den jetzigen gewaltsamen Krämpfen und Krisen hätte bewahren können, und wenn das ganze Geschlecht an Muth und Kraft sinkt, kann die eine zartere Hälfte sich nicht allein erhalten. Immer wirken beyde unzertrennlich auf einander, sie können nur mit einander fallen und steigen. So sind nun freylich unter verweichlichten Männern auch die kräftigen Frauen selten geworden, und jene Spartanerinn in dem oben erwähnten Aufsatze hatte sehr richtig bemerkt, daß nur jene Weiber werth sind, über ihre Männer zu herrschen, die auch Männer gebären. Wenn er aber unter der Benennung neuere Zeit das Mittelalter und das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert mit einbegreift, so würde es, wie ich glaube, nicht schwer seyn, sehr viele hohe und würdige Gestalten aus dem Dunkel desselben hervor treten zu lassen, und selbst in dem letzten Jahrhundert hat Bedürfniß und Gelegenheit hier und dort manchen kräftigen Keim schön und wohlthätig entwickelt. Es kömmt nur darauf an, ihn mit Liebe und Lust aufzusuchen. Man könnte dem jetzigen Geschlechte daran zeigen, daß Muth, Kraft und höherer Geistesaufschwung sich theils (so wenig man das für möglich hält) sehr wohl mit inniger Anhänglichkeit an geliebte Gegenstände, und mit jeder weiblichen Tugend verträgt, theils daß, wo diese Vereinigung durch das Schicksal oder die Eigenthümlichkeit der Person nicht Statt finden konnte, auch Frauen mit Erfolg aus den Verhältnissen ihres Geschlechts getreten sind, und sich in fremden Sphären rühmlich ausgezeichnet haben.

Bevor aber noch die Frauen der neuern Zeit uns erscheinen, soll eine Frau des Alterthums nicht vergessen werden, die vor vielen der Betrachtung und des Ruhmes würdig ist, und

*) In deme drithden jare (1140) voyr der Koninch Conrad, zo Beyeren unde bestalde dar eyne stadt, de Wynesbergh is genant, unde gewan de vursprochene stat; unde do de stat gewunnen was, do gaf der Kuninch orloyf al den junefrowen unde den vrowen de dar waren, dat sy mugthen myth yn nemen, wat sy utz der stadt gedragen kunden; unde do worden de Vrowen des zo rade, das sy alle under dynch bewerden lysen, nam eren man oph synen rughe; unde de geyn man un hatten, de namen ere vrynt unde droghen sy den bergh neder; unde do dat sach Hertzoghe Frederich, her wolde das weren: mer der Kuninch sprach alleyne: yn de wyf bedroghen hetten, yth en wer nyth reden noch erlichen, dat eyn Kuninch synen wort nyth stede yn hilte. Unde aldus behilden de wyf alle de manne van der stat.

deren in dem Frauenspiegel nicht erwähnt wird: Epponina, die Gemahlinn des Julius Sabinus. Dieser, aus einem edlen Gallischen Geschlechte entsprossen, hatte es versucht, das Joch der Römer abzuwerfen, und ein unabhängiges Reich in seinem Vaterlande zu gründen. Der Ausgang entschied gegen ihn. Nicht alle Gallischen Völker dachten wie sein Stamm, viele trugen ohne Beschwerde die Fesseln der damahligen Beherrscher der Welt, und Sabinus Vorhaben scheiterte an der zahmen Treue der Sequaner. Da er Alles verloren sah, hatte das Leben nur darum noch einigen Reitz für ihn, weil er es mit einer über Alles geliebten Gattinn zuzubringen gehofft hatte. Von ihr zu scheiden war ihm schwerer, als von Reichthum, Herrschaft und Ruhm. Die Liebe gab ihm den Entschluß, nie für die Welt zu sterben, und nur für Epponinen zu leben. Verkleidet begab er sich nach seinem Schlosse Lingones (Langres in Champagne), dort berief er seine Sclaven, gab sich ihnen zu erkennen, eröffnete ihnen sein Vorhaben, sein Leben durch Gift zu enden, und entließ sie Alle, bis auf zwey Freygelassene von erprobter Treue. Hierauf stieg er in die unterirdischen Gemächer der Burg hinab, und ließ die Gebäude in Flammen aufgehen, um der Welt glauben zu machen, daß sein Körper in denselben verzehrt worden sey. Jedermann hielt die geschickt ausgesonnene List für Wahrheit, selbst Epponina wurde durch die Nachricht davon in die tiefste Verzweiflung gestürzt. Diesen Schmerz konnte er ihr nicht ersparen, denn auch er mußte zur Bestätigung seiner Todesnachricht beytragen — endlich sandte er ihr den vertrauten Freygelassenen Martialis mit dem ersten Zeichen seines Lebens, und mit der Bitte, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, um durch keine Äußerung von Freude den Glauben an seinen Tod zu zerstören. Epponina bezwang sich und ihr Entzücken, sie fuhr fort, die trostlose Witwe zu spielen, die sie kurz vorher noch wirklich war. So zeigte sie sich am Tage vor ihren Bekannten, die Nächte brachte sie, von dem treuen Martialis geleitet, in dem unterirdischen Gewölbe bey ihrem Gemahl zu. In dieser grauenvollen Einsamkeit, von ewiger Nacht umgeben, hielt die Liebe, die Seligkeit vereinigt zu seyn, das unglückliche Paar für so viele Entbehrungen schadlos. Hier gebar Epponina zwey Söhne, erzog sie mit Sorgfalt, und zeigte sich nur so viel öffentlich, als nothwendig war, um keinen Verdacht zu erregen.

Ein zweyter Versuch, mit ihrem Gemahl nach Rom zu gehen, wo seine Freunde, denen sie sich anvertraut hatten, für Sabinus Begnadigung zu verwenden versprochen, lief fruchtlos ab, und ihr Glück bestand darin, unentdeckt in ihren düstern Aufenthalt zurück kommen zu können. So vergingen neun lange Jahre. Endlich enthüllte ein unglücklicher Zufall das Geheimniß der verborgenen Liebe! — sie wurden ergriffen und nach Rom geführt. Der Zulauf des Volkes, um sie zu sehen, war außerordentlich, das Schicksal der beyden Gatten, ihre Treue, ihre seltsame Verborgenheit erregte allgemeine Theilnahme. Sabinus, erschrocken und gebeugt, flößte bloß Mitleid ein, indeß Epponinens entschlossene Haltung ihr die Achtung Roms erwarb. Sie führte ihre Kinder an der Hand, und warf sich mit ihnen dem Kaiser zu Füßen, um Gnade für ihren Mann zu erflehen. Vespasian schien gerührt. — dennoch sprach er das Todesurtheil über ihn. Nun ergoß sich Epponina in Verwünschungen gegen den Kaiser, und warf sich selbst ihre Schwäche vor, um Gnade gefleht zu haben. Dieser Trotz reitzte ihren mächtigen Feind noch mehr, und er ließ sie mit ihrem Gemahl hinrichten, ohne zu ahnden, daß er ihr vielleicht mit dieser verdoppelten Strenge den liebsten Dienst erwies.

Die dramatische Kunst hat einige berühmte Frauen des Mittelalters zum Gegenstande ihrer Darstellungen gewählt. Die Welt kennt sie in dieser Gestalt, die freylich manchen Zusatz, manche Verschönerung theils erlaubt, theils fordert, aber auch ohne diesen fremden Schmuck wird die einfache Erzählung dessen, was sie waren und thaten, ihnen die Achtung der Nachwelt sichern.

Werner, der rühmlich bekannte Verfasser der Söhne des Thals, hat durch sein letztes Trauerspiel: Wanda, Königinn der Sarmaten, das Andenken dieser hochherzigen Frau ins Gedächtniß der Nachwelt gerufen. Sie herrschte über Pohlen, und war durch ihre Schönheit weit umher berühmt. Diese Reitze, oder das Reich, das sie besaß, erregten die Wünsche eines Deutschen Fürsten Ritiger. Er warb um ihre Hand, sie schlug ihn aus, und er kündigte ihr den Krieg an. Entschlossen führte sie ihre Völker ihm entgegen — im Angesichte beyder Heere wiederhohlte er seinen Antrag, und sie antwortete ihm, daß sie als eine Königinn nicht die Sclavinn eines Mannes werden könne, der gewiß nicht sie, sondern nur ihre Macht und Herrschaft liebe. Ritiger's Völker (vermuthlich weil sie sahen, um welcher Ursache willen sie ihr Blut hätten vergießen sollen) empörten sich hierauf, und er verlor sein Leben in diesem Aufstande. Wanda kehrte triumphirend zurück nach Krakau — opferte den Göttern, und um ihre Unterthanen vor einem zweyten, um ihrentwillen angefangenen Kriege zu bewahren — stürzte sie sich in die Weichsel.

Gewiß kennt der größte Theil des Publicums das Schicksal der muthigen Bianca della Porta aus dem Meisterwerke unsers edlen Landsmannes, Hrn. Hofraths von Collin. Der Verfasser hat mit eben so viel Klugheit als Zartgefühl manchen grellen Zug der Geschichte verwischt, ohne der Wahrheit des Charakters dieser Frau etwas zu benehmen. Die eigentliche Begebenheit ist folgende: Ezzelino, der größte Gibelline seiner Zeit, nach Friedrichs II. Tode ganz mit der Idee eines selbstständigen Königreichs Italien erfüllt, welchem er als König vorstünde, dieser von seinem Zeitalter so genannte Sohn der Hölle, hatte den größten Theil der Lombardischen Städte erobert und verheert. Er belagerte jetzt Bassano, das sein Podesta Battista della Porta heldenmüthig vertheidigte. Ihm zur Seite stand seine eben so schöne, als hochherzige Gemahlinn Bianca, aus der Familie de Rossi. Gewaffnet wie ein Krieger erschien sie auf den Wällen, um überall, wo es Noth that, die Krieger zu ermuntern. Sie stellte sich an die Spitze der Weiber, und ließ bey einem Sturm, den die Belagerer wagten, Steine, siedendes Wasser und Feuerbrände auf die Feinde hinab schleudern; die Weiber warfen sogar, von ihr ermuntert, mehrere derselben von den Leitern hinab. So retteten sie für dieses Mahl die Stadt, bis endlich Verrath den Feinden die Pforte öffnete. Battista kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung bis zum letzten Augenblick, an der Spitze der Seinigen, und fiel von vielen Wunden bedeckt. Nun stürzte sich Bianca mit dem Schwerte in der Hand ins Schlachtgewühl, um den Tod ihres Mannes zu rächen,

oder ihm zu folgen. Sie wurde umringt, gefangen, und vor Ezzelino geführt. Ihre Schönheit entflammte eine wilde Leidenschaft in der Brust des Eroberers. Bald durch Schmeicheleyen, bald durch Drohungen suchte er seine Absichten zu erreichen, sie widerstand ihm entschlossen, ja sie stürzte sich endlich vom Fenster herab, um seinen ferneren Zudringlichkeiten durch den Tod zu entgehen. Dieß muthige Vorhaben mißlang dennoch — sie blieb nicht todt, sondern wurde nur sehr beschädigt. Der Tyrann befahl, die größte Sorgfalt für sie zu tragen; sobald sie hergestellt war, erneuerte er seine Bewerbungen — und als er den Weg der Güte und List gleich unzulänglich fand, führte ihn zuletzt Gewalt an sein verabscheuungswürdiges Ziel. In Verzweiflung über ihr Schicksal sann die Unglückliche nun auf nichts als ihren Tod, zu dem man ihr mit erfinderischer Grausamkeit alle Wege zu verschließen suchte. Aber was wäre dem festen Willen unmöglich? Sie stellte sich nun nach und nach ruhiger, und verlangte als eine Begünstigung ihres Gemahls Leiche, die mit anständiger Pracht bestattet worden war, zu sehen. Man willfahrte ihr. Sie ließ den steinernen Grabdeckel aufheben und unterstützen, um bequemer hinab sehen zu können. Sie trat hin — beugte sich hinab — ersah den günstigen Augenblick, riß die Stütze weg, und zerschmetterte mit dem Gewichte des Steines ihr Haupt. So entging sie den Nachstellungen des Ezzelino und dem Gefühl ihrer Schmach.

Gisela, die Witwe Herzog Ernsts von Schwaben, wurde durch Staatsrücksichten gezwungen, dem Kaiser Conrad II. ihre Hand zu reichen — „er heirathete sie mit Gewalt" sagt die Chronik — und diese Ehe — die aus Zwang und Politik geschlossen wurde, wurde durch Gisela's gehaltvollen Charakter eine der glücklichsten. Wie froh ihres Besitzes sich Conrad fühlen mußte, beweist der Verfolg der Geschichte. Die Fürsten und Bischöfe des Reichs weigerten sich, diese Ehe als gültig anzuerkennen, entweder weil sie wirklich in dem Grade der Verwandtschaft (Conrad war im fünften Grade mit Gisela befreundet) ein Ärgerniß fanden, das sie nicht durch das Beyspiel des Reichsoberhaupts bestärkt und gerechtfertigt sehen wollten, oder weil sie, was viel wahrscheinlicher ist, dem kräftigen, gefürchteten Manne die Krone wieder entreissen wollten. Indessen mußten sie in diesem Falle doch sehr von seiner Liebe zu seiner Frau überzeugt seyn, weil sie ihm die Alternative vorlegen konnten, entweder seiner Frau oder dem Kaiserthume zu entsagen.

Conrad, dem das Eine so schrecklich vorkam als das Andere, suchte Zeit zu gewinnen, und endlich siegte die männliche Tugend, das anständige kluge Betragen dieser Frau, so daß nicht allein keine Rede mehr von einer Ehescheidung war, sondern die meisten Fürsten verlangten, sie sollte mit ihrem Gemahle zugleich gekrönt werden, und der Erzbischof von Cölln, der Anfangs einer von Conrads Widersachern gewesen war, sich's als eine Ehre ausbath, die Ceremonie verrichten zu dürfen. Von nun an folgte sie als unzertrennliche Gefährtinn ihrem Gemahl überall hin, und leistete ihm durch ihr würdevolles Benehmen, ihre Klugheit und Kenntnisse wichtigen Beystand in seinen Staatsgeschäften.

Auf einem nicht so erhabenen Standpunct, mit Tugenden andrer Art geziert, war Catharina von Parthenay, aus dem berühmten Hause der Soubise, die, wie ihr Geschichtschreiber sagt, Heldenmuth mit Weiblichkeit, Schriftstellerey mit Mutterpflichten zu vereinbaren wußte. Ihr erster Gemahl war ein Baron Düpont, dessen Verlust sie, als er in der Bartholomäus-Mordnacht mit so vielen seiner Glaubensgenossen als ein Opfer fanatischer Grausamkeit fiel, in schönen Elegien beweinte. Hierauf gab sie einem Prinzen von Rohan die Hand. Sie beschäftigte sich mit Literatur, schrieb in ihrer Jugend mehrere Lust- und Trauerspiele, die mit Beyfall aufgenommen wurden, und übersetzte in spätern Jahren den Isokrates. Dennoch fand sie bey allen diesen Übungen ihres Geistes vollkommen Zeit, alle ihre Mutterpflichten zu erfüllen, und drey Kinder, die sie in ihrer zweyten Ehe hatte, vortrefflich zu erziehen. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, zeichnete sich in den Bürgerkriegen unter Ludewig XIII. aus, und erwarb sich allgemeinen Ruhm und Liebe; ihre ältere Tochter Catharina hatte den Muth, den Bewerbungen des liebenswürdigen Heinrich IV. zu widerstehen, weil sie sich zu gering zu seiner Gemahlinn, und zu edel zu seiner Buhlerinn fühlte; ihre jüngste Tochter Anna ergab sich, wie ihre Mutter, den Wissenschaften, heirathete nie, und folgte ihr, als sie nach dem Tode ihres Gemahls sich nach Rochelle begab, in diese Stadt. Hier lebten sie beyde der Frömmigkeit und Literatur, hier hielt die Mutter in einem Alter von 91 Jahren die berühmte Belagerung dieses neueren Numantia aus, und schrieb, obwohl sie durch drey Monathe von Pferdefleisch und täglichen 4 Unzen Brod leben mußte, ihrem Sohne dem Herzog, der ein Oberhaupt der protestantischen Partey war, er solle sich durch keine Rücksicht auf ihre Lage in seinen Kriegs-Operationen stören lassen. Als sich die Festung endlich ergeben und capituliren mußte, weigerte sie sich standhaft, in die Capitulation mit eingeschlossen zu werden, und ließ sich lieber als Gefangene nach dem Schlosse Nivot führen.

Hohen Sinn für Freyheit und Volksrechte — Heldenmuth und eheliche Zärtlichkeit — einer Römerinn aus den bessern Zeiten der Republik würdig, zeichneten Marie de Pacheco die Gemahlinn des Juan de Padilla, aus, der voll Jugendfeuer, aufstrebenden Heldengeistes und Liebe zu seinem Volke in dem Aufruhr der spanischen Städte gegen Carln V., als Haupt der Volkspartey, nach einem hartnäckigen muthigen Kampf, verwundet in die Hände seiner Feinde fiel, und sein Leben als Rebell auf dem Blutgerüste verlor. Vor seinem Tode schrieb er zwey Briefe: an seine Frau, und an Toledo, seine Vaterstadt; jenen, voll hoher würdiger Zärtlichkeit, einen schönen Beweis sowohl für seine Liebe, als für Mariens hohen Werth; diesen voll stolzer Freudigkeit über seinen Tod, den er als Märterer für die gute Sache zu erleiden glaubte.

Nach seinem Verlust rüstete sich Marie, das angefangene Werk ihres Gemahls fortzusetzen, und so ihm ihre Treue und Liebe besser als durch unthätige Klagen zu beweisen. Sie ging in seine Gesinnungen ein, ließ Toledo befestigen, und bereitete sich, es mit Kraft und Klugheit zu vertheidigen. Eben so muthig als besonnen, wußte sie das Volk für sich und die hinterlassene Waise des geliebten Anführers, ihren unmündigen Sohn, zu gewinnen; der Cathedrale eine beträchtliche Summe zur Fortsetzung des Krieges abzudringen, und durch ein geheimes Einverständniß mit Frankreich Carls Heere in Navarra zu beschäftigen. Als aber dort der Krieg geendet war, kehrte die Armee vor Toledo zurück, und belagerte es mit Nachdruck.

Eine Zeit lang ertrug das Volk, von Marien aufgemuntert und angeführt willig die Drangsalen einer Belagerung. Endlich wußte die Geistlichkeit, der Noth überdrüssig, und Marien um jener abgenöthigten Geldhülfe wegen feind, die Bürger gegen sie, als gegen eine Zauberinn, aufzuwiegeln; man zwang sie, die Stadt zu verlassen, und übergab diese dem Feind. Noch hielt sich Marie durch vier ganze Monathe in der Citadelle, und nur dann, als jeder fernere Widerstand unmöglich war, entfloh sie in Männerkleidern nach Portugall, wo ihre Verwandten lebten.

Mit welchem Nahmen könnte ein Österreichisches Blatt den Reihen der berühmten Frauen, die unerschütterlichen Muth, Entschlossenheit und männliche Tugenden mit allen milderen Eigenschaften des Weibes vereinigten, würdiger schließen, als mit dem Nahmen der unvergeßlichen Kaiserinn Maria Theresia! Sie, der letzte Sproße eines der ältesten ehrwürdigsten Fürstenhäuser, trat ohne Heer, ohne gesammelte Schätze, vertrauend auf die Rechtlichkeit der übrigen Mächte, die durch heilige Verträge ihr unbestreitbares Erbrecht gesichert hatten, die weiten Staaten ihres Vaters nach seinem Tode an. — Da erhob sich von allen Seiten der Krieg, da hoften Raubsucht und niedriger Eigennutz, der beschwornen Verträge nicht achtend, die reiche Beute, die nur zarte weibliche Hände vertheidigten, mit leichter Mühe zu theilen. Ein Feind nach dem andern stand auf, und trug den Krieg bis in das Herz ihres Reiches. Aber Theresia fand in sich, in ihrem Geiste, ihrer Entschlossenheit die Mittel, ihnen Allen zu widerstehen. Nur von dem fernen England unterstützt, das nicht kräftig genug für sie wirken konnte, both sie ihnen allein die Stirn, und erhielt sich nicht nur im Besitze beynahe aller ihrer angeerbten Staaten, sondern sie brachte sie während ihrer langen Regierung zu einem Flor und Wohlstand, den sie weder vorher jemahls hatten, noch späterhin, durch die Stürme der Zeit gestört, wieder erreichen konnten.

Und ihre Jugend hatte die Liebe im eigentlichsten Sinne verschönert. Nicht wie sonst bey Fürstentöchtern war ihre Ehe das Werk der Staatskunst, und ihr glückliches Gelingen ein Werk des Zufalls; nein, was sonst nur das Loos des Mittelstandes ist, wo die Befriedigung der edleren Triebe für den Mangel glänzender Glücksgaben, entschädigen muß, ward ihr, der Erbinn einer der ersten Thronen zu Theil. Eine heiße treue Liebe verband sie mit dem schönen und liebenswürdigen Herzog Franz von Lothringen, der mit seinem Bruder an ihres Vaters Carls VI. Hofe erzogen wurde. Heimliche Zusammenkünfte, ein zärtlicher Briefwechsel verbreiteten lebhaftere Reitze über die Jahre ihrer Jugend, und die schönste Frau, die reichste Erbinn ihrer Zeit, bewahrte die erste reine Flamme, die ihre jugendliche Brust entzündet hatte, treu bis zum Tode des einzig Geliebten, des Vaters ihrer vielen Kinder, gegen welche sie ihre Mutterpflichten in allem Umfang, den ihre Staatsgeschäfte erlaubten, erfüllte. Nie konnte ein andrer Mann sich rühmen, ihre Gunst besessen zu haben, und bey ungeheuchelter wahrer Frömmigkeit, bey jenen weiblichen Tugenden, die jedes Privatverhältniß geschmückt haben würden, beglückten ihre Herrschereigenschaften ein weites Reich durch die vierzig schönsten Jahre desselben.

.....

Nicht immer indeß war es den Frauen von ausgezeichneten Talenten oder seltener Geisteskraft möglich, zugleich auch in der Sphäre der Weiblichkeit zu bleiben, und so die Tugenden ihres Geschlechts mit männlicher Ausbildung zu vereinigen. Zuweilen hinderte das Schicksal diese Vereinigung, zuweilen lag sie gar nicht im Charakter und Ideengange des Individuums — darum bleiben diese nicht minder merkwürdig, und verdienen in ihrer Art eben sowohl unsere Bewunderung oder Achtung, nur daß diese nie so ganz und so rein seyn kann wie bey jenen.

Johanna d'Arc, das Mädchen von Orleans, möge diese Reihe beginnen. Aus der Geschichte sowohl als aus des unsterblichen Schillers Trauerspiel ist ihr Nahme, ihr Schicksal der Welt bekannt. Ob sie wirklich sich für eine Gottbegeisterte gehalten, ob sie von den Grafen Dünois und Baudricourt zu ihrer Rolle unterrichtet worden, wer kann nach so manchem verflossenen Jahrhundert darüber entscheiden? Aber nimmermehr wird, weder Shakespeare's patriotisch-parteyliche Darstellung, als der die Überwinderinn seiner Landsleute nur im gehäßigen Lichte sah, noch Voltaires ekel-witzelnde Herabwürdigung eines hohen kräftigen Charakters Jemand — der nicht ganz vom Zeitgeiste durchkältet ist, überreden, sie nicht für ein starkmüthiges, entschlossenes, geistvolles Weib zu erkennen, von der edelsten Liebe für ihr Vaterland beseelt, ein Beyspiel und eine Beschämung gar vieler Männer ihrer und — — unserer Zeit.

Ihr gegenüber stehe Agnes Sorel, von ihrem Zeitalter vor Allem die Schöne genannt — Carl VII. Geliebte, Johannens Zeitgenossinn — Landsmänninn — vielleicht auch Freundinn, denn sie hatten beyde einerley Zweck, Carln aus seinem unrühmlichen Schlummer zu wecken, und ihr Vaterland von dem Joch des Fremdlings zu befreyen. Was Johanna auf dem gewaltigen Wege der Waffen, das versuchte Agnes auf dem der Liebe und Überredung. Sie war es, die den in Weichlichkeit und Furcht versunkenen König zum tapfern Widerstand aufmahnte, die ihn vor einer schimpflichen Flucht über die Loire durch die Drohung, ihn zu verlassen, abhielt, die ihre Güter in der Provence verpfändete, um ihm Mittel zum Kriege zu verschaffen — und die — was die größte Bürgschaft für den Gehalt ihres Charakters gibt — die Freundinn seiner rechtmäßigen Gemahlinn war.

Ganz in einer andern Sphäre, aber nicht minder berühmt ist Heloise, mit ihr von einem Lande erzeugt. Gebildet wie wenige Männer ihres Zeitalters, voll gelehrter Kenntnisse, doch dabey unendlich liebenswürdig, und durch ihre Schönheit sowohl als ihre Wissenschaft berühmt, lenkte Umgang, persönliches Verdienst und die Stimme des Ruhms die ersten Empfindungen ihres jugendlichen Herzens auf den schönen und gelehrten Abälard, der ihr Lehrer in hohen Wissenschaften war, und bald von den Reitzen seiner schönen Schülerinn bezaubert, Lieder zu ihrem Preise dichtete, und zur Laute sang, die in ganz Frankreich nachgesungen, Heloisens Nahmen und Reitz, mit Abälard's Ruhm verbunden, durch ihr horchendes Vaterland trugen. Heloise schwebte in höhere Regionen des Ruhms und der Liebe — sie beyde das erste schönste Paar in Frankreich, Er vor allen gelehrten Männern seiner Zeit theils bewundert, theils beneidet, — Sie, durch ihn und sich selbst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen. Unmöglich konnte sie sich entschließen, diesen Mann, dessen Bild die Liebe mit himmlischen

Glanz in ihrer Seele verklärte, zu den einengenden Bedürfnissen, zu der geistlähmenden Alltäglichkeit des Hausstandes herab zu ziehen. Sie war es, die seinen Antrag, sie zu heirathen, standhaft ausschlug, und vorzog, ihn ohne sich, auf der glänzenden Bahn des öffentlichen Ruhms fortschreiten zu lassen. Sie liebte nur ihn, seinen Geist, seine Ehre, und als ein schreckliches Schicksal diese schimmernde Hoffnung in ihrer vollsten Blüthe zerstörte, als Abälard davon niedergeschmettert — vernichtet, in einem verzweifelungsvollen Entschluß für sich und sie eine feindselige Beruhigung fand — als er sie zwang, die Welt zu verlassen, in der Er nicht mehr glänzen konnte — da folgte sie standhaft, obgleich nicht ohne innern Kampf seinem Wunsche, der dem liebenden Weibe Befehl war, entsagte, in einem Alter, wo Schönheit und Ruhm ihr ein genußreiches Leben sicherten, allen Freuden desselben, und begab sich in klösterliche Mauern. Auch hier noch lebte das Andenken des Jugendgeliebten in seiner ersten Klarheit und Reine immer fort in ihrer Seele. In dem grämlichen, zankfüchtigen, eigensinnigen Manne liebte sie noch den schönen, glänzenden, bewunderten Jüngling der vergangenen Jahre. Ihre Briefe an ihn, die theils gelehrte Erörterungen, theils weise und zweckmäßige Einrichtungen für das Kloster, dem sie als Äbtissinn vorstand, betreffen, sind voll von Zügen ihrer unauslöschlichen Liebe zu ihm. Oft milderte ihr weicher Sinn die Schärfe und Bitterkeit seiner Ansichten, oft verbesserte ihr richtiges Gefühl seine leidenschaftliche Hitze. So dauerte ihr Verhältniß bis an seinen Tod, den sie um 21 Jahre überlebte. Sie starb in einem beträchtlichen Alter; geachtet und geliebt von ihren Untergebenen und der Welt, die, ungeachtet ihrer sonderbaren Denkart über weibliche und häusliche Verhältnisse, der innern Würde ihres Charakters seit sieben Jahrhunderten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Beyspielloses Unglück erwecket in festen Gemüthern oft beyspiellosen Muth, und steigert die innere Kraft des Gemüthes zu einer bewundernswürdigen Höhe. So zeigte sich Johanna von Neapel, die Enkelinn Robert des Weisen von Anjou. Nach ihres Vaters Tode, der sie als eine unmündige Waise verließ, verlobte sie ihr Großvater mit Andreas Prinzen von Ungarn, der ebenfalls aus dem Hause Anjou abstammte. Die Gemüthsart dieses Prinzen ließ ihn bald diesen Schritt bereuen, aber es war zu spät, und ihm nichts übrig, als bey seinem Tode Johannen zur alleinigen Erbinn seiner Staaten einzusetzen, ohne ihrem Gemahl irgend einige Macht einzuräumen.

Johanna war jung, schön, belesen, gebildet — ihr Loos an der Seite eines rohen Mannes, der keinen ihrer Vorzüge zu schätzen wußte, mußte daher sehr traurig seyn. Indeß gerieth Andreas auf den Einfall, sich zum Könige von Neapel krönen zu lassen, und bewirkte es auch durch seine Unterhändler am Römischen Hofe; das empörte die Neapolitanischen Großen, und sie sannen darauf, sich den verhaßten Fremdling vom Halse zu schaffen. Der Mordanschlag wurde ausgeführt, Johanna sah sich von einem unerträglichen Mann befreyt, aber den Tod statt ihr Lebensglück zu sichern, war eine neue Quelle haltender Unglücksfälle. Die Welt, die ihr Verhältniß gekannt hatte, hielt sie für mitschuldig an seinem Tode, so strenge Untersuchungen sie auch über seine Mörder hatte ergehen lassen, und Ludewig, König von Ungarn, des Ermordeten Bruder, kam mit einem Kriegsheer, das Blut seines Bruders zu rächen. Johanna entfloh nach der Provence, indem sie ihren Sohn Charobert in den Händen ihrer Großen zurück ließ, denen sie rieth, sich dem Könige lieber nicht zu widersetzen, um das Land nicht größeren Übeln bloß zu stellen. Ludewig zog in Neapel ein, Alles wich zitternd vor ihm; er bestrafte alle jene aufs grausamste, die an dem Tode des Andreas Antheil gehabt hatten, und richtete das Reich nach seinem Willen ein. Unterdessen hatte Johanna vom Papste die Lossprechung von allem Verdacht an dem Mord ihres Gemahls erhalten, sie kehrte zurück. Alles eilte zu ihren Fahnen, Ludewig mußte ihre Ansprüche anerkennen, er verließ Neapel, aber nahm ihren Sohn Charobert, seinen Neffen mit sich, der in dem ungewohnten Klima bald darauf starb. Sie vermählte sich noch zwey Mahl, mit Ludewig von Tarent, und Jacob von Majorca. Beyde starben bald nach einander. Nun beherrschte sie allein das ganze Reich, und brachte es durch ihre weisen Maßregeln auf einen solchen Grad von Blüthe, Ruhe und Reichthum, daß ihre Regierung als ein goldenes Zeitalter in den Jahrbüchern Neapels gepriesen wird, besonders erfreuten sich Künste und Wissenschaften der Unterstützung dieser gelehrten und verständigen Fürstinn. Um das Reich nicht der Gefahr eines Successions-Krieges auszusetzen, nahm sie den Prinzen Carl Durazzo an Sohnes Statt an, als sie aber kurze Zeit darauf sich zum vierten Mahle mit Otto von Braunschweig vermählte, fürchtete er, seine Hoffnung auf den Thron vernichtet zu sehen, und benutzte den Zwiespalt einer doppelten Papstwahl, um Johannen von dem einen derselben, den sie nicht als Oberhaupt der Kirche erkennen wollte, in den Bann thun, ihrer Länder berauben, und diese sich zusprechen zu lassen. Das Volk, erschrocken über diesen Fluch, verließ Johannen, und sie sah sich beynahe ohne Hülfe. Ihr Gemahl sammelte die wenigen Getreuen, die ihr noch anhingen, und sie sandte nach Frankreich um Unterstützung, indem sie zugleich den Bruder des Königs Ludewig von Anjou an Durazzo's Stelle für ihren Nachfolger erklärte. Unterdessen vereinigte sich das Volk um Durazzo's Fahnen, und die Königinn ward in ihrem Schlosse belagert. Mit Sehnsucht erwartete man die Französische Flotte — das Schloß konnte sich nicht mehr halten, endlich da auch ihres Gemahls letzter Versuch, es zu entsetzen, mißlang, ließ sie die Thore öffnen. In dem Augenblicke erschien die Flotte, Durazzo, von dieser unerwarteten Hülfe erschreckt, suchte Johannens gerechten Zorn durch scheinbare Unterwürfigkeit zu entwaffnen, aber sie, klüger als er, forderte bloß ein Gespräch mit dem Anführer der Flotte und freyes Geleit für sie. Sie kamen, Johanna erklärte ihnen noch ein Mahl ihren festen Willen, daß Ludewig von Anjou ihr Nachfolger werden, und daß sie sich nie dem Durazzo unterwerfen sollen. Sie selbst blieb in seiner Gewalt zurück, der, nun erbittert durch diesen letzten Schritt, sie wie eine gemeine Gefangene behandeln, und endlich auf Verlangen ihres alten Feindes, des Königs von Ungarn, ermorden ließ.

Ein Gegenstück zu Johannens Loos biethet das Schicksal der durch ihre Schönheit und ihr Unglück gleich berühmten Maria Stuart dar. Jedermann kennt ihre Geschichte. An dem glänzenden üppigen Hofe von Frankreich erzogen — schön, lebhaft, voll Talente, ausgebildet wie wenige ihres Geschlechts, (sie redete mehrere Sprachen, spielte die Laute, sang und dichtete sogar —) fühlte sie sich bestimmt, das Leben, das sie so lieblich, so fröhlich ansprach, auch recht fröhlich zu genießen. Ihr Herz hatte Rechte, und behauptete sie. Der-

über wurde nun freylich oft die Stimme der Klugheit, ja der Vernunft überhört, aber es ist auch eben so gewiß, daß Mißgunst, fremde Herrschsucht, Übermuth des lange ungebändigten Schottischen Adels, und vor allem Religions-Haß und Secten-Geist, dieser jungen, in den kalten Tiefen der Politik noch nicht erfahrnen Fürstinn, Hindernisse und Gefahren in den Weg legten, die zu beseitigen eine Klugheit, Besonnenheit und Geisteskraft gehörten, wie sie nur wenig Fürsten, ja überhaupt nur wenig Menschen in ihrer Lage gehabt haben würden. Von dem Verdachte eines Antheils an dem Mord ihres Gemahls Heinrich Darnley haben die Untersuchungen der neuern Geschichtforscher sie losgesprochen, indessen haben jene Eigenschaften, die sie oft unendlich liebenswürdig machten, sie doch auch zu Handlungen hingerissen, die ihr weder als Königinn, noch als Weib geziemten, und die durchaus weder von dem Richterstuhle der Klugheit noch der Tugend gerechtfertigt werden können — z. B. ihre Ehe mit Bothwell, den die ganze Welt für den Mörder Darnley's und ihren Mitschuldigen hielt. Unendlich wahr und richtig hat Schiller in dem Trauerspiele, das ihren Nahmen trägt, ihren Charakter, in der Scene mit Kennedy im ersten Act, in dem Tone, den Mortimer sich gegen sie erlaubt, in dem Monolog im Garten, endlich in der Liebe ihrer Leute, und in Melvil's schwärmerischer Ergebenheit gegen seine unglückliche Gebietherinn dargestellt. So muß Maria gewesen seyn, um so gehandelt zu haben. Nur ein warmes treues Gemüth wird so treu und warm von denen, die es zunächst umgeben, geliebt. Nur ein großes Herz, erhaben über die engen Maßregeln gewöhnlicher Klugheit, ist fähig, den Gedanken zu fassen, sich in der höchsten Bedrängniß in die Arme der erklärten Feindinn zu werfen, denn nur ein großes Herz, das sich selber fühlt, traut auch Andern die Größe zu, eine solche Lage nicht zu mißbrauchen, und das Unglück, das edle Zutrauen auch an einem verhaßten Gegenstande zu ehren.

Welche Folgen dieser Schritt hatte, ist bekannt. Auf eine höchst widerrechtliche Weise bemächtigte Elisabeth sich der Person ihrer Gegnerinn, hielt sie als eine Gefangene, zog sie vor ein gänzlich unbefugtes Gericht, und behandelte sie überhaupt nicht als eine freye selbstständige Königinn, sondern als ihre Untergebene, von deren Handlungen sie Rechenschaft zu fordern berechtigt sey. Die Versuche, welche Maria während einer neunzehnjährigen, mitunter sehr harten Gefangenschaft zu ihrer Befreyung machte, konnte nur das innere rege Mißtrauen, und die schlaue Politik ihrer Feindinn, welche sich jedes Mittel zu ihrem Zwecke erlaubt hielt, als staatsgefährlich und hochverrätherisch ansehen, oder wenigstens der Welt in diesem Gesichtspuncte zeigen. Als jede Hoffnung verloren, und Maria von der Gewißheit ihres Untergangs überzeugt war, ergab sie sich mit Hoffnung in ihr Schicksal, und ging dem Tode mit eben der Würde entgegen, mit welcher sie ihr langes Unglück ertragen hatte. Wenn auch der Gedanke, als eine Märterinn für ihren Glauben zu sterben, einige Exaltation in die Stimmung ihrer letzten Augenblicke bringen mochte, so beweist doch die Ruhe und Heiterkeit, womit sie starb, für die Güte ihres Bewußtseyns, das unmöglich mit einer schweren Schuld belastet gewesen seyn kann.

Ganz in jedem Stücke das Gegentheil von diesem Charakter war der ihrer Nebenbuhlerinn Elisabeth. In der harten Schule des Unglücks erzogen, bewies sich an ihr, was nur zu oft der Fall ist, daß Unglück nur ein mildes noch milder, ein festes, sprödes hingegen, noch schär härter macht. Was indessen ihr Gefühl an Weichheit gewann ihr Geist an Festigkeit, Klarheit und Umfa Kenntnissen. Sie benutzte die Einsamkeit des Towers Ausbildung, und stieg aus dem Kerker auf den Thron. W Marien nur zu oft das Gefühl die Oberhand über d stand erhielt, so wußte Elisabeth jede Regung ihres dem Ausspruche der Klugheit und Besonnenheit zu u sen, man kann sagen, daß in Marien das Weib über niginn, bey Elisabeth hingegen die Königinn über d herrschte. Dennoch war sie nichts weniger als frey Schwächen ihres Geschlechtes. Eitel auf ihre Gestalt, kleinlichen Neid auf ihre reitzendere Nebenbuhlerinn, ei auf Vorzüge und Talente, die nur das Weib des M des zieren, und bey einer Herrscherinn nicht in Betra men, hatte sie die Fehler der Weiblichkeit, ohne die würdigkeit derselben zu besitzen, die Marien so unwid machte. Selbst in die zärtlichen Gefühle ihres Herzen sich Herrscherlaune und Stolz, und es scheint, sie gl der Liebe eben so unumschränkt befehlen zu können, al binete — dieß beweiset ihr Verhältniß zu Leicester un wovon sie den ersten — wenigstens dem Scheine nach, riens Gemahl bestimmt hatte. So viele Gerechtigkeit m Fürstentugenden widerfahren lassen muß, wodurch sie i nach langen innern Zerrüttungen zu jenem Grad von und Kraft empor hob, die der Grund seiner jetzigen V so wenig scheint sie als Frau liebenswürdig gewesen das mag sie wohl selbst gefühlt haben, und vielleicht gerade aus diesem Selbstbewußtseyn der brennende He eine Nebenbuhlerinn, die ihr so nahe stand, daß nie der Vergleichung erwehren konnte, und die alle jen schaften in hohem Grade besaß, welche Elisabethen Nur zu oft bemerkt man selbst an ausgezeichneten Ge unseliges Verlangen, sich gerade in jenen Fächern zu wozu die Natur ihnen Geschick und Anlage streng ver — So wollte Elisabeth, die eine große Regentinn w eine liebenswürdige Frau seyn, und dieses Streben sie zu so manchen Fehltritten, und war vielleicht meh an Mariens Tode, als die politischen und religiösen ten, die den Deckmantel zu jener entsetzlichen Th mußten.

Auch das Ende dieser Königinn ist charakteristisch nem sehr vorgerückten Alter (sie war über 60 Jahre ihr Verhältniß zu dem 34jährigen Grafen v. Essex bar, daß man einer Seits nicht zweifeln kann, es he Regungen von zärtlicher Art in ihrer Brust gelebt, der andern die Mischung von Stolz, Laune und Hä greiflich ist, womit sie diesen geliebten Günstling be und endlich — er war allerdings des Hochverrathes s zum Tode verdammen konnte. Essex hatte von ih nern Zeiten einen Ring empfangen, von dem sie ihm in der dringendsten Noth Gebrauch zu machen. Nie, wä ler seiner Verfolgungen und langen Leiden, hatte er die stigung genützt. Als aber sein Todesurtheil unterschri übergab er dieß Pfand der königlichen Freundschaft me, mit der Bitte, es der Königinn einzuhändigen. hatte diesen Schritt erwartet — die Dame, deren G

unversöhnlicher Feind des unglücklichen Esser war — behielt den Ring. — Elisabeth deutete das Nichtzurückstellen des Kleinods als unverzeihliche Halsstarrigkeit, und Esser wurde hingerichtet. — Zwey Jahre nach seinem Tode gestand jene Dame der Königinn auf ihrem Todbette ihr Vergehen — die Unterschlagung des Rings. Elisabeth wüthete, nur mit Mühe hielt man sie ab, die Sterbende nicht zu mißhandeln — aber von diesem Augenblicke an war ihr Innerstes zerstört. Ohne Speise und Trank, ohne auf Trost oder Bitten der Ihrigen zu hören, lag sie zehn Tage und Nächte angekleidet auf der Erde, nur auf einen Fußteppich und etliche Küssen gebettet, immer schweigend — den Finger im Mund — die Augen auf den Boden geheftet — und so verschied sie endlich — eben so seltsam und bedeutend, als es die meisten Züge ihres Charakters gewesen waren.

Zu nahe an unserer Zeit steht Catharina II. von Rußland, als daß bey so vielen dunkeln Stellen ihres Charakters und ihrer Geschichte sich die Mitwelt ein freymüthiges und ganz unbefangenes Urtheil erlauben könnte. Ob die Ermordung ihres Gemahls wirklich nur Nothwehr war, und Abhaltung des gleichen Schicksals, das ihr von ihm zugedacht gewesen — ob die Beseitigung des unglücklichen Ivans, dessen Mörder auf dem Blutgerüste sterben mußte, nicht ihr Befehl, — oder ob es eine Maßregel der Politik war, um das Reich vielleicht vor dem Unglück eines Bürgerkrieges zu bewahren? — Wer wagt es jetzt schon, darüber abzusprechen? Viele, die sie näher gekannt haben, haben Bewunderung und Achtung für sie geäußert. — Sie war Regentinn im wahren Sinne des Wortes. Stets nur für die Aufnahme ihres Staats besorgt, und diese Aufnahme auf den sichersten klügsten Wegen bezweckend, hat sie das Werk des großen Peter mit eben so viel Weisheit als Standhaftigkeit durchgeführt — sie hat für die Ausbildung und Cultur ihres Volkes aufs zweckmäßigste gesorgt, sie hat Künste und Wissenschaften in ihrem Reiche unterstützt und verbreitet, im Auslande geehrt und ausgezeichnet, ja es existiren sogar einige dramatische Werke, welche sie zur Verfasserinn gehabt haben sollen. So mittelmäßig ihr ästhetischer Werth ist, so erhalten sie ihre Merkwürdigkeit und ihr Interesse von dem Umstande, daß eine Fürstinn, die ihre Pflichten als solche so genau und so wirksam befolgte, noch Muße und Stimmung hatte, um sich mit der dramatischen Poesie zu beschäftigen. Von ihren Verhältnissen zu ihren Lieblingen sollen diese Blätter ganz schweigen. Die Welt kennt sie ohne dieß — und so ist die Erwähnung wie das Urtheil darüber überflüssig. — Catharina war dessen ungeachtet eine der größten Regentinnen ihrer und der vergangenen Zeit — sie hat ihr Reich zu der Größe und Bedeutenheit gebracht, auf der wir es jetzt noch sehen, sie hat ihm die große, die entscheidende Stimme in den Verhandlungen der Europäischen Mächte verschafft, deren es sich jetzt noch erfreut — und so ist sie, nebst unserer edeln großen Theresia, die zweyte höchst merkwürdige Frau, welche sogar das achtzehnte, sonst ziemlich verweichlichte Jahrhundert hervor brachte.

Ohne Zweifel würde sich dieß Verzeichniß noch sehr vergrößern lassen, und besonders müßten sich in der Geschichte der Französischen Revolution, — wo, wie in allen großen Krisen der Menschheit, gewaltige Schicksale auch gewaltige Menschen hervor riefen und bildeten, viele Beyspiele weiblichen Heldenmuths und hoher Kraft und Treue auffinden lassen. Es wäre gewiß eine belehrende Arbeit, sie hervor zu suchen, und so aus jenem Chaos von Blut, Schrecken und Grausamkeiten, die einzelnen schönen Keime der Menschheit, die sich in ihm entfalteten, der Vergessenheit zu entziehen, damit wenn einst die Nachwelt sich schaudernd von dem Gemählde unserer Tage wendet, jene sanften guten Geister ihr erscheinen, und sie wieder mit uns versöhnen mögen.

.....

Nicht ausgezeichnete Talente oder Herrschereigenschaften, aber eine Liebenswürdigkeit, welche die Quelle ihres Unglücks war, indem sie die zartesten Empfindungen ihrer Herzen in harten Kampf mit kalter eiserner Politik brachte, hat mehrere Frauen der Vorwelt ausgezeichnet, und sie unserm Andenken theuer gemacht. Es sind solche, die, im niedrigen oder Mittelstande geboren, durch ihre Reitze und Tugenden die Liebe von Fürsten erwarben, und größten Theils ein Opfer ihrer Mißverhältnisse wurden. Unter ihnen ist Philippine Welserinn, die Gemahlinn Erzherzogs Ferdinand von Österreich (Kaiser Ferdinand I. zweytgeborner Sohn) vielleicht die einzige, welche das Glück genoß, mit dem Manne ihrer Liebe dreyßig Jahre in einer ruhigen Ehe zu leben, und ihre Söhne zwar nicht mit dem erzherzoglichen Titel beehrt, aber doch als Fürsten in bedeutenden Ämtern und Würden zu sehen. Sie war die Tochter eines Augsburgischen Patriciers, von uraltem Geschlecht, dennoch nicht alt und nicht mächtig genug, um eines Erzherzogs von Österreich vom Lande und der Welt anerkannte ebenbürtige Gemahlinn zu seyn. Vielleicht lag ihr günstigeres Schicksal in dem Umstande, daß ihr Gemahl nicht zum Erben der Österreichischen Staaten bestimmt, sondern nur Regent von Tyrol war, indeß sein älterer Bruder Maximilian die Kronen seines Vaters und des Deutschen Reiches trug. — Da verschwand das Mißverhältniß im Schatten eines untergeordneten Ranges, und die Kinder, die kein angebornes Recht auf Kronen besitzen konnten, hatten auch keine zu erben. Vielleicht aber bewahrte sie der milde Genius des Österreichischen Hauses von einem blutigen Schicksal, das sie, jener Umstände ungeachtet, in einem andern getroffen haben würde; dieses Hauses, das in einer langen Reihe von Jahrhunderten bey so gewaltiger Kraft und Herrschaft, bey so mannigfachen Schicksalen der Männer und Frauen desselben, wohl unzählige Beyspiele von inniger treuer Gatten-, Ältern-, Bruderliebe — nicht viele von Zwistigkeiten unter nahen Verwandten — gar keinen von jenen empörenden oder blutigen Auftritten zeigt, die die Geschichten anderer Dynastien beflecken, und dem Dichter häufigen tragischen Stoff gaben, den er in der Geschlechtsfolge des Österreichisch-Habsburgischen Hauses vergebens suchen würde.

So bearbeitet und dargestellt — ist das unglückliche Geschick der Inez de Castro, so wie der Agnes Bernauerinn der Welt nur zu bekannt. Diese letzte, verewigt durch das Trauerspiel des edeln Grafen von Törring-Gutenzell und durch Lipowsky's kritische Untersuchungen, eine Baderstochter von Augsburg, gewann durch ihre Schönheit oder Tugend die Liebe Albrecht's von Bayern-München, Herzog Ernstens Sohn. Mehrere Monathe widerstand sie entschlossen seinen Bewerbungen, und wurde endlich nun als rechtmäßige Gemahlinn sein. Er führte sie auf seine Feste Vohburg, und

dachte, dort ein stilles glückliches Leben mit ihr zuzubringen — aber ein Befehl seines Vaters entboth ihn zu einem Turnier, und dort ließ er ihn, als einem, der der Ehre des ritterlichen Kampfes, um seiner Verbindung mit einer gemeinen Dirne wegen, unwürdig wäre, vor dem ganzen Bayerischen Adel schimpflich von den Schranken weisen.

Diese Erniedrigung empörte Albrechts Herz, und da man ihm zu gleicher Zeit befahl, Agnesen zu entsagen, rüstete er sich zum öffentlichen Kampf gegen seinen Vater. Da riethen seines Vaters Vertraute diesem, den Weg der List und Güte zu versuchen. Es ward eine Gesandtschaft nach Vohburg geschickt, Herzog Albrecht zum gütlichen Gespräch mit seinem Vater einzuladen, und als des Sohnes Herz dieser Aufforderung nicht widerstand, und er mit den Rittern nach München zu seinem Vater zog, bemächtigte man sich in seiner Abwesenheit der unglücklichen Agnes, und stürzte sie in Straubing von der Brücke in die Donau.

Angefähr ein ähnliches Schicksal hatte Inez de Castro. Don Pedro, Infant von Portugall, Alphons des Kühnen Sohn, hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn Constantia — mit der er mehrere Kinder und auch einen künftigen Thronerben, Ferdinand — erzeugt hatte, die schöne Inez aus dem edlen, mit dem königlichen Stamm verwandten Hause Castro geliebt, und da er seines Vaters Einwilligung zu dieser zweyten Heirath nicht zu erlangen hoffte, sich heimlich, aber mit allen nöthigen Förmlichkeiten vermählt, ja selbst des Papstes Erlaubniß dazu angesucht, der sie ihm auch in einer eigenen Bulle ertheilte, vermuthlich weil Inez mit dem Infanten verwandt war. Still und verborgen lebte Inez in dem Claren-Kloster zu Coimbra, glücklich durch die Liebe ihres Gatten und durch vier Kinder, die nach und nach die Seligkeit ihrer Verbindung erhöhten. Da fing endlich der König, oder vielmehr des Königs Günstlinge, welche fürchteten, daß nach des Vaters Tode die Famille der Inez in der Gnade des Thronfolgers höher stehen, und sie verdrängen möchten, an, Verdacht zu schöpfen, und diese Verbindung, die man zuerst nur für eine flüchtige Liebe hielt, für gefährlich anzusehen. Man suchte den alten König zu überreden, daß wenn der Infant wirklich mit Inez verheirathet sey, ihre Kinder einst denen von seiner ersten Gemahlinn Eintrag thun könnten. — Alphons ging in die Ansicht seiner Günstlinge ein, und stellte seinen Sohn zur Rede, indem er ihn fragte, ob er wirklich mit Inez vermählt sey, und wenn er es nicht wäre, ihm gebeth, ihr zu entsagen. Der Infant wagte weder das Erste zu gestehen, noch konnte er das Letzte versprechen; da entschloß sich der König, die gefürchtete Schnur heimlich ermorden zu lassen. Don Pedro's Mutter und der Erzbischof von Braga warnten den Prinzen. — Unmöglich konnte dieser seinen Vater eines so grausamen Entschlusses fähig halten, und achtete ihrer Warnungen nicht. Als der König ihn eines Tags auf der Jagd beschäftigt wußte, eilte er mit seinen Vertrauten ins Claren-Kloster, mit dem Vorsatz, Inez zu ermorden. Die Unglückliche warf sich mit ihren Kindern dem harten Vater zu Füßen; ihre Thränen, ihre Reitze entwaffneten für einen Augenblick seinen Zorn — er konnte sich nicht entschließen, sie zu tödten, aber so wie er das Kloster verlassen hatte, und ihr Bild ihm nicht mehr vor Augen schwebte, ließ er die blutige That durch seine Getreuen, Alvaro, Coelho und Pacheko, vollziehen.

Nur die kluge Vermittlung der Königinn und des Erzbischofs verhinderten den Ausbruch eines offenbaren Krieges zwischen dem tiefgekränkten Sohn und dem grausamen Vater. — Die Mörder der Inez flüchteten sich vor der Rache des Prinzen nach Castilien. Als dieser aber zwey Jahre darauf nach Alphons Tode den Thron bestieg, erhielt er durch einen Gegendienst ihre Auslieferung von dem Könige von Castilien, und sie mußten dem Schatten seiner geliebten Gemahlinn zum Sühnopfer fallen. Hierauf ließ er ihre Leiche unter einer feyerlichen Begleitung aus dem Claren-Kloster, wo sie beygesetzt war, abhohlen, und, mit königlichen Kleidern bedeckt, auf den Thron setzen. In Gegenwart vieler Großen wurden die Acten seiner gesetzmäßigen Vermählung mit der Verstorbenen, die päpstliche Bulle, und alle Zeugnisse, die sie als wirkliche Gemahlinn des Infanten, und also als jetzige Königinn von Portugall erklärten, abgelesen, — die Anwesenden mußten die Schleppe der Entseelten als ihrer Landesfürstinn küssen — dann wurde die Leiche wieder unter eben so viel Feyerlichkeiten, von vielen tausend Menschen, die Fackeln trugen, begleitet, nach Alcobaza getragen, und dort in einem prächtigen Grabmahl von weißem Marmor zur Ruhe gebracht, auf dem ihr Bild, mit einer königlichen Krone geziert, die Liebe ihres unglücklichen Gemahls, womit er sie noch im Tode ehren wollte, bezeugte.

.....

Immer war es der edelste Beruf der Frauen, die wilde Kraft des Mannes durch Sanftmuth zu bezwingen, und den rohen Jäger und Krieger in die schöne Bahn häuslicher Tugend und geselliger, milder, veredelter Sitte zu leiten. Daher daß die Geschichte so vieler Frauen erwähnt, welche ihre heidnischen Gatten zur christlichen Religion beredet haben, zu dieser Religion, der wir vorzugsweise in Europa die Civilisation der rohen Völker verdanken, welche auf den Trümmern des Römischen Staats von allen Seiten über die *erschreckene* Welt hereinbrachen. So war Clothilde, die den Fränkischen Chlodwig und sein Volk, die Fränkische Jugurd, die den König der Westgothen Hermenegild zum christlichen Glauben beredete. So hat Cäsarea viele Stämme der Parther, Ethelberga die Northumberländer, die Bayerische Prinzessinn Theodelinde viele Longobarden, Lidwina die Böhmen, Gisela ihren Gemahl Stephan und durch ihn seine Ungarn, die Böhmische Dambrowska den Herzog Micieslav und die Pohlen, Margaretha von England die Schotten ihres Malcolm, und Thion, die Tochter des Angelsächsischen Fürsten Ethelfred, den Dänen Gormo zum Christenthume gebracht.

Vielleicht könnte diese Zahl noch vergrößert werden, wenn man die Geschichte recht aufmerksam in dieser Hinsicht durchgienge. — Jedes solche Beyspiel wäre dann ein Beleg mehr zu dem, was Schillers heilige, ewig wahre Muse singt:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen was ewig sich flieht.

Caroline Pichler,
geborne von Greiner.

Joseph von Hammer.

(Aus dem Morgenblatt.)

Selbst in politischen Zeitungen ist mehrmahls einer Verhandlung gedacht worden, welche die Abführung der orientalischen Handschriften aus der kaiserlichen Bibliothek in Wien durch den Ritter Denon nach Paris betrifft; und sich damit endete, daß eine bedeutende Anzahl dieser Handschriften nach einem Franz. k. Decrete in Paris selbst für die Wiener-Bibliothek wieder zurück gegeben wurde.

Ein Deutscher Mann hat mit festem Muth, ohne alle diplomatische Beyhülfe und Vorsprache, bloß durch sich selbst diese Zurückgabe durch seine Gegenwart in Paris bewirkt. Die ganze Unterhandlung biethet reichen Stoff zu mancherley Betrachtungen. Da mir nun die dazu gehörigen Actenstücke, aus der ersten Quelle geschöpft, vor Augen liegen, so hielt ich es für Pflicht, auch für ein größeres Publicum Gebrauch davon zu machen. Eine beglaubigte Erzählung der Art mag für die Leser des Morgenblattes leicht eben so viel Anziehendes haben, als ein Bericht über die Insel King oder von einem Portugiesischen Helden aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Der Ritter Denon, welcher im July und August 1809 nach und nach an 800 Kisten mit naturhistorischen und artistischen Merkwürdigkeiten aus den öffentlichen Sammlungen Wiens requirirte, und nach Paris sandte, kam auch den 24. July auf die kaiserl. Bibliothek, und nahm daselbst alle orientalische Handschriften, selbst die Hebräischen und Syrischen nicht ausgenommen, in Beschlag. Auf dringende Vorstellungen, welche der General-Intendant Graf Daru als ein Freund aller Gelehrsamkeit selbst nachdrücklich unterstützte, fand sich zwar, daß die Conservatoren der Pariser-Bibliothek nur eine geringe Zahl von Persischen und Arabischen Handschriften nach dem davon vorhandenen Verzeichnisse des Lambecius gefordert hatten; allein der General-Director und Senator Ritter Denon glaubte, alles nach Paris senden zu müssen. Die Summe der auf diese Weise requirirten Handschriften betrug selbst, nachdem er die Corans und Türkischen Gebethbücher zurück geschickt hatte, noch einige Hundert. Da man mit Nachdruck in den Gegenvorstellungen darauf bestand, daß die kaiserliche Bibliothek in Paris dieß alles, oft in 5 bis 10 Exemplaren, schon besitze, was hier requirirt werde, so hatte man Anfangs Hoffnung, daß vor der Entscheidung der Conservatoren Langles und Daeier in Paris nichts würde abgeschickt werden; allein es blieb bey der ersten Verfügung. — So schienen an 300 Handschriften und mit ihnen alles, was die kaiserliche Bibliothek im Fache der orientalischen Literatur besaß, selbst die in der Druckerey des Sultans gedruckten Türkischen Bücher und Wörterbücher mit eingerechnet (sogar Meninski wurde requiriet) für den Platz, wo bisher eine rege orientalische Akademie blühte, und von woher uns so eben ein neuer Stern in der orientalischen Literatur aufgehen sollte, auf immer und ohne Wiederkehr verloren.

Doch ein wackerer Zögling jener orientalischen Akademie, der Hr. v. Hammer, ward ein Schutzengel dieser Anstalt, und kämpfte für sie mit der edelsten Unerschrockenheit, und — nicht ohne Erfolg. Einige Worte über diesen Mann selbst stehen hier wohl an der rechten Stelle.

Hr. Joseph v. Hammer (geb. zu Gratz am 9. Juny 1774) hatte in der hauptsächlich für die diplomatischen Verhältnisse des Wiener-Hofes in Constantinopel seit länger als einem Jahrhundert bestehenden Akademie der orientalischen Sprachen seine frühere Bildung erhalten. Als ein feuriger, talentvoller und höchst wißbegieriger Jüngling hatte er sich auch das Zutrauen des großen Geschichtschreibers der Schweiz, der damahls bey der Staats-Kanzelley in Wien seine Anstellung hatte, völlig erworben, und seinem väterlichen Rathe und seinem Unterrichte verdankte er mehr, als irgend eine andere Schule einem Jünglinge gewähren konnte, dessen Durst nach gründlichem Wissen alle Quellen des Morgen- und Abendlandes in allen classischen Sprachen gleich begierig aufsuchte, und sich aneignete. Seine Erstlinge als Schriftsteller sind unter der Aufschrift: Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest und Tirol im Jahre 1798 in Berlin gedruckt worden. Im folgenden Jahre wurde er zum Dienste der Gesandtschaft nach Constantinopel geschickt, und dort vollendete er, wozu er schon in Wien manches vorbereitet hatte, das merkwürdige Gedicht Schirin in zwey Mahl sieben Gesängen, von welchen die Weihe des ersten Theils an der Mündung des schwarzen Meeres, die zum zweyten auf der Ebene von Troja gedichtet ist. Das Gedicht selbst blieb mehrere Jahre in den Händen seiner Freunde in Berlin und Weimar, und erschien erst im vorigen Jahre in Leipzig gedruckt. Selbst die tadelsüchtigste Kritik stand nicht in Abrede, das durch diese aus mehr als 20 Persischen Handschriften und Liebesgedichten zusammen gesetzte kunstreiche Mosaik die Deutsche Literatur eine sehr nahmhafte Bereicherung erhalten habe. Wie Calidas Sacontala uns mit der zartesten Dichterblüthe Indiens umduftet, so führt uns diese Schirin in die üppigsten Zauberpaläste und Rosenlauben von Schiras ein. Nur die Einkleidung in freygereimte Stanzen gibt dem Gedichte hier und da ein zu abendländisches Ansehen. Man bedenke aber, daß der Verfasser mehr den Gästen als den Köchen mit seiner Schüssel aus dem Morgenlande zu gefallen suchte. — Von Constantinopel, wo er in Türkischer Kleidung und die Landessprache mit der Fertigkeit eines Eingebornen sprechend überall Zutritt fand, ergriff Hammer die günstige Gelegenheit, eine Reise durch den Archipelagus über Cypern und Syrien bis nach Ägypten zu machen. Seine Verbindung selbst mit dem damahls allmächtigen Capudan Pascha eröffnete ihm auch dort jeden Zugang zu literarischen Schätzen, von welchen ein für die Entzifferung der Hieroglyphen in Rosette gefundenes sehr wichtiges Werk noch in den Händen des großen Orientalisten Wilkins in London sich befindet; denn dahin hatte sich Hr. v. H. auf seiner Rückreise von Ägypten eingeschifft. In Cairo fand er eine vollständige Handschrift der Tausend und Eine Nacht, und übersetzte daraus die noch fehlenden Stücke ins Französische. Es war nicht Hrn. Cottas Schuld, dem er den Verlag übergeben hatte, daß diese Übersetzung nicht unter seinem Nahmen im Publicum erschien. Hr. v. H. überließ später seine Handschrift dem Hrn. Cauffin in Paris, der gewiß die Anmaßung nicht haben wird, seinen eigenen Nahmen an die Stelle des wahren Übersetzers zu setzen. Vor dem Ausbruche des letzten Krieges zwischen Rußland und der Pforte befand sich Hr. v. H als kaiserlich-österreichischer Consular-Agent in Jassi, und ging erst nach dem Einrücken der Russen in die Moldau nach Wien zurück.

Beym schnellen Einrücken des Französischen Heeres in Wien blieb Hr. v. H. um so eher zurück, als er so eben das erste Heft eines mit dem Grafen Wenzel Rzewusky (der sich am glorreichen Tage von Aspern so sehr auszeichnete) gemeinschaftlich unternommenen Journals: Fundgruben des Orients, wirklich vollendet, und die Versendung desselben an alle Freunde der orientalischen Literatur noch nicht beendigt hatte. Eine Haubitze fiel auf das Haus, das H. bewohnte, und zerschmetterte alles in seinem Wohnzimmer, das er wenig Augenblicke vorher, um seinen Bedienten zu rufen, verlassen hatte. Er hatte nur noch so viel Zeit, um in einem anstoßenden Zimmer seine wichtigsten Papiere zu retten, und verließ dann die brennende Wohnung. Als hierauf Ritter Denon, wie schon erwähnt worden ist, die sämmtlichen orientalischen Handschriften, deren Daseyn ihm bekannt worden war, in Beschlag nehmen wollte, both H. bloß als Privatmann und Gelehrter alles auf, um dieß Ansinnen abzuwenden, oder doch zu mildern. Graf Daru, ein Gönner der Musenkünste, hatte dem Hrn. v. H. ein Paket von dem edlen Sylvester de Sacy in Paris mit einem verbindlichen Handschreiben überschickt. Hammers Nahme war ihm von der rühmlichsten Seite bekannt worden, denn das Institut von Frankreich hatte Hammern kurze Zeit vorher das Accessit wegen der Preisfrage über den Einfluß des Islamismus auf Sitten und Cultur des Mittelalters zuerkannt, und diese Preisschrift war in den Französischen officiellen Papieren mit verdienter Auszeichnung gelobt worden. Jetzt flehte Hr. v. H. des Französischen Mäcens Vermittelung an, schrieb eine Bittschrift an den Kaiser, deren Übergabe Graf Daru selbst übernahm, und bestürmte bald ihn, bald den Ritter Denon selbst mit muthigen Gegenvorstellungen. Die Fundgruben des Orients, wovon der Prospectus in jedermanns Händen war, bewiesen hinlänglich, daß die orientalischen Handschriften in Wien wirklich benutzt wurden. Dieß und die 3000 orientalischen Handschriften in Paris, welche durch die Wiener 300 kaum irgend einen neuen Zuwachs erhalten konnten, benutzte der unerschrockene Vertheidiger in allen seinen Briefen. Als die Handschriften doch die Reise nach Paris antreten mußten, da schrieb H. an Langles, an Jaubert und alle, die auf die Zurückgabe einigen Einfluß haben konnten, rührende Bitten, nachdrückliche Vorstellungen, und verdoppelte seinen Eifer, als nach dem Friedensschlusse die Französischen Gewalten die Kaiserstadt geräumt hatten.

Seine erleuchteten Vorgesetzten konnten die reine Quelle dieses rastlosen Eifers nicht mißkennen. Er erhielt zu Ende des verflossenen Jahres Urlaub, selbst nach Paris zu gehen, um die Doubletten zurück zu fordern, wenn er es durch sich selbst dahin bringen könnte.

Doch glückte es ihm zu einer Zeit, wo von den seitdem bekannt gewordenen ganz Europa beglückenden Annäherungen noch keine Muthmaßung seyn konnte, besonders durch die großmüthigste Berathung des unvergleichlichen Sylvester de Sacy und mehrerer wahrhaft humanen Staatsmänner, wenige Tage nach der berühmten Rede des Grafen Montalivets, an welchen er sich gerade wenden mußte, auf einen Bericht des Ministers vom Innern ein Decret vom 7. Februar zu erhalten, nach welchem 107 Handschriften zurück gegeben werden.

Seine Briefe aus Paris sind voll des Lobes der humanen Aufnahme, die er dort fand. Mit Entzücken spricht er von Sylvester de Sacy: „Er ist," sagt er, „das gründlichste, reinste, uneigennützigste Verdienst selbst. Seine eben erschienene Grammatik ist ein Meisterwerk. Auch Chezy, der sich ganz dem Sanskrit gewidmet, und Quatremère, der sich ins Koptische, Tatarische und Mogulische geworfen hat, sind wackere Gelehrte, bey denen sich reiche Ausbeute und reines Korn erwarten läßt, und nicht bloße Notenspreu." B.

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 1723. Russische Entdeckungsfahrten im Eismeer.

J. n. Chr. G. 1724. (Engl.) Barth. Stibb's Reise auf der Gambra.

J. n. Chr. G. 1725. (Franz.) Des Marchais Reise nach Guinea.

J. n. Chr. G. 1725. (Russ.) Veit Beering's erste Entdeckungsreise in Nordosten.

J. n. Chr. G. 1726. (Engl.) W. Smith's Reise nach Guinea.

J. n. Chr. G. 1726. (Engl.) W. Snelgrave's Reise nach Fidah und Dahome auf der Küste von Guinea.

J. n. Chr. G. 1729. (Engl.) Desselben zweyte Reise nach Fidah.

J. n. Chr. G. 1730. (Engl.) Franz Moore's Reisen in Senegambien.

J. n. Chr. G. 1730. (Franz.) Tourtechot-Granger's Reise nach Ägypten.

J. n. Chr. G. 1731. (Franz.) Tollot's Reise in die Barbarey u. s. w.

J. n. Chr. G. 1732. (Engl.) Oglethorpe's Reise nach Georgien in Nordamerika, um daselbst eine Colonie zu gründen.

J. n. Chr. G. 1732. (Deutsch.) Hebenstreit's Reise in die Barbarey.

J. n. Chr. G. 1733. (Russ.) J. Gmelin's Reise durch Sibirien — 1743.

J. n. Chr. G. 1734. (Russ.) Murawiew's Reise nach Nordosten.

J. n. Chr. G. 1734. (Schwed.) Otter's Reise in die Türkey und nach Persien.

J. n. Chr. G. 1735. (Span.) Don Georg Juan und Don Antonio de Ulloa's Reise in Peru.

J. n. Chr. G. 1735. (Russ.) Lassenius Reise in's Eismeer und nach Nordosten.

J. n. Chr. G. 1736. Reise des M. de Maupertuis und anderer Französischer Mathematiker nach Lappland, um einen Meridian-Grad zu messen.

(Diese Messung ist in neuern Zeiten berichtiget worden).

J. n. Chr. G. 1737. Reise des Französischen Mathemati-

kers de la Condamine und seiner Gefährten nach Peru, um daselbst einen Meridian-Grad zu messen.

J. n. Chr. G. 1737. (Engl.) Die Hudsonsbai-Compagnie schickt zwey Schiffe auf Entdeckungen nach Nordwesten aus.

J. n. Chr. G. 1737. (Schwed.) Fr. Ludw. Norden's Reise nach Ägypten.

J. n. Chr. G. 1738. Russische Entdeckungsfahrten in den nördlichen Meeren.

J. n. Chr. G. 1739. (Ruff.) Spangenberg's Reise nach Nordosten.

J. n. Chr. G. 1740. (Span.) Don Joseph Pizarro's verunglückte Südseereise.

J. n. Chr. G. 1740. (Franz.) De l'Isle's Reise durch Sibirien.

J. n. Chr. G. 1740. (Engl.) Lord Anson's Reise um die Welt (in den Jahren 1740 bis 1744).

J. n. Chr. G. 1741. (Ruff.) Beering's zweyte Entdeckungsreise, mit Tschirikow.

J. n. Chr. G. 1741. (Engl.) Middleton's und Moor's Fahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1742. (Engl.) Jonas Hanway's Reise durch Rußland und Persien, um einen Handel über das Caspische Meer anzuknüpfen. (In den Jahren 1742 bis 1750).

J. n. Chr. G. 1744. (Franz.) De la Rocque's Reise nach Senegambien und Galam.

J. n. Chr. G. 1745. (Ruff.) Nowosilzoff entdeckt die Aleuten.

J. n. Chr. G. 1746. (Engl.) Heinrich Ellis Reise nach Nordwesten.

J. n. Chr. G. 1746. (Span.) Quiroga's Reise nach der Küste des Magellanien-Landes.

J. n. Chr. G. 1747. Russische Entdeckungsreisen in Nordosten, bis 1753.

J. n. Chr. G. 1747. (Schwed.) Peter Kalm's Reise nach Nord-Amerika.

J. n. Chr. G. 1749. (Franz.) Mich. Adanson's Reise nach und in Senegambien — bis 1753.

J. n. Chr. G. 1749. (Schwed.) Friedr. Hasselquist's Reise nach Palästina — bis 1752.

J. n. Chr. G. 1750. (Franz.) de Chabert's Reise nach Nord-Amerika, um die Küstenkarten zu berichtigen.

J. n. Chr. G. 1751. (Schwed.) Peter Löffling's Reise nach Spanien und in das Spanische Amerika bis 1756.

J. n. Chr. G. 1751. (Franz.) Abbé de la Caille's Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und nach den Maskarenischen Inseln.

J. n. Chr. G. 1753. Die Russen entdecken die Fuchs-Inseln.

J. n. Chr. G. 1754. (Engl.) Ed. Ive's Reise aus Indien durch Persien nach England.

J. n. Chr. G. 1756. (Holl.) Jac. de Bucquoy sechzehnjährige Reise nach Indien, auch nach der Ostküste von Afrika.

J. n. Chr. G. 1757. (Deutsch.) Des Jesuiten Moriz Thomann's Reise nach Indien und Manomotapa, und mehrjähriger Aufenthalt in diesem Lande.

J. n. Chr. G. 1758. (Engl.) Joh. Lindsay's Reise nach Senegambien.

J. n. Chr. G. 1758. Entdeckungsreise der Russen in Nordosten.

J. n. Chr. G. 1759. (Engl.) Andr. Burnaby's Reise durch Nord-Amerika.

J. n. Chr. G. 1760. (Franz.) Chappe d'Auteroche's Reise nach Sibirien.

J. n. Chr. G. 1760. Fortsetzung der Entdeckungsreisen der Russen in Nordosten.

J. n. Chr. G. 1760. (Ital.) Joh. Mariti's Reise nach Syrien und Palästina. (1760 — 68.)

J. n. Chr. G. 1760. (Dän.) Georg Host's Reise nach und in Marokko, bis 1768.

J. n. Chr. G. 1761. (Dän.) Carsten Niebuhr's Reise in den Orient, nach Ägypten, Arabien, der Asiatischen Türkey u. s. w.

J. n. Chr. G. 1761. (Holl.) Heinr. Hop's Reise in das Innere des Hottentotten-Landes.

J. n. Chr. G. 1761. (Franz.) Le Gentil's Reisen nach und in Indien.

J. n. Chr. G. 1762. (Ruff.) Glottoff's Entdeckungsreise in Nordosten.

J. n. Chr. G. 1762. (Ruff.) Korowin's Reise in das östliche Meer.

(Zu derselben Zeit wurden noch mehrere Russische Fahrten und Entdeckungsreisen in Nordosten unternommen und weiter fortgesetzt.)

J. n. Chr. G. 1763. (Franz.) Anton Joseph's Pernetti Reise nach den Maluinen- oder Falklands-Inseln.

J. n. Chr. G. 1764. (Engl.) Commod. Joh. Byron's Reise um die Welt.

J. n. Chr. G. 1764. (Ruff.) Solowioff's und Synd's Entdeckungsreisen in Nordosten.

(Zu derselben Zeit machten auch Andrejef, Leontiew und Lyssow Entdeckungsreisen in diesen Gegenden.)

J. n. Chr. G. 1764. (Engl.) Rich. Chandler's Reise nach Griechenland.

J. n. Chr. G. 1765. (Ruff.) Ochteredin's Entdeckungsreise in Nordosten.

J. n. Chr. G. 1766. (Franz.) Louis Ant. de Bougainville's Reise um die Welt.

J. n. Chr. G. 1767. (Franz.) Kerguelen-Tremarec's Reise in das nördliche Meer.

J. n. Chr. G. 1767. (Franz.) Freville's Reise in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1767. (Engl.) Kapt. Wallis und Carteret's Reisen durch das Südmeer und um die Welt.

J. n. Chr. G. 1767. (Franz.) De Pagès Reise um die Welt, theils zu Lande, theils zu Wasser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Caius Octavius Cäpias, oder wie er sich nachher nannte Cäsar, oder wie er zuletzt hieß, Augustus, fand zwar noch eine Republik, aber keine Republikaner mehr. Daher that er gar nicht übel, dem Rathe des wackern Agrippa die schmeichelnden Vorschläge des weltklugen Mäcenas vorzuziehen, und Rom in eine Monarchie zu verwandeln.

So bald Cäsar Augustus einmahl die Gewalt in Händen trug, fand man natürlich alles sehr göttlich an ihm. Im Jahre 714 nach Roms Erbauung ließ er sich zum ersten Mahl den Bart abnehmen. Dieses große Ereigniß war für die Enkel der Scipionen und Cincinnaten allerdings wichtiger Anlaß, einen festlichen Tag zu begehen. Zu Ehren dieser Bartschur ward dem ganzen Volke mit ungeheurer Verschwendung ein prächtiger Schmaus gegeben. Dio Cassius erzählt uns dieß im 48. Buch seiner Röm. Geschichte, Cap. 34. Man sage doch nicht, solche Anecdote sey dem Ernst der Geschichte unwürdig. Nein, sie ist ein höchst charakteristischer Zug in der Geschichte der Menschheit, lehrreicher, als die Schilderung aller eurer Hauptschlachten.

.....

Die Lyker, ein Völkchen in Klein-Asien, wichen, nach Herodots treuem Zeugniß (B. 1, Cap. 173), von der genealogischen Methode aller andern Nationen ab, und zwar, wie sie meinten, aus guten Gründen. Sie nannten sich nähmlich nicht nach ihren Vätern, sondern nach ihren Müttern. „Fragt dort einer den andern, von welcher Familie er stamme: so gibt er das Geschlechts-Register seiner Mutter und Großmutter und Urgroßmütter an." — Keine Nation hatte so zuverlässige Stammbäume, so ehrliche Genealogen.

.....

„Das Gallische Volk," so schrieb Julius Cäsar in seiner Geschichte des Gallischen Krieges (4. Buch §. 5), „ist überhaupt sehr leichtsinnig und wankelmüthig in Beschlüssen. In Gallien ists Sitte, Reisende auch wider Willen anzuhalten und auszufragen, was sie etwa gehört oder erfahren hätten; oder Kaufleute auf Marktplätzen zu umringen und von ihnen zu forschen, woher sie kämen, was sie Neues mitbrächten? Auf solche Gerüchte und Sagen bauen sie dann ihre wichtigsten Beschlüsse, die sie auf der Stelle wieder bereuen müssen; denn man sagt ihnen nicht immer das Wahrste, meistens das, was sie gern hören."

Ob die neuesten Bewohner Frankreichs mit jenen ältesten noch Ähnlichkeit haben, ist jetzt zur Streit- und Preisfrage geworden. Waren Römer und Athener wohl um ein Haar besser? Ist der Mangel des Phlegma eine National-Tugend oder Schwäche? Solche Frage verdient akademische Preisfrage zu seyn und aus der vergleichenden Völkergeschichte beantwortet zu werden.

.....

Soldaten sind, man kann sie nicht anders, nicht ehrenvoller bezeichnen, als bewaffnete Bürger, zum Schutz innerer und äußerer Sicherheit des Vaterlandes. Und reichen die stehenden Heere nicht zu, für deren Nahrung und Kleidung der unbewaffnete Bürger einen Theil von der Frucht seines Schweißes zahlen muß: so wird noch das übrige Volk zu gleichem Zweck aufgebothen, bewaffnet und ins Schlachtfeld geführt. — Warum wird dem Soldaten selbst im Frieden ein Vorrang vor den Bürgern gegeben? Warum tragen selbst Fürsten am liebsten militärische Uniformen? Sind unter allen verdienstvollen Ständen der Nation die Soldaten die verdienstvollsten? Oder ist es nöthig, um den militärischen Esprit de Corps zu zeugen, daß man den Bürger neben dem Krieger verächtlich macht, selbst in unsern mit Civilisation prangenden Staaten?

Nicht Frankreichs stehende Heere, sondern Frankreichs Bürgersoldaten legten den Grund zu Frankreichs jetziger Größe. Nicht Roms Soldaten, sondern Roms bewaffnete Bürger, stifteten das gewaltige Reich. Als Cäsar einst die aufrührerischen Soldaten der zehnten Legion „Bürger" anredete und sie mit diesem Worte verabschiedete, riefen sie mit stürmischem Schmerz: „Nein, Soldaten sind wir! führe uns, wohin du willst!" — Aber der größere Theil dieser Soldaten, welcher verächtlich auf den Bürger niederblickte, war selbst nie Bürger gewesen, sondern nur aus den unterjochten Völkern gehoben, die Unterjochung fortzusetzen. Doch zu dieser Zeit hatte Rom den Wendepunct seiner Hoheit erreicht, und nun sank es zur wohl verdienten, unsterblichen Schmach.

.....

Das Jetzt und Sonst ist denn doch in mancherley Hinsicht verschieden. Leben wir gleich nicht in den glücklichsten Zeiten, doch auch nicht in den rohesten.

Wie ein auch in vielen Stücken achtungswürdiger Monarch zu gleicher Zeit der ekelhafteste Barbar seyn, und mit glänzenden Eigenschaften die ausschweifendste Grausamkeit verbinden konnte, zeigte keiner so auffallend, als der Römische Kaiser Valentinian (im 4. Jahrhundert.)

Valentinian war keusch und mäßig. Die Freuden und Feste des Hofs kosteten dem Volke weder Seufzer noch Erröthen. Er verboth das gewöhnlich gewordene Aussetzen neugeborner Kinder; stellte besoldete Kreisärzte an; stiftete Anstalten für das Emporheben der Wissenschaften; gab den Städten ämtliche Vertheidiger ihrer wohlhergebrachten Rechtsame; führte in seinen Staaten eine seltene Toleranz in Glaubenssachen ein; alle christliche Secten, Juden und Heiden hatten unter ihm freye Religions-Übung; er beschränkte die um sich greifende Habsucht der christlichen Geistlichen; ward Beschützer häuslicher Glückseligkeit und Tugend: — genug, Valentinian war der preiswürdigste Regent, wenn anders der schon Preis und Lob verdient, der bloß seine Pflicht thut.

Aber eben dieser Kaiser, den man sich, nach dem, was ich von ihm erzählte; als einen der ersten Menschenfreunde denkt, hatte drey Favoriten, in deren Verbindung er wie ein Ungeheuer erscheint. Und mehr war er wirklich nicht. Der erste derselben war ein Mensch, Nahmens Maximin, der die edelsten Römischen Familien hinrichten ließ, und dafür von seinem Kaiser mit Titeln und Würden überhäuft ward. Die beyden andern Favoriten waren zwey wilde und scheußliche Bären, deren Behältnisse jederzeit in der Nähe von Sr. Majestät Schlafzimmer stehen mußten. Innoxia hieß die eine, Mica Aurea die andere dieser Bestien. Wen der Kaiser zum Tode verurtheilte, ward ihnen zur Speise vorgeworfen. Er sorgte auch redlich für ihre Kost und Pflege, und weidete sich an dem grausenvollen Schauspiel, wenn sie die blutigen Gliedmaßen der Verurtheilten zerrissen und verschlangen!

Dem Maximin belohnte er die schrecklichen Verdienste endlich mit der Präfectur von Gallien, und Innoxia's lange Dienstreue würdig zu ehren, ließ er sie wieder frey in die Wälder zurück kehren.

.....

Die Römische so genannte Universal-Monarchie dehnte sich von den Ufern des Euphrat bis zum Atlantischen Ocean; vom Rhein und der Donau bis zu den Katarakten des Nils und den Wüsten, welche den Atlas begränzen; umschloß überhaupt einen Flächenraum von 180,000 Quadrat-Meilen, zwischen dem 24. und 56. Grad nördlicher Breite. Allerdings ein beträchtlicher Strich Landes! — Aber das jetzige Russische Kaiserthum hat einen bey weitem größern Umfang, als die ganze Römische Universal-Monarchie; es zählt weit über 300,000 Quadrat-Meilen, freylich größten Theils noch schlecht bevölkert, wo hingegen Roms Gebieth in der schönsten und volkreichsten Gegend der gemäßigten Zone lag. — Aber das heutige Französische Reich, mit allen dazu gehörigen Dependenzen, umfängt kaum 40,000 Quadrat-Meilen, und würde den Römischen Kaisern nur zu einem Paar Präfecturen groß genug gewesen seyn.

.....

Graue Otto von Sonnenperg vnnd Truchseß zu Walttpurg, Graue Eberharts Son, war ein Thumbherr zur Costannz; Demnach er aber ein erber Weseen und Wandell fürt, auch ains vernunfftigen Verstands was, ward er durch den ainen Thaill des Cappittells zur Costannz zue Bischoff erwölt, so erwöllten der ander Thaill ainen von Freyberg, derhalben zwischen baiden bischouen sich ain langer Krieg begab, aber doch zur lettst stannd der von Freyberg ab, vnnd belieb Graue Otto Bischoue der den Stifft, Erlichen vnnd woll geregiert. Was ein guettiger, fromber Man, sach vill lieber hirsche, Roß vnnd Waiber, dann ainen allten Banern. Er starb Anno tausent vierhundert ain vnnd neuntzig. ligt zu Cönstannz hinden im Münster in ainer aigenen Cappell begraben." (Aus Pappenheims Chronik der Truchsesse von Waldburg.)

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Die Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein eine Stimme. — Der Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst eine Stimme. — Der Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein eine Stimme. — Der Fürst von Isenburg-Birstein eine Stimme. — Der Fürst von Kaunitz: für Rittberg eine Stimme. — Der Fürst von Reuß-Plauen-Graiz eine Stimme. — Der Fürst von Leiningen eine Stimme. — Der Fürst von Ligne: für Edelstetten eine Stimme. — Der Herzog von Loos: für Bolbeck eine Stimme.

Die Aufrufordnung sowohl der alten, als der neuen Stimmen im Reichsfürstenrathe wird künftig nach der zehnten Strophe folgende seyn: 1. Österreich. 2. Oberbayern. 3. Steyermark. 4. Magdeburg. 5. Salzburg. 6. Niederbayern. 7. Regensburg. 8. Sulzbach. 9. Deutschorden. 10. Neuburg. 11. Bamberg. 12. Bremen. 13. Markgraf von Meißen. 14. Berg. 15. Würzburg. 16. Karnthen. 17. Eichstädt. 18. Sachsen-Coburg. 19. Bruchsal. 20. Sachsen-Gotha. 21. Ettenheim. 22. Sachsen-Altenburg. 23. Konstanz. 24. Sachsen-Weimar. 25. Augsburg. 26. Sachsen-Eisenach. 27. Hildesheim. 28. Brandenburg-Anspach. 29. Paderborn. 30. Brandenburg-Bayreuth. 31. Freysingen. 32. Braunschweig-Wolfenbüttel. 33. Thüringen. 34. Braunschweig-Zell. 35. Passau. 36. Braunschweig-Kalenberg. 37. Trient. 38. Braunschweig-Grubenhagen. 39. Brixen. 40. Halberstadt. 41. Krain. 42. Baden-Baden. 43. Würtemberg-Teck. 44. Baden-Durlach. 45. Osnabrück. 46. Verden. 47. Münster. 48. Baden-Hochberg. 49. Lübeck. 50. Würtemberg. 51. Hanau. 52. Hollstein-Glückstadt. 53. Fuld. 54. Hollstein-Oldenburg. 55. Kempten. 56. Mecklenburg-Schwerin. 57. Ellwangen. 58. Mecklenburg-Güstrau. 59. Maltheserorden. 60. Hessen-Darmstadt. 61. Berchtolsgaden. 62. Hessen-Kassel. 63. Westphalen. 64. Vorpommern. 65. Hollstein-Plön. 66. Hinterpommern. 67. Breisgau. 68. Sachsen-Lauenburg. 69. Korvey. 70. Minden. 71. Burggraf von Meissen. 72. Leuchtenberg. 73. Anhalt. 74. Henneberg. 75. Schwerin. 76. Kamin. 77. Ratzeburg. 78. Hirschfeld. 79. Tyrol. 80. Tübingen. 81. Querfurt. 82. Aremberg. 83. Hohenzollern-Hechingen. 84. Frizlar. 85. Lobkowitz. 86. Salm-Salm. 87. Dietrichstein. 88. Nassau-Hadamar. 89. Zwiefalten. 90. Nassau-Dillenburg. 91. Auersberg. 92. Starkenburg. 93. Ostfriesland. 94. Furstenberg. 95. Schwarzenberg. 96. Göttingen. 97. Mindelheim. 98. Lichtenstein. 99. Thurn und Taxis. 100. Schwarzburg. 101. Ortenau. 102. Aschaffenburg. 103. Eichsfeld. 104. Br. Blankenburg. 105. Stargard. 106. Erfurt. 107. Nassau-Usingen. 108. Nassau-Weilburg. 109. Hohenzollern-Sigmaringen. 110. Salm-Kirburg. 111. Furstenberg-Baar. 112. Schwarzenberg-Klettgau. 113. Taxis-Buchau. 114. Waldeck. 115. Löwenstein-Wertheim. 116. Öttingen-Spielberg. 117. Öttingen-Wallerstein. 118. Solms-Braunfels. 119. Hohenlohe-Neuenstein. 120. Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. 121. Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein. 122. Isenburg-Birstein. 123. Kaunitz-Rittberg. 124. Reuß-Plauen-Graiz. 125. Leiningen. 126. Ligne. 127. Loos. 128. Schwäbische Grafen. 129. Wetterauische Grafen. 130. Fränkische Grafen. 131. Westphälische Grafen.

1) Das Directorium im Reichsfürstenrathe bleibt, wie es vorher war. 2) Die Alternirungen, welche bisher Statt hatten, werden auch künftig beobachtet, und die verschiedenen Häuser sowohl, als die Äste des nähmlichen Hauses haben sich über neue Alternirungen zu vergleichen. 3) Durch den Aufruf der Stimmen wird dem höhern oder gleichen Range der Fürsten unter sich gar nicht präjudicirt und die Rechte eines jeden bleiben vorbehalten. 4) Die Stimmen der säcularisirten Fürstenthümer bleiben an ihrer alten Stelle, so daß die zwey Bänke (Latera) können beybehalten werden, wenn es das fürstliche Collegium rathsam findet. 5) Die Fürsten, welche Stimmen, die auf den ehemahligen geistlichen zur Entschädigung erhaltenen Landen haften, auszuüben haben, erlangen dadurch kein Recht zu einem höhern Range, als sie vorher hatten. 6) Die Fürsten, welche für ihre verlornen Stimmen neue erhalten, behalten den Rang ihrer vorigen Stimmen. 7) In Gemäßheit der hier zum Grunde gelegten zehnten Strophe werden nun auch die neun übrigen Strophen eingerichtet.

§. 33. Das unbedingte Privilegium de non appellando kömmt allen Churfürsten für alle ihre Besitzungen, desgleichen dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt für seine alten und neuen zu Statten, und es wird dem Gesammthause Nassau für seine alten und neuen Besitzungen verwilliget werden.

§. 34. Alle Güter der Domkapitel, und ihre Dignitarien werden den Domänen der Bischöfe einverleibt, und gehen mit den Bisthümern auf die Fürsten über, denen diese angewiesen sind. In den zwischen mehrere vertheilten Bisthümern werden die, in den einzelnen Theilen befindlichen Güter dieser Art mit denselben vereiniget.

§. 35. Alle Güter der fundirten Stifter, Abteyen und Klöster, in den alten sowohl, als in den neuen Besitzungen, katholischer sowohl, als A. C. verwandter, mittelbarer sowohl, als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freyen und vollen Disposition der respectiven Landesherrn, sowohl zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts, und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalte der festen und bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche werden beybehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit nach den unten theils wirklich bemerkten, theils noch unvorzüglich zu treffenden näheren Bestimmungen.

§. 36. Die nahmentlich und förmlich zur Entschädigung angewiesenen Stifter, Abteyen und Klöster, so wie die der Disposition der Landesherrn überlassenen gehen überhaupt an ihre neuen Besitzer mit allen Gütern, Rechten, Capitalien und Einkünften, wo sie auch immer gelegen sind, über, so fern oben nicht ausdrückliche Trennungen festgesetzt worden sind.

§. 37. Die auf der einen Rheinseite befindlichen Güter und Einkünfte, welche Spitaler, Fabriken, Universitäten, Collegien, und andern frommen Stiftungen, wie auch Gemeinden der andern Rheinseite gehörten, bleiben davon getrennt, und der Disposition der respectiven Regierungen überlassen, d. h. so viel die rechte Rheinseite betrifft, der Regierung derjenigen Orte, wo sie liegen, oder erhoben werden. Jedoch sollen die Güter und Einkünfte solcher literarischen Anstalten, die ehemahls beyden Rheinseiten gemeinschaftlich waren, und dermahlen auf dem rechten Rheinufer fortgesetzt werden, diesen auf der rechten Rheinseite fortdauernden Anstalten verbleiben, in so fern sie nicht in Gebiethen entschädigter Fürsten liegen.

§. 38. Die für ihre Besitzungen jenseits des Rheins entschädigten Reichsstände haben ihre sowohl bloß persönlichen, als die von erwähnten Besitzungen herrührenden Schulden auf ihre zur Entschädigung erhaltenen Domänen und Renten zu übernehmen, und von denselben zu tilgen; doch vorbehaltlich der in dem Luneviller Frieden, und in den, von dem Französischen Gouvernement mit einzelnen Reichsständen geschlossenen, besondern Verträgen, enthaltenen Bestimmungen.

§. 39. Alle sowohl auf dem rechten als linken Ufer erhobenen Rhein-Zölle sollen aufgehoben seyn, ohne unter irgend einer Benennung wieder hergestellt werden zu können; jedoch mit Vorbehalt der Eingangsgebühren, (droits de douane) und eines Schifffahrts-Octroi, welches nach folgenden Grundlagen genehmiget wird.

Da der Rhein von den Gränzen der Batavischen Republik an bis zu den Gränzen der Helvetischen Republik ein zwischen der Französischen Republik und dem Deutschen Reiche gemeinschaftlicher Strom geworden ist, so geschieht die Errichtung sowohl, als die Anordnung und Erhebung des Schifffahrts-Octroi gemeinschaftlich von Frankreich und dem Deutschen Reiche.

Das Reich überträgt, mit Einwilligung des Kaisers, alle seine deßfalsigen Rechte völlig und gänzlich dem Churfürsten Erzkanzler, welcher die Vollmacht des Deutschen Reichs hat, mit der Französischen Regierung alle allgemeine und besondere Anordnungen in Beziehung auf das Schifffahrts-Octroi abzuschließen; diese Anordnungen werden durch den Churfürsten-Erzkanzler zur Genehmigung des churfürstlichen Collegiums und zur Kenntniß des unter seinem Oberhaupte versammelten Reiches gebracht.

Die Taxe wird dergestalt ausgemittelt, daß sie den Betrag der aufgehobenen Zölle nicht übersteigt. Es wird eine höhere Taxe von der Schifffahrt der Fremden, und von den Schiffen, welche den Rhein herauf gehen, entrichtet, als von der Schifffahrt der Französischen oder Deutschen Uferbewohner, und von den Schiffen, welche den Rhein hinab gehen.

Die Erhebung derselben wird einer einzigen Behörde anvertraut, und die Erhebungsart so eingerichtet, daß die Schifffahrt so wenig als möglich dabey aufgehalten wird.

(*)

Der General-Director des Octroi wird gemeinschaftlich von der Französischen Regierung und dem Churfürsten Erzkanzler ernannt, welche wechselseitig einen Controlleur bey jedem Erhebungs-Bureau halten. Die Einnehmer auf dem rechten Ufer werden von dem Churfürsten Erzkanzler mit Einverständniß der Landesfürsten ernannt. Nichts desto weniger bleiben diese Administrations- und Erhebungs-Grundsätze noch dem weitern Übereinkommen unterworfen, welches über die endliche Einrichtung des Schifffahrts-Octroi selbst zwischen dem Französischen Gouvernement und dem Churfürsten-Reichserzkanzler Statt haben wird.

Es werden nicht weniger als 5 und nicht mehr als 15 Erhebungs-Bureaux errichtet. Diese Bureaux sind nur in Dienstsachen, außerdem aber keineswegs von der Gerichtsbarkeit der Landesherren ausgenommen. Sie werden hingegen bedürfenden Falls allen Beystand von Seiten der Landesherren erhalten.

Der Ertrag des Octroi im Ganzen hat vorderſamst die Kosten der Erhebung, der Verwaltung und der Polizey zu bestreiten.

Der Überschuß wird in zwey gleiche Theile getheilt, deren jeder vorzüglich zur Unterhaltung der Leinpfade und der zur Schifffahrt erforderlichen Arbeiten auf jedem der respectiven Ufer bestimmt ist.

Der reine Rest der zum rechten Rheinufer gehörigen Hälfte wird: 1) Zur Ergänzung der Dotation des Churfürsten Erzkanzlers, dann für die übrigen in den §§. 9. 14. 17. 19 und 20 gegebenen Anweisungen; 2) Zur Bezahlung der in den §§. 7 und 27 subsidiarisch und bedingnißweise angewiesenen Renten verhypothecirt.

Falls sich ein jährlicher Überschuß von Einkünften ergäbe, so wird er zur stufenweisen Ablösung der Lasten dienen, mit welchen das Schifffahrts-Octroi-Recht beleget ist.

Der Churfürst-Erzkanzler wird sich jährlich mit der Französischen Regierung, und den an das Ufer gränzenden Landesfürsten der rechten Rheinseite über die Unterhaltung der Leinpfade, und die zur Schifffahrt erforderlichen Arbeiten in der Ausdehnung der respectiven Rheingränzen benehmen.

§. 40. Alle am rechten Rheinufer gelegenen von den, ehemahls auf dem linken Ufer bestandenen Lehenhöfen abhängende Lehen gehen in Zukunft unmittelbar von Kaiser und Reich zu Lehen: wenn die Landeshoheit darauf haftet mit reichsständischer Eigenschaft, im Gegenfall aber von dem Landesherrn, in dessen Staaten sie eingeschlossen sind. Nur die Mainzer Lehen, welche Landeshoheit haben, sollen von Aschaffenburg zu Lehen rühren. Den neuen Lehenherrn bleibt überlassen, ob Sie sich bis zu einem künftigen Lehensfalle einstweilen mit einer bloßen Muthung von den neuen Vasallen begnügen, oder aber auf der wirklichen Lehens-Empfängniß bestehen wollen; jedoch sind in letzterem Falle die Vasallen dieß Mahl mit Taxen und andern Lehensgebühren zu verschonen.

§. 41. Da die Stimmen der unmittelbaren Reichsgrafen hier oben §. 24 auf die diesseitigen Entschädigungsgebiethe übertragen worden sind, so bleibt nur noch die Ausübungsart dieser Stimmen und andrer damit verbundener Prärogativen einer näheren Regulirung vorbehalten.

Wie die geistlichen Stimmen künftig geführt werden, ist ebenfalls hier oben §. 32 versehen.

§. 42. Die Säcularisation der geschlossenen Frauenklöster kann nur im Einverständniß mit dem Diöcesan-Bischofe geschehen. Die Mannsklöster hingegen sind der Verfügung der Landesherrn oder neuen Besitzer unterworfen, welche sie nach freyem Belieben aufheben, oder beybehalten können. Beyderley Gattungen können nur mit Einwilligung des Landesherrn oder neuen Besitzers Novizen aufnehmen.

§. 43. Der Genuß der zur Entschädigung angewiesenen Güter nimmt für die entschädigten Fürsten und Stände, welche nicht im Falle gewesen seyn möchten, vor den Declarationen der vermittelnden Mächte, Civil-Besitz zu ergreifen, mit dem 1. December 1802 seinen Anfang. Der Civil-Besitz selbst geht für Alle acht Tage vor jenem Termine an.

Die Rückstände der unter der Disposition der Nutznießer gestandenen Fonds bis zum Zeitpuncte des neuen Genusses, gehören den alten Besitzern, ohne jedoch hierdurch anderen Verabredungen zwischen den interessirten Theilen vorzugreifen.

§. 44. Alle seit dem 24. August 1802 in den Entschädigungslanden und Gebiethen vorgenommenen Veräußerungen, welche nicht als Folgen der gewöhnlichen Verwaltung anzusehen sind, werden hiermit für ungültig erklärt.

§. 45. Obige Verfügungen vernichten alle Ansprüche auf die durch den Frieden von Luneville an die Französische Republik abgetretenen Länder; jedoch versteht sich von selbst, daß Familien-Successions-Rechte von jenseits Rheinischen und ausgetauschten Besitzungen auf die Entschädigungs- und eingetauschten Objecte als Surrogate übergehen. Ferner sind diejenigen Ansprüche als vernichtet zu betrachten, welche an die für auf der linken Rheinseite verlorne Besitzungen, auf der rechten Rheinseite gegebenen Entschädigungslande gemacht werden könnten, so fern sie nicht innerhalb eines Jahres, vom 1. December 1802 an zu rechnen, vorgebracht, und gütlich oder gerichtlich erledigt seyn werden. Sollte aber im Mangel gerichtlicher Entscheidung oder in Verweigerung eines billigen Vergleichs der Grund liegen, warum ein wirklich vorgebrachter Anspruch nicht in dem Lauf des gedachten Jahres erledigt worden ist; so wird derselbe innerhalb eines zweyten Jahres durch Austrägal-Richter ohne Appellation entschieden werden.

Da der Churfürst-Erzkanzler ex jure novo dotirt wird, so muß, um diese Ausstattung zu sichern, der etwa aus einem Anspruche gegen denselben herrührende Revenuen-Verlust durch Verleihung heimfallender kaiserlicher und Reichslehen vergütet werden.

§. 46. Alle Tauschverträge, Länder-Purificationen, und andere Vergleiche aller Art, welche von den Fürsten, Ständen, und Gliedern des Reichs unter sich innerhalb eines Jahres geschlossen werden, sollen eben sowohl volle Kraft haben, und vollzogen werden, als wenn sie gegenwärtigem Hauptschlusse wörtlich einverleibt wären.

§. 47. In Ansehung der Verhältnisse der aus dem Besitz tretenden Regenten und Besitzer, auch der davon abhangenden Geistlichkeit, so wie ihrer bisherigen Dienerschaft in dem Hof- Civil- und Militär-Fache, und in Ansehung der besondern Verbindlichkeiten der entschädigten Fürsten und Stände, welche sich auf den anständigen Unterhalt der gedachten Regenten und übrigen Individuen, auf die Verfassungen der Lande, und die Übernehmung der Schulden, auch insbesondere auf die Entrichtung der Kammerzieler beziehen, und welche mit dem Eintritt in den wirklichen Genuß der Entschädigungsländer und Gebiethe ihren Anfang nehmen, soll es nach den, in den folgenden §§. enthaltenen Vorschriften gehalten werden.

§. 48. Allen abtretenden Regenten bleibt ihre persönliche Würde mit dem davon abhangenden Range, und dem Fortgenusse ihrer persönlichen Unmittelbarkeit.

§. 49. Die Herren Fürstbischöfe und gefürsteten Äbte oder Pröbste, behalten zugleich die Gerichtsbarkeit über ihre Dienerschaft dergestalt, daß Sie in bürgerlichen Rechtssachen, mit jedesmahligem Vorwissen der obern Landesbehörde, für solche Sachen in erster Instanz das Landesgericht, wo solche zu verhandeln, zu wählen, in peinlichen Fällen aber die erste Cognition zu nehmen haben, wo sodann die gedachten bürgerlichen Sachen in weiterer Instanz an die landesherrlichen Appellations-Gerichte zu bringen sind: in peinlichen Fällen hingegen, wenn sich die Peinlichkeit ergibt, der Verbrecher an die peinlichen Gerichte des Landes auszuliefern ist. Übrigens haben sich sämmtliche Diener eines solchen Fürsten den bestehenden und ergehenden landesherrlichen Gesetzen und sonderlich den Polizey-Anordnungen zu fügen.

§. 50. Den sämmtlichen abtretenden geistlichen Regenten ist nach ihren verschiedenen Graden auf Lebenslang eine Ihrem Range und Stande angemessene freye Wohnung mit Meublement und Tafel-Service, auch den Fürstbischöfen und Fürstäbten des ersten Ranges ein Sommeraufenthalt anzuweisen; wobey sich von selbst versteht, daß dasjenige, was Ihnen an Meubeln eigenthümlich zugehört, Ihnen gänzlich überlassen bleibe, das aber, was dem Staate zugehört, nach ihrem Tode diesem zurück falle.

§. 51. Die Sustentation der geistlichen Regenten, deren Lande ganz oder doch größten Theils mit den Residenzstädten an weltliche Regenten übergehen, kann, da Ihr Einkommen sehr verschieden ist, nur nach Verhältniß desselben regulirt, mithin allenthalben nur ein minimum und ein maximum bestimmt werden.

In dieser Hinsicht wird: a) Für Fürstbischofe das minimum auf zwanzig tausend, und das maximum auf sechzig tausend Gulden;

Für den Herrn Bischof zu Würzburg, als Coadjutor zu Bamberg noch weiter die Hälfte dieses Maximums; b) Für Fürst-Äbte und Pröbste des ersten Ranges das minimum der Fürstbischöfe; für alle anderen

Fürstäbte das minimum auf sechs tausend, das maximum auf zwölf tausend; für gefürstete Äbtissinnen aber das minimum auf drey tausend, das maximum auf sechs tausend Gulden: c) Für Reichs-Prälaten und Äbtissinnen, auch d) unmittelbare Äbte das minimum auf zwey tausend, das maximum auf acht tausend Gulden bestimmt. Bey allen diesen Bestimmungen wird jedoch der Großmuth der künftigen Landesherren kein Ziel gesetzt; vielmehr bleibt jedem, was er durch besondere Verhältnisse und Rücksichten weiter zu bewilligen sich veranlaßt findet, unbenommen. Wie nun hiernach die Regulirung zur Zufriedenheit der abtretenden Regenten wirklich geschehen sey, oder bey aufzuhebenden Prälaturen künftig gemacht werden wolle, darüber gewärtiget die Reichs-Deputation von den neuen weltlichen Regenten spätestens binnen vier Wochen eine verlässige Anzeige, damit alsdann, falls wider Vermuthen ein und anderer Bestimmung wegen, bey der Anwendung obiger Regeln ein Anstand sich noch äußern sollte, die Deputation darüber erkennen möge.

§. 52. Die Weihbischöfe, in so ferne sie Präbenden haben, die Domkapitularen, Dignitarien, auch Canonici der Ritterstifter, auch adeliche Stiftsdamen behalten den lebenslänglichen Genuß ihrer Kapitelwohnungen; Ihnen, oder ihren Erben sind die auf den Ankauf oder Optirung ihrer Häuser gemachten Auslagen, falls der Landesherr solche nach ihrem Tode an sich ziehen will, zu vergüten; auch außer dem, an Orten, wo sie ein Privat-Eigenthum ihrer Wohnung hergebracht haben, wird ihnen dieses vorbehalten.

§. 53. Zu ihrer Sustentation aber sind den Domkapitularen, Dignitarien und Canonicis der Ritterstifter neun Zehntel ihrer ganzen bisherigen Einkünfte, und zwar jedem einzelnen, was er bisher genossen hat, zu belassen. Auf gleiche Weise sind die Vicarien bey ihren Wohnungen, und da sie meist gering stehen, bey ihrem ganzen bisherigen Einkommen, bis sie etwa auf anderen geistlichen Stellen versorgt werden, zu belassen, wogegen sie ihren Kirchendienst einstweilen fort zu versehen haben.

Die Domicellaren da, wo sie wirklich schon einigen Genuß ihrer Präbenden bezogen haben, werden in der Quote ihrer Sustentation den Kapitularen gleich gehalten, und rücken hiernächst, falls sich der Landesherr nicht in ander Weg mit ihnen abfindet, in die vacirend werdenden Kapitels-Pfründen.

§. 54. Kapitularen und Domicellaren der Dom- Ritter- und Mediat-Stifter, welche nach den verschiedenen Statuten der Stifter entweder erst nach dem Ablaufe der Carenz-Jahre, oder nach eintretenden andern Verhältnissen zum Genusse kommen, sobald sie nur in dem wirklichen Besitze ihrer Präbenden sind, haben ganz gleiche Rechte als diejenigen, welche sich wirklich schon im Genuß ihrer Präbenden befinden.

§. 55. Die Stiftsfrauen und Fräulein bleiben in so lange bey ihrem bisherigen Genusse, als es dem neuen Landesherrn nicht räthlicher scheint, sie gegen eine, zu ihrer Zufriedenheit zu regulirende Abfindung aufzuheben.

§. 56. Für die kapitularischen geist- und weltlichen Dienerschaften gelten die nähmlichen Dispositionen, welche hiernach wegen der eignen fürstlichen Dienerschaften folgen.

§. 57. Die Conventualen fürstlicher, auch Reichs- und unmittelbarer Abteyen, sind auf eine ihrer bisherigen Lebensweise angemessene anständige Art in ein oder der andern Communität ferner zu unterhalten, oder denen, welche mit landesherrlicher Verwilligung austreten, bis zu anderweiter Versorgung eine Pension von drey hundert bis sechs hundert Gulden nach dem Vermögen ihrer Stiftung zu verabreichen. Für die Laienbrüder ist auf ähnliche Art zu sorgen; Novitzen, welche durch Gelübde noch nicht gebunden, können von den Landesherrn mit einer dreyjährigen verhältnißmäßigen Pension entlassen werden.

§. 58. Kaiserliche Precisten, welche ihre Precis den Stiftern bereits präsentirt, und den schon eingetretenen Einrückungsfall nicht etwa haben vorbey gehen lassen, erhalten bey den künftigen Erledigungsfällen eine verhältnißmäßige Pension; und eben dieses gilt auch von denjenigen Pansisten, welche auf ihre Laienpfründen ein schon erworbenes, anerkanntes Recht haben.

§. 59. In Ansehung der sämmtlichen bisherigen geistlichen Regenten, auch Reichsstädte und unmittelbaren Körperschaften, Hof- geistlichen und weltlichen Dienerschaft, Militär und Pensionisten, in so ferne der abgehende Regent solche nicht in seinem persönlichen Dienste behält, so wie der Kreisdiener, da wo mit den Kreisen eine Veränderung vorgehen sollte, wird diesen allen der unabgekürzte lebenslängliche Fortgenuß ihres bisherigen Ranges, ganzen Gehaltes, und rechtmäßiger Emolumente, oder wo diese wegfallen, eine dafür zu regulirende Vergütung unter der Bedingniß gelassen, daß sie sich dafür nach Gutfinden des neuen Landesherrn, und nach Maßgabe ihrer Talente und Kenntnisse auch an einem andern Orte, und in andern Dienstverhältnissen gebrauchen und anstellen lassen müssen; jedoch ist solchen Dienern, welche in einer Provinz ansäßig sind, und in eine andere gegen ihren Willen übersetzt werden sollen, frey zu stellen, ob sie nicht lieber in Pension gesetzt werden wollen.

In diesem letzten Falle ist einem 15jährigen Diener sein voller Gehalt mit Emolumenten, einem 10jährigen zwey Drittel, und denen, die noch nicht volle 10 Jahre dienten, die Hälfte als Pension zu belassen. Den wirklichen Pensionisten sind, falls nicht etwa neuerlich hier und da Mißbräuche untergelaufen wären, ihre Pensionen fort zu bezahlen.

Sollte der neue Landesherr einen oder den andern Diener gar nicht in Diensten zu behalten gedenken, so verbleibt demselben seine genossene Besoldung lebenslänglich. Sollten hingegen seit dem 4. August 1802 neue Pensionen oder Besoldungserhöhungen verwilligt, oder ganz neue Besoldungen gemacht worden seyn, so bleibt es billig dem neuen Landesherrn überlassen, ob er solche Verwilligungen den Grundsätzen der Billigkeit und einer guten Staatsverwaltung angemessen findet.

§. 60. Die dermahlige politische Verfassung der zu säcularisirenden Lande, in so weit solche auf gültigen Verträgen zwischen dem Regenten und dem Lande, auch andern reichsgesetzlichen Normen ruht, soll ungestört erhalten, jedoch in demjenigen, was zur Civil- und Militär-Administration, und deren Verbesserung und Vereinfachung gehört, dem neuen Landesherrn freye Hand gelassen werden.

§. 61. Die Regalien, bischöfliche Domänen, domkapitelische Besitzungen, und Einkünfte fallen dem neuen Landesherrn zu.

§. 62. Die erz- und bischöflichen Diöcesen aber verbleiben in ihrem bisherigen Zustande, bis eine andere Diöcesan-Einrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen seyn wird, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen Domkapitel abhängt.

§. 63. Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt seyn; insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchenguts auch Schul-Fonds nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens ungestört verbleiben; dem Landesherrn steht jedoch frey, andere Religionsverwandte zu dulden, und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten.

§. 64. Mit den Mediat-Stiftern, Abteyen und Klöstern in den zu säcularisirenden Landen ist es ganz auf den nähmlichen Fuß, wie hier oben von den unmittelbaren angeordnet worden, zu halten. Es behalten nähmlich die Canonici der Mediat-Stifter, welche aufgehoben werden, nebst ihren Wohnungen neun Zehntel ihres bisherigen Einkommens, die Vicarien aber das Ganze, die Domicellaren neun Zehntel dessen, was sie etwa wirklich bisher schon bezogen haben, und rücken den Kapitularen nach. Solche Canonici jedoch, die überhaupt keine 800 Gulden beziehen, sind, wie die Vicarien bey ihrem ganzen Einkommen zu belassen. Äbte, deren Unmittelbarkeit bisher streitig- oder welche unstreitig mittelbar gewesen sind, erhalten verhältnißmäßig nach dem Vermögen ihrer Abtey 2000 bis 8000 Gulden Pension. Ihre und andere Kloster-Conventualen 300 bis 600 Gulden. Mit den Laienbrüdern und Novitzen wird es auf gleiche Art, wie von denselben hieroben den unmittelbaren Stiftern erwähnt worden, gehalten. Von den Dienerschaften aller solcher Corporationen gilt alles das Nähmliche, was schon überhaupt wegen der Dienerschaften festgesetzt worden.

§. 65. Fromme und milde Stiftungen sind wie jedes Privat-Eigenthum zu conserviren, doch so, daß sie der landesherrlichen Aufsicht und Leitung untergeben bleiben.

§. 66. Um nun auch den Unterhalt dieser großen Menge höherer, und anderer unschuldiger Personen auf möglichste Art sicher zu stellen, haben die neuen Landesherren alle solche Sustentations-Gelder auf ihre nächsten Recepturen anzuweisen, und als solche, welche das privilegirteste Unterpfand auf die Landeseinkünfte haben, jederzeit vierteljährig in guten Münzsorten nach dem 24 Guldenfuß unverzüglich abführen zu lassen.

daher auch ihren Gerichten keine Arrest-Anlegungen auf diese Alimentations-Gelder zu gestatten.

§. 67. Die Kreis-Directorien haben über den Vollzug alles dessen zu halten, und das erste Anrufen der Pensionisten, ohne Gestattung eines Termins oder einer Einrede sogleich gegen die Zahlungsbehörde, welche sich mit der Quittung über die geschehene Zahlung nicht ausweisen kann, die bereiteste Execution zu erkennen und zu vollziehen; bey eintretender weiterer Zahlungsgefahr aber die Revenüen, so weit sie zu diesem Zwecke nöthig, in unmittelbare Administration zu nehmen.

§. 68. Bey denjenigen geistlichen Ländern, welche nicht ganz oder größten Theils mit ihren Residenzen an einen weltlichen Herrn kommen, sondern unter mehrere vertheilt werden, gleichwohl aber ihre Residenzen, und meisten Lande diesseits des Rheins haben, sind sowohl in Ansehung der standesmäßigen Unterhaltung der unter der gegenwärtigen Veränderung leidenden Personen, als wegen der Sicherstellung der Dienerschaften des Landes, auch kirchlichen, religiösen Verfassung, und dergleichen, alle diejenigen Grundsätze in Anwendung zu bringen, welche hieroben schon festgesetzt worden. Nur erfordert die Vertheilung der Sustentations-Summa, und der Fonds, worauf solche gegründet werden, in diesen Landen nothwendig nähere Bestimmung. Diesem nach fallen die auf einzelnen Theilen insbesondere ruhenden Lasten, z. B. die Unterhaltung eines mittelbaren Klosters, die Übernahme der Beamten und Diener eines einzelnen Amtes, und dergleichen mehr, denjenigen neuen Herrn allein zur Last, die solche erhalten, sonderlich kann die Erhaltung des domkapitlischen Personals, und der Individuen aller geistlichen und weltlichen Corporationen, die ihre eignen Fonds gehabt haben, bey einem vertheilten geistlichen Lande nicht in die ganze Masse geworfen werden, sondern nur denjenigen, welche die Gefälle und Güter solcher Domkapitel und Corporationen bekommen, zufallen, und unter diesen verhältnißmäßig vertheilt werden.

Zur Vertheilung unter sämmtliche neue Theilhaber eines solchen Landes bleiben also nur die auf das Ganze sich beziehenden Lasten übrig, wohin denn vorzüglich die Sustentations-Summa des von der Regierung abtretenden geistlichen Landesherrn gehört. Sämmtliche Theilhaber haben sich hierüber alsbald unter sich zu verstehen; sollte jedoch desfalls keine gütliche Übereinkunft binnen vier Wochen zu Stande kommen, so haben die Kreisausschreib-Ämter, und in dem chur- und oberrheinischen Kreise, wo der Fall der Theilung vorzüglich eintritt, Chur-Mainz und Hessen-Kassel gemeinsam diese Gegenstände zu erörtern, und die erforderlichen Bestimmungen zu treffen.

§. 69. Bey denjenigen Landen, wo die geistlichen Regenten ihre Residenzstädte auf der linken Rheinseite mit den dortigen Landen verloren, doch auch noch beträchtliche Besitzungen diesseits des Rheins behalten haben, kommen vorzüglich Sr. churfürstl. Durchlaucht zu Trier, als Churfürst des Reichs, auch Dero Domkapitel und Dienerschaften in Betrachtung. Da die übrigen diesseits rheinischen churfürstlichen Lande, und ihre Einkünfte bey weitem nicht hinreichen, alle diese Sustentationen zu bestreiten, zumahl dem Domkapitel zu Trier auf dieser Seite kein eigener Fond geblieben, so wird der Unterhalt Sr. churfürstl. Durchlaucht auf hundert tausend Gulden bestimmt. Das churfürstliche Collegium, einschlüssig der neu einzuführenden Herren Churfürsten, ist ersucht, diese Summa zu übernehmen, dem Herrn Churfürsten von Trier solche jährlich in zu bestimmenden Terminen zu entrichten, und zur Berichtigung dieses Gegenstandes einen eigenen Schluß im churfürstlichen Collegium zu fassen; dann wird festgesetzt, daß die Stadt Augsburg dem Herrn Churfürsten von Trier ihr bischöfliches Schloß, und die für ihre Dienerschaft nöthigen Gebäude in ihrem gegenwärtigen meublirten Zustande nebst den bisher gehabten Immunitäten, in ihrem ganzen Umfange lebenslänglich ungestört zu belassen habe.

§. 70. Die neuen Besitzer der Reste der churtrierschen Lande haben, da sie mit diesem Unterhalte ganz verschont bleiben, einen verhältnißmäßig größern Antheil des Trierschen Domkapitels, und der Trierschen Dienerschaft zu übernehmen; die billige Ermäßigung und Bestimmung dieses Pensionen-Antheils wird Chur-Mainz und Hessen-Kassel aufgetragen.

§. 71. Die Bestimmung der Unterhaltung des Domkapitels zu Kölln ist eben so, wie jene des Domkapitels zu Trier nicht bloß nach den diesseitigen Besitzungen und Einkünften des Domkapitels selbst abzumessen, sondern auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß die neuen Besitzer aus den Einkünften der ihnen zufallenden Lande keinen Regenten zu erhalten haben. Es haben daher die vorbenannten Commissarien unter diesen Rücksichten auch dem Domkapitel zu Kölln den billigmäßigen Unterhalt auszumitteln.

§. 72. Auf alle übrige, zu den Landen letztgedachter Art gehörige geistliche Regenten, Domkapitel, Dienerschaften, Mediat-Stifter, Klöster, Stiftungen, geist- und weltliche Körperschaften, Landes- und kirchliche Verfassungen ist zwar alles dasjenige ebenfalls anwendbar, was in Ansehung solcher geistlicher Lande, welche ganz, oder doch größten Theils mit den Residenzstädten der bisherigen geistlichen Regenten an einen weltlichen Regenten übergehen, oder welche nicht ganz oder größten Theils mit ihren Residenzen an einen weltlichen Herrn kommen, sondern unter mehrere vertheilt werden, gleichwohl aber ihre Residenzen und meisten Lande diesseits des Rheins haben, festgesetzt worden; es versteht sich jedoch von selbst, daß der Unterhalt aller zu dieser Classe gehörigen Personen, in so ferne ihre Fonds nicht ganz auf dieser rechten Rheinseite liegen, nicht so beträchtlich, als bey den eben benannten ausfallen könne, sondern daß solcher vorzüglich nach den Ihnen auf dieser Seite noch zustehenden Einkünften zu bemessen sey. Es kann daher auch bey solchen Domkapiteln und Stiftern der Unterhalt nicht durchgängig auf neun Zehntel ihrer vormahligen Einkünfte festgesetzt werden.

§. 73. Die Dienerschaften, welche nicht local und in den diesseitigen Ämtern angestellt sind, können nur nach dem Verhältnisse, worin die diesseits rheinischen Reste der Lande zum ganzen Lande stehen, von den neuen Besitzern eine Unterstützung gewärtigen, es sey dann, daß solche, wie in Specie die diesseits angestellte churkölnische Dienerschaft auf die rechte Rheinseite zur Administration der diesseitigen Lande von ihren Landesherrn ausdrücklich beordert worden, in welchem Falle ihnen ihre ganzen Gehalte ohne Anstand fort zu bezahlen sind.

§. 74. Überhaupt ist diese Fürsorge nur auf diejenigen Kapitularen und Diener einzuschränken, welche ihren Regenten auf die rechte Rheinseite gefolgt, und auch inzwischen ihren Wohnsitz nicht jenseits aufgeschlagen haben, welcher Grundsatz allgemein anzuwenden ist. Es sind jedoch diejenigen Domherren, welche jenseits bey ihren Domkirchen geblieben sind, den herüber gegangenen gleich zu halten, falls sie sich künftig diesseits niederlassen werden.

§. 75. Für diejenigen geistlichen Regenten mit Ihren Domkapiteln und Dienerschaften, denen auf dieser Rheinseite, wie z. B. dem Herrn Fürstbischofe zu Basel, sehr wenig an Landen und Einkünften übrig bleibt, oder welche jenseits, wie z. B. der Herr Fürstbischof zu Lüttich, alles verloren haben, ist nöthig, einen besonderen Fond zu bestimmen, woraus Ihr billiger Unterhalt hergenommen wird. Diesem nach wird die Sustentation des Herrn Fürstbischofs von Lüttich, dessen Lage einzig ist, auf zwanzig tausend Gulden festgesetzt. Diejenigen Fürstbischöfe, die im Besitze zweyer oder mehrerer Bisthümer waren, geben zur Aufbringung dieser Summe den zehnten Theil der Pension eines ihrer Bisthümer ab; eben so werden sie für den Herrn Fürstbischof von Basel den zwanzigsten Theil der Revenüen eines ihrer Bisthümer abgeben, um für ihn die Hälfte des Minimums, nähmlich zehn tausend Gulden, aufzubringen, indem ihm nur einige Parcellen seines Landes auf dem rechten Rheinufer geblieben sind. Im Falle nun einer der Fürstbischöfe, die ein Zehntel und Zwanzigstel eines ihrer Deputats an die Fürstbischöfe von Lütrich und Basel abgeben, früher als oben gedachte Fürstbischöfe versterben wurden, so behält der Landesherr, dem eine solche Pension zurück fällt, die Verbindlichkeit, das Zehntel und Zwanzigstel an gedachte Herren Fürstbischöfe von Basel und Lüttich fort zu entrichten. Ferner werden die beyden Herren Fürstbischöfe von Basel und Lüttich zu den ersten offen werdenden bischöflichen Sitzen empfohlen, jedoch bleibt es der Willkühr der beyden gedachten Herren Fürsten überlassen, Bisthümer zu übernehmen oder nicht, ohne in einem oder dem andern Falle ihre ohnehin auf das Minimum gesetzte Sustentations-Gelder an den Einkünften des Bisthums aufgerechnet zu erhalten.

Die beyden bemerkten Summen von zwanzig und zehn tausend Gulden werden nach folgender Austheilung von den Fürstbischöfen entrichtet.

Der Herr Churfürst von Trier geben von ihrer Pension von sechzig tausend Gulden als Bischof von Augsburg an den Bischof von Basel drey

tausend, an jenen von Lüttich sechs tausend Gulden, ferner als Probst von Ellwangen von der Pension von zwanzig tausend Gulden: an Basel tausend, an Lüttich zwey tausend Gulden.

Der Herr Bischof von Würzburg wegen der Coadjutorie von Bamberg à dreyßig tausend Gulden: an Basel fünfzehn hundert, an Lüttich drey tausend Gulden.

Der Herr Bischof von Hildesheim und Paderborn erhält für beyde Sitze fünfzig tausend Preußische Thaler oder achtzig tausend Gulden, gibt also von der Hälfte ab: an Basel zwey tausend, an Lüttich vier tausend Gulden.

Der Herr Bischof von Regensburg von seiner Pension von Freysingen à zwanzig tausend Gulden: an Basel tausend, an Lüttich zwey tausend Gulden.

Ebenderselbe, wegen der Probstey Berchtelsgaden à zwanzig tausend Gulden: an Basel tausend, an Lüttich zwey tausend Gulden.

Der Herr Churfürst Erzkanzler als Fürstbischof von Constanz und Worms à zehn tausend Gulden: an Basel fünf hundert, an Lüttich tausend Gulden.

Betreffend hingegen die Domkapitel und Dienerschaften, welche aus den diesseits rheinischen Gütern und Einkünften von den neuen Landesherrn Ihren nöthigen Unterhalt nicht erhalten können, als jene von Kölln, Trier, Worms, Lüttich, Basel, Speyer, Straßburg und andere, welche sich im ähnlichen Falle befinden; so soll für sie eine eigene Casse dadurch errichtet werden, daß jenen Domherren, welche mehr als eine Präbende hatten, zwey Zehntheile ihrer neun Zehntheile, welche Sie von diesen Präbenden zu beziehen haben, eingehalten, und diese Casse dem Churfürsten Reichserzkanzler untergeben werde, um hiervon nach einem gerechten Maßstabe die Austheilung dergestalt zu machen, damit nach den Kräften der Casse ihr Zweck erreicht werde. Nichts desto weniger haben diejenigen Landesherrn, welchen die Überreste solcher Lande, auch der Einkünfte der Domkapitel und anderer Corporationen zufallen, nach deren Verhältniß für den Unterhalt der leidenden Interessenten zu sorgen.

§. 76. In Ansehung derjenigen Geistlichen und Diener endlich, deren Körperschaften jenseits auf der linken Rheinseite aufgehoben werden, welche jedoch noch mehr oder weniger Güter auf dieser rechten Rheinseite haben, die künftig der Disposition der respectiven Landesherrn überlassen sind, versteht sich von selbst, daß diese Landesherrn, so weit diese Einkünfte reichen, den Unterhalt derjenigen Personen, welche als diesseits geborne von dem Französischen Gouvernement zu dem Unterhalt ohne Pension auf diese Seite verwiesen worden, oder welche eben dieser Einkünfte und ihrer Administration wegen, um davon ihren Unterhalt zu ziehen, schon während des Kriegs auf dieser Rheinseite ihre Wohnungen genommen, auch diese Einkünfte bisher wirklich genossen haben, eben so wie alle andere neue Landesherren diesen Unterhalt zu übernehmen, und zu diesem Ende diesen unglücklichen Individuen ihre Einkünfte, worauf ihnen ein gegründetes Recht zustehet, lebenslänglich zu belassen, und über solche nur nach deren Tode anderweit zu disponiren haben.

§. 77. Da auch wegen der, auf den Entschädigungslanden haftenden Schulden zur Beruhigung so vieler Gläubiger Vorsehung geschehen muß; so versteht sich zuförderst von selbst, daß bey solchen Landen, welche ganz von einem geistlichen Regenten auf einen weltlichen übergehen, letzterer alle sowohl Cameral- als Landesschulden eines solchen Landes mit zu übernehmen, mithin solche respective aus seinen neuen Kammereinkünften und Steuern eben so zu verzinsen und abzuführen habe, wie es der geistliche Regent würde haben thun müssen.

§. 78. Bey solchen geistlichen Landen hingegen, welche unter Mehrere vertheilt werden, kann sich zwar der Gläubiger, wenn ihm ein Special-Unterpfand verschrieben ist, an dieses Special-Unterpfand allerdings dergestalt halten, daß diejenigen Theilhaber eines solchen Landes, welche die Special-Hypothek besitzen, ihm einstweilen die Zinsen fort entrichten müssen; es sind aber hiernächst diese Schulden eben so wie diejenigen, welche nur eine General-Hypothek, oder auch nur versionem in rem für sich, oder endlich die ihre bisher gehabte Special-Hypothek, z. B. die Zölle, verloren haben, als allgemeine Landesschulden unter sämmtlichen Theilhabern eines solchen Landes in verhältnißmäßige Theile, und zwar die Kammerschulden nach dem Domänen-Ertrage, die Landesschulden aber nach dem Steuer-Capitale zu vertheilen.

§. 79. Damit jedoch die Gläubiger bis zu dieser Austheilung nicht auf ihre Zinsen warten müssen; so hat von solchen Capitalien, denen es an einer Special-Hypothek fehlt, der Inhaber des Hauptorts oder des größern Theils des Landes einstweilen bis zur Abrechnung diese Zinsen zu berichtigen; es wäre dann, daß sich die Theilhaber da, wo die Theile nicht merklich verschieden sind, wenigstens der Verzinsung solcher Capitalien wegen, einstweilen unter sich verstünden.

§. 80. Lägen hingegen die geistlichen Lande, von deren Schulden die Frage ist, zum Theil auf der linken Rheinseite; so sind diejenigen Landesschulden, die ihre Special-Hypothek auf der linken Rheinseite haben, oder die sonst nach dem Luneviller Frieden geeignet sind, auf die Französische Republik überzugehen, von der zu vertheilenden Schuldenmasse eines solchen Landes voraus abzuziehen.

§. 81. Sollten aber etwa irgendwo noch nach dem 24. August 1802 neue Schulden contrahirt worden seyn, so hängt deren Zahlung davon ab, ob wirklich der Nutzen oder das Bedürfniß des Staats solche Geldaufnahmen noch erfordert habe.

§. 82. Was sodann die Schulden ganzer Kreise, und zwar zuerst solcher, welche, wie der Fränkische und Schwäbische, ganz auf der rechten Rheinseite liegen, betrifft; so bleiben alle diejenigen Länder, welche bisher zu diesen Kreisen gehört haben, für solche Schulden verhaftet. Werden aber einzelne geistliche Kreislande unter mehrere weltliche Herren vertheilt; so muß ohnehin jedem Theile eines solchen Landes seine rata matricularis an Reichs- und Kreis-Prästanden bald thunlichst reglirt werden; nach welchem Maßstabe alsdann auch die neuen Besitzer zu Abtrag- und Verzinsung der Kreis-Capitalien zu concurriren haben. Bis aber diese Repartition wirklich geschehen ist, kann der Beytrag von solchen getheilten Ländern zu allen Kreis-Prästanden, mithin auch zu Verzinsung der Capitalschulden nicht anders geschehen, als auf die nähmliche Art, wie so eben in Betreff der Landesschulden getheilter Lande erwähnt worden ist.

§. 83. In Ansehung derjenigen Schulden aber endlich, welche die auf beyden Rheinseiten gelegenen chur- und oberrheinischen Kreise, und zwar Churrhein unmittelbar vor dem Kriege, Oberrhein aber erst während, und zu dem Kriege contrahirt haben, so sind nach allen vorwaltenden Verhältnissen die Gläubiger dieser chur- und oberrheinischen Kreise wegen dieser ihrer Capitalien und Zinsen sich an den diesseits rheinischen Landen der beyden Kreise zu halten allerdings befugt. Die Herren der diesseits rheinischen Lande, welche zu einem dieser Kreise gehören, haben sich über die Verzinsung und Abführung dieser Capitalien zu verstehen. Vor allem sind zu diesem Ende bey Oberrhein zu den dort eingeführten General- und Special-Cassen die exigiblen Ausstände, in so fern keine rechtliche Entschuldigung obwaltet, beyzutreiben; sodann zur Zinsen- und Capitalien-Zahlung zu verwenden, das weiter Erforderliche aber ist durch gewöhnliche Kreis-Römermonathe von den zu diesem Kreise noch gehörigen Landen beyzubringen.

§. 84. In so fern hingegen der matrikularmäßige Antheil der jenseits des Rheins gelegenen Kreislande an diesen Schulden von der Französischen Republik nicht unter die Kathegorie der von derselben zu übernehmenden Schulden gerechnet wird; so ist der Antheil der jenseits des Rheins gelegenen weltlichen Kreislande an den Kreisschulden denjenigen Landesschulden beyzuzählen, welche von den entschädigten Reichsständen ohne Belastung ihrer neuen Unterthanen zu übernehmen sind; und nur der Antheil der geistlichen Kreislande an den Kreisschulden fällt ohne Übertragung hinweg, und vermehrt die Schuldenmasse der diesseits des Rheins übrigen Kreisgebiethe, weil für dieselbe keine Entschädigung gegeben wird.

§. 85. Die Vollziehung dieser Beschlüsse haben sich die kreisausschreibenden Herren Fürsten, und am chur- und oberrheinischen Kreise Churmainz und Hessenkassel gemeinsam angelegen seyn zu lassen.

Würden jedoch, sowohl bey Austheilung dieser Schulden, als des zu regulirenden Unterhalts für die Geistlichkeit Fälle eintreten, wo wegen Collision der Interessen und aus Mangel gütlicher Übereinkunft die Beyziehung eines dritten Fürsten nothwendig werde; so haben sich die kreisausschreibenden Herren Fürsten oder Commissarien einen Obmann selbst zu erbitten.

§. 86. Obgleich nun auch sich von selbst versteht, daß die den Stär-

den des Reichs als Entschädigung zufallenden Reichslande, die bisher von solchen Landen entrichteten Kreis- und Reichssteuern, insbesondere die der Unterhaltung des kaiserlichen Reichskammergerichts gewidmeten Beyträge, oder Kammerzieler, ferner zu zahlen schuldig seyen: so findet man jedoch bey den vorgehenden Besitzveränderungen, und sonderlich bey der Verstückelung mehrerer Reichslande, zu mehrerer Sicherstellung des kammergerichtlichen Unterhalts nöthig, nach dem Sinne der älteren Reichsgesetze, insbesondere des §. 16. des j. N. A., festzusetzen:

daß 1) alle erblichen Reichsstände von den Ihnen als Entschädigung zufallenden geistlichen reichsunmittelbaren Landen, auch Reichsstädten, die davon bisher bezahlten Kammerzieler fort zu bezahlen haben. Sodann

§. 87.

daß 2) eben diese Verbindlichkeit denjenigen Reichsständen obliegt, welchen abgerissene Lande von jenseits rheinischen Hauptlanden, oder nur Theile diesseits rheinischer Entschädigungslande zufallen, dergestalt, daß der künftige Besitzer abgerissener Lande von jenseits rheinischen Hauptlanden die Ratam, welche ein solches abgerissenes Land zum jenseitigen Hauptlande beygetragen hatte; von mehreren Theilhabern aber eines zertheilten Reichslandes der künftige Besitzer des größern Theils eines solchen Landes, oder dessen Hauptorts, den ganzen Kammerzielerbeytrag salvo regressu gegen die übrigen Theilhaber, einstweilen abzuführen habe; es wäre dann, daß dieser mit den Inhabern der kleinern Landesantheile über ihre Concurrenz binnen 2 Monathen sich verglichen, und diese getroffene Übereinkunft dem kaiserlichen Reichskammergerichte angezeigt haben würde. Endlich

§. 88.

daß 3) wo ein Land in mehrere kleine Parcellen zerfällt, die Kammerzieler, welche auf dem Ganzen bisher gehaftet, unter die einzelnen Theilhaber einstweilen ex aequo et bono von den kreisausschreibenden Herren Fürsten, im chur- und oberrheinischen Kreise aber von Churmainz und Hessenkassel, bis zur künftigen Rectification der Kammer-Matrikel auf den Fall zu vertheilen sind, wenn solche Theilhaber sich desfalls nicht unter sich selbst binnen den vorgedachten zwey Monathen gütlich vergleichen, und hiervon das kaiserl. Reichskammergericht benachrichtigt hätten.

§. 89.

Schließlich wird Kaiserl. Majestät und dem Reiche anheim gestellt, den über das Sustentations-Wesen dieses Reichsgerichts von demselben erstatteten Hauptbericht baldthunlichst zu erledigen, und dessen künftige Verhältnisse bey der Abnahme seines Sustentations-Fonds, und den eintretenden Veränderungen gesetzlich zu bestimmen.

Signatum Regensburg, den 25. Februar 1803.

(L. S.)

Churfürstlich-Mainzische Kanzley.

25.

Reichsoberhauptliche Ratification des Indemnisations-Werkes, d. d. Regensburg, 28. April 1803.

Von der Römisch-Kaiserl. Maj. Franz des Zweyten, unsers allergnädigsten Kaisers und Herrn Herrn, zur gegenwärtigen allgemeinen Reichsversammlung verordneter Höchstansehnlicher Kaiserlicher Principal-Commissarius, Herr Carl Alexander, des heiligen Römischen Reichs Fürst von Thurn und Taxis, gefürsteter Graf zu Friedberg-Scheer, Graf zu Valsassina, Herr der Reichsherrschaft Eglingen, und der freyen Herrschaften Tischingen, Demingen, Balmertshofen ꝛc. Sr. Römisch-Kaiserl. Maj. wirklicher geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes ꝛc. ꝛc. geben den allhier versammelten, des heiligen Römischen Reichs Churfürsten, Fürsten und Ständen, vortrefflichen Räthen, Bothschaftern und Gesandten hiermit zu vernehmen:

Da die zur Erfüllung des 5. und 7. Artikels des Luneviller Friedens bevollmächtigte außerordentliche Reichs-Deputation, das ihr anvertraute Werk nunmehr zu Stande gebracht hat, und von Churfürsten, Fürsten und Ständen des Deutschen Reichs in ihrem gemeinsamen Gutachten vom 14. März auf dessen Bestätigung angetragen worden ist; so wollen Sr. Majestät der Kaiser nicht verweilen, diesem in seiner Beschaffenheit und in seinen Folgen so wichtigen Werke aus reichsväterlicher Sorgfalt für die Erhaltung des Friedens und der Ruhe Deutschlands, nach Maßgabe Ihrer Pflichten, die gesetzliche Vollendung zu ertheilen.

Der Endzweck, auf welchen in diesem entscheidenden Augenblick ihre Aufmerksamkeit sich richtet, besteht darin, die Erfüllung der von Sr. Kaiserl. Majestät und dem Deutschen Reiche übernommenen Verbindlichkeiten einer Seits mit der Erhaltung der hergebrachten Reichsverfassung, anderer Seits mit den freundschaftlichsten Rücksichten thunlichst zu vereinbaren, die Allerhöchstdieselben für die Vorschläge der zwey als Vermittler eingeschrittenen Mächte, so wie für die Wünsche und die Zufriedenheit der Reichsstände tragen.

Es ist dieses der nähmliche Zweck, der alle Schritte und Bemühungen Sr. Majestät des Kaisers bey Zusammenberufung, und bey allen Verhandlungen der erwähnten Reichs-Deputation geleitet hat. In Gemäßheit desselben haben Sie sich während dem Laufe dieser Verhandlungen dem von den vermittelnden Mächten vorgeschlagenen, von der Deputation durch entschiedene Stimmenmehrheit angenommenen Entschädigungsplane so beförderlich erwiesen, als es immer die Vorschrift der maßgebenden Friedensartikel und die Gränzen der auf die Erfüllung dieser Artikel und auf die Aufrechthaltung der damit vereinbarlichen Reichsverfassung abgezielten Deputations-Vollmacht erlauben konnten.

Und mit welcher freywilligen Mäßigung, und großen Rücksichten für die vermittelnden Mächte, und die mitinteressirten Reichsstände, Se. Kaiserl. Majestät sich hierbey bestrebt haben, die Behebung der sich ergebenden Anstände, wenn selbe von den rechtmäßigsten Interessen Allerhöchstihres Hauses herrühren, zu erleichtern, solches hat Ihre zu Paris den 26. Dec. v. J. geschlossene Convention an den Tag gelegt, worin sie die Verbindlichkeiten des Luneviller Tractats freywillig erweitert, und die einem Fürsten Ihres Hauses gebührende volle Entschädigung möglichst beschränket haben.

Eben so haben Se. Kaiserliche Majestät die thunliche Beförderung in Ansehung der dem Entschädigungsplane beygerückten, aus der angenommenen Entschädigungs-Basis nicht geflossenen, oder in die innere Verfassung des Deutschen Reichskörpers einschlagenden weiteren Anträge bewiesen. Auch hierüber haben Sie sich durch die angeführten Rücksichten bewogen gefunden, in vorgedachter Pariser Convention Ihre Beystimmung zu dem Deputations-Schlusse vom 23. Nov. v. J. in der Maßgebung zuzusagen, daß Sie dabey sämmtliche mit dem Entschädigungsplane an sich vereinbarliche Gerechtsame ausdrücklich verwahrten, die Allerhöchstdenenselben theils in Ihrer reichsoberhauptlichen Würde, theils als Regenten Ihrer Erbstaaten gebühren, da Sie in dieser letzten Eigenschaft, gleichwie Sie für Ihre Kriegsverluste an den Entschädigungen keinen Theil bekommen, auch den damit verknüpften Einschränkungen nur in so fern, als es die Ausführungsmöglichkeit der allgemeinen Entschädigungs-Basis erheischet, unterliegen können.

Nachdem endlich nach dem Schlusse der Convention vom 26. Dec. zu dem Deputations-Hauptschlusse vom 23. Nov. noch verschiedene Zusätze, Änderungen und Anträge hinzu gekommen sind, und daraus der neue Deputations-Hauptschluß vom 25. Hornung entstanden ist, auf dessen Gutheißung das Reichsgutachten unter einigen ausdrücklichen Vorbehaltungen anträgt; so sehen Seine Kaiserliche Majestät sich nach reiflicher Abwägung aller bisher angeführten Umstände, und nach dem Gefühle Ihrer aufhabenden theuersten Pflichten veranlaßt, dem eben genannten Reichsgutachten Ihre reichsoberhauptliche Genehmigung unter folgenden Bedingnissen zu ertheilen:

Daß die zu Paris am 26. Dec. v. J. geschlossene, und zur Kenntniß der Reichsversammlung vorgelegte Convention in Ihrer Kraft und Verbindlichkeit nach dem wörtlichen Inhalte Ihrer Artikel, insonderheit in Ansehung der in dem 4. Artikel enthaltenen Vorbehaltungen aufrecht zu bestehen habe.

Daß, in so fern diese Vorbehaltungen die Seiner Majestät als Kaiser und Reichsoberhaupte zustehenden Gerechtsamen betreffen, die gesetz- und herkommensmäßige Ausübung dieser Gerechtsame sowohl bey Ausführung des gegenwärtigen Reichsschlusses, als für alle zukünftige Zeiten ungeschmälert erhalten werde.

Daß die in dem Reichsgutachten vom 24. März erwähnte Bestätigung der Reichsgrundgesetze, insonderheit des Westphälischen Friedens, und der darauf erfolgten Friedensschlüsse, in so fern solche durch den Lüneviller Tractat, und den gegenwärtigen Reichsschluß nicht ausdrücklich abgeändert werden, desgleichen die darin angetragene Verwahrung der Deutschen Reichsverfassung in allen übrigen nicht ausdrücklich geänderten Puncten, wie solche für Churfürsten und Stände des Reichs, wohin auch der hohe Deutsche Orden zu rechnen, und die unmittelbare Reichsritterschaft mit eingeschlossen, bisher bestanden ist, in wirkliche Ausführung und Handhabung übergehe.

Daß, nachdem die Bedenken, welche von Seiner Kaiserlichen Majestät bey Gelegenheit der, in den frühern Deputations-Vorschlägen gemachten Anträge zur Vermehrung der Viril-Stimmen im Reichs-Fürstenrathe geäußert wurden, durch die spätern Vorschläge keineswegs gehoben worden sind, Seine Kaiserliche Majestät sich durch Ihre für die Erhaltung der Reichsverfassung, und die Beschützung der katholischen Religion heilig beschwornen Pflichten gemüßiget sehen, Ihre Ratification über diesen Gegenstand einstweilen zu suspendiren, und sich vorzubehalten, durch ein unverzügliches ferneres Commissions-Decret die Erstattung eines weitern Reichsgutachtens zu dem Ende zu verlangen, damit durch angemessene Vorschläge dafür gesorgt werde, daß, nachdem dem protestantischen Religionstheile schon in dem churfürstlichen und reichsstädtischen Collegien eine so entschiedene Stimmenmehrheit zufällt, die hergebrachten Verhältnisse der zwey Religionstheile nicht auch in dem fürstlichen Collegium, bis zur wesentlichen Überschreitung der Stimmen-Parität, abgeändert werden.

Das endlich in Ansehung derjenigen Puncte des letzten Deputations-Schlusses, deren Erörterung erst noch künftigen Anträgen und Unterhandlungen zu unterliegen hat, wie dergleichen nahmentlich in dem Schlusse des 2. und 39. §. vorkommen, Sr. Kaiserl. Majestät und dem Reiche die weitere gebührende Einschränkung vorbehalten bleibe.

Indem nun Se. Kaiserliche Majestät unter diesen vorausgesetzten Bedingnissen dem Reichsgutachten vom 24. März Ihre reichsoberhauptliche Genehmigung hiermit förmlich ertheilen, so ergreifen Sie auch diese Gelegenheit, um Ihren, und des gesammten Reichs aufrichtigsten Dank für die von den zwey vermittelnden Mächten in der vorliegenden wichtigen Angelegenheit verwendete Sorgfalt und Bemühungen öffentlich hiemit abzustatten; gleichwie Sie mit Zuversicht hoffen, daß gedachte Mächte die hierbey von Seiten Kaisers und Reichs erhaltenen überzeugendsten Beweise bereitwilliger Rücksicht für Ihre Wünsche und Vorschläge freundschaftlich erkennen werden, und daß somit das nunmehr gänzlich zu Stande gebrachte Friedenswerk auf das dauerhafteste versichert und befestiget worden sey.

Es verbleiben übrigens des Höchstansehnlichen Kaiserlichen Herrn Principal-Commissarius Hochfürstliche Gnaden den allhier versammelten vortrefflichen Räthen, Bothschaftern und Gesandten mit freundlichem, auch geneigtem und gnädigem Willen beständig wohl zugethan.

Signatum Regensburg, den 28. April 1803.

(L. S.)

Carl, Fürst von Thurn und Taxis mppr.

26.

Franz II. erklärt sich zum Erbkaiser von Österreich, d. d. Wien, am 12. August 1804.

Wir Franz II. von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, Ungarn und Böhmen, Galizien und Lodomerien ꝛc., Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund und von Lothringen, Großherzog von Toscana ꝛc. ꝛc.

Obschon Wir durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Churfürsten des Römisch-Deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent des Hauses und der Monarchie von Österreich dahin gerichtet seyn, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten Europäischen Regenten und Mächten aufrecht erhalten und behauptet werde, welche den Souveränen Österreichs, sowohl in Hinsicht des uralten Glanzes Ihres Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung Ihrer, so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in sich fassenden Staaten, gebühret, und durch völkerrechtliche Ausübung und Tractate versichert ist.

Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Rangsgleichheit veranlaßt und berechtiget, nach den Beyspielen, welche in dem vorigen Jahrhundert der Russisch-Kaiserliche Hof, und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause von Österreich, in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten, den erblichen Kaisertitel gleichfalls beyzulegen.

In Gemäßheit dessen haben Wir, nach gepflogener reiflicher Überlegung, beschlossen, für Uns und für Unsere Nachfolger in dem unzertrennlichen Besitze Unserer unabhängigen Königreiche und Staaten, den Titel und die Würde eines erblichen Kaisers von Österreich (als den Nahmen Unseres Erzhauses) dergestalt feyerlichst anzunehmen und festzusetzen, daß Unsere sammtlichen Königreiche, Fürstenthümer und Provinzen ihre bisherigen Titel, Verfassungen, Vorrechte und Verhältnisse fernerhin unverändert beybehalten sollen. Zufolge dieses Unserer allerhöchsten Entschließung und Erklärung verordnen Wir

1) daß unmittelbar nach Unserem Titel eines erwählten Römisch-Deutschen Kaisers, jener eines erblichen Kaisers von Österreich eingeschaltet werde, sonach aber Unsere weiteren Titel als König von Germanien, Ungarn, Böhmen ꝛc. dann die eines Erzherzogs von Österreich, Herzogs von Steyermark ꝛc. und jene der übrigen Erblande folgen sollen. Nachdem jedoch seit Unserem Regierungs-Antritte mehrere Veränderungen in den Besitzungen Unseres Erzhauses vorgefallen, und durch feyerliche Tractate bestätiget worden sind, so lassen Wir zu gleicher Zeit die beyliegende, nach dem gegenwärtigen Zustande neu regulirte Titulatur hiermit kund machen, und gehet Unsere Willensmeinung dahin, daß selbe künftighin Statt der bisher üblichen eingeführet und gebraucht werde.

2) Soll allen, sowohl Unseren Descendenten beyderley Geschlechts, als jenen Unserer Nachfolger in der Regentschaft des Erzhauses, der Titel von K. K. Prinzen und Prinzessinnen, nebst jenem von Erzherzogen und Erzherzoginnen von Österreich, dann von K. K. Hoheiten beygelegt und ertheilt werden.

3) Gleichwie aber alle Unsere Königreiche und andere Staaten vorbesagter Maßen in ihren bisherigen Benennungen und Zustande ungeschmälert zu verbleiben haben, so ist solches insonderheit von Unserem Königreiche Ungarn, und den damit vereinigten Landen, dann von denjenigen Unserer Erbstaaten zu verstehen, welche bisher mit dem Römisch-Deutschen Reiche in unmittelbarem Verbande gestanden sind, und auch in Zukunft die nähmlichen Verhältnisse mit demselben, in Gemäßheit der von Unseren Vorfahren im Römisch-Deutschen Kaiserthume Unserem Erzhause ertheilten Privilegien, beybehalten sollen.

4) Wir halten Unseren weiteren Entschließungen die Bestimmung derjenigen Feyerlichkeiten bevor, welche Wir für Uns und Unsere Nachfolger in Ansehung der Krönung als erblicher Kaiser festzusetzen, für gut finden werden, jedoch soll es bey denjenigen Krönungen, welche Wir und Unsere Vorfahren als Könige von Ungarn und von Böhmen empfangen hatten, ohne Abänderung auch in Zukunft verbleiben.

5) Diese Unsere gegenwärtige Erklärung und Verordnung soll in allen Unseren Erbkönigreichen und Staaten in den gehörigen Wegen unverzüglich kund gemacht und in Ausübung gesetzt werden. Gleichwie Wir nicht zweifeln, daß sämmtliche Stände und Unterthanen derselben diese gegenwärtige, auf die Befestigung des Ansehens des vereinigten Österreichischen Staatenkörpers zielende Vorkehrung, mit Dank und patriotischer Theilnehmung erkennen werden. Gegeben ꝛc.

Wien, den 11. August 1804.

Großer Titel.

Wir Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, erblicher Kaiser

von Österreich; König in Germanien, zu Jerusalem, zu Hungarn, zu Böheim, Dalmazien, Croazien, Slavonien, Galizien und Lodomerien; Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Lothringen, zu Venedig, Salzburg, Steyer, Kärnthen und Krain; Großfürst zu Siebenbürgen; Markgraf in Mähren; Herzog zu Würtemberg, Ober- und Nieder-Schlesien, Parma, Plazenz, Guastalla, Auschwitz und Zator, zu Teschen, zu Friaul und zu Zara; Fürst zu Schwaben, zu Eichstädt, Passau, Trient, Brixen, zu Berchtoldsgaden und Lindau; Gefürsteter Graf zu Habsburg, Tyrol, Kyburg, Görz und Gradiska; Markgraf zu Burgau, zu Ober- und Nieder-Lausnitz; Landgraf in Breisgau, in der Ortenau und zu Nellenburg; Graf zu Montfort und Hohenems, zu Ober- und Nieder-Hohenberg, Bregenz, Sonnenberg und Rothenfels, zu Blumeneck und Hofen; Herr auf der Windischen Mark, zu Perona, Vicenza, Padua ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Mittlerer Titel.

Wir Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, erblicher Kaiser von Österreich; König in Germanien, zu Hungarn, Böheim, Dalmazien, Croazien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Jerusalem; Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Lothringen, Venedig und Salzburg; Großfürst zu Siebenbürgen; Herzog zu Steyer, Kärnthen und Krain, zu Würtemberg, Ober- und Nieder-Schlesien; gefürsteter Graf zu Habsburg, zu Tyrol ꝛc. ꝛc.

Kleiner Titel.

Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, erblicher Kaiser von Österreich, König in Germanien, zu Hungarn und Böheim ꝛc. Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Lothringen, Venedig und Salzburg ꝛc. ꝛc.

27.

Präliminar-Friedensartikel zwischen der Französischen Republik und Sr. Brittischen Majestät: unterzeichnet zu London den 9. Vendemaire im 10. Jahre der Französischen Republik (1. October 1801.)

Der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volkes, und Se. Majestät der König des vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland, beseelt von einem gleichen Verlangen, das Elend eines zerstörenden Kriegs zu endigen, und zwischen beyden Nationen Einigkeit und gutes Vernehmen wieder herzustellen, haben zu diesem Ende ernannt: der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volks, den Bürger, Ludwig Wilhelm Otto, Commissär in Betreff der Auswechslung der Französischen Gefangenen in England, und Se. Brittische Majestät den Herrn Robert-Banks Jenkinson, Lord Hawkesbury, Mitglied des geheimen Raths Sr. Brittischen Majestät, und Ihren ersten Staats-Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten, welche nach gehöriger Mittheilung Ihrer in guter Form abgefaßten Vollmachten über folgende Präliminar-Artikel überein gekommen sind:

Artikel 1. Sobald die Präliminarien unterzeichnet und ratificirt seyn werden, soll eine aufrichtige Freundschaft zwischen der Französischen Republik und Sr. Brittischen Majestät zu Wasser und zu Lande in allen Theilen der Welt wieder hergestellet werden. Diesem zu Folge und damit alle Feindseligkeiten sogleich zwischen den beyden Mächten und zwischen ihren respectiven Alliirten aufhören, sollen die Befehle an ihre Land- und Seemacht mit der größten Geschwindigkeit abgesandt werden, wobey sich jeder der contrahirenden Theile verbindlich macht, die nöthigen Päße und übrige Bequemlichkeit zu ertheilen, um die Ankunft der besagten Ordres zu beschleunigen, und ihre Vollziehung zu sichern. Auch ist man noch überein gekommen: daß eine jede Eroberung, welche von Seiten des einen oder des andern der contrahirenden Theile über einen von ihnen oder über ihre Alliirten nach der Ratification der gegenwärtigen Präliminarien Statt gehabt hätte, als nicht geschehen angesehen werde, und in die Zurückgaben, welche nach der Ratification des Definitiv-Tractats Statt haben werden, getreulich eingeschlossen seyn soll.

Art. 2. Se. Brittische Majestät werden der Französischen Republik und ihren Alliirten, nahmentlich Sr. katholischen Majestät und der Batavischen Republik, alle durch die Englische Macht während des gegenwärtigen Kriegs eingenommenen oder eroberten Besitzungen und Colonien wieder zurück geben, mit Ausnahme der Insel Trinidad und der Hollandischen Besitzungen auf der Insel Ceylon, von welcher Insel und Besitzungen Se. Brittische Majestät sich die völlige und gänzliche Souveränität vorbehalten.

Art. 3. Der Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung soll der Handlung und Schifffahrt beyder contrahirenden Theile offen seyn, welche daselbst einerley Vortheile genießen werden.

Art. 4. Die Insel Maltha mit ihren Zubehörungen soll von den Englischen Truppen geräumt, und dem Orden von St. Johann von Jerusalem wieder zurück gegeben werden. Um die gänzliche Unabhängigkeit dieser Insel von dem einen oder dem andern der beyden contrahirenden Theile zu sichern, soll sie unter die Bürgschaft und den Schutz einer dritten Macht gestellt werden, welche durch den Definitiv-Tractat bestimmt werden wird.

Art. 5. Ägypten soll der hohen Pforte wieder gegeben werden, deren Länder und Besitzungen in ihrer Integrität, so wie sie vor dem gegenwärtigen Kriege waren, aufrecht erhalten werden sollen.

Art. 6. Die Länder und Besitzungen ihrer allergetreuesten Majestät (Portugall) sollen ebenfalls in ihrer Integrität aufrecht erhalten werden.

Art. 7. Die Französischen Truppen sollen das Königreich Neapel und den Kirchenstaat räumen. Die Englische Kriegsmacht soll ebenfalls Porto Ferrajo und überhaupt alle Häfen und Inseln räumen, welche sie im mittelländischen oder im Adriatischen Meere in Besitz genommen haben möchte.

Art. 8. Die Republik der 7 (Jonischen) Inseln soll von der Französischen Republik anerkannt werden.

Art. 9. Die durch die gegenwärtigen Präliminar-Artikel bestimmten Räumungen, Abtretungen und Rückgaben sollen in Europa in dem Monath; auf dem festen Lande und in den Gewässern von Amerika und Afrika in den 3 Monathen; auf dem festen Lande und in den Gewässern von Asien in den 6 Monathen, welche auf die Ratification des Definitiv-Tractats folgen, zur Ausführung gebracht werden.

Art. 10. Die respect. Gefangenen sollen sogleich nach der Auswechslung der Ratificationen des Definitiv-Tractats in Masse und ohne Lösegeld zurück gegeben werden, indem man von beyden Seiten die besonderen Schulden, die sie gemacht haben möchten, bezahlt.

Da über die Bezahlung des Unterhalts der Kriegsgefangenen einige Discussionen entstanden, so behalten es sich die contrahirenden Mächte bevor, diese Sache durch den Definitiv-Tractat nach dem Völkerrechte, und nach den durch die Gewohnheit geheiligten Grundsatzen zu entscheiden.

Art. 11. Um aller Veranlassung von Klage und Streitigkeiten zuvor zu kommen, welche bey Gelegenheit der Prisen entstehen könnten, die nach der Unterzeichnung der Präliminar-Artikel zur See gemacht seyn könnten; so ist man gegenseitig überein gekommen: daß die Schiffe und Effecten, welche im Canal und in der Nordsee nach einem Zeitraum von 12 Tagen (zu rechnen von der Auswechslung der Ratificationen der gegenwärtigen Präliminar-Artikel) genommen seyn möchten, von beyden Seiten wieder zurück gegeben werden sollen; daß dieser Termin von dem Canal und der Nordsee bis zu den Canarischen Inseln (letztere mit eingeschlossen), es sey im Ocean oder in der mittelländischen See, von einem Monath seyn soll; von 2 Monathen von den gedachten Canarischen Inseln bis zum Äquator; und endlich von 5 Monathen in allen Theilen der Welt, ohne irgend eine Ausnahme, noch eine andere noch mehr besondere Unterscheidung von Zeit und Ort.

Art. 12. Alle von beyden Seiten auf die Fonds, Einkünfte und ausstehenden Schuldforderungen, von welcher Art sie seyn mögen, die einer der contrahirenden Mächte, oder ihren Bürgern oder Unterthanen gehören, gelegten Sequester, sollen sogleich nach der Unterzeichnung des Definitiv-Tractats aufgehoben werden.

Die Entscheidung aller Reclamationen zwischen den Individuen der beyden Nationen, welche Schulden, Eigenthum, Effecten, oder irgend einige Rechte betreffen, die nach den bestehenden Gebräuchen und dem Völkerrecht bey der Epoche des Friedens aufs neue in Anregung gebracht werden müssen, soll vor die gehörigen Tribunäle gebracht werden; und in

diesen Fällen soll in den Ländern, wo die Reclamationen respective geschehen möchten, schleunig und völlig Recht gesprochen werden. Man ist überein gekommen, daß der gegenwärtige Artikel sogleich nach der Ratification des Definitiv-Tractats von den contrahirenden Mächten auf die respect. Alliirten und auf die Individuen ihrer Nationen unter der Bedingung einer billigen Reciprocität angewandt werden soll.

Art. 13. In Betreff der Fischerey an den Küsten von Terreneuve und der benachbarten Inseln und in den Meerbusen von St. Lorenz sind die beyden Mächte überein gekommen, sie wieder auf den Fuß zu setzen, auf welchem sie vor den gegenwärtigen Krieg war. Sie behalten sich es vor, durch den Definitiv-Tractat solche Einrichtungen zu treffen, welche billig und gegenseitig nützlich seyn werden, um die Fischerey beyder Nationen in den Zustand zu setzen, der zur Aufrechthaltung des Friedens am dienlichsten ist.

Art. 14. In allen durch den gegenwärtigen Tractat über eingekommenen Restitutions-Fällen sollen die Fortificationen in demjenigen Zustande zurück gegeben werden, worin sie sich in dem Augenblick der Unterzeichnung des gegenwärtigen Tractats befinden; und alle seit der Besitznahme etwa angelegte Werke sollen unverletzt bleiben.

Man ist ferner überein gekommen, daß in allen in dem gegenwärtigen Tractat bestimmten Abtretungsfällen den Einwohnern, von welchem Stande oder Nation sie auch seyn mögen, ein Termin von drey Jahren (zu rechnen von der Ratification des Definitiv-Friedens-Tractats) zugestanden werden soll, um über ihr entweder vor oder während des gegenwärtigen Krieges erworbenes und besessenes Eigenthum zu disponiren; in welchem Termin von 3 Jahren sie ihre Religion frey ausüben, und ihres Eigenthums genießen können.

Eben dieses wird in den wieder zurück gegebenen Ländern allen denen bewilligt, welche daselbst irgend einige Etablissements während der Zeit errichtet haben möchten, da diese Länder im Besitz von Großbritannien gewesen.

Was die übrigen Einwohner der zurück gegebenen oder abgetretenen Länder betrifft, so ist man überein gekommen, daß keiner von ihnen weder an seiner Person, noch an seinem Vermögen, unter irgend einem Vorwand wegen seines Betragens oder seiner politischen Meinungen, oder wegen seiner Ergebenheit an eine der beyden Mächte, oder wegen irgend einer andern Ursache, es wäre denn wegen contrahirter Schulden, oder wegen Handlungen, die später als der Definitiv-Tractat erfolgt sind, gerichtlich verfolgt, beunruhigt oder gestört werden soll.

Art. 15. Die gegenwärtigen Präliminar-Artikel sollen spätestens in 14 Tagen ratificirt, und die Ratificationen ausgewechselt werden. Gleich nach ihrer Ratification sollen von beyden Seiten Bevollmächtigte ernannt werden, die sich nach Amiens begeben sollen, um gemeinschaftlich mit den Alliirten der contrahirenden Mächte zur Entwerfung des Definitiv-Tractats zu schreiten.

Zu Urkund dessen haben wir unterzeichnete Bevollmächtigte des ersten Consuls der Französischen Republik, und Sr. Brittischen Majestät, Kraft unserer respect. Vollmachten, die gegenwärtigen Präliminar-Artikel unterzeichnet, und mit unsern Siegeln versehen.

Gegeben zu London den 9. Vendemaire im 10ten Jahre der Französischen Republik (1. Oct. 1801).

Unterzeichnet:

Hawkesbury. Otto.

28.

Definitiv-Friedens-Tractat zwischen Sr. Maj. dem Könige von Großbritannien und Irrland auf einer; und der Französischen Republik, Sr. Maj. dem Könige von Spanien und beyden Indien, und der Batavischen Republik auf der andern Seite.

Se. Majestät der König des vereinigten Reiches von Großbritannien und Irland, und der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volks, gleich durchdrungen vom Verlangen, dem Elend des Krieges ein Ende zu machen, haben durch die am 1. Oct. 1801 zu London unterzeichneten vorläufigen Artikel bereits den Grund des Friedens gelegt.

Da nun im 15. Art. dieser Präliminarien verabredet wurde, daß von beyden Theilen Bevollmächtigte ernannt werden sollten, welche sich nach Amiens verfügen würden, um den Definitiv-Vertrag im Einverständniß mit den Alliirten der contrahirenden Mächte abzufassen, so haben

Se. Majestät der König des vereinigten Reiches von Großbritannien und Irland, den Marquis von Cornwallis, Ritter des erhabenen Ordens vom Hosenbande, geheimen Rath Sr. Majestät, und General ihrer Armeen;

und der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volks, den B. Bonaparte, Staatsrath;

Se. Majestät der König von Spanien und beyden Indien, und die Regierung der Batavischen Republik haben zu ihren Bevollmächtigten ernannt:

Se. katholische Majestät den Don Joseph Nikolas d'Azara, Staatsrath, Großkreuz des Ordens Carls III., außerordentlichen Bothschafter Sr. Majestät bey der Französischen Republik;

und die Regierung der Batavischen Republik, den Rogger Johann Schimmelpenninck, ihren außerordentlichen Bothschafter bey der Französischen Republik,

welche, nach gebührender Auswechslung ihrer zu Ende des gegenwärtigen Vertrags in Abschrift beygefügten Vollmachten, über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Es soll Friede, Freundschaft und gutes Einverständniß zwischen Sr. Majestät dem Könige des vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland, seinen Erben und Nachfolgern einer Seits; und der Französischen Republik, Sr. Majestät dem Könige von Spanien, seinen Erben und Nachfolgern, und der Batavischen Republik anderer Seits seyn. Die contrahirenden Theile werden die größte Sorgfalt darauf wenden, um zwischen sich selbst und ihren Staaten eine vollkommene Eintracht zu erhalten, ohne zu gestatten, daß von der einen oder der andern Seite einige Art von Feindseligkeit, weder zu Wasser, noch zu Lande, aus was für einer Ursache, oder unter welchem Vorwande dieses auch geschehen könnte, ausgeübt werde. Sie werden sorgfältig alles vermeiden, was in die Zukunft das so glücklich wieder hergestellte gute Einverständniß stören könnte, und werden denjenigen, welche einem oder dem andern der contrahirenden Theile etwa Nachtheile zufügen wollten, weder mittel- noch unmittelbar einigen Beystand leisten, oder einigen Schutz angedeihen lassen.

Art. 2. Alle auf beyden Seiten sowohl zu Lande als zu Wasser gemachte Kriegsgefangene und während des Kriegs weggeführte Geißeln sollen ohne Lösegeld spätestens 6 Wochen nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats, nach Bezahlung der Schulden, die sie während ihrer Gefangenschaft gemacht haben, zurück gegeben werden. Ein jeder der contrahirenden Theile soll die Vorschüsse vergüten, welche von einem derselben für die Unterhaltung der Kriegsgefangenen geschehen sind. Es soll zu diesem Ende eine gemeinschaftliche Commission ernannt, und ihr aufgetragen werden, die Compensationen, welche einer oder der andere der contrahirenden Mächte etwa zukommen möchten, zu bestimmen, und in das Reine zu bringen. Man wird gemeinschaftlich den Ort und die Zeit bestimmen, wo und wann sich die Commissarien versammeln sollen, denen die Vollziehung dieses Artikels wird aufgetragen werden, und wobey nicht nur die bestrittenen Kosten für die Kriegsgefangenen der beyden Nationen, sondern auch für die fremden Truppen in Anschlag gebracht werden sollen, welche, ehe sie gefangen wurden, in dem Solde und zur Disposition einer von den contrahirenden Mächten waren.

Art. 3. Se. Großbritannische Majestät geben der Französischen Republik und ihren Alliirten, nähmlich Sr. katholischen Majestät und der Batavischen Republik, alle Besitzungen und Colonien, welche ihnen zugehörten, und während dieses Krieges entweder in Besitz genommen, oder erobert worden sind, jedoch mit Ausnahme der Insel Trinidad, und der Holländischen Besitzungen auf der Insel Ceylon, wieder zurück.

Art. 4. Se. katholische Majestät treten an Se. Brittische Majestät die Insel Trinidad ab, und garantiren das Eigenthum und den Besitz derselben.

Art. 5. Die Batavische Republik tritt mit der Garantie des Eigenthumes und der Souveränität an Se. Brittische Majestät alle Besitzungen

und Pflanzungen auf der Insel Ceylon ab, welche vor dem Kriege der Republik der vereinigten Provinzen, oder der Ostindischen Compagnie gehörten.

Art. 6. Der Hafen des Vorgebirgs der guten Hoffnung verbleibt der Batavischen Republik als Eigenthum mit allen Souveränitäts-Rechten, wie vor dem Kriege. Die Schiffe von jeder Gattung, welche den übrigen contrahirenden Theilen zugehören, sollen die Befugniß haben, daselbst einzulaufen, und so wie vormahls die nöthigen Verproviantirungen einzukaufen, ohne andere Abgaben als diejenigen zu bezahlen, welche die Batavische Republik ihrer eigenen Nation auflegt.

Art. 7. Die Gebiethe und Besitzungen Sr. allergetreuesten (Portugiesischen) Majestät, verbleiben im Ganzen so wie sie vor dem Kriege waren; nur sind die Gränzen der Portugiesischen Guyanne, bis an den Arawary-Fluß, der oberhalb dem Nord-Cap sich bey Nertiga und Penitence, ungefähr unter 1 1/3 Grad nördl. Breite in den Ocean ergießt, bestimmt. Diese Gränzen sollen diesem Fluß von seiner von dem Nord-Cap entferntesten Mündung an bis zu seiner Quelle folgen, und alsdenn eine gerade Linie von dieser Quelle bis an den Rio-Brance gegen Westen gezogen werden. Dem zu Folge sollen das nördliche Ufer des Flusses Arawary, von seiner letzten Mündung an bis an seine Quelle, und die Ländereyen, die sich gegen Norden von der hier oben bestimmten Gränzlinie befinden, mit aller Souveränität der Französischen Republik gehören; so wie das mittägige Ufer dieses Flusses von der nähmlichen Mündung an, und alle südliche Ländereyen der erstbenannten Gränzlinie Sr. allergetreuesten Majestät verbleiben sollen. Die Schifffahrt auf dem Arawary-Fluß soll zwischen beyden Nationen gemeinschaftlich seyn. Die Verfügungen, welche zwischen den Höfen von Madrid und von Lissabon wegen der Bestimmung ihrer Gränzen in Europa getroffen worden sind, sollen nach dem, was desfalls in dem Tractat von Badajoz festgesetzt worden ist, vollzogen werden.

Art. 8. Die Gebiethe, Besitzungen und Rechte der erhabenen Pforte verbleiben in ihrer Integrität, so wie sie vor dem Kriege waren.

Art. 9. Die Republik der sieben Inseln wird anerkannt.

Art. 10. Die Inseln Malta, Gozo und Comino sollen dem Orden des heiligen Johannes von Jerusalem wieder zurück gegeben, und von ihm unter der nähmlichen Bedingung besessen werden, wie er sie vor dem Kriege besaß, jedoch unter folgenden Festsetzungen:

1) Die Ritter des Ordens, deren Zungen nach der Auswechselung der Ratificationen des gegenwartigen Tractats noch bestehen, werden eingeladen, sobald als die Auswechslung der Ratificationen Statt gehabt hat, nach Maltha zurück zu kehren. Sie werden alsdann ein General-Kapitel halten, und zur Wahl eines unter den Eingebornen der Nationen, deren Zungen verbleiben, gewählten Großmeisters schreiten; dafern eine solche Wahl nicht seit der Auswechslung der Präliminarien bereits geschehen ist. Allein es versteht sich, daß nur eine in diesem Zeitraum geschehene Wahl als gültig werde anerkannt werden, mit Ausschließung einer jeden andern, welche etwa vor dieser Zeit Statt gehabt haben möchte.

2) Da die Regierungen von Großbritannien, und der Französischen Republik wünschen, den Orden und die Insel Maltha in einen, in ihrem Betracht ganz unabhängigen Stand zu versetzen; so sind sie dahin überein gekommen, daß in Zukunft weder eine Englische, noch eine Französische Zunge seyn soll, und daß kein Individuum, welches der einen oder der andern dieser Mächte angehöret, in den Orden der Johanniter aufgenommen werden könne.

3) Es soll eine Maltheſische Zunge errichtet, und von den Territorial-Einkünften und den Handlungs-Zöllen der Insel unterhalten werden. Diese Zunge soll die ihr eigenthümliche Würden, ihre Besoldungen und eine Herberge erhalten. Die Ahnenprobe soll nicht nothwendig seyn, um als Ritter bey dieser Zunge aufgenommen zu werden. Sie sollen zu allen Würden fähig seyn, und alle Vorrechte, gleich den Rittern der übrigen Zungen, genießen. Alle Municipal-, Verwaltungs-, bürgerliche, gerichtliche und andere von der Regierung der Insel abhängige Ämter sollen wenigstens zur Hälfte durch Einwohner der Inseln von Maltha, Gozo und Comino besetzt werden.

4) Die Truppen Sr. Brittischen Majestät sollen die Insel, und was dazu gehört, in drey Monathen, nach der Auswechslung der Ratificationen, oder wenn es möglich ist, noch früher verlassen. Zu dieser Zeit soll die Insel dem Orden in dem Zustand, worin sie sich befindet, wieder eingeraumt werden, dafern der Großmeister, oder die nach den Statuten des Ordens dazu hinlänglich bevollmächtigten Commissarien sich auf besagter Insel befinden, um Besitz davon zu nehmen, und die Truppen, welche Se. Sicilianische Majestät, wie hier unten weiter festgesetzt ist, dahin schicken sollen, daselbst angekommen seyn werden.

5) Wenigstens die Hälfte der Besatzung soll immer aus eingebornen Maltheſern bestehen, wegen der Übrigen hat der Orden die Befugniß, unter den Eingebornen derjenigen Staaten, welche im Besitze eigener Zungen verbleiben, werben zu lassen. Die Maltheſischen Soldaten sollen auch Maltheſische Officiere haben. Der Oberbefehl der Besatzung und die Ernennung der Officiers gebührt dem Großmeister, welcher sich derselben, auch bloß auf einige Zeit, nur zu Gunsten eines Ritters, und mit Genehmigung des Ordens-Rathes entschlagen kann.

6) Die Unabhängigkeit der Insel Maltha, Gozo und Comino, so wie die gegenwärtige Übereinkunft, werden unter den Schutz und die Garantie von Groß-Britannien, Frankreich, Österreich, Spanien, Rußland und Preußen gesetzt.

7) Die Neutralität des Ordens und der Insel Maltha mit ihren Zugehörungen wird hiermit öffentlich verkündigt.

8) Die Häfen von Maltha sind offen für den Handel, und die Schifffahrt aller Nationen, welche daselbst gleiche und mäßige Abgaben bezahlen sollen. Diese Abgaben werden zum Unterhalte der Maltheſischen Zunge, wie sie es im §. 3. festgesetzt ist, ferner zu den bürgerlichen und militärischen Einrichtungen der Insel, und zur Unterhaltung eines für alle Flaggen offenen allgemeinen Lazareths verwendet.

9) Die barbarischen Staaten sind von den Verordnungen der beyden vorhergehenden Paragraphe so lange ausgeschlossen, bis mittelst einer Übereinkunft, wozu die contrahirenden Mächte die Gelegenheit verschaffen werden, das System der Feindseligkeiten, welches zwischen den gedachten barbarischen Staaten, dem Orden des heil. Johannes, und den Mächten, welche eigene Zungen besitzen, oder daran Theil haben, besteht, aufgehoben seyn wird.

10) Der Orden wird sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen nach denselben Statuten regiert, welche zur Zeit, als die Ritter die Insel verließen, geltend waren, in so fern der gegenwärtige Vertrag keine Änderung darin macht.

11) Die Verfügungen der §§. 3. 5. 7. 8. und 10. werden in der gewöhnlichen Form zu Gesetzen und bleibenden Statuten des Ordens erhoben, und der Großmeister, oder wenn er in dem Augenblicke, wo die Insel dem Orden wiederübergeben wird, nicht daselbst wäre, dessen Stellvertreter, sind verbunden, die pünctliche Beobachtung derselben eidlich anzugeben.

12) Se. Sicilianische Majestät soll ersucht werden, zwey tausend Mann Eingeborne ihrer Staaten herzugeben, um in den verschiedenen Festungen der Insel als Besatzung zu dienen. Diese Truppen sollen ein Jahr daselbst bleiben, von der Übergabe der Insel an die Ritter an gerechnet, und wenn nach Verlauf dieser Frist der Orden nach dem Befund der garantirenden Mächte noch nicht eine hinreichende Truppenzahl angeworben hätte, um die Besatzung der Insel und ihrer Zugehörungen nach Maßgabe des §. 5. auszumachen, so sollen die Neapolitanischen Truppen noch so lange daselbst bleiben, bis sie durch eine von den gedachten Mächten für hinreichend erkannte Truppenzahl ersetzt seyn werden.

13) Die in dem §. 6. genannten Mächte, nähmlich Großbritannien, Frankreich, Österreich, Spanien, Rußland und Preußen sollen eingeladen werden, den gegenwärtigen Verabredungen beyzutreten.

Art. 11. Die Französischen Truppen werden das Königreich Neapel, und den Römischen Staat räumen; die Englischen Truppen werden ebenfalls Porto-Ferrajo, und überhaupt alle Häfen und Inseln räumen, welche sie im Mittel- oder Adriatischen Meere besetzt halten sollten.

Art. 12. Die durch den gegenwärtigen Tractat stipulirten Räumungen, Abtretungen und Zurückgaben sollen für Europa in einem Monathe geschehen; für das feste Land und die Meere Amerika's und Afrika's in 3 Monathen; für das feste Land und die Meere Asiens in 6 Monathen, welche auf die Ratification des gegenwärtigen Definitiv-Tractats folgen werden; ausgenommen in dem Fall, worin dagegen besonders anders verfügt worden ist.

Art. 13. In allen durch den gegenwärtigen Tractat bestimmten Fällen von Zurückgabe sollen die Befestigungen in dem Zustande zurück gegeben werden, worin sie sich in dem Augenblicke der Unterzeichnung der Präliminarien befanden, und alle Werke, welche seit der Besitznahme werden errichtet worden seyn, sollen unberührt bleiben. Man ist überdieß darin überein gekommen, daß in allen stipulirten Abtretungsfällen den Einwohnern, von welchem Stande oder Nation sie immer seyn mögen, eine Zeitfrist von 3 Jahren, von der Bekanntmachung des gegenwärtigen Tractates an, zugestanden werden, um über ihr, sowohl vor als nach dem gegenwärtigen Kriege erworbenes oder besessenes Eigenthum Verfügungen zu treffen; in welchem Zeitraume von 3 Jahren sollen sie ihre Religion frey ausüben, und ihres Eigenthums genießen können. Das nähmliche Recht ist in den zurück gegebenen Ländern allen denjenigen, sowohl Einwohnern als andern, zugestanden, welche in der Zeit, worin diese Länder von Großbritannien besetzt waren, darin irgend einige Anlegungen werden gemacht haben. In Rücksicht der Einwohner der zurück gegebenen, oder abgetretenen Länder, ist man überein gekommen, daß keiner derselben in seiner Person, oder in seinem Eigenthume, unter keinerley Vorwand, wegen seines Benehmens oder politischer Meinung, oder seiner Anhänglichkeit an eine der contrahirenden Parteyen, oder wegen ganz anderer Ursache; es sey dann wegen gemachter Privat-Schulden; oder wegen Handlungen, die nach dem gegenwärtigen Tracate vorgefallen sind, soll können verfolgt, beunruhigt oder gestört werden.

Art. 14. Alle von beyden Seiten auf die Fonds, Einkünfte und Activ-Schulden, von welcher Art sie seyn mögen, einer der contrahirenden Mächte, oder ihren Bürgern, oder Unterthanen gehörig, gelegten Sequestrirungen sollen unmittelbar nach der Unterzeichnung dieses Definitiv-Tractats aufgehoben werden. Die Entscheidung aller Ansprüche zwischen Individuen der respect. Nationen, wegen Schulden, Eigenthum, Effecten oder irgend einiger Rechte, welche den angenommenen Gewohnheiten dem Völkerrechte gemäß, bey dem Zeitpuncte des Friedens wieder vorgebracht werden dürften, soll vor die gehörigen Gerichtsstühle gebracht werden, und in den Fällen soll in den Ländern, wo die Ansprüche werden gemacht werden, eine schleunige und vollständige Gerechtigkeit geleistet werden.

Art. 15. Die Fischereyen auf den Küsten von Terre-Neuve und den umliegenden Inseln, und in dem St. Lorenz-Meerbusen, werden wieder auf den nähmlichen Fuß gesetzt, worin sie vor dem Kriege waren. Die Französischen Fischer von Terre-Neuve und die Einwohner der Insel St. Peter und Miquelon sollen das Holz fällen können, welches ihnen nöthig seyn wird, in den kleinen Meerbusen Fortune und Desespoir, während des ersten Jahrs, von der Bekanntmachung des gegenwärtigen Tractats an zu rechnen.

Art. 16. Um allen Ursachen zu Klagen und Streitigkeiten zuvor zu kommen, welche bey der Gelegenheit der zur See gemachten Prisen, nach der Unterzeichnung der Präliminar-Artikel, entstehen könnten, ist man wechselseitig überein gekommen, daß die Schiffe, welche in dem Canale und in den Nordmeeren nach Verfluß von 12 Tagen, von der Auswechslung der Ratificationen der Präliminar-Artikel an zu rechnen, könnten genommen worden seyn, sollen von beyden Seiten zurück gegeben werden, daß die Zeitfrist von 1 Monathe, von dem Canale und den Nordmeeren an, bis an die Canarischen Inseln einschließlich, sowohl im Ocean, als im Mittelmeere, seyn soll; von 2 Monathen, von den Canarischen Inseln an bis an den Äquator; und endlich von 5 Monathen an allen übrigen Theilen der Welt, ohne irgend eine Ausnahme, noch einem andern mehr besondern Unterschiede der Zeit und des Orts.

Art. 17. Die Gesandten, Minister und andere Agenten der contrahirenden Mächte sollen gegenseitig in den Staaten der besagten Mächte des nähmlichen Ranges, der nähmlichen Privilegien, Vorrechte und Immunitäten genießen, deren die Agenten der nahmlichen Classe vor dem Kriege genoßen.

Art. 18. Da die Linie des Hauses Nassau, welche in der ehemahligen Republik der vereinigten Provinzen, gegenwärtig die Batavische Republik, etablirt war, daselbst sowohl im Privat-Eigenthume, als durch die in diesem Lande angenommene Constitutions-Veränderung Verlust erlitten hat, soll derselben eine Vergütung von gleichem Werthe für den besagten Verlust verschafft werden.

Art. 19. Der gegenwärtige Definitiv-Friedens-Tractat wird für die hohe Ottomanische Pforte, welche mit Sr. Brittischen Majestät alliirt ist, für gemeinschaftlich erklärt, und die hohe Pforte wird eingeladen werden, ihren Beytrittsact in der möglichst kürzesten Zeit zu liefern.

Art. 20. Man ist überein gekommen, daß die contrahirenden Parteyen, auf die von ihnen gegenseitig, oder von ihren Ministern und Officieren hierzu gehörig bevollmächtigt, gemachten Requisitionen sollen gehalten seyn, die Personen der Gerechtigkeit zu überliefern, welche der Verbrechen des Mordes, der Verfälschung, oder betrüglichen Bankerottes, in der Gerechtigkeit der requirirenden Partey begangen, angeklagt sind, wenn dieß nur nicht eher geschieht, als bis die offenbare Gewißheit des Verbrechens so sehr bestätiget ist, daß die Gesetze des Ortes, wo man die so schuldige Person entdecken wird, ihre Verhaftnehmung und ihre Überlieferung, an das Gerücht würden authorisirt haben, im Falle, daß das Verbrechen daselbst wäre begangen worden. Die Unkosten der Verhaftung und Überlieferung an das Gericht sollen diejenigen tragen, welche die Requisition machen werden; wohl verstanden, daß dieser Artikel auf keine Weise die vor dem Abschlusse dieses Definitiv-Tractats begangenen Verbrechen des Mordes, der Verfälschung, oder eines betrügerischen Bankerottes, angehet.

Art. 21. Die contrahirenden Parteyen versprechen, alle in dem gegenwärtigen Tractate enthaltenen Artikel aufrichtig und redlich zu beobachten, und sie werden nicht zugeben, daß demselben von ihren Bürgern oder respect. Unterthanen directer oder indirecter Weise zuwider gehandelt werde, und die besagten contrahirenden Theile garantiren sich überhaupt und gegenseitig alle Verträge des gegenwärtigen Tractats.

Art. 22. Der gegenwärtige Tractat wird von den contrahirenden Theilen in Zeit von 30 Tagen oder früher, wenn es geschehen kann, ratificirt werden; und die Ratificationen werden in gehöriger Form zu Paris ausgewechselt werden.

Zur Urkunde dessen haben wir Unterzeichnete Bevollmächtigte mit unserer Hand, und in Kraft unserer resp. Vollmachten, den gegenwärtigen Tractat unterzeichnet, und darunter unsere resp. Siegel abdrucken lassen.

So geschehen zu Amiens, am 4. Germinal, J. 10. (25. März 1802).

(Unterzeichnet)

Cornwallis. Bonaparte. Azara und Schimmelpenninck.

In Rücksicht des 18. Artikels des obigen Definitiv-Tractats, in welchem Artikel von der Entschädigung des Hauses Nassau-Oranien geredet wird, ist noch folgende Separat-Convention zwischen Joseph Bonaparte und Burger Schimmelpenninck geschlossen worden.

Separat-Convention.

Unterzeichneter Bevollmächtigter der Französischen Republik erklärt in Übereinkunft mit der bereits existirenden Convention zwischen der Französischen und Batavischen Republik, und Kraft der speciellen Vollmachten, mit denen er von seiner Regierung versehen ist, daß verstanden werden soll, daß die Schadloshaltung zum Behuf des Hauses Nassau, die durch den 18. Artikel des Definitiv-Tractats stipulirt worden, in keiner Hinsicht und auf keine Weise der Batavischen Republik zur Last kommen soll; zu welchem Ende sich die Französische Regierung für die Batavische Republik zum Garant macht. Der Unterzeichnete Bevollmächtigte der Batavischen Republik nimmt im Nahmen derselben die oben gemeldete Garantie an, welche den 18. Artikel des Definitiv-Tractats erklärt, der heute von den bevollmächtigten Ministern der contrahirenden Mächte unterzeichnet worden. Gegenwärtige Convention soll durch die gegenseitigen Regierungen ratificirt, und die Ratificationen sollen in gehöriger Form ausgewechselt werden.

So geschehen zu Amiens, den 6. Germinal, J. 10. (27. März 1802.)

(Unterzeichnet)

J. Bonaparte. R. J. Schimmelpenninck.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Stanford University Libraries
3 6105 014 724 988

D
1
A7
V.1
:4078
LOCKED
STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.